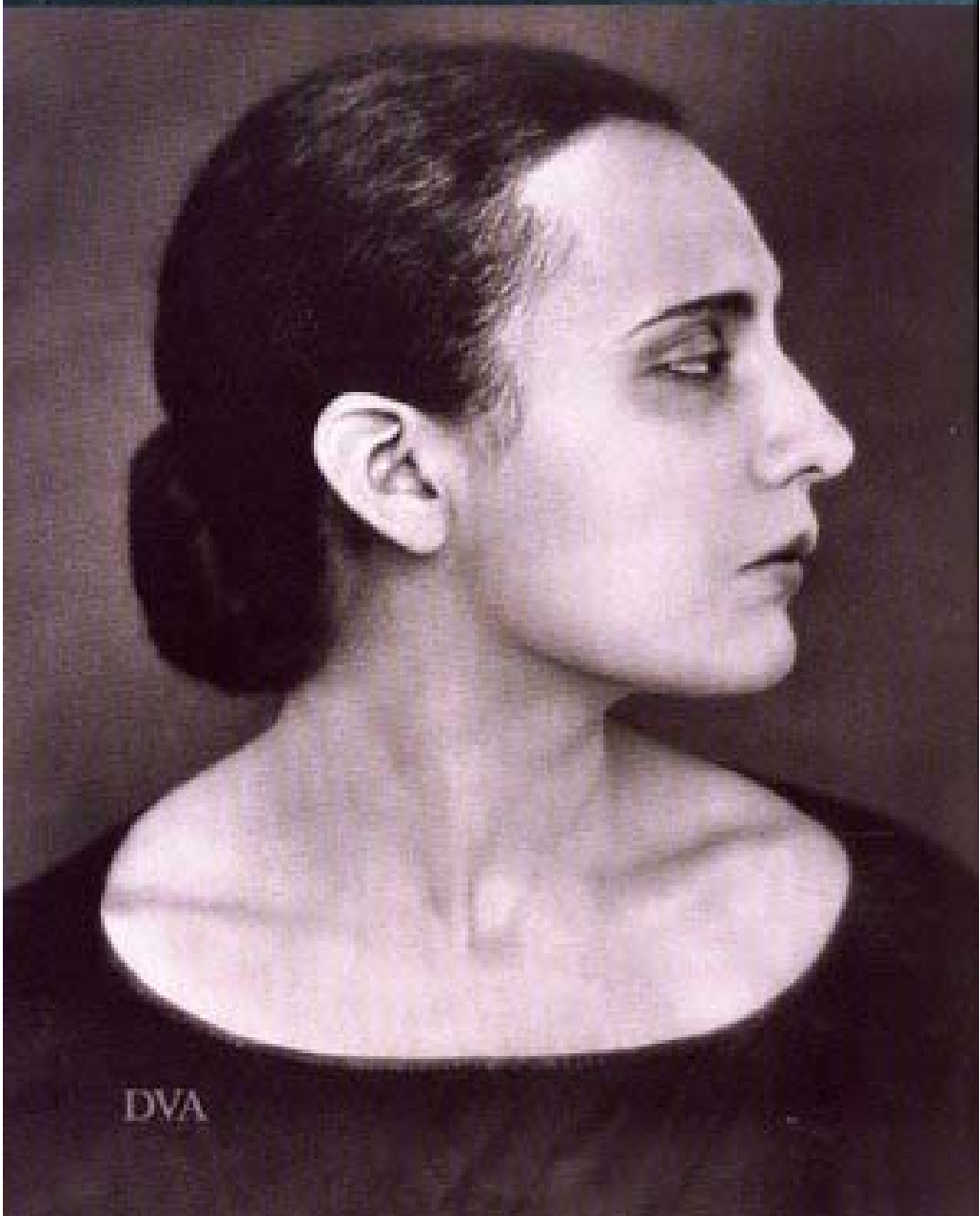
Dieses E-Book ist nicht für den Verkauf bestimmt.

Roman

# Carlos Fuentes

## *Die Jahre mit Laura Díaz*



DVA

# Carlos Fuentes

## *Die Jahre mit Laura Díaz*

Roman

Aus dem mexikanischen Spanisch
von Ulrich Kunzmann

Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart München

Die Originalausgabe erschien 1999 unter dem Titel
»Los anas con Laura Dîaz« bei Alfaguara, Mexiko

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Ein Titeldatensatz für diese Publikation ist bei Der Deutschen Bibliothek erhältlich
2. Auflage April 2000
© 1999 by Carlos Fuentes
© für die deutschsprachige Ausgabe 2000
by Deutsche Verlags-Anstalt GmbH, Stuttgart München
Alle Rechte vorbehalten
Scan by an unsung hero
Bearbeitet von Brrazo 01/2006
Satz: Stempel Garamond (Quark Xpress) im Verlag Druck und
Bindearbeit: Friedrich Pustet, Regensburg
Diese Ausgabe wurde auf chlor- und säurefrei
gebleichtem, alterungsbeständigem Papier gedruckt.
Printed in Germany
ISBN 3-421-05273-5

*Dieses Buch über meine Vorfahren*
*widme ich meinen Nachkommen,*
*meinen Kindern*
*Cecilia*
*Carlos*
Natasha

## *I. Detroit: 1999*

Ich kannte die Geschichte. Nicht die Wahrheit. Selbst der Grund meiner Anwesenheit war in gewisser Weise eine Lüge. Ich kam nach Detroit, um mit einer Fernsehdokumentation über die mexikanischen Wandmaler und ihre Werke in den Vereinigten Staaten zu beginnen. Insgeheim interessierte es mich jedoch mehr, den Niedergang einer Großstadt zu fotografieren, des ersten Zentrums der Automobilindustrie, nichts weniger; des Ortes, an dem Henry Ford die Serienfertigung jener Maschine erfand, die unser Leben mehr als jede Regierung bestimmt.

Einer der Beweise für die große Bedeutung der Stadt ist, daß sie 1932 den mexikanischen Künstler Diego Rivera einlud, die Wände des Detroit Institute of Arts mit Gemälden zu schmücken, und heute, 1999, kam ich – so der offizielle Grund meiner Reise –, um eine Fernsehserie über dieses und andere mexikanische Wandbilder in den Vereinigten Staaten zu drehen. Ich wollte mit Rivera in Detroit anfangen, mit Orozco in Dartmouth und Kalifornien weitermachen und mir danach einen geheimnisvollen Siqueiros vornehmen, den es, laut Auftrag, in Los Angeles zu entdecken galt. Schließlich sollten die verschollenen Werke von Rivera selbst folgen: das Wandgemälde im Rockefeller Center, das vernichtet wurde, weil es Lenin und Marx zeigte, und die Serie für die New School – mehrere große Bildflächen, die ebenfalls verschwunden sind.

So mein Auftrag. Und ich hatte auch einen persönlichen Grund, warum ich unbedingt in Detroit damit anfangen wollte. Ich wollte den Verfall dieser Industriemetropole fotografieren, zum würdigen Gedenken an unser schreckliches zwanzigstes Jahrhundert. Wozu mich weder der Wunsch trieb, als sittlicher Mahner aufzutreten, noch irgendeine apokalyptische Vorliebe für Elend und Häßlichkeit, nicht einmal einfacher Humanismus.

Ich bin Fotograf, wenn auch nicht der wunderbare Sebastian Salgado oder gar die fürchterliche Diane Airbus. Wäre ich Maler, würde ich gern mit der problemlosen Klarheit eines Ingres arbeiten, den innerlichen Qualen eines Bacon. Ich habe es mit dem Malen versucht und bin gescheitert; und habe doch nicht aufgegeben. Ich habe mir gesagt, daß die Kamera der Pinsel unserer Zeit ist, bin hier, um einen Auftrag zu erfüllen, und doch auch aus anderem Grund – vielleicht mit einer Vorahnung.

Ich stand früh auf, um Zeit für mein Projekt zu haben, bevor das Filmteam bei den Wandbildern Diegos eintraf. Es war sechs Uhr an einem Februarmorgen. Ich war auf die Dunkelheit gefaßt, hatte mit ihr gerechnet. Daß sie sich aber derartig hinzog, machte mich nervös.

»Wenn Sie einkaufen wollen, wenn Sie ins Kino wollen, das Hotel hat eine Limousine, um Sie hinzubringen und wieder abzuholen«, sagten sie mir an der Rezeption.

»Das Einkaufszentrum ist zwei Straßenecken von hier«, antwortete ich halb erstaunt und halb ärgerlich.

»Wir übernehmen keine Verantwortung«, erklärte der Empfangschef mit einem affektierten Lächeln seines

Dutzendgesichts. Wenn der Ärmste geahnt hätte, daß ich weiter wollte, viel weiter als bis zum Einkaufszentrum. Ich sollte, ohne es zu wissen, bis mitten in die Hölle der Trostlosigkeit gelangen. Ich lief schnell, ließ die Gruppe der Wolkenkratzer zusammengeschart hinter mir, wie eine Konstellation von Spiegeln – eine neue mittelalterliche, gegen den Ansturm der Barbaren geschützte Stadt –, und nach kaum zehn, zwölf Häuserblocks hatte ich mich in einem dunklen, ausgebrannten, mit Abfallkrusten gesprenkelten Ödland verirrt.

Bei jedem Schritt, den ich tat, streckte ich die Hand aus, um mich vorzutasten – wegen der andauernden Dunkelheit aufs Geratewohl, denn meine Kamera war mein einziges Auge, ich ein moderner Polyphem, der das rechte Auge an das Monokel der Leica drückte, das linke blind geschlossen hielt. Manchmal stolperte ich, dann wieder versank ich mit den Füßen in etwas Unsichtbarem, das ich nur riechen konnte, wie ein Polizeihund. Langsam drang ich tiefer und tiefer in eine Nacht ein, die einfach nicht aufhören wollte, sondern sich selbst immer neu gebar. In Detroit erwächst die Nacht aus der Nacht.

Für einen Augenblick ließ ich die Kamera auf die Brust sinken, spürte den dumpfen Schlag der Blende gegen mein Zwerchfell, und mein Eindruck bestätigte sich: Was mich umgab, war nicht die sich bis in den Wintermorgen hineinziehende Nacht und auch nicht, wie mir meine Phantasie vorgegaukelt hatte, die ruhelose Gefährtin des Tages, jene immer neu entstehende Dunkelheit.

Es war eine andauernde Dunkelheit, eine der Stadt fest zugehörige Finsternis, ihre Begleiterin, ihr getreuer

Spiegel. Ich brauchte mich nur einmal im Kreis zu drehen und mich inmitten der gleichförmigen, grauen Wüstenei zu sehen. Hier und da von Pfützen geschmückt, von vergänglichen Pfaden, die furchtsame Füße hinterlassen hatten, von nackten Bäumen, noch schwärzer als diese Landschaft nach der Schlacht. Fern, gespenstisch waren Hausruinen zu erblicken, Gebäude aus dem letzten Jahrhundert mit eingesunkenen Dächern, eingestürzten Schornsteinen, blinden Fensterscheiben, kahlen Vorhöfen, ramponierten Türen; hier und da schmiegte sich ein verdorrter Baum zärtlich und schamlos an eine schmutzige Dachluke. Ein einsamer Schaukelstuhl wippte knarrend und erinnerte mich vage an andere Zeiten, von denen im Gedächtnis kaum eine Ahnung blieb.

*Einsame Gefilde, düstere Höhe,* wiederholte ich eine Erinnerung aus der Schulzeit, während meine Hände die Kamera nahmen und ich mich wieder vor mir sah, wie ich von Bild zu Bild eilte, Mexico fotografierte, Buenos Aires, wenn auch nicht vom Fluß aus, Rio, wenn auch nicht vom Meer, Carajo-Caracas, das entsetzliche Lima, Bogota, ohne heiligen Glauben oder mit, das hoffnungslose Santiago. Ich zeichnete das zukünftige Geschick unserer lateinamerikanischen Städte in die Gegenwart der größten aller Industriemetropolen, des Zentrums des Automobilbaus, der Wiege der Fließbandarbeit und des Mindestlohns: Detroit, Michigan. Ich fotografierte alles, die alten Karosserien, die einsam auf den noch einsameren Ödflächen lagen, die unverhofft auftauchenden, mit Glasscherben gepflasterten Straßen, die aufflimmernden Lichter der kleinen Läden. Was gab es dort?

Was verkaufte man an den wenigen beleuchteten Ecken dieses ungeheuren schwarzen Lochs? Beinahe geblendet betrat ich eine der Buden, um eine Limonade zu bestellen.

Ein Paar, ebenso aschgrau wie der Tag, musterte mich mit einem Blick, der spöttisch, schicksalsergeben, einladend und boshaft zugleich war. Sie fragten, was ich wollte, und antworteten, hier gebe es alles.

Ich war wie benommen, vielleicht war es auch nur die Gewohnheit, jedenfalls verlangte ich auf spanisch eine »Coca«. Die beiden lachten blödsinnig.

»Wir Chaldäer verkaufen nur Bier und Wein«, sagte der Mann, »keine Drogen.«

»Dafür Lotterielose«, setzte die Frau hinzu.

Beinahe instinktiv lief ich zum Hotel zurück, zog die Schuhe aus, verschmiert mit dem Müll des Vergessens, und wollte mich gerade zum zweitenmal an diesem Tag duschen, als ich auf die Uhr sah. Das Team erwartete mich bereits in der Hotelhalle, und pünktlich zu sein war mein Markenzeichen, ich hatte ausdrücklich darum gebeten. Während ich mir die Jacke überstreifte, betrachtete ich vom Fenster aus die Landschaft draußen. Detroit war gleichzeitig eine christliche und eine islamische Stadt. Licht beschien die Spitzen der Wolkenkratzer und der Moscheen. Die übrige Welt lag weiter im Dunkeln.

Unser Team machte sich auf zum Kunstinstitut. Zunächst ging es erneut durch endlose Einöde, Straßengevierte aus Brachland, hier und da die Ruine einer viktorianischen Villa und am Ende der Stadtwüste (oder vielmehr in ihrer eigentlichen Mitte) ein kitschiges

Gebäude vom Anfang des Jahrhunderts, sauber jedoch, gut erhalten und geräumig, über eine breite Steintreppe und durch hohe Glas- und Eisentüren zugänglich: ein glückliches Mémento im großen Reisekoffer der Mißgeschicke, eine aufrechte, juwelengeschmückte Greisin, die alle ihre Nachkommen überlebt hatte, eine Rachel ohne Tränen. The Detroit Institute of Arts.

Im riesigen, von einem hohen Glasdach geschützten zentralen Innenhof fand eine Blumenausstellung statt, in der sich das Publikum drängte.

»Wo man die wohl hergeholt hat?« fragte ich einen Gringo aus dem Team, der mir mit einem Achselzucken antwortete, ohne die Überfülle der Tulpen, Chrysanthemen, Lilien und Gladiolen auch nur eines Blickes zu würdigen. Wir durchquerten den Hof in schnellem Tempo. Fernsehen und Film sind Aufgaben, die man im Eiltempo hinter sich zu bringen hat, denn schon drängt die Zeit zum Schnitt. Leider können sich die, die davon leben, keine andere Beschäftigung vorstellen, und so filmen sie und filmen und filmen. Wir sind zum Arbeiten gekommen.

Wir kamen zu Rivera, Diego – Diego Maria aus Guanajuato, Diego Maria Concepcion Juan Nepomuceno Estanislao de la Rivera y Barrientos Acosta y Rodrïguez, 1886-1957.

Man entschuldige mein Lachen. Es war ein gutes, ein unbezähmbares, anerkennendes und vielleicht wehmütiges Lachen. Worüber? Ich vermute, über die verlorene Unschuld, über den Glauben an die Industrie, daß sich Fortschritt, Glück und Geschichte dank der industriellen Entwicklung die Hand reichen. All diese Triumphe hat

Rivera in Detroit nach Gebühr besungen. Wie die namenlosen Baumeister, Maler und Bildhauer des Mittelalters, die die großen Kathedralen errichteten und ausschmückten, um den einzigen, unwandelbaren, unbezweifelbaren Gott zu loben, kam Rivera nach Detroit; voller Glauben wie einstmals die Pilger nach Canterbury und Compostela. Ich lachte auch deshalb, weil dieses Wandbild wie die bunte Postkarte einer schwarzweißen, beweglichen Szene aus Chaplins Film »Moderne Zeiten« war. Die gleichen spiegelblank polierten Maschinen, diese perfekten und unerbittlichen Räderwerke, ihre Zuverlässigkeit, die der Marxist Rivera als vertrauenswürdiges Zeichen des Fortschritts ansah, die Chaplin jedoch für gefräßige Rachen hielt, Maschinen, die den Arbeiter wie eiserne Mägen verschlangen, hinunterschluckten und schließlich als ein Stück Scheiße wieder ausspuckten.

Rivera nicht. Das hier war die industrielle Idylle, das Abbild der unermeßlich reichen Stadt, wie Rivera sie in den dreißiger Jahren kennengelernt hatte, als Detroit einer halben Million Menschen Arbeit und ein anständiges Leben bot.

Wie sah der mexikanische Maler diese Arbeiter?

Etwas ließ mich innehalten vor diesem Bild emsiger Betriebsamkeit in Räumen voller menschlicher Gestalten, die glänzende, schlangenförmige Maschinen bedienten, endlos wie die Eingeweide eines prähistorischen Tiers, das lange braucht, bevor es kriechend in die heutige Zeit gelangt. Ich brauchte lange, bis ich den Grund meines Innehaltens begriff. Erregt vom Gefühl schöpferischer Entdeckung, wie man es bei Fernseharbeiten sonst kaum

hat, kam ich mir wie der Szenerie enthoben vor. Da stand ich also vor diesem Wandbild Diego Riveras in Detroit, weil ich von meinem Publikum ebenso abhing wie womöglich auch Rivera von seinen Förderern. Aber er machte sich lustig über sie, setzte ihnen rote Fahnen und sowjetische Führer vor die Nase, vor ihre kapitalistischen Bollwerke. Ich dagegen verdiene keine Zensur und keinen Skandal: Entweder habe ich Erfolg, oder ich gehe unter, nichts weiter. Klick – und der Idiotenkasten ist aus. Da wird nichts mehr gefördert oder gepflegt, und es ist allen scheißegal. Wer erinnert sich schon noch an die erste Vorabendserie, die er in seinem Leben gesehen hat – oder, was das gleiche ist, an die letzte?

Aber da war noch etwas Seltsames an diesem so bekannten Wandgemälde, das mir keine Ruhe ließ und mir nicht erlaubte, ungehemmt zu filmen. Ich versuchte, ihm auf die Schliche zu kommen, gab vor, den besten Aufnahmewinkel, das beste Licht zu suchen. Techniker sind geduldig. Sie respektierten meine Bemühungen. Bis ich begriff. Ich hatte hingesehen, ohne genau zu beobachten. Alle von Diego gemalten nordamerikanischen Arbeiter drehten dem Betrachter den Rücken zu. Der Künstler hatte nichts als arbeitende Rücken gemalt, die wenigen weißen Gesichter trugen gläserne Schutzbrillen, um sich vor dem Funkenflug beim Schweißen zu schützen. Die Gesichter der Nordamerikaner waren anonym. Maskiert. Rivera hatte sie gesehen, wie sie uns Mexikaner sehen. Von hinten. Anonym. Gesichtslos. Dabei lachte er nicht, war nicht Charlie Chaplin; er war der Mexikaner, der wagte, ihnen zu sagen, ihr habt kein Gesicht. Er war der

Marxist, der den Weißen sagte, eure Arbeit trägt nicht euren Namen und nicht euer Gesicht, eure Arbeit gehört euch nicht.

Und wer sah den Betrachter an?

Die Schwarzen. Sie hatten Gesichter. Sie hatten sie im Jahr 1932, als Rivera zum Malen herkam und Frida ins Henry-Ford-Krankenhaus eingeliefert wurde und der große Skandal eine Heilige Familie war, die Diego unübersehbar in das Wandgemälde einbezog, um zu provozieren, obwohl Frida schwanger war und das Kind verlor und anstelle des Kindes eine Stoffpuppe zur Welt brachte, an deren Taufe Papageien, Affen, Tauben, eine Katze und ein Hirsch teilnahmen. Machte sich Rivera über die Gringos lustig, oder hatte er Angst vor ihnen und malte sie deshalb nicht mit dem Gesicht der Welt zugewandt?

Der Künstler weiß nie, was der Betrachter weiß. Wir kennen die Zukunft, nicht nur dieses Wandbild Riveras; wir kennen die Gesichter der Schwarzen, die er anzusehen wagte, die es wagten, uns anzusehen, und die ihre Fäuste nicht nur hatten, um Autos für Ford zu bauen. Unbewußt, aus reiner Intuition, malte Rivera im Jahr 1932 die Schwarzen, die am 30. Juli 1967 – dieses Datum ist tief ins Herz Detroits gegraben – die Stadt in Brand steckten, sie plünderten, mit Schüssen durchlöcherten, sie einäscherten und dem Leichenschauhaus dreiundvierzig Tote lieferten. Waren sie tatsächlich die einzigen, die auf dem Wandbild ihr Gesicht zeigten, diese dreiundvierzig zukünftigen Toten, die Diego Rivera 1932 malte, diese Schwarzen, die 1967 umkamen, zehn Jahre nach dem Tod des Malers, fünfundvierzig Jahre, nachdem er sie gemalt hatte?

Man kann ein Wandbild nur scheinbar mit einem einzigen Blick erfassen. Seine Geheimnisse erfordern eine lange, geduldige Betrachtung, einen Blick, der sich nicht auf den Raum des Gemäldes beschränkt, sondern all das ergründet, was darüber hinausweist, jenen unausweichlichen Zusammenhang, der den Blick der Gestalten und des Betrachters zeitlos macht. Es geschah etwas Erstaunliches: Ich mußte meinen Blick über die Grenzen des Wandbilds gleiten lassen, um gleich darauf mit einem harten Schnitt zu ihm zurückzukehren, wie eine Filmkamera, die von der Totalen blitzschnell in die brutale Nahaufnahme schaltet, zum Detail, zu den Gesichtern der Arbeiterinnen, vom kurzen Haar und den Overalls vermännlicht, dennoch ganz zweifellos Frauengestalten. Eine von ihnen war Frida. Doch dann ihre Gefährtin, nicht Frida, die andere Frau des Gemäldes: das Adlerprofil, das zu ihrer großen Gestalt paßte, ihr melancholischer Blick aus den umschatteten Augenhöhlen, die schmalen Lippen, die gerade durch ihre Feinheit sinnlich wirkten, als verkündete ihre Flüchtigkeit eine strenge, selbstgenügsame, den Lippenstift verschmähende Überlegenheit, so maßvoll wie unerschöpflich, überreich an Geheimnissen beim Reden, Essen, Lieben.

Ich betrachtete diese fast goldenen, mestizischen, halb europäischen und halb mexikanischen Augen, ich betrachtete sie, wie ich sie so oft in einem Paß betrachtet hatte, der vergessen in einer Schublade lag, genauso weltentrückt wie das Reisedokument selbst. Ich sah sie genau wie auf den Fotos, die überall in der Wohnung meines jungen, im Oktober 1968 ermordeten Vaters zur Schau gestellt, verstreut, beiseite gelegt waren. Jene

Augen, die in der direkten Erinnerung nicht mehr existierten, die mir mein Gedächtnis dennoch über dreißig Jahre in der Seele bewahrt hatte, bis in mein bald vierunddreißigstes Jahr, da unser zwanzigstes Jahrhundert seinem Tod entgegengeht. Zitternd betrachtete ich diese Augen, mit einem beinahe heiligen Schrecken, gewiß so lange, daß meine Arbeitskollegen innehielten und näher kamen, fehlte mir etwas?

Fehlte mir etwas? Erinnerte ich mich an etwas? Ich betrachtete das Gesicht jener schönen, fremdartigen, in Arbeiterkleidung steckenden Frau, und alle Formen der Erinnerung – des Gedächtnisses, all jener besonderen Augenblicke des Lebens – strömten in meinem Kopf wie ein entfesselter Ozean zusammen, dessen Wellen stets die gleichen und nie dieselben sind: Soeben hatte ich das Gesicht von Laura Dïaz erblickt. Jenes Gesicht, das aus der Überfülle des Wandgemäldes herausstach, war das einer einzigen Frau, und sie hieß Laura Dïaz.

Terry Hopkins, der Kameramann, ein alter – wenn auch junger –Freund, leuchtete die bemalte Wand ein letztes Mal aus, gab ihr mit einem Filter blaue Farbtöne, als handelte es sich, möglicherweise, um einen Abschied. Terry ist ein Dichter, und seine Beleuchtung verschmolz mit der des Sonnenuntergangs an jenem Februartag des Jahres 1999, den wir gerade erlebten.

»Bist du verrückt?« sagte er. »Du willst zu Fuß ms Hotel zurück?«

Ich weiß nicht, was für einen Blick ich ihm zuwarf, doch er sagte nichts weiter. Wir trennten uns. Sie luden das schwere (und teure) Aufnahmegerät ein und fuhren mit

ihrem Kleintransporter davon.

Ich blieb allein mit Detroit, der auf Knien liegenden Stadt. Langsam machte ich mich auf den Weg.

Hemmungslos, mit dem Ungestüm jugendlicher Selbstbefriedigung, zielte ich mit der Kamera in alle Richtungen, knipste die schwarzen Prostituierten und die jungen schwarzen Streifenpolizistinnen, die schwarzen Kinder mit den durchlöcherten Wollmützen und den kaum Wärme spendenden Parkas, die Alten, die sich an eine zum Straßenofen gemachte Mülltonne drückten, die verwahrlosten Häuser – ich spürte, wie ich in alles eindrang. Die Orte, in denen sich die Elenden einquartierten, die keinen anderen Unterschlupf hatten, die Junkies, die sich in den Ecken Lust und Dreck spritzten, sie alle knipste ich mit meiner Kamera, wie ein Provokateur, auf dem Weg durch eine blinde Galerie, ich der Unsichtbare, nicht sie, ich, der ich plötzlich die Zärtlichkeit, Wehmut und Zuneigung einer Frau wiedergefunden hatte, die ich zwar nie kennengelernt hatte, die mein Leben jedoch mit all jenen Formen der Erinnerung füllte, die sie bewußt und unbewußt ausmachten, mit ihren Vorzügen und Gefahren; einer Erinnerung, die eine Vertreibung aus dem eigenen Heim und gleichzeitig die Rückkehr ins mütterliche Zuhause war, ein tollkühnes Treffen mit dem Feind und das Heimweh nach der Höhle des Ursprungs.

Ein Mann mit einer brennenden Fackel rannte schreiend durch die Korridore des verlassenen Hauses und zündete alles Brennbare an. Ich bekam einen Schlag ins Genick und stürzte, im Blick einen einsamen, auf dem Kopf stehenden Wolkenkratzer, darunter einen kalten und trüben Himmel.

Ich berührte das glühende Blut des Sommers, der noch nicht kam, trank die Tränen, die nichts ändern an der dunklen Farbe der Haut, vernahm die Geräusche der Nacht, doch nicht ihr ersehntes Schweigen; ich sah Kinder in den Ruinen spielen, betrachtete die ruhende Stadt, die sich schamlos abhorchen ließ. Ich fühlte mich, meinen ganzen Körper, bedrängt durch eine Katastrophe aus Ziegeln und Rauch, das Brandopfer der Stadt, die Verheißung unbewohnbarer Städte, ein Heim für niemanden in niemandes Stadt.

Stürzend vermochte ich mich noch zu fragen, ob sich das Leben einer toten Frau genau so erleben läßt, wie sie es gelebt hat, ob man die Geheimnisse ihres Gedächtnisses entdecken, sich wie sie selbst daran erinnern kann.

Ich habe sie gesehen, ich werde mich an sie erinnern.

An Laura Dïaz.

## *II. Catemaco: 1905*

Manchmal läßt sich die Erinnerung wie mit Händen greifen. Die am häufigsten erzählte Familiensage hatte mit dem Mut von Großmutter Cosima Kelsen zu tun, als sie in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts nach Mexico-Stadt fuhr, um die Möbel und die Ausstattung für ihr Haus in Veracruz zu kaufen, und als auf der Rückfahrt die Postkutsche, in der sie reiste, von Banditen angehalten wurde, die noch die malerische Volkstracht der Chinacos trugen – breitkrempiger runder Hut, kurze Wildlederjacke, Hosen mit weiten Beinen, Kurzschaftstiefel und Sonorenser Sporen. Alles mit Knöpfen aus Altsilber besetzt.

Cosima Kelsen schilderte lieber diese Art Einzelheiten, als über das eigentliche Ereignis zu berichten. Was die Darstellung der kleinen Geschichte noch anschaulicher werden ließ, noch unglaublicher und außerordentlicher, so altvertraut sie uns auch vorkam, wurde sie doch von etlichen Stimmen erzählt und ging – man lasse die Redundanz gelten – von Hand zu Hand, denn um Hände (oder vielmehr um Finger) ging es in ihr.

Die Postkutsche wurde an jener seltsamen Stelle angehalten, die El Cofre de Perote heißt, wo der Reisende nicht hinauf in den Dunst gelangt, sondern aus klarer Berghöhe hinab in einen Nebelsee steigt. Die in Rauch gehüllte Gruppe der Chinacos erschien unter Pferdegewieher und Pistolendonner. »Geld oder Leben« war eigentlich das Losungswort, diese Banditen aber waren

origineller und verlangten: »Leben oder Leben«, als verstünden sie scharfsinnig den stolzen Seelenadel und die unbeugsame Würde, die die junge Dona Cosima ihnen von Beginn an zeigte.

Nicht einen Blick gönnte sie ihnen.

Der Anführer der Bande, ein früherer Hauptmann des geschlagenen kaiserlichen Heeres Maximilians, hatte lange genug mit dem Hof von Chapultepec zu tun gehabt, um auf soziale Unterschiede zu achten. Zwar war er in der Gegend von Veracruz wegen seiner sexuellen Gelüste berühmt – man nannte ihn den »Protz von Papantla« –, dennoch wußte er treffsicher zwischen einer Señora und einem leichten Mädchen zu unterscheiden. Den ehemaligen Kavallerieoffizier hatte die Niederlage des Kaisers, die schließlich zur Erschießung von Maximilian, Miramön und Mejia führte, zum Banditentum gezwungen. »Die drei M's, *mierda!«* rief der abergläubische mexikanische Condottiere manchmal. Der Respekt, den er vornehmen Damen erwies, stellte sich unwillkürlich bei ihm ein, der Räuber wußte genau, was er der jungvermählten Dona Cosima zu sagen hatte, die zuerst seine wie Kupfersulfat glänzenden Augen sah und dann die rechte Hand ostentativ ans Kutschenfenster legte.

»Bitte, Señora, geben Sie mir Ihre Ringe.«

Die Hand, die Cosima herausfordernd aus der Kutsche streckte, glänzte im Schmuck eines Goldreifs, eines augenblendenden Saphirs und eines perlenbesetzten Rings.

»Das sind mein Verlobungsring und mein Trauring. Die muß man mir erst abschneiden.«

Genau das tat der fürchterliche kaiserliche Chinaco, ohne lange zu zögern, als folgten beide dem entsprechenden Ehrenkodex: Mit einem Machetenhieb schnitt er der jungen Großmutter Dona Cosima Kelsen die vier hervorstehenden Finger der rechten Hand ab. Sie sträubte sich nicht. Der ungestüme kaiserliche Offizier nahm das rote Tuch herunter, das er nach altem Chinaco-Brauch um den Kopf geschlungen hatte, und bot es Cosima an, damit sie sich die Hand verbinden konnte. Er ließ die vier Finger in seinen Hut fallen und stand wie ein hochmütiger Dieb da, mit den Fingern der schönen Deutschen als Almosen. Als er sich schließlich den Hut wieder aufsetzte, rann ihm das Blut übers Gesicht. Dieses rote Bad wirkte bei ihm so natürlich wie bei anderen ein Kopfsprung in einen See.

»Danke«, sagte die junge und schöne Cosima und blickte ihn ein einziges Mal an. »Wünschen Sie sonst noch etwas?«

Als Antwort versetzte der Protz von Papantla dem nächststehenden Kutschpferd einen Peitschenhieb auf die Kruppe, und die Postkutsche rollte bergab, dem heißen Küstenland von Veracruz jenseits der Gebirgsnebel entgegen, ihrem Bestimmungsort.

»Daß mir keiner diese Señora noch einmal anrührt«, sagte der Anführer zu seiner Bande, und alle begriffen, daß dann ihr Leben auf dem Spiel gestanden hätte, aber auch, daß sich ihr Anführer für einen Augenblick, und vielleicht für immer, verliebt hatte.

»Aber wenn er sich in die Großmutter verliebt hatte, warum gab er ihr dann die Ringe nicht zurück?« fragte Laura Dïaz, als sie alt genug war, Fragen zu stellen.

»Weil er kein anderes Andenken an sie hatte«, antwortete Tante Hilda, die älteste der drei Töchter Cosima Kelsens.

»Aber was hat er denn mit den Fingern getan?«

»Darüber redet man nicht, Mädchen«, antwortete energisch und ärgerlich die zweite des Trios, die junge Dona Virginia, und ließ ihr Buch herabsinken, eines von den zwanzig, die sie voller Stolz jeden Monat las.

»Hut dich vorm Zigeuner«, sagte die gefräßige, Silben verschluckende Köchin der Hazienda mit ihrem Akzent des Küstenlandes. »Der schneidt Kinderfinger ab und macht Pasteten draus.«

Laura Dïaz besah sich ihre Hände – ihre Händchen –, sie streckte sie aus und schnipste unbekümmert mit den Fingern, als klimperte sie auf dem Klavier. Dann versteckte sie sie unter der Schulschürze mit den kleinen blauen Karos. Immer ängstlicher beobachtete sie, wie emsig sich die Finger im Haus des Großvaters regten, als wären alle zu jeder Zeit damit beschäftigt, das zu gebrauchen, was der Protz von Papantla der damals jungen, schönen, gerade erst angekommenen Großmutter Dona Cosima entrissen hatte. Tante Hilda spielte mit einer Art heimlichem Fieberwahn auf dem Steinway-Flügel, der aus New Orleans im Hafen von Veracruz eingetroffen war, nach einer langen Fahrt, die den Reisenden jedoch kurz vorkam, denn wie sie Señorita Kelsen erzählten, hatten die Möwen den Dampfer, oder vielleicht den Flügel, von Louisiana bis Veracruz begleitet.

»Besser wäre es für *Mutti* gewesen, nach *La Nouvelle-*

*Orléans* zu fahren, um den *Trousseau* zu kaufen«, prahlte und kritisierte Tante Virginia in einem Atemzug. Für sie war es so natürlich, verschiedene Sprachen zu vermischen, wie sie die Lektüre verschiedener Bücher vermischte und sich in untadeliger Haltung ihrem Vater widersetzte. New Orleans war jedenfalls die Veracruz am nächsten liegende Handelsmetropole. Dort hatte der von der Diktatur des Hinkebeins Santa Anna ins Exil getriebene junge Liberale Benito Juârez gearbeitet und in einer Fabrik kubanische Zigarren gewickelt. Ob es wohl eine Gedenktafel gab, nachdem Juârez die Franzosen besiegt und er, der so ein kleiner, häßlicher Indio war, den Befehl gegeben hatte, den ausnehmend stattlichen Habsburger Maximilian zu erschießen?

»Die Habsburger haben Mexiko länger als jeder andere regiert, vergiß das nicht. Mexiko ist österreichischer als sonst etwas«, sagte die belesene und schriftstellernde Virginia zu ihrer jüngeren Schwester Leticia, der Mutter von Laura Dïaz. Leticia ließen solche Belehrungen kalt, sie bedeuteten nichts für das, worauf es ihr ankam: ihr Heim, ihre Tochter, ihre Küche, ihre eifrige Hingabe an das tägliche Leben.

Die melancholischen Nachklänge hingegen, die Hildas gewandte Finger den Préludes Chopins, ihren Lieblingsstücken, verliehen, erhöhten alle Traurigkeit, die in dem geräumigen, aber einfachen Haus auf dem Hügel über dem tropischen See herrschte, bestehende, erinnerte und voraussehbare.

»Wären wir anders, wenn wir in Deutschland aufgewachsen wären?« fragte Hilda wehmütig.

»Ja«, antwortete Virginia schnell. »Und wenn wir in China geboren wären, wären wir noch ganz anders. *Assez de chinoiseries, ma chère. «*

»Hast du kein Heimweh?« wandte sich Hilda an Leticia.

»Wieso? Ich bin nie dort gewesen. Nur du«, sagte Virginia und wies Hilda damit zurecht, obwohl sie Leticia anblickte.

»Es gibt viel zu tun im Haus«, schloß Leticia.

Wie alle Landhäuser, die Spanien in der Neuen Welt hinterließ, hatte auch dieses nur ein Stockwerk, seine vier weißgekalkten Seiten waren auf einen Patio ausgerichtet, auf den die Türen des Eßzimmers, des Saals und der Schlafzimmer führten. Aus dem Patio fiel Licht in die Wohnräume, die Außenwände waren blind, eine Schutzmaßnahme und darüber hinaus ein Gebot des Schamgefühls.

»Wir leben hier, als bedrohten uns Indios, englische Piraten oder schwarze Rebellen«, sagte einmal die junge Virginia mit einem belustigten Lächeln. *»Aux armes!«*

Für die Rücksicht auf das Schamgefühl waren jedoch alle dankbar. Die Saisonarbeiter, die zur Kaffee-Ernte hergeholt wurden, waren neugierig, dreist, manchmal aufsässig und respektlos. Virginia verscheuchte sie mit spanischen Schimpfworten und lateinischen Zitaten, als wäre das junge Mädchen mit den schwarzen Augen, der weißen Haut und den schmalen Lippen eine der Hexen, die, wie es hieß, am anderen Seeufer hausten.

Wollte man ins Haus des Patrons, mußte man durch die große Tür eintreten. Die nach hinten liegende Küche ging

zu den Gehegen, Pferdeställen, Vorratskammern und aufs freie Feld, zu den Mühlen, den Rohrleitungen und dem Hof, wo die Ernte zum Schälen, Vergären, Waschen und Trocknen aufbereitet wurde.

Die Hazienda hatte von ihrem Gründer Felipe Kelsen den Namen *La Peregrina* – »Die Fremde« – erhalten, aus Verehrung für seine Frau, die unbezwingliche, verstümmelte Cosima. Es gab fünf Reitpferde, vierzehn Maultiere und fünfzig Rinder, doch nichts davon interessierte die kleine Laura. Nie ließ sie sich bei den Arbeiten blicken, die ihr Großvater mit strenger Hand leitete. Er beklagte sich zwar nicht, wies jedoch immerzu darauf hin, wie teuer die Arbeitskräfte doch seien, angesichts der Verderblichkeit des Kaffees und der Schwankungen, denen seine Vermarktung unterliege. Don Felipe sah sich zu ständigen Kontrollen gezwungen, ob die Bäume beschnitten und ihnen der für ihr Wachstum unentbehrliche Schatten gesichert war, ob die Kaffeesträucher ausgelichtet und von den Schößlingen getrennt wurden, der Boden gesäubert und die Trockenplätze beaufsichtigt.

»Kaffee ist nicht wie Zucker, dieses wilde Rohr, das überall wächst, Kaffee verlangt Disziplin«, erklärte der Patron Don Felipe ohne Unterlaß, während er über Mühlen, Schuppen, Ställe und die berühmten Trockenplätzen wachte; sein Tagesablauf teilte sich in die gründliche Feldaufsicht und die nicht minder gründliche Kontrolle der Rechnungen.

Laura hatte für das alles keinen Blick. Ihr gefielen die sich über die Hügel ausdehnenden Kaffeeplantagen, der dahinterliegende Urwald und der See, die an einer offenbar

verbotenen Stelle zusammentrafen. Die Kleine kletterte auf das flache Dach, um in der Ferne den »quecksilbrigen Spiegel« des Sees zu erspähen, wie ihn ihre Tante, die belesene Virginia, nannte, und sie fragte sich nicht, warum das Schönste an diesem Ort gleichzeitig das am wenigsten Nahe war, das, was sich ihrem Zugriff am meisten entzog. Sie streckte die Hand aus, als wolle sie es berühren, und gab ihrem Verlangen alle Macht der Welt. Alle Triumphe ihrer Kindheit überließ sie der Phantasie. Den See. Einen Vers.

Aus dem Salon schwebten die melancholischen Töne eines Préludes empor und stimmten Laura traurig, zugleich war sie aber zufrieden, daß sie dieses Gefühl mit ihrer Tante teilte, einer so schönen und so einsamen Frau, die zehn hochmusikalische Finger hatte.

Die Arbeiter hatten auf Anweisung des Großvaters, des Patrons Don Felipe Kelsen, die Hauswände mit einer Mischung aus Kalk und Agavensaft gestrichen, die die Mauern so glatt wie den Rücken einer Frau machte.

»Immer, wenn ich die Hauswände berühre, muß ich daran denken, wie ich deinen Rücken gestreichelt habe, deinen schönen, zarten, nackten Rücken. Erinnerst du dich?« sagte Großvater Don Felipe zu seiner immer noch aufrechten, obgleich schon schwerkranken Gattin.

Als die Großmutter am nächsten Morgen mit einem Seufzer starb, konnte ihr Ehemann endlich das durchsetzen, was sie zu ihren Lebzeiten immer abgelehnt hatte: ihr schwarze Handschuhe anzuziehen, die anstelle der vier fehlenden Finger der rechten Hand mit Watte ausgestopft waren.

Er schicke sie genauso in die Ewigkeit, sagte er, wie er sie empfangen habe, als die in der Ferne bestellte Braut mit zweiundzwanzig Jahren aus Deutschland eintraf: ganz wie auf ihrer Daguerreotypie, mit dem Haar, das in der Mitte geteilt und in zwei großen Halbkreisen angeordnet war, die beide von dem perfekten Scheitel mit seiner perfekten Symmetrie ausgingen und die Ohren bedeckten, als wollten sie die Perfektion der Perlmuttohrringe betonen, die von den verborgenen Ohrläppchen herabhingen.

»Die Ohren sind das häßlichste an einer Frau«, murrte Virginia.

»Du findest immer nur Fehler«, entgegnete Hilda.

»Ich lasse dich deklamieren, Virginia, und ich höre dich spielen, alles mit meinen abscheulichen kleinen Ohren«, lachte die Mama von Laura Dïaz. »Wie gut, daß *Mutti* in El Perote keine Ohrringe trug!«

Als Zweiundzwanzigjährige war Dona Cosima mit tiefschwarzer Haarmähne aus Deutschland gekommen, als wollte sie so die weiße Haut noch mehr hervorheben. Auf dem Bild drückte sie mit der rechten Hand einen Fächer an die Brust.

Hilda spielte schamhaft, aber leidenschaftlich Klavier, als wollte sie die Behinderung ihrer Mutter ausgleichen und sie obendrein beleidigen, indem sie ihr mit heimlichem Groll zu verstehen gab, ich kann es, du nicht, sie, die älteste und einzige Kelsen-Tochter, die zusammen mit ihrer Mutter Deutschland besuchen, ein einziges Mal, und in Köln einem Konzert des berühmten Pianisten und Komponisten Franz Liszt lauschen durfte.

Viele der europäischen Einwanderer sprachen voller Ironie über Mexiko, es sei ein Land von Indios und Bauernlümmeln, das eine solch üppige und reiche Natur besitze, daß man auch ohne Arbeit die unmittelbaren Bedürfnisse befriedigen könne. Indem man die Einwanderung von Deutschen förderte, sollte dieser Zustand überwunden, eine andere Natur, die der arbeitsamen Europäer, in Mexiko eingeführt werden. Die aber kamen, um den Boden zu bebauen, ertrugen das harte und einsame Leben nicht und wanderten in die Städte ab. Gerade deshalb blieb Felipe Kelsen seiner Verpflichtung treu, das Land unter Mühen zu bearbeiten und zwei Versuchungen abzuweisen: die Rückkehr nach Deutschland und Fahrten nach Mexico-Stadt wie jene, die seine Frau Côsima so teuer zu stehen gekommen war. Nach dem Konzert hatte Hilda zu ihrer Mutter gesagt: *»Mutti,* warum bleiben wir nicht für immer hier? Wie grauenhaft Mexiko doch ist!«

Daraufhin verbot Don Felipe nicht nur jeden Besuch des *Vaterlandes,* er verbot auch, daß man zu Hause deutsch sprach, und mit geballter Faust, die noch strenger wirkte, weil sie ruhig blieb und keine Schläge austeilte, sagte er, sie seien jetzt alle Mexikaner, sie müßten sich anpassen, es gebe keine weiteren Reisen an den Rhein, und alle sollten ausschließlich spanisch sprechen. Aus Philipp wurde Felipe, und bei Côsima, nun, da war nichts zu machen, sie hieß eben Côsima. Nur Virginia traute sich, ihre Mutter mit schelmischer Zärtlichkeit *»Mutti«* zu nennen und ständig deutsche Zitate im Mund zu führen. Don Felipe zuckte die Achseln, das Mädchen war aus der Art geschlagen.

»Es gibt Leute, die schielen, es gibt Albinos, und es gibt

Virginia«, sagte sie über sich selbst, während sie die Augen heuchlerisch verdrehte. *»Gesundheit!«*

Man durfte nicht deutsch sprechen und sich auch mit nichts anderem als dem Haushalt beschäftigen oder, wie man damals sagte, der Hauswirtschaft. Die Töchter wurden ganz Hausfrauen, vielleicht, um die Behinderung der Mutter auszugleichen, die sich in ihren Schaukelstuhl setzte – eine weitere aus Louisiana eingetroffene Neuheit – , sich Luft mit der linken Hand zufächelte und in die Ferne blickte, zur Landstraße und zum Nebel El Perotes hinüber, wo sie als junge Frau vier Finger und, wie manche behaupteten, auch ihr Herz verloren hatte.

»Wenn eine Frau den Protz von Papantla kennenlernt, vergißt sie ihn nie wieder«, sagten die Leute in Veracruz.

Don Felipe war nicht davor zurückgeschreckt, seiner jungen Braut die Einkaufsreise nach Mexico-Stadt vorzuwerfen. »Wärst du nach New Orleans gefahren, wäre dir das nicht passiert.«

Bereits am ersten Tag ihrer Ehe begriff Côsima, daß ihr Mann Mexikaner werden wollte. Sie war das letzte Zugeständnis, das Philipp Kelsen seinem alten Vaterland machte. Côsima kam mit ihrer Reise dem Willen ihres Mannes zuvor, für immer von hier und nie wieder von drüben zu sein – darum büßte sie vier Finger ein: »Ich möchte unseren Hausrat lieber in der mexikanischen Hauptstadt kaufen. Wir sind schließlich Mexikaner, oder?«

Wie gefährlich Finger waren, stellte sich die kleine Laura vor, wenn sie aus ihren Alpträumen erwachte, in denen eine einsame Hand über den Boden lief, an den

Wänden hochkletterte und sich aufs Kopfkissen fallen ließ, direkt neben ihr Gesicht. Sie erwachte schreiend, und neben ihrem Gesicht kroch eine Spinne. Laura wagte es nicht, sie zu erschlagen, das wäre für sie das gleiche gewesen, wie ihrer im Schaukelstuhl träumenden Großmutter die Finger noch einmal abzuhacken.

»Mama, ich möchte einen weißen Baldachin über meinem Bett.«

»Wir halten das Haus peinlich sauber. Hier kommt kein Stäubchen herein.«

»Aber ganz häßliche Träume.«

Leticia lachte und kniete nieder, um ihre liebe Kleine zärtlich zu umarmen, die schon den scharfsinnigen Mutterwitz aller Familienmitglieder zeigte, die schöne, melancholische Großmutter Côsima ausgenommen.

Den Schuften, die ihm vorhielten, seine Frau sei ihm gegenüber kühl und abweisend, antwortete Felipe mit drei wohlgeratenen Töchtern, von denen die eine hübscher, intelligenter und häuslicher als die andere war. »Sechs Finger reichen einer Frau, um einen Mann zu lieben«, prahlte er eines Nachts in der Kneipe, was er sofort bereute, und zwar gründlicher als je zuvor oder danach etwas in seinem Leben. Er war müde und leicht betrunken. Er war Herr einer Kaffeeplantage und wollte sich entspannen. Nie wieder sagte er, was er in jener Nacht gesagt hatte. Er betete, daß alle, die ihn gehört hatten, bald starben oder für immer verschwanden, was das gleiche für ihn war.

*»Partir, c'est mourir un peu,* jeder Abschied ist ein kleiner Tod«, sagte Felipe immer wieder, ein Sprichwort

seiner französischen Mutter. Damals hatte Felipe noch Philipp geheißen, sein Vater war Heine Kelsen und seine Mutter Lätitia Lassalle. Das Europa, das Bonaparte hinterlassen hatte, entstand überall neu und brach gleich wieder auseinander, weil die Industrie wuchs und die Zahl der Handwerker abnahm, die jetzt fern von Zuhause und ihren Feldern in den Fabriken arbeiteten, nicht wie früher, als Heim und Arbeit stets vereint waren. Man sprach von Freiheit, und Tyrannen herrschten. Die Nation öffnete sich und starb im Kugelregen absolutistischer Erschießungskommandos. Niemand wußte, ob sein Fuß ein neues Saatfeld betrat oder über alte Trümmerstätten lief, wie Alfred de Musset geschrieben hatte, der wunderbare romantische Dichter, der durch seine Bücher Brautpaare zusammenführte, indem er den Bräutigam begeisterte, die Liebe der Braut entflammte und allen zu Herzen ging. Schwärmerische Jungen, ätherische Mädchen: Der junge Philipp Kelsen – blaue Augen, griechisches Profil und bärtiges Adlergesicht, mit Pelerinenmantel, Zylinderhut und Spazierstock mit Elfenbeinknauf – wollte begreifen, in welcher Welt er lebte, und glaubte schon, alles zu verstehen, als er sich bei einer Großkundgebung in Düsseldorf in der beeindruckenden Gestalt des jungen sozialistischen Tribunen Ferdinand von Lassalle wiedererkannte, sich wiedererkannte und auf verwirrende Weise in sich selbst verliebte.

Philipp Kelsen überkam mit seinen vierundzwanzig Jahren eine Vorahnung, als er diesen Mann reden hörte und betrachtete, der beinahe so alt war wie er selbst, jedoch sein Mentor wurde, der den Familiennamen von Philipps

Mutter trug wie diese den

Vornamen der Mutter Napoleons: Lätitia. Die günstigen Vorzeichen rissen den jungen Deutschen mit sich fort, der Lassalle zuhörte und sich an die Worte Mussets erinnerte: »Von den höchsten geistigen Sphären bis zu den undurchdringlichsten Mysterien der Materie und der Form sind diese Seele und dieser Körper mit dir verschwistert.«

»Lassalle, mein Bruder«, sagte Philipp lautlos zu seinem Helden und vergaß darüber unbekümmert, freiwillig und unfreiwillig zugleich, die grundlegenden Gegebenheiten des Lebens: Heine Kelsen, sein Vater, verdankte seine Position der, abhängigen, aber respektvollen, Bank- und Geschäftsverbindung mit dem alten Johann Buddenbrook, der ein Vermögen gemacht hatte, indem er Weizen aufgekauft und ihn für gutes Geld an die preußischen Truppen im Krieg gegen Napoleon weiterverkauft hatte. Heine Kelsen vertrat in Düsseldorf die Interessen des alten Johann, des Lübecker Bürgers, doch sein Glück, sein Geld und sein günstiges Geschick, erschien in doppeltem Glanz, als er Lätitia Lassalle heiratete, die Patentochter des Finanziers Nucingen, der es nicht versäumte, seinem Schützling eine jährliche Leibrente von hunderttausend Pfund als Aussteuer mitzugeben.

Das alles vergaß Philipp Kelsen, als er mit seinen vierundzwanzig Jahren zum erstenmal Ferdinand von Lassalle hörte.

Lassalle sprach mit der Leidenschaft des Romantikers und der Vernunft des Politikers zu den rheinischen Arbeitern, er erinnerte sie daran, daß im neuen industriellen und dynastischen Europa der große Napoleon durch

Napoleon den Kleinen ersetzt worden sei, und gerade, weil er so klein sei, sei es diesem erbärmlichen und lüsternen Zwergtyrannen gelungen, Regierung und Bourgeoisie gegen die Arbeiter zusammenzuschließen. »Der erste Napoleon«, rief Lassalle auf der Kundgebung, »war ein Revolutionär, sein Neffe ist ein Kretin, und er vertritt nichts weiter als die todgeweihte Reaktion.«

Wie der junge Kelsen diesen jungen Redner doch bewunderte, den mitreißenden Lassalle, den die Düsseldorfer Polizei als einen Burschen »von außerordentlichen geistigen Fähigkeiten, unermüdlicher Tatkraft, fester Entschlossenheit, zügellos linksextremen Ideen, mit einem weiten Freundeskreis, großer praktischer Gewandtheit und beträchtlichen Geldmitteln« beschrieb. Aus all diesen Gründen war er gefährlich, urteilte die Polizei, und aus all diesen Gründen auch bewundernswert, überzeugte sich sein junger Anhänger Kelsen, denn Lassalle war gut gekleidet (sein Rivale Marx hatte Fettflecke auf der Weste), Lassalle ging zu den Empfängen ebenjener Klasse, die er bekämpfte (Marx kam nicht über die elendesten der Londoner Kaffeehäuser hinaus), Lassalle glaubte an die deutsche Nation (Marx war ein dem Nationalismus feindlicher Kosmopolit), Lassalle liebte das Abenteuer (Marx war ein langweiliger Familienvater aus dem Mittelstand, der seiner aristokratischen Gattin von Westphalen nicht einmal einen Ring schenken konnte).

Zeit seines Lebens würde Philipp Kelsen gegen die lassalleanische Inbrunst seiner sozialistischen frühen Jahre ankämpfen, er hatte seine Jugend mit dieser glanzvollen Illusion vergeudet, die, wie das europäische Saatfeld des

Dichters, vielleicht nur eine Trümmerstätte war. Der Sozialist Lassalle verbündete sich schließlich mit Bismarck, dem Anhänger des Feudalismus, dem ultranationalistischen und ultrareaktionären preußischen Junker, weil sie gemeinsam die besitzgierigen und vaterlandslosen Kapitalisten bändigen wollten, das war der Grund ihres schwer zumutbaren Bündnisses. Die Kritik der Macht verwandelte sich in Macht über die Kritik. Philipp Kelsen verließ Deutschland am 28. August 1864, genau dem Tag, an dem sein entehrter Held Ferdinand von Lassalle zu seinem blutüberströmten Helden wurde, tödlich getroffen bei einem Duell in einem Wald in der Nähe von Genf, und das aus einem Grund, der ebenso absurd und romantisch wie der stattliche Sozialist selbst war: Lassalle hatte sich leidenschaftlich in die schöne Hélène (von Dönniges, wie die Chronik meldet) verliebt, forderte ihren Verlobten zum Duell (lancu von Racowitz, erklärte die Pressenotiz weiter), und der, ganz wie es sich gehörte, schoß Lassalle eine Kugel in den Bauch, ohne die geringste Rücksicht auf Geschichte, Sozialismus, Arbeiterbewegung oder den Eisernen Kanzler.

Wie konnte sich der fünfundzwanzigjährige enttäuschte Sozialist Philipp Kelsen weiter von dem Breslauer Friedhof entfernen, auf dem man den mit neununddreißig Jahren getöteten Lassalle begrub, als durch seine Reise zu den Küsten Amerikas? In Veracruz endete seine lange Fahrt über den Atlantik, die im Hamburger Hafen begonnen hatte. Er zog weiter ins Landesinnere nach Catemaco, in jene heißen, üppigen, überreichen Landstriche, wo sich, wie es hieß, Natur und Mensch vereinen und gemeinsam

aufblühen konnten, fern vom enttäuschenden, korrupten Europa.

Von Lassalle bewahrte Philipp allein die rührende Erinnerung, den Nationalstolz und die Abenteuerlust, die ihn vom Rhein an den Golf von Mexiko gebracht hatte. Nur daß diese Eigenschaften nun nicht mehr deutsch, sondern mexikanisch sein sollten. Der alte Heine Kelsen in Düsseldorf hatte den Entschluß seines rebellischen Sohns begrüßt, ihn mit einem größeren Geldbetrag ausgestattet und in Hamburg auf ein Schiff gesetzt, das in die Neue Welt auslief. Philipp legte einen dreijährigen Zwischenaufenthalt in New Orleans ein, wo er lustlos in einer Tabakfabrik arbeitete; der nordamerikanische Rassismus, der so fanatisch in den brennenden Trümmern der Südstaatenkonföderation wütete, war ihm zuwider. Er fuhr weiter nach Veracruz, erkundete die Küste von Tuxpan in der grünen Huasteca-Region bis zum Bezirk Los Tuxtlas, den Hunderte Vögel überflogen.

»Ist der Bauch voll, freut sich das Herz«, sagte ihm die erste Frau, mit der er in Tuxpan schlief, eine Mulattin, die Bett und Küche die gleiche Sinnlichkeit verlieh, sie befriedigte den gierigen Mund des jungen deutschen Verführers abwechselnd mit zwei violetten Brustwarzen und einer ungeheuren Menge von Maisgerichten, Bocoles, Pemoles und Tamales mit Spanferkelfleisch. Und der verwöhnte Philipp Kelsen fand auch in Santiago Tuxtla seine Mulattin und seine Mahlzeiten. Die Frau hieß Santiaga wie ihre Stadt, und die Gerichte, die sie für den jungen, sinnlichen und neuigkeitssüchtigen Deutschen bereithielt, entstammten sämtlich der karibischen Küche –

Jukka, Pfeffertopf und Mogo-Mogo aus Mehlbananen. Doch mehr noch als durch sexuelle und kulinarische Schlemmereien wurde Philipp von der Schönheit Catemacos verführt, das nur einen Katzensprung von Los Tuxtlas entfernt war: ein See, der in der Schweiz oder Deutschland hätte liegen können, von Bergen und dichter Vegetation umgeben, spiegelglatt, doch vom Rauschen unsichtbarer Kaskaden, vorüberfliegenden Vögeln und Gruppen kurzschwänziger Makaken belebt.

Philipp Kelsen stand auf einem Hügel über dem quecksilbrigen See, und mit einer Geste, die alles miteinander vereinte, seine Jugend und seine Zukunft, seinen romantischen Geist und seinen ererbten Geschäftssinn, seinen Idealismus und seinen Pragmatismus, seine Sinnlichkeit und seine Askese, sagte er: »Hier bleibe ich. Das ist mein Vaterland.«

Nur andeutungsweise und indirekt erfuhr die kleine Laura von der Geschichte ihres aufrechten, disziplinierten, schönen deutschen Großvaters, der ausschließlich spanisch sprach, wenngleich, wer weiß, ob er weiter auf deutsch dachte und in welcher Sprache er wohl träumte. Für die Kleine war alles gerade erst geschehen, nichts war lange her, und mehr als alles andere markierten ihre Geburtstage das Verstreichen der Zeit. Da lief sie, damit niemand vergaß, sie zu beschenken, noch im Nachthemd frühmorgens auf den Hof hinaus, hüpfte drollig umher und sang:

»Am zwölften Mai schlüpfte die Jungfrau aus dem Ei schneeweiße Windeln um den Po und im Paletot…«

Alle im Haus kannten dieses Ritual, und in den Tagen vor ihrem Geburtstag taten sie so, als hätten sie ihn

vergessen. Wenn Laura dahinterkam, daß sie doch Bescheid wußten, behielt sie es für sich. Alle taten überrascht, und das war schöner, vor allem an diesem zwölften Mai im fünften Jahr des neuen Jahrhunderts, als Laura sieben wurde und der Großvater ihr ein ganz ungewöhnliches Geschenk machte: eine chinesische Puppe mit Kopf, Händen und Füßen aus Porzellan, deren wattiertes Körperchen in einer Mandarintracht aus roter Seide mit schwarzen Säumen und goldgestickten Drachen steckte. Das exotische Kostüm minderte nicht die Freude des beschenkten Mädchens, und seine Freude nicht die Liebe, die es sofort für die winzigen, in weißen Seidenstrümpfen und schwarzen Samtpantoffeln steckenden Füßchen empfand, für das lächelnde, stupsnasige Gesichtchen mit den orientalischen Augen und den hohen Brauen, die nicht weit von der seidenen Stirnlocke aufgemalt waren. Die zierlichen Händchen jedoch waren der zarteste Teil der Puppe, und als Laura das schönste Geschenk ihrer ganzen Kindheit erhielt, nahm sie eine dieser Hände und streckte sie der klavierspielenden Tante Hilda, der schriftstellernden Tante Virginia, der kochbegeisterten *Mutti* Leticia, dem kaffeeanbauenden Großvater Felipe und der invaliden Großmutter Côsima zur Begrüßung hin. Die Großmutter verbarg unwillkürlich ihre verstümmelte Rechte in ihren Schultertüchern und reichte ihrer kleinen Enkelin ungeschickt die linke Hand.

»Hast du schon einen Namen für sie?« fragte Dona Côsima.

»Li Po«, trällerte die kleine Laura. »Wir nennen sie Li Po.«

Die Großmutter warf ihr einen fragenden Blick zu. Laura antwortete mit einem Achselzucken, das »einfach so« bedeuten sollte. Alle küßten sie, und die Kleine lief zu ihrem Bett, um Li Po auf die Kissen zu setzen und ihr zu versprechen, selbst wenn man sie, Laura, bestrafen würde, Li Po werde niemals ausgeschimpft, und selbst wenn es Laura einmal sehr schlecht ginge, solle Li Po immer ihren Thron aus Kissen haben, um über Laura Dïaz' Schlafzimmer zu herrschen.

»Ruh dich aus, Li Po, schlafe, lebe glücklich. Ich werde immer für dich sorgen.«

Sie ließ ihre Puppe im Schlafzimmer zurück und ging nach draußen. Ihr kindlicher Instinkt trieb sie, die Großtat der Rückkehr in die natürliche Welt zu spielen, wie in einen Garten, in eine Welt, so üppig, so »überreich«, vor allem jedoch so genau spürbar, so nah und sicher für den Blick und die Berührung des Mädchens, das umgeben von verborgenem Wald, unruhigen Seen und wiedererstehenden Kaffeepflanzungen aufwuchs: so sagte es, mit lauter und wohlklingender Stimme, Tante Virginia.

»Und die äußerst fruchtbar sind«, setzte sie gewöhnlich noch hinzu, damit nichts unerwähnt blieb. *»Most fertile.«*

Die Finger des Hauses hielten die Schwestern in seinen Mauern gefangen, den Schlingpflanzen des Tropenwaldes gleich. Tante Hilda spielte Klavier (ich betäube und begeistere mich zugleich, ich schäme mich, und doch bereitet es mir ein heimliches Vergnügen, meine zehn Finger zu gebrauchen, mich hinzugeben, aus mir selbst herauszutreten, zu fühlen und allen zu sagen, daß die Musik, die sie hören, nicht von mir ist, das bin nicht ich,

das ist Chopin, ich trage sie nur vor, ich, die diesen wunderbaren Klang durch Hände und Finger hervorströmen läßt, wobei ich genau weiß, daß mir Mutter draußen in ihrem Schaukelstuhl zuhört, sie, die mir nicht erlaubt hat, in Deutschland zu bleiben und zu studieren und eine bedeutende Pianistin zu werden, eine wirkliche Künstlerin, und auch Vater hört mir zu, der uns an diesem kleinen, öden Ort gefangenhält – beiden werfe ich vor, daß ich meine mir ganz eigene Bestimmung verloren habe, die Hilda Kelsen, die ich hätte sein können, werde ich nie mehr, so sehr ich es auch versuche, so sehr mich ein glückliches Geschick begünstigen mag, das ich jedoch nicht zu beherrschen vermag oder zu dem ich sagen könnte, ich habe dich gestaltet, du gehörst mir, so wird es nicht mein Schicksal sein, sondern bleibt eine Episode, ein Geschenk des Zufalls, ich spiele Chopins tieftraurige Préludes und finde keinen Trost, sondern fasse mich lediglich in Geduld und spüre die heimliche Freude, meinen Vater und meine Mutter zu kränken…), Tante Virginia schrieb ein Gedicht (ich lebe inmitten von Resignation, aber ich will mich nicht ergeben, eines Tages will ich fliehen, wobei ich fürchte, daß meine Lust am Lesen und Schreiben eben nur das ist: eine Flucht und keine innere Berufung, der ich mich genauso hier wie in Deutschland widmen könnte oder, wie ich einmal gesagt habe, in China, mal sehen, ob ich nicht wie die Puppe meiner kleinen Nichte ende, schön, aber stumm, für immer auf einem Kissen plaziert…), *Mutti* Leticia half der Köchin, ein paar typische Tamales der Küstengegend zuzubereiten (wie befriedigend es doch ist, den weichen Teig mit Schweinefleisch und scharfem Chili

zu füllen und dann zu kochen, um schließlich jeden einzelnen Tamal liebevoll wie ein Kind in seine Decke aus Bananenblättern zu wickeln, Geschmack und Duft, Fleisch und Gewürz, Frucht und Mehl zu vereinen und zu bewahren, welch eine Gaumenlust, sie erinnert mich an die Küsse Fernandos, meines Mannes, aber daran darf ich nicht denken, das haben wir abgesprochen, das paßt uns allen am besten, es ist gut, daß das Mädchen hier auf dem Land bei mir aufwächst, jeder hat seine Pflichten, man soll das Vergnügen nicht in der Jugend ausschöpfen, man muß es für die Zukunft aufheben, man muß die Lust als Belohnung empfangen, nicht als Bevorzugung, mit einem Geschenk des Schicksals ist es so schnell vorbei wie mit einer Laune, man glaubt, alle Rechte zu haben, und hat am Ende gar keines mehr, ich möchte lieber geduldig warten, ich bin erst dreiundzwanzig, ich habe das Leben noch vor mir, das ganze Leben vor mir…), Großvater Felipe setzte die Brille auf und überprüfte die Rechnungen (ich kann mich nicht beschweren, alles ist gutgegangen, die Plantage floriert, die Mädchen wachsen heran, Hilda hat ihre Musik, Virginia ihre Bücher, wer sich tatsächlich beklagen könnte, wäre Leticia, die fern von ihrem Mann lebt, was beide vereinbart haben, was ich nicht angeordnet oder durchgesetzt habe, vielmehr wollen sie auf die Zukunft warten, ohne daran zu denken, daß sie sie vielleicht schon für immer verloren haben, denn Gelegenheiten muß man beim Schöpf packen, wie man Vögel im Flug fängt, oder sie verschwinden für immer, wie ich mich in das sozialistische Abenteuer stürzte, bis sich alles erschöpfte, und dann habe ich mich nach Amerika gewagt, das sich allem Anschein nach nie

erschöpft, ein unendlicher grenzenloser Kontinent, während wir Europäer unsere Geschichte längst verschlungen haben, sie nur mehr wiederkäuen und manchmal ausspucken, ach was, wir kacken sie heraus, wir sind Geschichtskacker, während man hier zuerst mal Geschichte machen muß, ohne die Irrtümer und ohne die Träume und Enttäuschungen Europas, indem man bei Null anfängt; was für eine Wohltat, welche Macht, vom Nichts auszugehen, Herr des eigenen Schicksals zu sein, dann kann man Rückschläge, Mißgeschicke, Fehler hinnehmen, weil sie Teil des eigenen Geschicks und nicht irgendeines entfernten Ereignisses sind, Napoleon, Bismarck, Lassalle, Marx, alle hatten sie auf ihren Thronen und Tribünen weniger Freiheit als ich hier, der ich dasitze und die Rechnungen einer Kaffeeplantage überprüfe, Himmel, Arsch und Zwirn…), und die schweigsame Großmutter Côsima schließlich schaukelte sanft in ihrem *rocking chair,* der aus Louisiana und nicht aus Mexico-Stadt kam (ich wollte Felipe klarmachen, daß auch ich zu diesem Land gehörte, nichts weiter; kaum angekommen, war mir schon klar, daß ich sein letztes Zugeständnis an die deutsche Vergangenheit war; warum er mich ausgesucht hat, weiß ich immer noch nicht; warum er gerade mich so liebt: ich hoffe nicht, um mein unglückliches Abenteuer in El Perote wiedergutzumachen, nie hat er mich spüren lassen, daß er mich bemitleidet, im Gegenteil, stets hat er mich mit männlicher Leidenschaft geliebt, unsere Töchter wurden in schamloser, unziemlicher Leidenschaft gezeugt, die sich keiner, der uns kennt, vorstellen könnte, Hure nennt er mich, und es gefällt mir, ich sage ihm, ich stelle mir vor,

wie ich es mit dem Chinaco treibe, der mich verstümmelt hat, und das gefällt ihm, wir sind Komplizen in einer heftigen Liebe ohne Scham oder Zurückhaltung, die nur er und ich kennen und die den Tod für uns ungeheuer schmerzlich macht, den Tod, der mir naht und mir, uns sagt, jetzt wird einer von euch beiden ohne den ändern leben müssen, und: wie könnt ihr euch so weiterlieben? Ich weiß nicht, warum mir verborgen ist, was danach kommt, aber er bleibt zurück und kann sich an mich erinnern, mich in seiner Vorstellung fortbestehen lassen und glauben, ich sei nicht gestorben, sondern bloß mit diesem Protz durchgebrannt, den ich nie wiedergesehen habe –denn was sollte ich mit ihm machen, wenn ich ihm begegnete: brächte ich ihn um oder ginge ich mit ihm?, nein, ich werde nur immer das denken, was ich den Leuten sage: daß ich das alles getan habe, um die übrigen Reisenden zu retten, aber wie kann ich diesen bestialischen Blick vergessen, diesen Stolz, dieses Schreiten eines Tigers, dieses unbefriedigte Verlangen, meines und seines, nie, nie, nie…)

Tante Hilda spielte Klavier, Tante Virginia schrieb – wozu sie noch einen Gänsekiel benutzte –, und Lauras Mutter Leticia kochte, und es machte ihr nicht nur Spaß, sie war eine Meisterin der Kochkunst, was die Küche der Küstengegend betraf: Reis, Bohnen, Bananen und Schweinefleisch aufeinander abzustimmen, das Fleisch für Eintopfgerichte zu zerfasern und mit Zitrone zu beträufeln, die Tintenfische in der eigenen Tinte einzulegen und ganz am Ende die Meringen zu servieren, die Creme- und Quarkspeisen und das Eierkonfekt, die süßeste Süßspeise

der Welt, die von Barcelona nach Havanna und von Kuba nach Veracruz gelangt war, als sollte sie alle Bitternis dieser Welt voller Revolutionen, Eroberungen und Tyrannei versüßen.

»Keine Rede davon, ich will nichts über die Vergangenheit Mexikos wissen, Amerika, das ist nur Zukunft«, erklärte der Großvater eigensinnig, wenn man dergleichen Themen ansprach. Deshalb ging er immer seltener zu Abendgesellschaften und Festessen und nie wieder in eine Kneipe, seitdem er in jener Nacht, völlig erschöpft, gegen die guten Sitten verstoßen hatte. Anfangs ging er auch nicht zur Messe, zuerst aus sozialistischer, dann aus protestantischer Tradition, aber ein kleines Dorf ist eine große Hölle, am Ende kapitulierte er vor diesem Veracruz, das an Gott und Wunder glaubte, wenn auch nicht an Kirche und Pfarrer. Was Felipe wiederum gefiel, nicht aus Zynismus, sondern aus Bequemlichkeit. Die büßten sie allerdings ein, als der Herr Pfarrer Don Elzevir Almonte eintraf, ein junger, braunhäutiger, intoleranter Geistlicher, der aus der höchst ehrbaren und klerikalen Stadt La Puebla de los Angeles geschickt wurde, mit dem vom Erzbistum Mexiko einem guten Dutzend Priester des Hochlandes erteilten Auftrag, Disziplin und gute Sitten unter die verwahrlosten – und ausschweifenden – Gläubigen der Golfküste zu bringen.

Cosima Reiter, die von Philipp Kelsen, dem enttäuschten Sozialisten, aus Deutschland auf dem Postweg bestellte und nach Veracruz auf seine notdürftig eingerichtete Kaffeeplantage geholte Braut, wurde als Protestantin geboren und erzogen. Philipp-Felipe, der Agnostiker war,

hatte begriffen, daß er in Mexiko keine ungläubige Gattin finden würde, hier glaubten auch die Atheisten an Gott, und selbst die Huren waren römisch-katholisch oder apostolisch.

Eine atheistische Braut im wilhelminischen Deutschland zu bestellen, das hätte, mehr noch als wie ein Affront, wie der Scherz eines tropischen Witzbolds gewirkt. Philipp richtete sich nach den Ratschlägen von Freunden und Verwandten diesseits und jenseits des Ozeans: Ihn begeisterte vor allem die Photographie des Mädchens mit dem schwarzen, von einem strengen Mittelscheitel in zwei Hälften geteilten Haar und mit dem Fächer in der rechten Hand.

Der junge Lassalleaner konnte sich damals, als seine weit jüngere protestantische Braut in Veracruz eintraf, nicht vorstellen, wie sehr sie, aus vielerlei Gründen, dem Konformismus unterlag, jenem Konformismus fast aller Religionsgemeinschaften, so beachtlich die Ausnahmen auch sein mochten. Der Druck von außen war dabei das geringste. Es war vielmehr die unausbleibliche Entdeckung, daß Philipp oder Felipe während seines Junggesellendaseins in Veracruz kaum wie ein Heiliger gelebt hatte. Dieser junge Ausländer mit den langen Locken, dem blonden Bart und dem griechischen Profil hatte sich gewiß keiner Klosterordnung unterworfen. Die Gerüchte, die in der kleinen Gemeinde am See umherschwirrten, erreichten Cosima bereits, als sie ihre Sachen auspackte. Und kaum vierundzwanzig Stunden nach ihrer standesamtlichen Trauung sagte die schöne und aufrechte Deutsche zu ihrem verblüfften Ehemann: »Jetzt

will ich auch kirchlich heiraten. In der katholischen Kirche.«

»Aber wir beide sind Protestanten. Wir müßten unseren Glauben verleugnen.«

»Wir sind Christen. Niemand braucht mehr zu erfahren.«

»Aber aus welchem Grund?«

»Damit deine Tochter, die Mulattin, mir als Ehrendame die Schleppe trägt.«

Und so betrat Maria de la O beinahe schon am ersten Tag das Heim der Neuvermählten. Cosima wies der Señorita ein Schlafzimmer zu und befahl dem Dienstpersonal, daß man sie nur mit »Señorita« anreden solle. Sie gab ihr einen Platz am Tisch, behandelte sie, als wäre sie ihre eigene Tochter und setzte sich über alles hinweg, was Marias Herkunft betraf. Niemand außer Maria selbst, die damals kaum acht Jahre alt war, hörte, was Cosima Reiter zu ihrer wirklichen Mutter sagte: »Señora, entscheiden Sie, wie Ihre Tochter aufwachsen soll. Gehen Sie dorthin, wo Sie am besten leben können, nach Tampico oder Coatzacoalcos, und es wird Ihnen an nichts fehlen.«

»Außer der Liebe meines kleinen Mädchens«, wimmerte die Schwarze, die als La Triestina bekannt war. Niemand wußte, ob sie diesen Namen wegen ihrer traurigen Augen erhalten hatte oder ob sie, wie sie sich rühmte, tatsächlich einmal Kammermädchen der Kaiserin Charlotte im Schloß Miramar bei Triest gewesen war.

»Das glaubst du doch selbst nicht.« Die neue Frau Kelsen duzte die andere sofort, schnell lernte sie die hiesigen Sitten und Gebräuche. Jahre später erinnerte sie

ihren Mann daran, ohne zu ahnen, daß die kleine Laura hinter einem Topf mit Farnkraut lauschte.

»Maria de la O Kelsen«, so hatte Cosima das hübsche Mulattenmädchen vorgestellt, und Don Felipe hatte es anerkannt. Die Hausherrin mußte nicht erst lange bitten, daß ihr Mann den humanistischen Prinzipien seiner Jugendzeit treu blieb. Cosima setzte sich durch und ging mit dem Mulattenmädchen, das Meßbuch in beiden Händen, zum Gottesdienst, später mit drei weiteren Töchtern, das Meßbuch in nur einer Hand, stolz auf ihre vierfache Mutterschaft und gleichgültig gegenüber dem Geraune, der Verwunderung und allem üblen Gerede. Böse Zungen behaupteten nämlich, der Protz von Papantla sei Marias Vater, was allerdings schwierig zu erklären gewesen wäre, weil der Bandit ein Kreole, Dona Cosima eine Deutsche und Maria de la O eine Terzeronin war.

Maria de la O war ihrer ältesten Schwester Hilda sieben Jahre, Virginia acht und Leticia zehn Jahre voraus, sie war ein Mulattenkind mit anmutigen Gesichtszügen, lächelte gern und hielt sich kerzengerade. Cosima sagte, als sie die Kleine aufgenommen habe, sei sie geduckt und zusammengekrümmt gegangen wie ein geprügeltes, vernachlässigtes kleines Tierchen, mit schwarzen Augen, die von noch schwärzeren Visionen heimgesucht wurden, doch sie, Cosima Reiter, verehelichte Kelsen, die aus Willen und Vernunft nun ihre Mutter war, zögerte nicht lange, sondern lehrte Maria de la O, wie man sich gerade hielt. »Leg dir dieses Wörterbuch auf den Kopf und lauf zu mir, ohne daß es herunterfällt. Paß gut auf.«

Sie brachte ihr bei, ein Eßbesteck zu benutzen und sich

sauberzuhalten, zog ihr wunderschöne, gestärkte weiße Kleider an, die einen lebhaften Kontrast zu ihrer braunen Haut bildeten. Sie nötigte sie, eine Seidenschleife im Haar zu tragen, das nicht kraus war wie das der Mutter, sondern glatt wie das ihres Vaters Philipp.

»Dich würde ich mit nach Deutschland nehmen«, sagte Cosima stolz. »Da würdest du sicher auffallen.«

Sie ging in die Kirche und erklärte Pater Morales, sie bekomme ein Kind und dann wenigstens noch zwei weitere.

»Ich will nicht, daß sich eines meiner Kinder für seine Schwester schämt. Ich will, daß die neuen Kelsen zur Welt kommen und eine Kelsen vorfinden, die anders, besser ist als sie.«

Sie legte eine Hand auf die Schleife Marias.

»Taufen Sie das Mädchen, firmen Sie es, erteilen Sie ihm Ihren Segen, und beten Sie um Gottes willen für seine Ehrbarkeit.«

Sie zögerte einen Augenblick und fügte dann hinzu: »Daß sie uns keine Hure wird.«

Pfarrer Don Jesus Morales war ein herzensguter Mensch, aber keine Knechtsseele, und alles, was er tat – bei seinen Predigten, in seinen privaten Plauderrunden oder durch seine Beichten –, begünstigte und pries das christliche Verhalten der zum römischen Katholizismus bekehrten Dona Cosima Reiter, der verehelichten Kelsen.

»Meine Damen, ruinieren Sie mir nicht die Triumphe des Glaubens und der Barmherzigkeit. Benehmen Sie sich ordentlich, zum Donnerwetter.«

Pfarrer Jesus Morales liebte seine Herde. Sein Nachfolger Elzevir Almonte wollte sie ändern. Die Finger, die Großmutter Cosima fehlten, hatte der Pfarrer zuviel, und er gestikulierte mit ihnen, um zu ermahnen, zu geißeln, zu verurteilen. Seine Predigten brachten die dünne, erstickende, unerträgliche und unverträgliche Luft der Hochebene in die Tropen. Die Leute zählten die Verbote auf, die der düstere junge Pfarrer Almonte von der Kanzel herab verkündete: Schluß mit offenen Hemden, welche die weiblichen Formen zeigen, vor allem, wenn es regnet und sie am Körper kleben, vonnöten ist sittsame Unterwäsche und ein vorschriftsmäßiger Regenschirm, Schluß mit Unanständigkeiten und Gemeinheiten – obwohl ich kein Stadtrat oder Richter bin, fälle ich das Urteil, wer schlimme Worte sagt, dessen gotteslästerlicher Mund wird nicht den heiligen Leib des Erlösers empfangen, das liegt in meinem Ermessen, ab jetzt gibt es keine Serenaden mehr, die sind nur ein Vorwand für nächtlichen Überschwang und eine Störung der christlichen Ruhe, die Bordelle werden geschlossen, ebenso die Kneipen, und aus moralischen Gründen wird eine Ausgangssperre ab neun Uhr abends angeordnet, ob die Behörden das bestätigen oder nicht, aber natürlich werden sie das tun, wie auch nicht, jawohl, von nun an sagt man »die, mit denen ich laufe«, und nicht »Beine«, man sagt »das, womit ich mich setze«, und nicht…

Das alles verkündete der neue Pfarrer mit seinen einstudierten, lächerlichen und anmaßenden Gesten, als wollte er seine kategorischen Verbote plastisch darstellen. Die Bordelle zogen nach Santiago Tuxtla und die Kneipen

nach San Andres, die Harfenspieler und Gitarristen setzten sich nach Boca del Rio ab, Trostlosigkeit brach wie eine Plage über die Geschäftsleute des Ortes herein, und die Art, wie Pater Almonte die Beichte abnahm, machte das Maß voll.

»Mädchen, besiehst du dich nackt im Spiegel?«

Felipe warf Cosima nicht ihren neuen Glauben vor. Wenn sie sonntags von der Messe zurückkam, blickte er sie lediglich unverwandt an, und zum erstenmal senkte sie den stolzen Kopf.

»Faßt du dich heimlich an, Mädchen?«

Laura betrachtete sich nackt im Spiegel und wunderte sich nicht, zu sehen, was sie immer gesehen hatte. Dennoch glaubte sie, der Pfarrer hätte etwas Fremdes in ihren Körper gepflanzt, eine Blume in den Nabel oder eine Spinne zwischen die Beine, wie sie sie bei ihren Tanten gesehen hatte, wenn sie an einem einsamen Flußufer badeten, das sie aber nicht mehr aufsuchten, seit Pfarrer Almonte damit begonnen hatte, Verdächtigungen auszustreuen.

»Würde es dir gefallen, das Geschlecht deines Vaters zu sehen, Kleines?«

Um festzustellen, ob etwas passierte, wiederholte Laura vor dem Spiegel die sonderbaren Bewegungen und noch ungewöhnlicheren Worte des Herrn Pfarrers. Sie ahmte die Stimme des Priesters nach und ließ sie noch schwülstiger klingen: »Eine Frau ist ein über einer Kloake errichteter Tempel. Hast du deinen Vater nackt gesehen?«

Ihren Vater Fernando Dïaz sah Laura fast nie, weder

angezogen noch nackt. Er war Buchhalter in einer Bank, und er lebte mit einem sechzehnjährigen Sohn aus früherer Ehe in Veracruz. Nachdem seine erste Frau Elisa Obregõn bei der Entbindung gestorben war, hatte sich Fernando in die blutjunge Leticia Kelsen verliebt, während eines Besuchs der Fiestas von Tlacotalpan. Auch Leticia verliebte sich in den sonderbaren Veracruzaner, der stets Jacke, Weste, Krawatte und Krawattennadel trug und dessen einziges Zugeständnis an die Hitze ein runder Strohhut war, den die Engländer *straw boater* nannten, bemerkte Tante Virginia, womit sie den anglophilen Bewerber um die Hand ihrer Schwester beeindruckte. Die Großeltern Kelsen, die sich auf brieflichem Wege die Ehe versprochen hatten, waren mit dem *love match,* wie Señor Dïaz seine Liebesheirat nachdrücklich nannte, einverstanden. Señor Dïaz las englische Bücher und war überhaupt von der englischen Kultur begeistert, was Felipe Kelsen für recht hilfreich hielt, um den deutschen Einfluß in seiner Familie weiter zurückzudrängen. Der Vereinbarung, getrennt zu leben, stimmte Leticia zu, und als Laura zur Welt kam, freute sich Großvater Felipe aufrichtig, daß seine Tochter und seine Enkelin unter seiner Obhut auf dem Lande lebten und nicht, so sagte er Zu Cosima, in der Ferne, im lauten und vielleicht äußerst sündhaften Hafen, wie böse Zungen behaupteten. Sie sah ihn ironisch an. Ein kleines Dorf…

Fernando Dïaz hatte seine neue Familie, zuerst Leticia und später Laura, die nach genau neun Monaten zur Welt gekommen war, um etwas gebeten: »Noch kann ich euch nicht das geben, was ihr verdient. Laßt es euch in Don

Felipes Haus gutgehen. In Catemaco würde ich es nie weiter als bis zum Buchhalter bringen. In Veracruz kann ich aufsteigen, dann lasse ich euch holen. Von deinem Vater will ich keine Almosen und von deinen Schwestern kein Mitleid. Ich bin kein Schmarotzer.«

Tatsächlich wurden die Jungvermählten im Haus der Kelsens in Catemaco als solche betrachtet, und alle atmeten erleichtert auf, als Fernando Dïaz seinen Entschluß faßte.

»Warum besucht uns dein Sohn Santiago nie?« fragten ihn die unverheirateten Schwestern.

»Er studiert«, antwortete Fernando kurz angebunden.

Laura Dïaz brannte darauf, mehr darüber zu erfahren, wie sich ihre Eltern kennengelernt, wie sie geheiratet hatten, wer dieser geheimnisvolle ältere Halbbruder war, der das Recht hatte, mit seinem Vater in der Hafenstadt zu leben. Wann würden sie alle zusammenziehen? Aus gutem Grund war ihre Mutter so rührig, als beschäftigte sie sich mit zwei Haushalten zugleich, dem ihres anwesenden Vaters und dem ihres abwesenden Ehemanns, als kochte sie für die Leute dort und auch für die hier. Ja, die Einsamkeit von Mutter und Tochter durchdrang immer mehr das ganze Haus und übertrug sich auf die drei unverheirateten Schwestern. Hilda spielte Klavier, Virginia schrieb und las, und Maria de la O strickte wollene Schultertücher für die kalten Tage mit dem schneidenden Nordwind.

»Wir heiraten erst, Leticia, wenn du mit deinem Mann zusammenziehst, wie es sich gehört«, sagten Hilda und

Virginia, fast wie aus einem Munde.

»Er tut es nur für dich und das Mädchen. Er braucht nicht mehr lange, da bin ich sicher«, setzte Maria de la O hinzu.

»Hauptsache, er beeilt sich, oder wir drei sterben als alte Jungfern«, lachte Virginia in sich hinein. »Das sollte der gute Mann wissen.«

Doch die wirkliche Einsamkeit lebte in Großmutter Dona Côsima. »Ich habe alles getan, was ich im Leben zu tun hatte, Felipe. Jetzt achte mein Schweigen.«

»Und deine Erinnerungen, nicht wahr?«

»Nicht eine einzige gehört mir allein. Ich teile sie alle mit dir. Alle.«

»Reg dich nicht auf. Das weiß ich.«

»Dann bewahre sie gut und bitte mich nicht, mehr Worte zu machen. Ich habe dir längst alle anvertraut.«

Das sagte Dona Côsima in jenem Jahr 1905, in dem sich die Ereignisse überstürzten.

Die schelmischen, witzigen, Unruhe stiftenden Ortsbewohner konnten – wenn der Heilige sie heimsuchte – sehr fromm sein, wie Pfarrer Morales gewußt hatte, was Pfarrer Almonte jedoch ignorierte. Mehr als die großen und kleinen Reichen der Gegend waren es die Armen, die Säer und Pflücker, die Netzknüpfer, die Fischer und Ruderer, die Maurer und vor allem die Frauen, die der Kirche die wertvollsten Spenden brachten.

Don Felipe und andere Kaffeepflanzer der Region spendeten Geld oder Säcke mit Lebensmitteln, die Ärmsten

brachten Schmuck, jahrhundertealte Erbstücke, die sie opferten, um Unserem Herrgott für eigenes Wohlergehen oder fremdes Unglück, was sie beides als wunderbar ansahen, zu danken – Onyxketten, silberne Einsteckkämme, goldene Armreife, ungefaßte Smaragde: eine kostbare Fülle von Edelsteinen, die sie aus ihrem Versteck, Dachboden, Rucksack oder Keller, irgendeinem festgestampften, mit Matten bedeckten Fußboden oder einem geheimen Stollen geholt hatten.

Alles wurde sorgfältig gehortet, denn Pater Morales war gewissenhaft darauf bedacht, für seine Herde zu bewahren, was von ihr kam, und nur dann eines der wertvollen Stücke in Veracruz zu verkaufen, wenn er erfuhr, daß gerade jene Familie Geld benötigte, die das Schmuckstück dem Schwarzen Christus von Otatitlân dargebracht hatte.

Wie in allen Ortschaften an der Golfküste ehrte man die Heiligen, indem man auf einem Brettergerüst tanzte, um das Stampfen der Füße besser hören zu können. Die Luft füllte sich mit den Klängen von Harfe, Vihuela, Geige und Gitarre. Es war das Jahr ›905‹ daran erinnern sich alle, als am Festtag des Jesuskindes von Zongolica der Herr Pfarrer Elzevir Almonte nicht erschien, und als ihn der Sakristan aus der Kirche holen wollte, fand er weder den Priester noch den Schatz. Die Spendentruhe war leer und der Dorfpfaffe verschwunden.

»Mit Recht hat er gesagt: Puebla, Pflanzstätte von Heiligen, Veracruz, Pfarrei der Spitzbuben«, kommentierte, ironisch und selbstgefällig, Don Felipe Kelsen diese Geschichte. Der Ort äußerte sich unbarmherziger und beschimpfte den flüchtigen Priester als erbärmlichen

Dreckskerl und Banditen. Die vier Kelsen-Töchter ließen sich nicht erschüttern, ohne den diebischen Pfarrer würde das Leben zur Normalität zurückkehren, die Kneipen und Bordelle würden wieder geöffnet, in ruhigen Mitternachtsstunden würde man Serenaden hören können, die Weggezogenen kämen zurück. Tatsächlich ging es von diesem Tag an mit der gedankenverlorenen Großmutter Cosima Reiter bergab, als hätte sie das Leben für einen Glauben vergeudet, der es nicht verdiente, und ihre Liebe, betonten böse Zungen hartnäckig, für einen ehrbaren Mann anstatt für einen romantischen Banditen.

»Laura, liebstes Mädchen«, sagte die Kranke einmal, als wollte sie nicht, daß das Geheimnis für immer verlorenging. »Wenn du diesen stattlichen Mann gesehen hättest, wenn du gesehen hättest, welches Feuer, welcher Mut…«

Sie sagte ihr nicht, Mädchen, laß dich immer in Versuchung führen, laß dich nicht erschrecken oder einschüchtern, nichts geschieht zweimal. Zwar sprach sie von Mut und Feuer, nicht aber von verführerischem Reiz, schließlich war sie eine sittsame Señora und eine mustergültige Großmutter. Laura Dïaz bewahrte die Lehre, die ihr die Großmutter gab, für immer im Herzen: Laß es nicht vorübergehen, Mädchen, laß es nicht…

»Nichts geschieht zweimal.«

Die kleine Laura betrachtete sich nicht im Spiegel, um in ihm die Versuchungen des verhaßten Pfarrers Almonte zu erblicken, die sie, wer weiß, warum, bloß zum Lachen brachten, sondern um in ihrer Gestalt ein verjüngtes Ebenbild oder wenigstens ein Vermächtnis ihrer lieben kranken Großmutter zu entdecken. Die Nase zu groß, sagte

sie sich entmutigt, Gesichtszüge weich wie Pudding, funkelnde Augen, die nur deshalb reizvoll wirken, weil ich sieben bin. Die chinesische Puppe besaß eine ausgeprägtere Persönlichkeit als ihre kleine pausbäckige, umhertollende Herrin; ohne Leidenschaft, die einen Kuß verdient hätte, ohne Liebesglut, die eine Umarmung…

Die vier Kelsen-Mädchen – drei ledige und eine verheiratete, doch was machte das in diesem Fall schon aus? – trugen Schwarz an dem Tag, als man ihre Mutter beerdigte. Leticia sah einen wunderbaren Vogel über das offene Grab fliegen, es war, als entkomme er seiner eigenen Beerdigung. »Seht, ein weißer Rabe!« rief sie.

Die übrigen sahen auf, aber Laura, als gehorchte sie einer Anordnung ihrer toten Großmutter, rannte los, verfolgte den weißen Vogel und spürte, daß sie selber fliegen konnte, als riefe ihr der Albino-Rabe zu, folg mir, Mädchen, flieg mit mir, ich will dir etwas zeigen.

An jenem Tag begriff das Mädchen, woher es kam, als hätte ihm die sterbende Großmutter Flügel gegeben, um in den Urwald zurückzukehren, wie in einem Spiel, ohne Aufsehen zu erregen. Laura wußte Bescheid. Sie hüpfte wie immer, und die Familie seufzte, als sie sah, wie sie sich entfernte: Sie ist noch ein Mädchen, was wissen Kinder über den Tod, sie hat Großmutter Cosima nicht in ihrer Glanzzeit erlebt, das tut sie nicht aus Bosheit.

Der weiße Rabe flog über die bekannten Grenzen hinaus. Seitdem und für immer verstand und liebte sie alles, was sie sah und berührte, als wäre dieser Todestag nur dazu dagewesen, um etwas Einmaliges zu erfahren, etwas, das nur für sie und für das Alter bestimmt war, in

dem Laura Dïaz in diesem Augenblick war. Sie war am zwölften Mai 1898 geboren, als die Heilige Jungfrau erschien, in einem weißen Kleid und mit ihrem Mantel.

Sie verstand und liebte seitdem und für immer die Christpalmen, die westindische Tulpe, die chinesische Lilie, deren Zaubertriebe, jeder einzelne, dreimal im Jahr blühten: Sie verstand, was sie schon kannte, aber vergessen hatte: die rote Lilie, den Rotholzbaum, den runden Wipfel des Mangobaums; sie verstand, was sie nie gekannt hatte und woran sie sich nun zu erinnern glaubte, statt es neu zu entdecken: die vollkommene Symmetrie der Araukarie, die an jedem Sproß jedes einzelnen Astes ein getreues Abbild ihrer selbst hervorbringt, den Liguster mit den kleinen gelben Blüten, einen bewundernswerten Baum, der dem Orkan ebenso wie der Dürre trotzt.

Sie wollte vor Entsetzen aufschreien, doch sie schluckte den Schrecken hinunter und ließ ihn zu Erstaunen werden. Sie war auf einen Riesen gestoßen. Die kleine Laura zitterte, schloß die

Augen, berührte den Riesen. Er war aus Stein, ungeheuer groß, ragte mitten aus dem Wald hervor, war fester in ihm eingepflanzt als der Brotfruchtbaum oder sogar die Wurzeln des überall vordringenden Lorbeerbaums, der alles – Dränagen, Land, Kulturpflanzen – verschlang.

Eine schlammbedeckte, gewaltige Frauenfigur blickte in die Ewigkeit, sie war mit Gürteln aus Schnecken und Schlangen verziert und trug eine Krone, die der Wald grün gefärbt hatte. Außerdem war sie mit Halsketten und –reifen, Arm-, Nasen- und Ohrringen geschmückt.

Atemlos rannte die kleine Laura zurück. Zuerst wollte sie unbedingt von ihrer Entdeckung erzählen, diese Herrin des Waldes , war es, die den Armen ihre Juwelen schenkte, diese vergessene Gestalt war die Beschützerin der Güter des Himmels, die der widerwärtige Pfarrer Almonte – weg mit ihm, weg mit ihm –gestohlen hatte, und sie, Laura Dîaz, kannte nun das Geheimnis des Waldes. Doch dann begriff sie, daß sie es niemandem erzählen konnte, nicht jetzt und nicht ihrer Familie.

Sie hörte auf zu rennen und ging langsam zurück nach Hause, über die welligen Hügel und die sanften, mit Kaffeesträuchern bepflanzten Berghänge. Im Patio des Hauses sagte gerade Großvater Felipe zu seinen Verwaltern, es bleibe nichts anderes übrig, als die Zweige des Lorbeerbaums abzuschneiden: »Sie fallen über uns her, als könnten sie sich bewegen, die Lorbeerbäume verschlingen die Dränage, sie werden sogar das Haus verschlucken. Und vor dem Haus: Wolken von Drosseln sammeln sich auf dem Wollbaum dort und verdrecken den Eingang, das darf nicht sein.« Außerdem komme die Zeit, in der sich die Kaffeepflanzungen mit Spinnweben bedeckten.

»Man muß ein paar Bäume fällen.«

Tante Virginia seufzte. Ganz unbefangen hatte sie den Schaukelstuhl ihrer Mutter übernommen, obwohl sie nicht die Erstgeborene war. »Sie begreifen nicht«, sagte sie zu ihren Schwestern, »daß kein anderes Lebewesen das Alter eines Baums hat.«

Den Schwestern wollte Laura nichts erzählen, nur dem Großvater. Sie sah, daß er Sorgen hatte und wollte ihn

unterhalten. Sie zog ihn an seinem schwarzen Gehrock: »Großvater, im Wald gibt es eine riesengroße Frau, die mußt du dir ansehen.« »Kleine, wovon sprichst du?«

»Ich bringe dich hin, Großvater, sonst glaubt mir keiner, komm, wenn du mitkommst, habe ich keine Angst vor ihr, dann umarme ich sie sogar.«

Ich umarme sie, dachte sie, und gebe ihr das Leben zurück, so heißt es in den Märchen, die mir meine liebe Großmutter immer erzählt hat, es genügt, eine Figur zu umarmen, um sie ins Leben zu rufen.

Zugleich machte sie sich Vorwürfe, das Geheimnis der großen Frau im Wald nur so kurze Zeit bewahrt zu haben.

Der Großvater nahm ihre Hand und lächelte. Eigentlich durfte er nicht lächeln an einem Trauertag, aber dieses hübsche Mädchen mit seinem langen, glatten Haar und den immer markanteren Gesichtszügen, das seine Pausbacken verlor und dessen zukünftige Gestalt der Großvater an diesem Tag vorausahnte, bevor Laura sie selbst in einem Spiegel sah oder auch nur von sich als erwachsener Frau träumte, Lauras überaus lange Beine und Arme und die auffällige Nase und die Lippen, die schmaler als die der gleichaltrigen Mädchen waren, Lippen wie die der schriftstellernden Tante Virginia. Dieses Mädchen war das wiedergeborene Leben, die zurückgekehrte Cosima, ein Leben, das in einem anderen überdauerte und das er, Felipe, behüten wollte, als Nachlaßverwalter einer Seele, die nach der liebevollen Erinnerung des Gefährten verlangte, Cosima und Felipe, um sich fortzusetzen und neues Leben im Leben eines anderen, ebendieses Mädchens zu finden, sagte sich der Alte gerührt – er war

Sechsundsechzig und Cosima, als sie starb, siebenundfünfzig. Die beiden erreichten die Waldlichtung.

»Hier ist sie, Großvater.«

Don Felipe lachte. »Das ist ein Wollbaum, Mädchen. Wie bei uns vorm Haus. Paß auf, was für ein hübscher, aber ungeheuer gefährlicher Baum das ist. Merkst du es? Er ist mit Nägeln überzogen, natürlich sind es keine wirklichen Nägel, sondern dolchspitze Stacheln, die der Wollbaum wachsen läßt, um sich zu schützen, siehst du? Aus dem Leib des Wollbaums dringen Klingen hervor, der Baum bewaffnet sich, damit ihm niemand zu nahe kommt, damit ihn niemand umarmen kann.« Der Großvater lächelte. »Wie böse doch der Wollbaum ist!«

Dann trafen schlechte Nachrichten ein: Unter den Bergarbeitern in Cananea war ein Streik ausgebrochen, ein weiterer in der Textilfabrik in Rio Blanco, ausgerechnet im Staat Veracruz. Der Streik wurde vom Bundesheer niedergeschlagen, die Leichen der Streikenden transportierte man in offenen Güterwagen von Orizaba zum Meer, damit alle sie sehen konnten und die Warnung beherzigten.

»Glaubst du, daß Don Porfirio stürzt?«

»Ach was, er greift noch genauso energisch durch wie immer, obwohl er bald achtzig wird.«

»Patron, die Schattenbäume in den Pflanzungen müssen gefällt werden.«

»Wie schade, daß man einen Baum fällen muß, der dem Kaffee Schatten spendet.«

»Ja, wenn der Kaffee einen guten Preis hat. Jetzt sind die

Preise ganz unten. Es ist besser, die Bäume zu fällen und ihr Holz zu verkaufen.«

»Das liegt wohl in Gottes Hand. Sie wachsen wieder nach.«

## *///. Veracruz: 1910*

Er kam zu spät. Er kam zu früh. Immer zu spät oder zu früh. Unerwartet tauchte er zum Abendessen auf. Dann wieder kam er überhaupt nicht.

Kaum daß Leticia von ihrem Mann Fernando Dïaz nach Veracruz geholt worden war, diktierte sie auch schon, ohne daß es ihr überhaupt bewußt war, den Zeitplan und die Ordnung, die ihr Leben auf der Kaffeeplantage in Catemaco bestimmt hatten. So laut und chaotisch der Hafen sein mochte, die Sonne ging am See und am Meeresufer zur gleichen Zeit auf: Frühstück um sechs, Mittagessen um eins, Abendessen um sieben, oder ein Nachtessen, in besonderen Fällen, um neun.

Veracruz lieferte Leticia Kelsen die Vielfalt seiner Meeresfrüchte und Fische, und Lauras Mutter stellte sie wunderbar zusammen, die Tintenfische in ihrer Tinte und mit weißem Reis, die gebackenen Bananenscheiben, selbstverständlich mit zweimal gekochten Bohnen, den weißen Huachinango aus dem Golf, der zwischen Zwiebeln, Pfefferschoten und Oliven schwamm, das zerfaserte Fleisch mit Koriander oder in dunkle, scharf gewürzte Soßen getunkt, die Süßspeisen nach Klosterart und der mondäne, geruhsame Kaffee, der Hitze und Schlaflosigkeit kannte, der Freund der Siesta und des Mondscheins.

Den konnte man jederzeit im berühmten Café de la Parroquia trinken, wo ein Schwärm von Kellnern mit

weißer Schürze und Fliege im Stimmengewirr der Gäste umherliefen, geröstete Butterschnitten mit Rührei servierten und – wie schlecht entlohnte Zauberer eines immerwährenden Karnevals – Kaffee und Milch mischten, die sie in verblüffender Gleichzeitigkeit aus akrobatischer Höhe in Gläser gössen. Über allem thronte die aus – Deutschland importierte große Kaffeemaschine, die wie eine silberglänzende Königin die Mitte und den Hintergrund des Cafés einnahm und mit Ventilen und Hähnen, Schaum, Dunstschwaden und Fabrikstempeln geschmückt war. »Lebrecht und Justus Krüger, Lübeck 1887.«

Aus Europa kamen auch die Illustrierten und Romane, die Lauras Vater Fernando Dïaz allmonatlich ungeduldig erwartete, wenn der Postdampfer aus Southampton und Le Havre in den Hafen einlief. Es sah aus, als wollte er nur dem Rechnungsprüfer eine Freude machen, der am Kai auf ihn wartete, den Strohhut sorgfältig aufgesetzt, um sich vor einer Sonne zu schützen, die schwer wie ein nasses Leintuch drückte. Der Stock mit Elfenbeinknauf. Der komplette dreiteilige Anzug, der in Catemaco solches Aufsehen erregt hatte, als Leticia von Fernando umworben und erobert wurde. Er hielt die Hand seiner zwölfjährigen

Tochter Laura.

»Die Zeitschriften, Papa, zuerst die Zeitschriften.«

»Nein. Zuerst die Bücher für deinen Bruder. Gib ihm Bescheid, daß sie hier sind.«

»Ich bringe sie ihm lieber gleich in sein Zimmer.«

»Wie du möchtest.«

»Ist es gut, daß ein zwölfjähriges Mädchen das

Schlafzimmer eines Jungen betritt, der älter als zwanzig ist?« fragte Leticia, ohne die Stimme zu heben, sobald Laura, immer noch hüpfend, das Wohnzimmer verließ.

»Wichtig ist, daß sie einander liebhaben und vertrauen«, antwortete ruhig ihr Mann.

Leticia zuckte die Achseln und errötete. Sie mußte an die Moralpredigten des Flüchtlings, des zynischen Paters Elzevir Almonte, denken, betrachtete dann aber gleich voller Stolz das Wohnzimmer ihres neuen Zuhauses, die obere Etage der Banco de la Repûblica, die ihr Mann seit einem knappen Monat leitete.

»Er hat sein Wort gehalten. Durch seinen Fleiß ist er, wie er es versprochen hat, vom Kassierer zum Buchhalter und endlich zum Bankdirektor aufgestiegen.« Dafür hatte er, wie er Leticia sagte, elf Jahre seines Ehelebens geopfert, auf Laura verzichtet und in einem Haushalt ohne Ordnung gelebt, so man das denn einen Haushalt nennen durfte, bestand er doch allein aus ihm selbst und Santiago, dem Sohn aus Fernandos erster Ehe mit der verstorbenen Elisa Obregôn – zwei Männern, die, so gut man sich auch um sie kümmerte, die brennende Zigarre hier, einen Zigarrenstummel da, ein aufgeschlagenes Buch im Bett, eine Socke darunter und schließlich die Lagerstatt selbst allzu viele Stunden lang ungemacht zurückließen.

Santiago lag auf seinem Bett in der neuen, gemütlichen, beinahe luxuriösen Wohnung. Sein langes Nachthemd mit der volantbesetzten Brust sah aus wie ein Taubennest. Er drückte die Beine zusammen, als seine Halbschwester Laura hereinkam, den Bücherstapel wie eine schwankende Säule auf den Armen, ein kleiner Turm von Pisa, den

Santiago schnell festhielt, bevor Anatole France und Paul Bourget mit ihren Werken auf dem Boden landeten.

Sobald die beiden sich kennengelernt hatten, »harmonierten« sie, wie man damals sagte. Obwohl es unvermeidlich gewesen war, daß sie sich begegneten, hatten Leticia und Fernando, jeder für sich, gewisse Befürchtungen gehegt. Anfangs hüteten sie sich, diese einander anzuvertrauen. Die Mutter fürchtete, daß ein Mädchen im frühesten Jugendalter wie Laura ungebührlichen Einflüssen ausgesetzt sein würde, Berührungen, ungewollten zwar, aber doch unvermeidlichen, wenn ein junger, neun Jahre älterer Mann in der Nähe war. Der Bruder des Mädchens, ja, aber doch ein Unbekannter, etwas Neues. Reichte nicht schon der so oft hinausgeschobene Wechsel vom Landleben und Patriarchat Don Felipe Kelsens, mit der verstümmelten Großmutter und den vier arbeitsamen Schwestern in dieses neue, ungewohnte, von der Mama getrennte Leben? Die Mutter schlief jetzt nicht mehr im selben Zimmer wie das Mädchen, sondern im Bett des Vaters, der bisher für sich gewesen war, und ließ das Mädchen allein, das natürlich nicht bei ihrem Halbbruder schlafen konnte (was ihr erster, naiver Wunschtraum gewesen war). Kann man die Wellen der See mit Gittern verschließen?

»Wir Frauen in den Tropen reifen sehr schnell heran, Fernando. Ich habe dich mit siebzehn Jahren geheiratet.«

Leticia sagte nicht die ganze Wahrheit, in den Gesichtern ihrer leiblichen Schwestern und ihrer Halbschwester konnte sie das Gegenteil lesen. Den dreien war das Schicksal alter Jungfern bestimmt, weil sie etwas

anderes sein wollten, Virginia Schriftstellerin, Hilda Konzertpianistin, und obwohl sie wußten, daß sie das nie erreichen würden, wollten sie doch nie darauf verzichten. Ihre stumme und schmerzliche Hingabe nötigte sie, Gedichte zu schreiben und Klavier zu spielen, im Kreis von Lesern und Hörern, die unsichtbar waren, außer den beiden Personen, an die ihre Sonette und Sonaten wie ein Vorwurf gerichtet waren: Felipe und Côsima. Maria de la O hingegen würde aus einfacher Dankbarkeit nie heiraten. Cosima hatte sie vor einem unseligen Geschick bewahrt. Maria würde auf immer treu bei der Familie ausharren, die ihr Schutz gewährte. Als junges Mädchen hatte Leticia schnell die Regeln vorteilhaften Schweigens in einem Haus gelernt, in dem Glück und Unglück so ungleich zwischen dem Vater Don Felipe, der Mutter Cosima und den Schwestern verteilt waren, und sie beschloß, so schnell wie möglich und so gut wie ohne Vorbedingungen zu heiraten, um dem Schicksal zerronnener, grauer konturloser Träume zu entgehen, das aus den drei Frauen in Catemaco Schauspielerinnen einer Pantomime im Nebel machte. Sie heiratete Fernando und rettete sich vor einem Leben als alter Jungfer. Sie bekam eine Tochter und rettete sich vor der Unfruchtbarkeit. Und doch blieb sie bei ihren Leuten und rettete sich – das war ihre Entschuldigung – vor der Undankbarkeit. Ihr Mann Fernando verstand sie, und weil er selbst Zeit brauchte, um aufzusteigen und Leticia und Laura ein schönes Leben bieten zu können, ohne seinem Sohn Santiago die Fürsorge vorzuenthalten, die ein mutterloses Kind beanspruchte, schien die eigentümliche Vereinbarung Fernando und Leticia nicht nur vernünftig,

sondern auch erträglich.

Und nur so konnte Fernando schließlich seinem Schwiegervater Felipe Kelsen helfen, als das vorgerückte Alter des Präsidenten Porfirio Dïaz, die blutig unterdrückten Streiks, die ersten revolutionären Erhebungen im Norden des Landes, die anarcho-syndikalistischen Umtriebe gerade in Veracruz, Don Porfirios unpassende Erklärungen gegenüber dem nordamerikanischen Journalisten Creelman (»Mexiko ist reif für die Demokratie«) und die Kampagne Maderos und der Brüder Flores Magon gegen Dïaz' Wiederwahl zu wachsender Unruhe auf den Märkten führten. Veracruz fiel in der Konkurrenz mit der kubanischen Zuckerindustrie zurück, die sich nach dem blutigen Krieg zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten wieder erholt hatte. Zudem fielen plötzlich die bislang üblichen Kredite für die in Mexiko ansässigen deutschen Unternehmer durch die Deutsche Bergwerksgesellschaft in Mexico-Stadt weg. In Europa würde es womöglich Krieg geben. Der Balkan stand in Flammen. Frankreich und England hatten die Entente cordiale und Deutschland, Italien und Österreich-Ungarn den Dreibund abgeschlossen: Man brauchte nur noch die Schützengräben auszuheben und auf den Funken zu warten, der Europa in Brand stecken würde. Das Kapital wurde ausschließlich darauf verwandt, den Krieg zu finanzieren und die Preise hochzutreiben, nicht um deutschmexikanische Plantagen mit Krediten zu versorgen.

»Ich habe Zweihunderttausend Kaffeesträucher, die eintausendfünfhundert Zentner abwerfen«, sagte Don Felipe. »Was mir fehlt, ist ein Kredit, was mir fehlt, ist Bargeld.«

Er solle sich keine Sorgen machen, antwortete ihm sein Schwiegersohn Fernando. Er sei zum Direktor der Banco de la Repûblica in Veracruz befördert worden und würde sich um einen Kredit für Don Felipe und die prächtige Plantage »La Peregrina« kümmern. Die Bank bekomme ihr Geld dadurch zurück, daß sie die Ernte an die Handelsfirmen im Hafen liefere, für die Verkäufe eine Provision einbehalte und die Gewinne der Plantage der Kelsens gutschreibe. Leticia könne nun endlich zusammen mit der kleinen Laura bei ihm, Don Fernando Dïaz, und seinem Sohn Santiago leben, sie alle glücklich unter dem schützenden Dach der Direktion der Banco de la Repûblica in Veracruz vereint.

Wie anders war es für Laura, in einem von Straßen umgebenen Haus und nicht auf dem Land zu leben, den ganzen Tag unbekannte Leute unter den Balkons vorbeilaufen zu sehen, im zweiten Stock zu wohnen und das Büro eine Etage tiefer zu haben, die Stäbe des Balkons abzulecken, weil sie nach Salz schmeckten, und das geruhsame, bleifarbene, dickflüssige Meer vor Veracruz zu betrachten, das erglänzte, wenn es sich vom letzten Sturm erholte, wobei es sich schon auf den nächsten vorbereitete und heißen Dunst und keine Kühle ausströmte wie der See; der Urwald, den die juwelengeschmückte Riesin beherrschte, die sie gesehen und nicht geträumt hatte, sie war kein Wollbaum, Großvater Felipe mußte Laura für eine dumme Gans halten.

»Dicke Wände, das Geräusch fließenden Wassers, Zugluft und viel heißer Kaffee: das ist der beste Schutz gegen die Hitze«, verkündete Leticia immer selbstsicherer,

nun, da sie endlich Hausherrin und von der väterlichen Vormundschaft befreit war, um in ihrem Ehemann das zu finden, was sie damals an ihrem Bräutigam so fasziniert hatte, als sie sich bei den Fiestas zu Maria Lichtmeß in Tlacotalpan kennenlernten.

Er war ein zärtlicher Mann, erfolgreich und gewissenhaft in seiner Arbeit, entschlossen, sich selbst zu übertreffen. Er las englische und auch französische Zeitschriften, obwohl er eher England als Frankreich bewunderte. Dabei war er sich einer merkwürdigen Lücke bewußt, die ihn daran hinderte, die Mysterien des Lebens zu verstehen, jene Geheimnisse, die ein wesentlicher Teil jeder Persönlichkeit sind, ohne voreilig über Gut und Böse zu urteilen. Er las viele Romane, um diesen Mangel zu überwinden. Am Ende jedoch blieben die Dinge für Fernando, was sie waren: die pünktliche Arbeit und Selbstüberwindung eine Pflicht, Vergnügungen etwas Maßvolles und die Persönlichkeiten, die eigene oder die fremde, ein Mysterium, das es zu respektieren galt.

Die Seele seiner Mitmenschen zu ergründen, das bedeutete für diesen gebildeten fünfundvierzigjährigen Mann Klatsch und Schnüffelei alter Lästerzungen. Leticia liebte ihn, weil sie als Dreißigjährige, wenn sie ihn auch schon mit siebzehn geheiratet hatte, sämtliche Vorzüge mit ihm teilte und doch wie auch er dem Mysterium der anderen, der »übrigen«, hilflos gegenüberstand. Als sie jedoch einmal diesen Ausdruck benutzte – »die übrigen« –, ließ Fernando den Roman Thomas Hardys fallen, den er gerade las, und erklärte ihr: »Sag niemals ›die übrigens das klingt so, als wären sie überflüssig, zuviel. Ich rate dir, die

Leute immer beim Namen zu nennen.«

»Selbst wenn ich sie nicht kenne?«

»Denk dir was aus. Das Gesicht oder die Kleidung sagen genug darüber, wer jemand ist.«

»Der Schieler, der Schlampige, der Straßenkehrer?« Leticia lachte und ihr Mann ebenfalls, mit seiner eigentümlichen wortlosen Heiterkeit.

Der Protz. Diesen Spitznamen hatte Laura von klein auf für den Chinaco gehört, der ihrer lieben Großmutter Côsima die Finger abgehackt hatte. Das nun wollte sie ihrem schönen Halbbruder anvertrauen (ich will es ihm heimlich sagen, dachte sie), der um zwölf Uhr mittags ganz weiß gekleidet war, mit steifem Stehkragen und Seidenkrawatte, Leinenjacke und -hose und hohen, schwarzen, kompliziert geschnürten Stiefeln. Seine Gesichtszüge waren mehr als regelmäßig, sie besaßen eine aufsehenerregende Symmetrie, die Laura an jene der Araukarienzweige im Urwald erinnerte. Die eine Hälfte glich der anderen aufs Haar, wie ein Schatten, der, sobald Santiago morgens aufstand, ihn als ein vollkommener, nie abwesender, nie gekrümmter, immer an seiner Seite bleibender Zwilling begleitete.

Als wollte er die Vollkommenheit eines Gesichts widerlegen, dessen eine Hälfte genau der anderen entsprach, trug Santiago eine zerbrechliche Brille mit einer versilberten, kaum wahrnehmbaren Fassung, die seinen Blick tiefer wirken ließ, ohne ihn zu verändern, wenn er sie abnahm. Santiago konnte mit ihr spielen, sie eine Minute in der Jackentasche verstecken, sie in der nächsten als Pfeil

benutzen, sie in die Luft werfen und gleichgültig auffangen, bevor er sie in die Tasche zurücksteckte. Laura hatte niemals einen solchen Menschen gesehen.

»Ich bin mit dem Gymnasium fertig. Mein Vater hat mir ein Sabbatjahr bewilligt.«

»Was ist das?«

»Ein freies Jahr, damit ich ernsthaft über meinen Berufsweg entscheiden kann. Ich lese. Du siehst ja, was ich mache.«

»Also, ich sehe dich nicht oft, Santiago. Ständig bist du verschwunden.«

Der Junge lachte, hängte sich den Stock an den Unterarm und zerzauste das Haar seiner kleinen Schwester, die seine herablassende Haltung wütend machte.

»Ich bin schon zwölf. Fast.«

»Ach, wärest du nur fünfzehn, dann könnte ich dich entführen«, lachte Santiago.

Von seinem Bürofenster aus sah Don Fernando seinen eleganten, schlanken Sohn vorbeigehen. Er fürchtete die Vorwürfe seiner Frau, nicht so sehr wegen der zwölfjährigen Trennung und Wartezeit, wegen des gemeinsamen Lebens von Vater und Sohn, während Mutter und Tochter ausgeschlossen blieben; nein, das hatten sie schließlich beide einvernehmlich beschlossen, sie hatten die Trennung vereinbart und als Grundlage bleibender, sicherer Werte verstanden, die dem gemeinsamen Leben, im richtigen Augenblick, die gebührende Stabilität verleihen würden.

Nein, Don Fernando war im Gegenteil davon überzeugt, daß die Prüfung, der sie sich unterworfen hatten, nicht nur nichts Außergewöhnliches war in einer Zeit, in der Verlobungen ewig dauerten, vielmehr würde sie ihrer Ehe in der Rückschau sogar so etwas wie eine Aureole geben (nennen wir es nicht so sehr Prüfung oder Opfer, sondern Voraussicht, Einsatz, lediglich aufgeschobenes Glück).

Seine Furcht gründete in etwas anderem. In Santiago selbst. Santiago war der Beweis, daß auch der ganze Erziehungswille eines Vaters nicht ausreicht, damit sich der Sohn nach seinem Vorbild richtet. Wenn ich ihm volle Freiheit gelassen hätte, hätte er sich dann eher angepaßt? fragte sich Fernando. Habe ich ihn zu etwas anderem gemacht, indem ich ihm meine eigenen Werte zu vermitteln versuchte?

Die Antwort blieb am Rand jenes Mysteriums stecken, das Fernando Dïaz nicht zu bewältigen vermochte: die Persönlichkeit anderer Menschen. Wer war sein Sohn, was wollte, tat, dachte er? Der Vater hatte keine Antworten. Als Santiago ihn nach dem Gymnasium um ein freies Jahr bat, bevor er sich für ein Studium entscheiden wollte, bewilligte Fernando es ihm gern. Alles schien in der geordneten Gedankenwelt des Buchhalters und Direktors zusammenzupassen: der Schulabschluß seines Sohns und die Ankunft seiner zweiten Frau mit seinem zweiten Kind. Die durch das Sabbatjahr bedingte Abwesenheit Santiagos (sagte sich Fernando mit einem gewissen Schamgefühl) würde es ermöglichen, daß die neue Familie ohne Zwischenfälle zusammenwuchs. »Wo willst du das Jahr verbringen?«

»Hier in Veracruz, Papa. Ist das nicht ein Witz? Veracruz kenne ich am wenigsten, diesen Hafen, meine Heimatstadt. Was hältst du davon?«

Seit seiner frühesten Jugend hatte er so fleißig studiert, so eifrig gelesen und so vortrefflich geschrieben. Er hatte in Jugendzeitschriften Gedichte, Literatur- und Kunstkritiken veröffentlicht. Der Lyriker Salvador Dïaz Mirön, der ihn unterrichtete, rühmte ihn als verheißungsvollen jungen Autor. Wer hat mich sicher sein lassen, sagte sich Fernando Dïaz, daß dies alles Beständigkeit erwarten ließ, vielleicht mit einer kleinen Unterbrechung, aber immerhin Beständigkeit? Führte Ordnung, wenn schon nicht zur Rebellion, so doch zu einem verhängnisvollen Ausscheren aus ihr? Als ihn sein Sohn nach dem Abitur um das freie Jahr bat, stellte er sich vor, daß Santiago es mit Reisen verbringen würde – Fernando hatte das erforderliche Geld gespart –, um nach seiner Rückkehr, wenn er den Wissensdrang eines jungen Mannes befriedigt hatte, seine literarische Laufbahn und sein Studium wiederaufzunehmen und eine Familie zu gründen. Wie in den englischen Romanen hätte er seine Grand Tour unternommen.

»Ich bleibe hier, Papa, wenn es dir nichts ausmacht.«

»Überhaupt nichts, Junge, hier ist schließlich dein Zuhause. Das hätte gerade noch gefehlt.«

Er hatte nichts zu befürchten. Fernando Dïaz' Privatleben war vorbildlich und makellos. Jeder wußte, daß seine erste Frau Elisa Obregõn, die von kanarischen Einwanderern abstammte, bei der Geburt Santiagos gestorben war und daß der Dichter und nunmehrige

Abiturient in seinen ersten sieben Lebensjahren beinahe ganz von der Barmherzigkeit eines Jesuitenpaters aus der Stadt Orizaba abgehangen hatte, während sein Vater Don Fernando wieder heiratete und seine neue Familie fern in Catemaco wohnen ließ, dann aber Santiago nach Veracruz mitnahm und dort gemeinsam mit ihm lebte.

Als der rechtschaffene, anständige, nicht unbedingt einfallsreiche Mann der Zahlen bei einer Abendgesellschaft aufgefordert wurde, sich zu erklären, sagte er, manchmal sei es notwendig, die Freude hinauszuzögern, während man seine Pflicht erfülle, womit man die Freude am Ende verdoppele.

Die Teilnehmer der Gesellschaft schienen den Worten Fernandos beizupflichten, allein den Dichter Salvador Dïaz Mirön forderten sie zu einem spöttischen Kommentar heraus: »Don Fernando, ich hatte ja nicht geahnt, daß Sie barocker sind als der leibhaftige Göngora.«

Don Fernando ergründete keine fremden Geheimnisse, ebenso ergründete niemand das seine – vielleicht, weil es ein solches Geheimnis überhaupt nicht gab. Außer der vollkommenen Gattin, seiner zweiten Frau Leticia, die genau wie er war. Elf Jahre lang besuchte Leticia, begleitet von ihrer Halbschwester Maria de la O, einmal monatlich ihren Mann in Veracruz. Fernando nahm ein Zimmer im Hotel Diligencias, damit sie allein sein konnten, während Maria de la O diskret verschwand, und nur Dona Cosima Kelsen, die Großmutter mit den fehlenden Fingern, ahnte, wohin sie ging. Alle drei Monate kam Fernando seinerseits nach Catemaco, begrüßte den deutschen Großvater und spielte mit der kleinen Laura.

In der Hafenstadt bewohnten Vater und Sohn benachbarte Räume in einer Pension, Santiago das Schlafzimmer, damit er studieren und schreiben konnte, Fernando das Wohnzimmer, als käme er nur zu einem kurzen Besuch zwischen den Bürostunden. Jeder hatte sein Waschbecken und seinen Spiegel. Das öffentliche Bad war zwei Häuserblocks entfernt. Eine kraushaarige Schwarze kümmerte sich um das Nachtgeschirr. Die Mahlzeiten gab es in der Pension.

Jetzt war alles anders. Die über der Bank liegende Wohnung des Direktors hatte allen Komfort, einen großen Saal mit Blick auf die Molen, ein Korbsofa für die Kühle, lackierte Holztische mit Marmorplatten, Schaukelstühle, Nippes, elektrische Lampen, aber alte Wandleuchter und Kommoden, deren Vitrinen alle möglichen Meißener Figuren zeigten – Höflinge in galanten Posen, träumerische kleine Schäferinnen und zwei typische Bilder: Auf dem ersten ärgerte ein Gassenjunge mit einer Rute einen schlafenden Hund, auf dem zweiten biß der Hund dem kleinen Jungen in die Waden, der Junge konnte deshalb nicht über die Mauer springen und ließ weinend die Rute fallen.

*»Let sleeping dogs lie…«,* sagte Señor Dïaz jedesmal, wenn er die Bilder betrachtete, selbst wenn er sie nur mit einem flüchtigen Blick streifte.

Im Speisezimmer standen ein Tisch für zwölf Gäste und weitere Vitrinen, die mit handdekoriertem Geschirr vollgestellt waren, das Szenen aus den napoleonischen Kriegen zeigte, und manche Stücke waren mit Goldreliefs in Girlandenform umrandet.

Der Vorraum des Speisezimmers oder die Pantry, wie Fernando den Raum nannte, lag zwischen dem Speisezimmer und der Küche, die nach Krautern, Kochen und in der Mitte geteilten, ausblutenden Tropenfrüchten duftete. Eine Küche mit Herden und »Comales« genannten Röstplatten, wo das Feuer unter den Pfannen und Töpfen, von unermüdlichen, Palmblattfächer schwenkenden Händen angefacht werden mußte, damit es weiterbrannte. Nichts freute Dona Leticia mehr, als die Küchenöfen aus Ziegeln und Eisen zu beaufsichtigen und energisch die Kohlenglut anzufächeln, die, wenn man sie schürte, die Brühen, den Reis und die Gerichte brodeln ließ. Währenddessen buken die InDïaz aus der Sierra de Zongolica die Tortillas und der kleine Neger Zampaya goß die Blumen in den Fluren und summte etwas dazu, das wie eine Hymne auf sich selbst klang:

»Der Neger Zampaya kennt einen Tanz, da bleibt dir die Luft weg, ganz, ganz, ganz…«

Manchmal hörte die kleine Laura, den Kopf in den Schoß ihrer Mutter gelegt, entzückt zum x-ten Mal die Geschichte, wie sich ihre Eltern auf den Fiestas zu Maria Lichtmeß in Tlacotalpan begegnet waren, einem kleinen Dorf wie aus einem Spielzeugbaukasten. Dort tanzten an jedem zweiten Februar alle, selbst die Alten, zum Klang der kleinen Requinto- und Jarana-Gitarren auf den Brettergerüsten am Rio Papaloapan, auf dem die Heilige Jungfrau von Boot zu Boot zog, während die Dörfler wetteten, ob sie in diesem Jahr das Haar trug wie im letzten, jenes von Dulce Maria Estevez, das diesmal von Maria Elena Munoz mit großer Opferbereitschaft

gespendet worden war, denn die Jungfrau benötigte jedes Jahr einen neuen und frischen Haarschopf. Für anständige Señoritas war es eine große Ehre, ihr Haar zu opfern und es der Jungfrau zu schenken.

Während die Heilige Jungfrau an ihnen vorbeikommt, ziehen die Reiter den Hut ab, doch der Witwer Don Fernando Dïaz aus Veracruz hat mit seinen zweiunddreißig Jahren nur Augen für die hochgewachsene, schlanke, überaus zierliche Señorita Leticia Kelsen (er fragt nach ihrem Namen und erhält diese Antwort). Die Siebzehnjährige ist mit einem weißen, pergamentartigen Stoff bekleidet und barfuß, nicht, weil sie etwa keine Schuhe besäße, sondern weil es (wie sie zu Fernando sagt, als der Witwer ihr den Arm anbietet, damit sie nicht im Schlamm des Ufers ausrutscht) in Tlacotalpan die größte Freude sei, mit nackten Füßen über die grasbedeckten Straßen zu laufen. Ob er eine andere Stadt mit Straßen so voller Gras kenne?

»Nein«, lachte Fernando und zog sich, zum Vergnügen und Erstaunen der Tlacotalpenos, die komplizierten Schnürstiefel und die rot- und weißgestreiften Socken aus, über die sich Señorita Leticia fast totlachte.

»Die sind ja wie die von einem Clown!«

Er errötete und machte sich Vorwürfe, daß er etwas getan hatte, was sich derartig von seinen geordneten und maßvollen Gewohnheiten unterschied. Sie liebte ihn auf der Stelle, weil er sich die Schuhe ausgezogen hatte und so rot wie seine Socken wurde.

»Was noch, was noch?« fragte Laura, die die kleine

Geschichte auswendig kannte.

»Das Dorf kann man nicht beschreiben, das muß man sehen«, fügte nun ihr Papa hinzu.

»Wieso, wieso?«

»Es sieht aus wie ein Spielzeugdorf«, erzählte Dona Leticia. »Sämtliche Häuser sind einstöckig, sie gleichen sich alle, aber jedes hat eine andere Farbe.«

»Blau, rosa, grün, rot, orange, weiß, gelb, violett…«, zählte das Mädchen auf.

»Die schönsten Hauswände der Welt«, schloß der Papa und zündete sich eine Havanna an.

»Ein Dorf wie ein Baukasten.«

Nun, da sie die große Wohnung in der Hafenstadt hatten, kamen die Kelsen-Schwestern zu Besuch, und Don Fernando neckte sie: »Wolltet ihr nicht endlich heiraten, wo Leticia, Laura und ich zusammengezogen sind?«

»Wer kümmert sich dann um Maria de la O?«

»Immer habt ihr eine Ausrede«, sagte Don Fernando lachend.

»Das stimmt«. Maria gab ihm recht. »Ich bleibe und kümmere mich um Vater. Hilda und Virginia können fortgehen und heiraten, wann sie wollen.«

»Ich brauche keinen Mann«, rief Virginia, die Schriftstellerin, lachend. *»Je suis la belle ténébreuse…* Ich habe es nicht nötig, daß man mich bewundert.«

Das Gelächter über diesen albernen Scherz wurde von Hilda, der Pianistin, unterbrochen, sie beendete das Thema mit Worten, die niemand verstand: »Alles liegt im

Verborgen und belauert uns.«

Fernando sah Leticia an, Leticia blickte zu Laura hinüber, und das Mädchen äffte die Tante nach, die am weißhäutigsten von allen war, indem es die Hände bewegte, als spielte es Klavier, bis ihm Tante Virginia eine ziemlich üble Kopfnuß gab. Die kleine Laura hielt Wut und Tränen jedoch zurück.

Der Besuch der Tanten bot Anlaß, Mitglieder der Veracruzaner Gesellschaft einzuladen. Bei einer dieser Gelegenheiten, als Tante Maria zu spät hereinkam, geschah es, daß eine Señora zu ihr sagte: »Mädchen, wie gut, daß du kommst. Bitte, fächle mir ein bißchen Luft zu. Und nicht zu faul, du kleine Schwarze, denk daran, wie heiß es ist.«

Alle brachen in Gelächter aus, Maria de la O rührte sich nicht. Laura stand auf, nahm ihre braunhäutige Tante am Arm und führte sie zu einem Sessel.

»Nimm Platz, Tantchen, ich fächle gern zuerst der Señora und dann dir kühle Luft zu, meine Liebe.«

Laura Dïaz glaubte, etwas habe sich für immer in ihrem Leben geändert, als sie eines Nachts von einem dumpfen Stöhnen im Schlafzimmer ihres Bruders Santiago geweckt wurde, das neben ihrem lag. Sie erschrak, und doch schlich sie erst auf Zehenspitzen in den Flur und zur Tür des Jungen, als sie zum zweitenmal hörte, was wie ein qualvoller Erstickungsanfall klang. Ohne anzuklopfen, trat sie ein und erblickte Santiagos schmerzverzerrtes Gesicht zusammen mit einem unglaublichen, einzigartigen Gruß in den Augen des Jungen, einer Geste, die für die

Anwesenheit des Mädchens dankte, obwohl seine Worte sie verleugneten: »Liebe Laura, geh zurück in dein Zimmer, und mach keinen Lärm, damit du niemanden weckst.«

Sein Hemd war von der Schulter an zerrissen, und mit der rechten Hand drückte er sich den linken Unterarm. Konnte ihm das Mädchen helfen?

»Nein. Ja. Geh schlafen und erzähle niemandem etwas. Schwöre es. Ich kann allein auf mich aufpassen.«

Laura schlug das Kreuz. Zum erstenmal wurde sie von jemandem gebraucht, obwohl dieser es nicht sagte; nicht sie bat um etwas, man erbat etwas von ihr, mit Worten, die »nein« sagten, aber »ja, Laura, hilf mir« meinten.

Von jener Nacht an unternahmen die beiden jeden Sonnabend einen Spaziergang an der Mole. Sie hielt seine Hand, die, wie Laura fühlte, starr und angespannt war, solange die Wunde noch verheilte. Es war ihrer beider Geheimnis. Santiago wußte, daß er sich auf seine Schwester verlassen konnte, und Laura war stolz, weil Santiago es wußte. Erst jetzt, durch diese neue Beziehung zu ihrem Bruder, spürte Laura, daß sie nach Veracruz gehörte, daß sich Meer und Himmel hier in einer einzigen vibrierenden Bucht vereinten, Himmel und Meer in einem kräftigen Wirbel zusammenflössen, damit die leuchtende, klare Ebene hinter Veracruz ebenfalls vibrierte, bis sie sich im Urwald verlor. Ihm konnte sie die Geschichten aus Catemaco erzählen. Er würde ihr glauben, daß die mitten im Urwald stehende steinerne Frau kein Baum war.

»Natürlich, die Figur stammt aus der Zeit der Kultur von

El Zapotal. Wußte das dein Großvater nicht?«

Laura schüttelte den Kopf, nein, Großvater wußte schließlich nicht alles, und die dunklen und nach Seife riechenden Korkenzieherlocken des Mädchens flogen hin und her.

»Papa sagt immer: Santiago hat den ganzen Verstand der Familie für sich beansprucht, uns anderen hat er bloß Almosen übriggelassen.«

Santiago entschuldigte sich dafür, daß er lachen mußte, und sagte, Laura wisse weit mehr als er über Bäume, Vögel, Blumen, die ganze Natur. Davon habe er keine Ahnung, er habe nur den Wunsch, eines Tages zu verschwinden, indem er sich in einen Wald verwandele, ein solcher Baum werde, wie ihn das Mädchen im Gedächtnis behalte, ein Rotholzbaum oder eine Araukarie, ein Liguster mit symmetrischen Blüten, ein Lorbeerbaum… »Nein, der ist böse.« »Aber schön.«

»Er zerstört alles, verschlingt alles.« »Und ein Wollbaum?«

»Nein, ein Wollbaum auch nicht. Auf seinen Zweigen sammeln sich die Drosseln und kacken alles voll.«

Santiago lachte wieder und sagte dann: »Eine Christpalme, eine violette Lilie, eine westindische Tulpe«, und sie: »Ja, die ja, die ja, Santiago«, und sie lachte nicht mehr wie ein Mädchen, sagte sie sich überrascht, sie lachte wie eine Frau, wie jemand, der nicht mehr die kleine Laura mit den dunklen, nach Seife riechenden Korkenzieherlocken war. In der Gesellschaft Santiagos spürte sie, daß sie bisher wie Li Po, die chinesische Puppe, gewesen war.

Nun würde alles anders werden.

»Den Wollbaum kann man nicht umarmen. Dem wachsen Dolche aus dem Leib.«

Sie betrachtete den verletzten Arm ihres Bruders, sagte aber nichts weiter.

Er erwartete sie jeden Sonnabend an der Tür ihres gemeinsamen Hauses, als käme er von woanders, und brachte ihr jedesmal ein Geschenk mit, einen kleinen Blumenstrauß, eine Muschel, um das Rauschen des Ozeans zu hören, einen Seestern, eine Postkarte, ein Papierschiffchen, während Leticia beunruhigt von der Dachterrasse aus zusah, wo sie die Wäsche aufhängte (genau wie in Catemaco, sie schwärmte für die Kühle der an ihren Körper gedrückten frischgewaschenen Leintücher) und beobachtete, wie sich das Paar entfernte, ohne zu ahnen, daß ihr Mann vom Balkon des Saals aus ebenfalls den beiden nachsah.

Was Laura auf diesen Spaziergängen erhielt, war mehr als nur Seemuscheln, Blumen und Seesterne. Ihr Halbbruder sprach mit ihr, als wäre sie keine zwiespältigen zwölf Jahre mehr, sondern einundzwanzig wie er, oder noch älter. Mußte er irgend jemandem sein Herz ausschütten, oder nahm er sie wirklich ernst? Glaubte Santiago, daß sie alles verstand, was er ihr erzählte? Für Laura war es wie ein Wunder, daß er sie ausführte und ihr diese Dinge offenbarte, nicht die kleinen Geschenke, sondern Dinge, die er in seinem Innern bewahrte.

Eines Nachmittags, als er nicht zu ihrer Verabredung erschien, lehnte sie sich an die Hauswand (dort, wo die

Geschäftsräume der Bank lagen) und wartete. Sie fühlte sich so schutzlos inmitten der Siesta haltenden Stadt, daß sie beinahe in ihr Zimmer zurückgerannt wäre. Da ihr das aber wie Desertion und Feigheit vorgekommen wäre (sie kannte zwar nicht das richtige Wort, doch von nun an kannte sie das Gefühl), dachte sie, lieber würde sie sich im Tropenwald verstecken und allein, in ihrer eigenen Zeit aufwachsen, ohne diesen überaus schönen und intelligenten Jungen, der sie allzuschnell in ein Alter versetzte, das noch nicht das ihre war.

Sie lief los und entdeckte Santiago, der gleich um die Ecke an einer anderen Hauswand lehnte. Sie lachten. Sie küßten sich. Sie hatten sich mißverstanden. Sie verziehen einander.

»Ich dachte gerade, an einem See wäre ich es, die dich mitnehmen und dir Dinge zeigen könnte.«

»Ohne dich würde ich mich im Wald verlaufen, Laura. Ich bin aus der Stadt, aus dem Hafen. Die Natur erschreckt mich.« Sie sah ihn wortlos und fragend an. »Der Wald wird uns alle überleben. Dich und mich.« Sie liefen zu den Docks, wo er stehenblieb und sich tief konzentrierte. Laura bekam Angst, ihn so zu sehen, wie sie auch Angst bekommen hatte, als sie von ihm hörte, daß er manchmal Lust habe, diesen Wald zu betreten, der ihr so sehr gefalle, und sich darin zu verirren, ohne ihn je wieder zu verlassen oder ein menschliches Gesicht zu erblicken. »Was erwarten sie von mir, Laura?«

»Alle sagen, daß du sehr intelligent bist, daß du sehr schön schreibst und redest. Vater nennt dich immer eine Verheißung.« »Der Alte ist ein guter Kerl. Aber von ihm

kommen nur gute Wünsche. Eines Tages zeige ich dir, was ich schreibe.« »Darauf freue ich mich jetzt schon!«

»Es ist nicht genial. Es ist in Ordnung. Und trifft die Sache.« »Reicht das nicht, Santiago?«

»Nein. Wenn ich wirklich etwas verabscheue, dann, ein Herdentier zu sein. Das ist unser Vater, entschuldige, daß ich das sage, ein gutes Schaf in der berufstätigen Herde. Man darf nicht zu einer Künstlerherde gehören, einer mehr in der Kunst, in der Literatur. Das würde mich umbringen. Laura, lieber bin ich ein Niemand als mittelmäßig.«

»Das bist du nicht, Santiago. Sag nicht solche Sachen, du bist der Beste, das schwöre ich dir.«

»Und du die Hübscheste, das sage *ich* dir.« »Ach, Santiago, versuch nicht immer, der Beste unter den Ersten zu sein. Warum bist du nicht lieber der Beste von den Zweiten?«

Er zwickte sie in die Wange, und sie lachten wieder. Damit gingen sie schweigend nach Hause zurück, und die Eltern wagten nicht, etwas zu sagen, denn, Fernando, es wäre Bosheit, dort eine Sünde zu sehen, wo es keine gibt, wie es Pfarrer Elzevir in Catemaco getan hat, der den Leuten irgendwelche Schuldgefühle einredete und sie damit zugrunde richtete, denn, Leticia, ich sehe jetzt, daß ich nichts von meinem Sohn weiß, für mich ist dieser Junge ein Geheimnis, aber du kennst Laura wirklich und vertraust ihr, nicht wahr?

Am folgenden Sonnabend nahm Santiago seine Schwester wieder zur Mole mit und sagte zu ihr: »Sieh dir die Gleise an, genau hier kamen die Güterwagen an,

beladen mit Leichen, die Arbeiter von Rio Blanco, die sie auf Befehl von Don Porfirio ermordet haben, weil sie gestreikt und mutig durchgehalten hatten, hierher hat man sie gebracht und ins Meer geworfen. Der Diktator hält sich nur noch mit Blut an der Macht, die aufständischen Yaquis hat er in Ketten gelegt und in Sonora von einem Schiff ins Meer gestürzt, die Bergleute in Cananea hat er erschießen lassen, und an einem Ort, der Valle Nacional heißt, hält er Hunderte Arbeiter versklavt. In der Festung Ulüa sind die Liberalen eingesperrt, die Anhänger Maderos und der Brüder Flores Magön, und die Anarchosyndikalisten waren die spanischen Verwandten meiner kanarischen Mutter Elisa Obregõn, die Revolutionäre. Laura, die Revolutionäre, Leute, die etwas sehr Einfaches für Mexiko verlangen, Demokratie, Wahlen, Land, Bildung, Arbeit, keine Wiederwahl des Präsidenten. Don Porfirio ist seit dreißig Jahren an der Macht.«

Er sah sie an. »Entschuldige. Nicht einmal einem zwölfjährigen Mädchen erspare ich meine Vorträge.«

Die Revolutionäre. Dieses Wort hallte in jener Nacht in Laura Dïaz' Kopf und der nächsten und länger, sie hatte es nie zuvor gehört. Als sie zusammen mit ihrer Mutter zu einem Besuch auf die Kaffeeplantage kam, fragte sie den Großvater: »Was ist ein Revolutionär?«

Der Blick Felipe Kelsens, des alten Sozialisten, trübte sich kurz. »Das ist eine Illusion, die man mit dreißig verlieren muß.«

»Santiago ist gerade erst zwanzig.«

»Ganz recht. Sag deinem Bruder, er soll sich beeilen.«

Im Patio des Landhauses spielte Don Felipe Schach mit einem Engländer, der schmutzige weiße Handschuhe trug. Durch die Frage seiner Enkelin verlor der alte Deutsche einen Läufer und mußte eine Rochade hinnehmen. Don Felipe sagte nichts weiter. Der Engländer hingegen hakte nach:

»Noch eine Revolution? Wozu? Es sind doch schon alle tot.«

»Dann wünschen Sie doch auch gleich, Sir Richard, daß es keine weiteren Kriege gibt, weil dann nur noch mehr Leute umkommen.« Don Felipe wollte Lauras Aufmerksamkeit auf den Engländer mit den Handschuhen lenken und diesen von seinem Spiel abbringen.

»Sie als Deutscher und ich als Brite«, entgegnete der, »wozu erzähle ich das bloß alles… Feindliche Brüder!«

Während er protestierte, er sei kein Deutscher mehr, sondern Mexikaner, wurde Don Felipes König bedroht, und der Engländer rief. *»Checkmate.«*

Doch erst vier Jahre später redeten Don Felipe und Don Ricardo nicht mehr miteinander, und weil beiden damit der Schachpartner fehlte, starben sie vor Langeweile und Trübsinn. Die Kanonen dröhnten in der Schlacht von Ypern, in den Schützengräben wurden junge Engländer und Deutsche abgeschlachtet, und erst jetzt verriet Großvater Felipe seinen Töchtern und seiner Enkelin ein Geheimnis.

»Was für eine Geschichte. Er hat diese weißen Handschuhe getragen, weil er sich die Fingerkuppen abgeschnitten hatte, und zwar selbst, um seine Schuld zu büßen. In

Indien schnitten die Engländer den Baumwollwebern die Fingerkuppen ab, um die Konkurrenz mit den Textilfabriken in Manchester zu verhindern. Es gibt keine grausameren Kerle als die Engländer.«

»Das perfide Albion«, sagte, um nichts auszulassen, Tante Virginia. *»Perfidious Albion.«*

»Und die Deutschen, Großvater?«

»Nun ja, Mädchen, es gibt keine größeren Rohlinge als die Europäer. Das wirst du noch sehen. Allesamt.« »Über alles«, trällerte Virginia.

Sie sollte nichts sehen. Nur die Leiche ihres Bruders Santiago Dîaz, der im November 1910 standrechtlich erschossen wurde, als Verschwörer gegen die Bundesregierung und Komplize der Veracruzaner Umstürzler, der Liberalen, Gewerkschafter und Maderisten, wie etwa der Geschwister Carmen und Aquiles Serdân, die im selben Monat in Puebla erschossen wurden.

Als Don Fernando Dîaz bei seinem toten, von Kugeln durchsiebten Sohn im Saal über der Bank wachte, wäre es ihm nicht eingefallen, daß die Ruhe des weißgekleideten jungen Mannes – die Brust durchbohrt, das Gesicht noch bleicher als gewöhnlich, die Züge jedoch unverändert – ein weiteres Mal durch die Polizei gestört werden sollte.

»Das hier ist ein öffentliches Gebäude.«

»Es ist meine Wohnung, Señor. Das Heim eines Toten. Ich verlange, daß man es respektiert.«

»Für Rebellen hält man die Totenwache auf dem Friedhof. Los, raus hier, alle!«

»Wer hilft mir?«

Fernando, Leticia, der Neger Zampayita, die indianischen Dienstmädchen, Laura mit einer Blume, die zwischen ihren knospenden Brüsten steckte, sie alle luden sich den Sarg auf die Schultern.

»Papa, Mama, er hatte die Mole so gern, und das Meer, er liebte Veracruz, das soll sein Grab sein, bitte«, sagte Laura. Das Mädchen drückte sich an den Rock der Mutter, blickte den Vater und die Hausangestellten flehentlich an, und sie hörten auf Laura, als befürchteten sie, daß man Santiago eines Tages wieder ausgraben würde, um ihn noch einmal zu erschießen.

Langsam verschwand der weiße Körper des Bruders im Meeresgrab. Der Leichnam war am gepolsterten Totenbett festgebunden, der Sargdeckel geöffnet, damit alle sehen konnten, wie Santiago allmählich in jener Nacht ohne Wellen verschwand, immer schöner, trauriger, wehmutsvoller wurde, je tiefer er mit dem offenen Sarg versank, während sich sein Kopf beinahe schon mit Algen umkränzte und zusammen mit allen ungeschriebenen Gedichten von den Haien verschlungen wurde. Der letzte Wille des Verurteilten hatte sein Gesicht geschützt: »Bitte, nicht ins Gesicht.«

Santiago, der keine andere Nachkommenschaft als das Meer hatte, verlor sich in ihm wie in einem Spiegel, der ihn nicht entstellte, ihn nur nach und nach, wie ein Geheimnis, aus dem Spiegel der Luft entfernte, in den er seine Stunden auf Erden gezeichnet hatte. Santiago trennte sich vom Horizont des Meeres, von der Verheißung der Jugend. Im offenen Wasser treibend, bat er die, die ihn liebten: Laßt mich verschwinden und Teil des Meeres werden. Teil des

Waldes werden, wie ich es dir einmal gesagt habe, Laura, konnte ich nicht, aber ich habe dich nur in einem be-logen, meine kleine Schwester: Nicht aus Angst vor der Mittelmäßigkeit wollte ich stumm bleiben, Laura. Ich hatte wirklich etwas zu erzählen, ich hatte wirklich etwas zu sagen. Wegen dir wollte ich stumm bleiben, jede Nacht habe ich mich schlafen gelegt und geträumt, wem, wenn nicht Laura kann ich das alles erzählen? Und im Traum habe ich beschlossen, für dich zu schreiben, mein liebes kleines Mädchen, selbst wenn du es nicht erfahren solltest und wir uns nicht wiedersähen, alles war für dich, und du würdest es trotzdem wissen, würdest meine Worte empfangen und wissen, daß sie dir gehören, würdest meine einzige Leserin, für dich ginge kein einziges meiner Worte verloren. Nun, da ich im ewigen Meer versinke, stoße ich die wenige Luft aus, die mir in der Lunge verblieben ist, ich schenke dir ein paar Bläschen, Liebste, ich nehme von mir selbst Abschied und leide unerträglich, weil ich nicht weiß, mit wem ich von nun an sprechen werde, ich weiß nicht…

Laura erinnerte sich, daß sich ihr Bruder für immer im Wald verlieren, zu Wald werden wollte. Nun wollte sie gemeinsam mit ihm Teil des Meeres werden, und sie begann damit, ihm von dem Wasser zu erzählen, an dem sie aufgewachsen war: Wie seltsam, Santiago, daß ich an einem See aufgewachsen bin und ihn nie wirklich gesehen habe. Es stimmt, es ist ein sehr großer See, beinahe ein kleines Meer, aber ich erinnere mich nur ganz verschwommen an ihn; dort badeten die Tanten, bevor Pfarrer Elzevir kam, dort legten die Fischer an, ruhten die Ruder,

aber daß ich den See gesehen hätte, Santiago, wie du das Meer sehen konntest, nein, ich muß mir den Ort, an dem ich aufgewachsen bin, neu vorstellen, lieber Bruder, du wirst mich zwingen, den See und alles übrige vor mir zu sehen, das weiß ich jetzt, in dieser Minute, fortan werde ich nicht mehr darauf warten, daß die Dinge geschehen, werde sie nicht geschehen lassen, ohne mich um sie zu kümmern, du wirst mich zwingen, mir das Leben vorzustellen, das du nicht mehr gelebt hast, und ich schwöre dir, daß du es an meiner Seite leben wirst, in meinem Kopf, in meinen Geschichten, meinen Traumbildern, ich lasse dich nicht aus meinem Leben, Santiago, du bist das Wichtigste in ihm, ich bin dir treu und sehe dich in meinen Gedanken, lebe in deinem Namen, tue das, was du nicht getan hast, ich weiß zwar noch nicht, wie, mein schöner und junger und toter Santiago, dir gegenüber bin ich aufrichtig, aber ich schwöre dir, daß ich es tun werde.

Das war das letzte, was sie dachte, als sie sich von dem Toten abwandte, den die Wellen begraben hatten, und zu dem Haus an den Arkaden zurückkehrte, trotz ihrer Grübeleien entschlossen, wieder ein Mädchen zu sein, ganz ein Mädchen zu werden, die verfrühte Reife abzulegen, die ihr Santiago für kurze Zeit gegeben hatte. Sie bat darum, die durchlöcherte Brille behalten zu dürfen, und stellte sich vor, wie er auf die Salve wartete und die Brille in die Hemdtasche steckte.

Am folgenden Tag fegte der kleine Schwarze die Flure, als wäre nichts geschehen, und sang wie immer:

»Beim Tanzen faßt man die Kleine um die Taille geschwind, das erlaubt sie bestimmt…«

## *IV. San Cayetano:*

»Du glaubst, du hast Santiago gut gekannt? Du glaubst, dein Bruder hat alles nur dir gegeben? Wie wenig du über einen so komplizierten Menschen weißt. Dir hat er nur einen Teil gegeben. Er hat dir gegeben, was von seiner Kinderseele übrig war. Einen anderen Teil hat er uns allen, seiner Familie, gegeben, einen weiteren seiner Dichtung, wieder einen anderen der Politik. Und die Leidenschaft, die Liebesleidenschaft, wer hat die bekommen?«

Dona Leticia wollte Ruhe haben, um den Saum des Tanzkleids rechtzeitig fertignähen zu können. »Beweg dich nicht, Mädchen.« »Das kommt, weil ich so nervös bin, Mama.« »Dafür gibt es keinen Grund, ein Ball mit Abendkleidern ist nichts Weltbewegendes.«

»Für mich ja! Es ist das erste Mal, *Mutti.«* »Du gewöhnst dich schon daran.« »Wie schade.« Laura lächelte.

»Sei still. Laß mich fertig werden. Ist das ein Mädchen!« Als Laura das modische blaßgelbe Ballkleid schließlich anprobierte, lief sie zum Spiegel, sah aber nicht das Kleid an, das ihre Mutter, die im Nähen ebenso geschickt wie auch sonst im Hause war, nach einem Modell aus der letzten Nummer von »La Vie Parisienne« geschneidert hatte, einer Zeitschrift, die wegen des Kriegs in Europa und der Entfernung zwischen Xalapa und dem Hafen zwar mit Verspätung, dennoch aber regelmäßig zu ihnen gelangte. Paris hatte die komplizierten, unbequemen Roben des

neunzehnten Jahrhunderts mit ihren Resten von Krinolinen, Fischbeinstäbchen und Korsetts à la Versailles aufgegeben. Die Mode war, wie der anglophile Don Fernando sagte, *streamlined,* das heißt, glatt wie ein Fluß, einfach und linear, an die weiblichen Körperformen angepaßt, zart und verheißungsvoll um Schultern, Busen und Taille, weit geschwungen unterhalb der Hüften. Lauras Pariser Modell wurde zwischen Hüften und Waden mit überreichem Faltenwurf aufgesteckt, als hielte eine Königin die Schleppe ihres Gewandes zum Tanz gerafft, sonst hätte die sich bei jedem Schwung um ihre Beine drapiert.

Laura betrachtete sich selbst, nicht das Ballkleid. Ihr siebzehntes Lebensjahr hob die Verheißungen des zwölften stärker hervor, ohne sie endgültig zu erfüllen. Sie besaß ein kräftiges Gesicht, die Stirn zu breit, die leichte Adlernase zu groß, die Lippen zu schmal, allerdings gefielen ihr die Augen, sie waren von reinem, beinahe goldenem Kastanienbraun und manchmal, wenn der Tag anbrach oder endete, wirklich golden. Als träumte sie mit offenen Augen.

»Die Nase, Mama…«

»Du hast Glück, sieh dir die italienischen Filmschauspielerinnen an. Die haben alle große Nasen… nun ja, ein ausgeprägtes Profil. Erzähl mir nicht, daß du ein stumpfnasiges, witzloses Ohrfeigengesicht haben möchtest.«

»Die Stirn, Mama…«

»Wenn sie dir nicht gefällt, dreh dir eine Stirnlocke und verdecke sie.«

»Die Lippen…«

»Mal sie dir so groß, wie du möchtest. Und sieh nur, mein Liebling, was für wunderschöne Augen Gott dir gegeben hat.«

»Das stimmt, Mama.«

»Du kleine Angeberin.« Leticia lächelte.

Laura getraute sich nicht, vorsorglich Einspruch zu erheben: Und wenn Küsse den Lippenstift verwischen, sehe ich dann nicht aus wie eine Komödiantin? Ob man mich dann noch einmal küssen will? Oder muß ich die Lippen wie eine kleine Alte zusammenkneifen, mich an den Bauch fassen, als wollte ich mich übergeben, und ins Bad rennen, um den Mund nachzumalen? Wie kompliziert es ist, eine Señonta zu werden.

»Zerbrich dir nicht den Kopf. Du bist bildhübsch. Du wirst Furore machen.«

Laura fragte ihre Mutter nicht, warum sie nicht mitkam. Sie würde das einzige Mädchen ohne Anstandsdame sein. Machte das nicht einen schlechten Eindruck? Leticia hatte schon genug geseufzt, und sie nahm sich vor, damit aufzuhören. Sie mußte an ihre Mutter Cosima denken, wie sie in Catemaco in ihrem Schaukelstuhl gesessen hatte. Sie hatte wahrhaftig schon genug geseufzt. Wie Don Fernando sagen würde, *it never rains but it fours.*

Die drei ledigen Tanten kümmerten sich nun um Großvater Felipe Kelsen, dessen Beschwerden sich allmählich, aber unablässig häuften, wie er selbst es vorausgesagt hatte, als sie ihn ein einziges Mal zwangen, einen Doktor in Veracruz aufzusuchen. »Was hat er festgestellt, Papa?«

fragten die drei Schwestern wie aus einem Munde, was sie sich immer stärker angewöhnten, ohne es selbst zu merken.

»Ich habe Gallensteine, Herzrhythmusstörungen, eine melonengroße Prostata, Magendivertikel und ein entstehendes Lungenemphysem.«

Die Töchter blickten ihn ängstlich, aufgeregt und erstaunt an, aber Felipe Kelsen lachte nur.

»Macht euch keine Sorgen. Doktor Miquis sagt, für sich betrachtet erledigt mich keine von meinen Krankheiten. Aber an dem Tag, an dem sie sich zusammentun, falle ich wie vom Blitz getroffen um.«

Leticia war nicht bei ihrem kranken Vater, ihr Mann brauchte sie. Nach der Erschießung Santiagos wurde er vom Generaldirektor der Bank nach Mexico-Stadt bestellt.

»Das ist nicht böse gemeint, Don Fernando, aber Sie verstehen, daß gute Beziehungen zur Regierung für die Bank lebenswichtig sind. Ich weiß ja, daß niemand an den Taten seiner Kinder schuld ist, allerdings bleibt es nun einmal eine Tatsache, daß sie unsere Kinder sind – ich habe acht, ich weiß, wovon ich rede. Und wenn wir auch nicht schuld sind an dem, was sie tun, so tragen wir doch Verantwortung für sie, vor allem, wenn sie unter unserem Dach leben.«

»Fassen Sie sich kurz, Herr Direktor. Dieses Gespräch

schmerzt mich.«

»Also dann, Ihr Nachfolger in Veracruz ist bereits ernannt.« Fernando Dïaz verzichtete auf einen Kommentar. Er warf dem Generaldirektor einen harten Blick zu.

»Aber machen Sie sich keine Sorgen. Wir versetzen Sie

in die Filiale von Xalapa. Es geht nicht darum, Sie zu bestrafen, sondern besonnen zu handeln, ohne Ihre Verdienste zu schmälern, mein Freund. Die gleiche Stellung, aber eine andere Stadt.«

»Wo mich niemand mit meinem Sohn in Verbindung bringt.«

»Unsere Kinder gehören zu uns, wo auch immer.«

»In Ordnung, Herr Direktor. Das halte ich für eine akzeptable Lösung. Meine Familie und ich sind Ihnen sehr dankbar.«

Allen fiel es schwer, sich von dem Haus am Meer über den Arkaden loszureißen: Leticia, weil sie sich noch weiter von Catemaco, ihrem Vater und ihren Schwestern entfernte, Laura, weil ihr die angenehme Wärme der Tropen gefiel, in denen sie geboren und aufgewachsen war, Fernando, weil sie ihn feige bestraften, und alle drei gemeinsam, weil sie sich von Santiago trennen mußten, von der Erinnerung an ihn, von seinem Meeresgrab.

Laura verbrachte lange Zeit im Zimmer ihres Bruders, prägte es sich tief ins Gedächtnis ein und dachte an die Nacht zurück, in der sie ihn stöhnen gehört und entdeckte hatte, daß er verletzt war. Hätte sie den Eltern erzählen sollen, was geschehen war? Hätte sie Santiago damit gerettet? Warum hatte die Bitte des jungen Mannes, niemandem etwas zu erzählen, sie davon abgehalten? Als sie sich nun von dem Zimmer verabschiedete, versuchte sie sich vorzustellen, was Santiago dort geschrieben hätte; weiße Blätter hatte er zurückgelassen, ein umfängliches Buch mit unberührten Seiten, die auf die unersetzliche

Hand, Feder, Tinte, Kalligraphie eines einzigen Menschen warteten.

»Schreibend bist du allein, Laura, ganz allein, und doch benutzt du etwas, das allen gehört: die Sprache. Die Welt leiht dir die Sprache, und du gibst sie der Welt zurück. Die Sprache ist wie die Welt: Sie wird uns überleben. Verstehst du?«

Don Fernando war lautlos an das Mädchen herangetreten. Er legte ihr eine Hand auf die Schulter und sagte, auch er vermisse Santiago und überlege, wie das Leben seines Sohns hätte aussehen können. »Mein Sohn ist eine Verheißung, er ist klüger als alle anderen«, hatte er immer gesagt. Nun blieb das Zimmer, in dem der Junge sein freies Jahr hatte verbringen wollen, einsam zurück, der Raum, in dem er seine Gedichte schreiben wollte.

Fernando umarmte Laura, doch sie mochte ihrem Vater nicht in die Augen sehen. Tote beweinte man einmal, danach bemühte man sich, zu tun, was sie nicht mehr hatten tun können. Wir könnten nicht lieben, schreiben, kämpfen, denken, arbeiten, wenn uns Tränen Augen und Kopf vernebelten; zu lange Trauer war ein Verrat am Leben des Toten.

Wie anders war Xalapa. Veracruz, die Küstenstadt, bewahrte in der Nacht die Wärme des Tages, in Xalapa im Gebirge waren die Tage warm und die Nächte kalt. Die schnell und dröhnend vorübereilenden Gewitter von Veracruz wurden hier zu einem feinen, hartnäckigen Regen, der alles mit Grün überzog und den mitten in der Stadt gelegenen Stausee El Dique stets randvoll füllte, was einem ein Gefühl von Traurigkeit und zugleich Sicherheit

gab. Vom Stausee stieg der leichte Nebel der Stadt auf und schwebte dem dichten Nebel des Gebirges entgegen. Laura erinnert sich, wie sie zum ersten Mal nach Xalapa gekommen war und was sie dort vorgefunden hatte: kalte Luft, Regen und wieder Regen, Vögel, schwarzgekleidete Frauen, schöne Gärten, Eisenbänke, weiße, von der Feuchtigkeit grün überzogene Statuen, rote Dächer, schmale und steile Straßen, Gerüche nach Markt und Bäckerei, feuchten Patios und Obstbäumen, Orangenbaumduft und Schlachthausgestank.

Sie betrat ihr neues Heim. Alles roch nach Firnis. Das Haus hatte nur ein Stockwerk, und dafür sollte die Familie sehr bald dankbar sein. Laura sagte sich unverzüglich, in dieser Stadt mit den immer wiederkehrenden Nebeln würde sie sich mit dem Geruchssinn orientieren, er sollte das Maß ihrer Ruhe oder Unruhe sein: die Feuchtigkeit der Parks, die überreiche Blumenpracht, die zahlreichen Werkstätten, der Geruch nach gegerbtem Leder und dickflüssigem Teer, nach Sattlerei und Farbenhandlung, nach Baumwollballen und Hanfseilen, nach Schuster und Apotheke, nach Friseur und Perkai. Der Duft aufgebrühten Kaffees und schäumender Schokolade. Sie stellte sich blind. Sie berührte die Wände und fühlte deren Wärme. Sie öffnete die Augen, und die vom Regen gewaschenen Dächer glänzten und neigten sich gefährlich, als sehnten sie sich danach, daß die Sonne sie trocknete und der Regen durch die Rinnen, auf den Straßen, in den Gärten, vom Himmel zum Stausee ablief, alles in Bewegung in dieser düsteren Stadt, in einer unablässig sprießenden Natur,

Das Haus entsprach dem in ganz Lateinamerika

geltenden hispanischen Vorbild. Zur Straßenseite die blinden, undurchdringlichen Mauern, das schmucklose Tor, das Satteldach mit Vorsprüngen anstelle von Traufen, ein typisches »Patio-Haus« mit Wohn- und Schlafzimmern, die sich um den zentralen, mit großen Blumentöpfen und Geranien gefüllten Hof verteilten. Dona Leticia hatte mitgebracht, was sie als ihr Eigentum betrachtete, die Korbmöbel, die für die Tropen gedacht waren und hier nicht zur Feuchtigkeit paßten, außerdem die zwei Bilder mit dem Lausbuben und dem schlafenden Hund, die sie im Eßzimmer aufhängte.

Mit der Küche, dem ihr vorbehaltenen Herrschaftsbereich, war Leticia zufrieden, und schon nach kurzer Zeit paßte die Hausherrin ihre Küstengewohnheiten dem Geschmack des Gebirges an, bereitete mit weißem Mehl bestäubte Tamal-Maispasteten und Kleiebrote, und dem weißen Veracruzaner Reis fügte sie den Xalapaer Chileatole hinzu, eine köstliche Vereinigung von Teig, zarten Maiskolben, Huhn und süßem Quark, die sie in Gestalt kleiner Trüffeln, beinahe wie Zuckerplätzchen, herrichtete.

»Vorsicht«, sagte Don Fernando. »Hier macht das Essen dick, weil die Leute sich vor der Kälte schützen, indem sie Fett ansetzen.«

»Zerbrich dir darüber nicht den Kopf. Wir sind eine knochendürre Familie«, antwortete Leticia, während sie unter den zärtlichen und stets bewundernden Blicken ihres Mannes Mo-Iota zubereitete, mit Bohnen und Hackfleisch gefüllte Pasteten. Das Brot wurde zu Hause gebacken: Durch die französische Besatzungsarmee hatte sich das

Baguette als das zeitgemäße Brot durchgesetzt, doch in Mexiko, wo man seine Zuneigung mit Verkleinerungsformen ausdrückt, wenn man über Dinge und Menschen redet, wurde das Baguette zum »Bolillo« und der »Telera«, handtellergroßen Baguette-Teilen. Was jedoch nicht hieß, daß die traditionellen mexikanischen Süßbrote, der »Polvorön« und die »Cemita«, geopfert wurden, »Banderillas« und »Muscheln«, nicht zu vergessen die köstlichsten Leckerbissen der spanischen Backkunst: die langen, gezuckerten und in Schokolade getauchten Ölkringel.

Leticia verzichtete auch nicht auf die Tintenfische und Krebse der Küste, der sie bald nicht mehr nachtrauerte, denn ohne allzuviel darüber nachzudenken, paßte sie sich ihrem neuen Leben an, vor allem, wo es in diesem neuen Haus eine so imposante Küche mit großem Backofen und rundem Herd gab.

Das einstöckige Haus hatte eine einzige Dachkammer, die man durch den Hintereingang, das Tor des Kutschenschuppens, am anderen Ende des Hauses erreichte. Laura wollte die Kammer für sich, als eine Art intuitive Ehrung Santiagos, um ihr Leben, das Leben der Laura Dïaz, im Namen Santiagos zu vollenden; vielleicht war es aber auch Santiago, der sein Leben über den Tod hinaus lebte, von Laura in seinem Namen verkörpert. Jedenfalls brachte sie ihren Bruder mit einem eigenen Raum in Verbindung, einem abgehobenen, einsamen Ort, wo er geschrieben hätte und sie auf geheimnisvolle Weise, den Verstorbenen ehrend, ihre eigene Bestimmung finden würde.

»Was willst du machen, wenn du groß bist?« fragte ihre Banknachbarin Elizabeth Garcia in der Schule der Señoritas Ramos.

Laura wußte nicht, was sie antworten sollte. Wie konnte sie sagen, was allen verborgen und unbegreiflich war? Ich möchte das Leben meines Bruders Santiago vollenden, indem ich mich in der Dachkammer einschließe?

»Nein«, antwortete ihre Mutter. »Tut mir leid, da oben wohnt Armonia Aznar.«

»Wer ist das? Warum bekommt gerade sie die Dachkammer?«

»Das weiß ich nicht. Frag deinen Vater. Anscheinend hat sie immer dort gelebt. Wir haben das Haus nur unter der Bedingung bekommen, daß sie hierbleiben kann und daß niemand sie stört, oder noch besser: daß sich niemand um sie kümmert.«

»Ist sie verrückt?«

»Wie kommst du denn darauf?«

»Nein«, sagte Don Fernando, »Señorita Aznar wohnt dort, weil sie gewissermaßen die Hausherrin ist. Sie ist Spanierin, die Tochter von spanischen Anarcho-syndikalisten, du weißt ja, daß da viele nach Mexiko gekommen sind, als Juarez über Maximilian siegte. Sie glaubten, die Freiheit hier im Land finden zu können. Als dann Don Porfirio an die Macht kam, kehrten etliche von ihnen enttäuscht nach Barcelona zurück, dort würde es nach dem friedlichen Regierungswechsel zwischen Sagasta und Canovas mehr Freiheit geben als hier mit Don Porfirio. Andere ließen ihre Ideale Ideale sein und wurden

Kaufleute, Landwirte und Bankiers.«

»Und was hat das damit zu tun, daß diese Senoita in der Dachkammer wohnt?«

»Ihr gehört das Haus.«

»Unser Haus?«

»Wir haben kein eigenes Haus, Töchterchen. Wir leben, wo es uns die Bank gestattet. Die Bank wollte das Haus hier kaufen, aber Dona Armonia wollte es nicht hergeben, weil sie nicht an Privateigentum glaubt. Wie immer man das verstehen will – oder kann. Darauf hat die Bank ihr angeboten, sie dürfe in ihrer Dachkammer bleiben, wenn wir das übrige Haus nutzen könnten.«

»Aber wie lebt sie, was ißt sie?«

»Die Bank versorgt sie mit allem Notwendigen. Man sagt ihr, ihre Genossen aus Barcelona würden regelmäßig das Geld dafür schicken.«

»Ist sie verrückt?«

»Nein, sie ist nur dickköpfig und glaubt, daß ihre Träume Wirklichkeit sind.«

Laura konnte Dona Armonia nicht ausstehen, weil sie unbewußt die Konkurrentin Santiagos war: Sie verwehrte dem jungen Toten den Raum, der nur für ihn allein dasein sollte.

Armonia Aznar, die nie einer zu Gesicht bekam, schwand aus den Gedanken Lauras, je länger das Mädchen in die Schule der Señoritas Ramos ging. Die beiden Schwestern Ramos waren gebildete, aber verarmte junge Damen, die die beste und außerdem erste gemischte

Privatschule eröffneten. Obwohl sie keine Zwillingsschwestern waren, trugen sie die gleiche Kleidung und Frisur, sprachen und bewegten sich auf die gleiche Weise, so daß alle sie für Zwillinge hielten.

»Warum nur? Wenn man genau hinsieht, sind sie doch ganz verschieden?« sagte Laura zu ihrer Banknachbarin Elizabeth Garcia.

»Weil sie wollen, daß wir sie so sehen«, antwortete das blonde, strahlende, immer weißgekleidete Mädchen, das nach Lauras Meinung möglicherweise sehr dumm oder auch sehr gescheit war, ohne daß man genau wußte, ob es sich aus Verschlagenheit dumm stellte oder intelligent tat, um seine Dummheit zu verbergen. »Verstehst du? Zu zweit wissen sie mehr als jede für sich allein, und siehst du eine Person, weiß auch die, die sich in Musik auskennt, in Mathematik Bescheid, und die, die Gedichte vorträgt, erklärt dir außerdem, wie dein Herz pocht, meine liebe Laura, denn wie du ja weißt, reden die Dichter ständig vom Herzen hier und vom Herzen da, und dann stellt sich heraus, daß es nichts als ein ziemlich unzuverlässiger Muskel ist.«

Laura nahm sich vor, die beiden Señoritas genau auseinanderzuhalten, weil die eine tatsächlich so und die andere so war, doch wenn es darum ging, die Unterschiede genau zu bestimmen, fühlte sich Laura verwirrt: Was, wenn sie wirklich ein und dieselbe sind? Was, wenn sie wirklich alles wissen, wie die Encyclopedia Britannica, die Papa in seiner Bibliothek hat?

»Was, wenn sie sich als zwei Señoritas vorstellen und nur eine einzige sind?« meinte die kleine Elizabeth

anderntags mit einem verzerrten Lächeln. Laura sagte, das sei dann ein Mysterium wie die Allerheiligste Dreifaltigkeit. Man glaube einfach daran, ohne weiter nachzuforschen. Ganz egal, die Señoritas Ramos seien eine einzige, die zwei sei, die eine sei – und Punktum.

Es fiel Laura schwer, sich damit abzufinden, und sie fragte sich, ob Santiago die Geschichte von den verdoppelten und vereinigten Lehrerinnen hingenommen hätte oder ob er eines Nachts kühn im Haus der Señoritas aufgetaucht wäre, um sie im Nachthemd zu überraschen und sich zu vergewissern: Es sind wirklich zwei.

In der Schule hüteten sich die beiden sorgfältig, zusammen aufzutreten. Das war der – wohldurchdachte oder zufällige, wer weiß? – Grund des Mysteriums.

Santiago wäre sicher auch die knarrende Treppe hinaufgestiegen, die zur Dachkammer über dem Kutschenschuppen führte, oder der Garage, wie man nun schon sagte, obwohl man in Xalapa in diesen Jahren noch keine Kutsche ohne Pferde, ein »Auto-Mobil«, gesehen hatte; die Wege aus der Kolonialzeit hätten den Verkehr von Motorfahrzeugen auch gar nicht zugelassen. Zug und Pferd reichten aus, wie die Schriftstellerin Dona Virginia meinte, um sich über Land zu bewegen, und auf dem Meer nehme man ein Kriegsschiff, wie es im Lied der Rebellen heiße. »Und die Postkutsche, in der man Großmutter die Finger abgeschnitten hat.«

Die Pferde und Züge der Revolution waren durch Xalapa gekommen, ohne es wirklich geplant zu haben. Das Ziel der Revolutionäre waren der Hafen und das Zollamt von Veracruz, dort kontrollierte man die Zolleinnahmen,

verpflegte die Truppen und kleidete sie ein, ganz abgesehen vom symbolischen Wert, Herren der zweiten Hauptstadt des Landes zu sein, wo sich die Kräfte der Rebellen und der Konstitutionalisten festsetzten, um die Regierung in Mexico-Stadt herauszufordern: »Ich bin hier, du nicht.« Im April 1914 wurde Veracruz von der nordamerikanischen Marineinfanterie besetzt, um Druck auf den schändlichen Diktator Victoriano Huerta auszuüben, den Mörder des Demokraten Madero, für den der junge Santiago sein Leben gegeben hatte.

»Wie dumm die Yankees sind«, sagte der anglophile Don Fernando. »Statt Huerta zu schaden, machen sie ihn so zum Vorkämpfer der nationalen Unabhängigkeit gegen die Gringos. Wer wagt es, einen lateinamerikanischen Diktator zu bekämpfen, so finster er auch sein mag, wenn der gleichzeitig von den Vereinigten Staaten bedroht wird? Huerta hat die Besetzung von Veracruz ausgenutzt, um noch mehr Truppen auszuheben, und behauptet, die Rekruten sollen gegen die Yankees ziehen, während er sie in Wirklichkeit nach Norden gegen Villa und nach Süden gegen Zapata schickt.«

Die jungen Schüler der Vorbereitungsschule von Xalapa gebärdeten sich militärisch, trugen französische Käppis und marineblaue Uniformen mit goldenen Knöpfen und marschierten mit ihren Gewehren Richtung Veracruz, wo sie gegen die Gringos kämpfen wollten. Sie trafen nicht rechtzeitig ein: Huerta wurde gestürzt, und die Gringos zogen ab. Villa und Zapata schlugen sich mit Carranza, dem ersten Revolutionsführer, und nahmen Mexico-Stadt ein. Carranza floh nach Veracruz, bis Obregõn im April

1915 Villa in Celaya besiegte und Mexico-Stadt wieder besetzte.

Das alles erfuhr man in Xalapa, manchmal als Gerücht, dann wieder als Nachricht, als gesungene Corridos und Balladen, als Liefersperre für Zeitungspapier und, bei einer Gelegenheit, als Kavalkade mit den Schreien und donnernden Gewehren eines Rebellentrupps. Leticia schloß die Fenster, warf Laura auf den Boden und deckte sie mit einer Matratze zu. Schon im Jahr fünfzehn dann schien es, als kehrte der Frieden nach Mexiko zurück, doch das gewohnte Leben der kleinen Provinzhauptstadt hatte ohnehin keine übermäßigen Störungen erlitten.

Man hörte Gerüchte über die große Hungersnot, die im selben Jahr in Mexico-Stadt wütete, doch der Rest des Landes,

75

beunruhigt und in Sorge um sich selbst, kümmerte sich nicht um die luxuriöse und egoistische Hauptstadt, behielt Fleisch und Fisch, Mais und Bohnen, tropische Früchte und Getreide aus den gemäßigten Regionen für sich, so daß sich die Hauptstadt mit der wenigen Milch aus der Gegend von Milpa Alta und dem Gemüse begnügen mußte, das von Xochimilco bis Ixtapalapa vereinzelt wuchs. Wie immer gab es im Tal von Mexiko viele Blumen, aber wer aß schon Nelken und Callas?

Ein Gerücht machte die Runde: Die Kaufleute horteten die knappen Produkte. Der fürchterliche General Alvaro Obregõn zog in Mexico-Stadt ein, und als erstes zwang er die Ladenbesitzer, die Straßen der Stadt zu fegen, um ihnen

eine Lehre zu erteilen. Er räumte die Läden aus und stellte die Verbindungen wieder her, damit Nahrungsmittel in die ausgehungerte Hauptstadt gelangen konnten.

So gingen die Gerüchte. Für alle Fälle schlief Dona Leticia mit einem Dolch unter dem Kopfkissen.

Von der Revolution blieben Photographien in den Zeitungen und Zeitschriften, die Don Fernando in großen Mengen verschlang: Porfirio Dîaz als Greis mit eckigem Gesicht und indianischen Backenknochen, weißem Schnurrbart und medaillenbedeckter Brust, der sich von seinem »Ländchen« verabschiedete, wie der Diktator auf dem deutschen Dampfer Ipiranga sagte, als dieser aus Veracruz auslief; Madero, ein kleines, glatzköpfiges Männchen mit schwarzem Kinn- und Schnurrbart und träumerischen Augen, die über seinen Sieg über den Tyrannen staunten und sein eigenes Opfer ankündigten, er wurde von General Huerta ermordet, einem Henker mit dem Gesicht eines Lebemanns, mit schwarzer Brille und lippenlosem Mund, wie eine Schlange; Carranza, ein Alter mit weißem Bart und blauer Brille, der zum Landesvater bestimmt schien; Obregõn, ein junger, glänzender General mit blauen Augen und stolzem Schnurrbart, dem in der Schlacht von Celaya ein Arm abgerissen wurde; Zapata, ein verschwiegener und geheimnisvoller Name, als wäre er ein Gespenst, dem man die Gnade erwiesen hatte, für kurze Zeit feste Gestalt anzunehmen: Fasziniert betrachtete Laura die riesigen, feurigen Augen dieses Herrn, den die Zeitungen den »Attila des Südens« nannten, wie sie Pancho Villa als »Kentauren des Nordens« bezeichneten. Laura kannte von ihm nur Fotos, auf denen er lächelte,

seine weißen Maiszähne und seine verschlagenen Chinesenäuglein zeigte.

Nun, da sich Laura im Spiegel betrachtete, so gerade aufgerichtet, »so bildhübsch«, wie ihre Mutter sagte, und sich für ihren ersten Ball in großer Garderobe fertigmachte, sah sie sich selbst plötzlich wieder unter der über ihr liegenden Matratze vor sich, hörte die Schießerei auf den Straßen.

»Bist du sicher, daß ich da hinmuß, Mama?«

»Laura, um Gottes willen, wo bist du mit deinen Gedanken?«

»Bei Papa.«

»Mach dir keine Sorgen. Du weißt, ich kümmere mich um ihn.«

Es hatte damit angefangen, daß Fernando leichte Knieschmerzen bekam, denen er zunächst keine weitere Bedeutung beimaß. Leticia rieb ihn mit Sloane-Liniment ein, der Schmerz erfaßte Beine und Taille, und bald klagte Don Fernando, daß ihm das Laufen schwerfiel und die Arme steif wurden. Schließlich stürzte er eines Morgens, als er aus dem Bett aufstand, und die Doktoren stellten eine allgemeine Paralyse fest, die sich zuerst und stärker auf die Beine als auf die Arme auswirken würde.

»Läßt sich das heilen?«

Die Ärzte schüttelten den Kopf.

»Wie lange wird es gehen?«

»Das kann das ganze Leben dauern, Don Fernando.«

»Und das Gehirn?«

»Nichts, alles in Ordnung. Sie brauchen Hilfe, um sich zu bewegen, das ist alles.«

Deshalb war die ganze Familie dankbar, daß das Haus nur ein Stockwerk hatte, und Maria de la O erbot sich, nach Xalapa überzusiedeln und ihren Schwager als Krankenschwester zu betreuen, sich um seine Bedürfnisse zu kümmern und ihn im Rollstuhl zur Bank zu schaffen.

»Dein Großvater ist gut versorgt. Er hat Hilda und Virginia. Wir haben alles besprochen und uns geeinigt, daß ich herkomme und deiner Mama helfe.«

»Wie sagt mein Papa noch immer auf englisch? Ohne Regen kein Donner, oder so ähnlich. Wir stehen ganz schön im Regen, Tantchen.«

»Kopf hoch, Laura. Und noch eins: Verteidige mich nicht wieder, wenn mich jemand schlecht behandelt. Du bringst dich nur in Schwierigkeiten. Wichtig ist, daß dein Vater gepflegt wird und Leticia den Haushalt führen kann.«

»Warum tust du das?«

»Ich verdanke deinem Vater ebensoviel wie deiner Großmutter, die mich zu euch gebracht hat. Irgendwann erzähle ich dir alles.«

Der Kummer, der das Haus nun zusätzlich zur Trauer um Santiago bedrückte, schüchterte Dona Leticia nicht ein. Sie wurde nur noch magerer und emsiger, ihr Haar ergraute allmählich, und die Linien ihres schönen rheinländischen Profils überzogen sich nach und nach mit feinsten Falten, wie jene Spinnweben, die kranke Kaffeepflanzungen überziehen.

»Du mußt zum Ball. Komm ja nicht auf komische Gedanken. Deinem Vater wird nichts passieren, und mir auch nicht.«

»Schwör mir, daß du mich holen läßt, wenn es ihm schlechter geht.«

»Um Gottes willen, Tochter, San Cayetano ist vierzig Minuten von hier. Und allein gehst du schließlich auch nicht. Elizabeth und ihre Mama begleiten dich, denk daran: Keiner kann etwas Schlechtes über dich sagen. Wenn etwas passieren sollte, schicke ich dir Zampayita mit dem Landauer.«

Elizabeth sah reizend aus, so blond und gutgewachsen mit ihren sechzehn Jahren, obwohl sie kleiner und etwas fülliger war als Laura und außerdem stärker dekolletiert. Sie hatte sich mit einiger Mühe in ein etwas altmodisches, vielleicht aber auch zeitloses rosa Taftkleid mit unendlich vielen Rüschen und Volants gezwängt.

»Mädchen, streckt die Brust nicht so heraus«, sagte Elizabeths Mutter. Sie hieß Lucïa Dupont und rang zeitlebens um die Überzeugung, daß ihr Name in den Vereinigten Staaten ebenso aristokratisch sei, wie er in Frankreich alltäglich war, allerdings vermochten wohl nur die männlichen Reize ihres Ehemannes zu erklären, warum sie einen Garcia geheiratet hatte. Unbegreiflich blieb, warum ihre Tochter hartnäckig darauf bestand, nur Garcia und nicht Garcia-Dupont, mit dem vornehmen angloamerikanischen Bindestrich, zu heißen.

»Laura hat damit kein Problem, weil sie flach ist, Mama, aber ich…«

»Elizabeth, mein Töchterchen, du blamierst mich.«

»Überhaupt nicht. So hat Gott mich geschaffen, mit deiner Hilfe.«

»Also gut, genug von deinen Eutern«, platzte Elizabeths Mama schamlos heraus. »Es gibt Wichtigeres: Bemüht euch um Kontakt zu den feinen Kreisen. Fragt vertraulich nach den Oliviers, Trigos, Sartorious, Fernăndez Landeros, Estevas, Pasquels, Bouchez und Luengas.«

»Und den Carazas«, unterbrach die kleine Elizabeth.

»Sei nicht vorlaut«, donnerte ihre Mutter. »Prägt euch die Namen der guten Gesellschaft ein. Wenn ihr sie vergeßt, vergessen sie euch.« Mitleidig sah sie die beiden Mädchen an. »Ihr armen Kleinen. Paßt genau auf, was die übrigen tun. Macht es wie sie, genau so!«

Elizabeth schauspielerte übertrieben. »Genug, Mama! Du bringst mich ganz durcheinander, ich falle in Ohnmacht!«

San Cayetano war eine Kaffeeplantage, doch letztlich nannten alle nur ihr Hauptgebäude so. Die Besitzer hatten die spanischen Traditionen aufgegeben und statt dessen seit den siebziger Jahren ein kleines Château nach französischem Vorbild errichtet; es lag inmitten eines Buchenwalds, nahe bei einem schäumenden Wasserfall und einem rauschenden, schmalen Fluß. Die klassizistische Fassade ruhte auf einer Säulenreihe mit Weinblattkapitellen.

Das Herrenhaus hatte zwei Stockwerke, vor dem Eingang eine riesige Christpalme, einen leise plätschernden Springbrunnen und fünfzehn Stufen aus festgestampfter Erde, über die man zu der geschnitzten Tür des

Erdgeschosses gelangte – in ihm lagen die Schlafzimmer, unterrichtete Leticia ihre Tochter. Eine elegante und breite Steintreppe führte in den ersten Stock, in dem sich die Empfangsräume befanden: Salons, Speisezimmer, vor allem aber, das war das Besondere an diesem Ort, eine große Terrasse, deren Ausmaße der halben Hausfläche entsprachen. Überdacht, aber auf drei Seiten – nach vorn, rechts und links – zum Freien hin offen und nur mit Balustraden versehen, wurde aus der Terrasse nachts ein großer, ungehindert von sanften Winden liebkoster Balkon, nachmittags schaukelte und schlummerte man auf ihm während sonniger Siestas.

Hier konnten die Paare ausruhen, sich auf die Balustrade der wunderschönen Galerie stützen, plaudern und die Gläser absetzen, wenn sie tanzen wollten. Laura sollte sich ihr ganzes Leben über immer wieder an diesen Ort erinnern, ein Paradies, in dem man es bewußt genießen konnte, jung zu sein.

Dona Genoveva Deschamps de la Trinidad, die legendäre Herrin dieser Hazienda und geistige Leitfigur der Provinzgesellschaft, erwartete ihre Gäste. Laura hatte mit einer großen, strengen, sogar hochmütigen Señora gerechnet, und statt dessen lernte sie eine kleine, aber kerzengerade Dame mit funkelndem Lächeln, Grübchen in den rosigen Wangen und freundlichen Augen kennen, die grau waren wie das elegante Kleid der Señora. Ganz offensichtlich hatte sich Señora Deschamps de la Trinidad gründlich mit »La Vie Parisienne« beschäftigt, denn ihr Kleid war noch moderner als Lauras, es verzichtete auf alle Arten von falschen Polstern und paßte sich mit seiner

glänzenden grauen Seide der natürlichen Silhouette seiner Trägerin an. Dona Genoveva umhüllte die nackten Schultern mit einem zarten, ebenfalls grauen Gazeschleier, und alles harmonierte mit ihrem hartfunkelnden Blick und ließ ihre wasserklaren Edelsteine noch stärker glänzen.

Obwohl Laura sich freute, daß ihre Gastgeberin eine derart liebenswürdige Frau war, sah sie doch auch, daß Señora Des-champs, bevor und nachdem sie jeden Gast herzlich begrüßte, ihn mit einer sonderbaren, beinahe schon berechnenden, richterlichen Kälte prüfte. Der Blick der reichen und vielbeneideten Dame besiegelte Anerkennung oder Mißbilligung. Beim nächsten Jahresball auf der Hazienda würde man erfahren, wer das Plazet erhalten hatte und wer durchgefallen war. Jener kalte – mal tadelnde, mal anerkennende – Blick währte nur wenige Sekunden, dann erstrahlte das funkelnde, liebenswürdige Lächeln für den nächsten Gast.

»Richte deinen Eltern aus, es tut mir sehr leid, daß ich sie heute abend nicht begrüßen kann«, sagte Dona Genoveva und strich Laura leicht übers Haar, beinahe, als wollte sie eine zerzauste Locke zurechtzupfen. »Haltet mich auf dem laufenden, wie es Don Fernando geht.«

Laura machte eine kleine Verbeugung, wie sie es bei den Señoritas Ramos gelernt hatte, und nun wollte sie jenen Ort entdecken, über den die Gesellschaft von Xalapa so oft und mit solcher Bewunderung sprach. Und zur Vorfreude kam das wahrhaftige Entzücken, das die blaßgrün gestrichenen Zimmerdecken in ihr hervorriefen, die Blumenornamente an den Wänden, die bunten Halbfenster und draußen, im Mittelpunkt des Festes, die Terrasse, eingefaßt von ihren

mit Urnen geschmückten Balustraden, die Kapelle mit ihren Musikern im Smoking und das – vor allem jugendliche – Publikum, die jungen Männer im Frack und die Mädchen in Kleidern, die verschiedenste modische Einflüsse verrieten und Laura zu der Überzeugung brachten, daß ein Mann in schwarzer Einheitstracht, mit weißer Krawatte und Pikee-Hemdbrust immer elegant aussehen und nie etwas riskieren würde, während eine Frau nicht umhin konnte, ihre persönliche, ausgefallene oder gängige, dabei jedoch stets willkürliche Vorstellung von Eleganz auf gefährliche Weise zu offenbaren.

Noch hatte der Ball nicht begonnen, und jedes Mädchen erhielt vom Gutsverwalter eine Karte mit den Initialen der Hausherrin – DLT – und wartete bereitwillig darauf, daß die anwesenden Galane sie um einen Tanz baten. Laura und Elizabeth hatten ein paar von ihnen auf den weitaus weniger großartigen Festen im Casino von Xalapa gesehen, die aber nicht die beiden, die da noch fast Kinder ohne besonderen Liebreiz, mit flachen, kaum entwickelten Brüsten gewesen waren. Nun hatten *Elizabeth* und Laura beinahe schon vollendet weibliche Formen, traten selbstsicherer auf, als sie wirklich waren, und begrüßten zunächst Freundinnen aus der Schule und anderen Familien, während sie die steif in ihren Fracks steckenden Jungen herankommen ließen.

Ein junger Mann mit karamelfarbenen Augen trat zu Elizabeth und bat sie um den ersten Tanz.

»Vielen Dank. Ich bin schon vergeben.«

Der Junge verbeugte sich sehr höflich, und Laura stieß ihre Freundin unauffällig mit dem Fuß.

»Lügnerin. Wir sind gerade erst gekommen.«

»Entweder fordert mich Eduardo Caraza als erster zum Tanz auf, oder ich tanze mit gar keinem.«

»Was ist denn so Besonderes an deinem Eduardo Caraza?«

»Alles. Das Geld. *Good looks*. Sieh ihn dir an. Da drüben steht er. Ich sag's dir doch.«

Dieser Eduardo machte auf Laura keinen besseren oder schlechteren Eindruck als alle anderen. Was anzuerkennen und sogar zu bewundern war. Die gute Gesellschaft von Xalapa war eher weiß als mestizisch, Farbige wie Tante Maria gab es überhaupt nicht, allerdings war hier oder da jemand mit indianischen Gesichtszügen zu sehen – eben weil er sich sehen lassen konnte. Laura fühlte sich zu einem sehr braunhäutigen, schlanken Jungen hingezogen, er glich einem malaiischen Piraten aus den Romanen Emilio Salgàris, die Santiago ihr zusammen mit seiner übrigen Bibliothek vererbt hatte. Seine dunkle Haut war makellos rein, er war glattrasiert und bewegte sich langsam, geschmeidig und elegant. Er sah aus wie Sandokan, der indische Fürst des Romans. Er forderte sie als erster zum Tanz auf. Dona Genoveva hatte die Walzer an den Anfang des Programms gestellt, dann kamen die modernen Tänze und schließlich, als Rückgriff auf eine noch vor dem Walzer liegende Zeit, die Polkas, die Lanciers und die Madrider Ekossaise.

Der indische Fürst sagte kein Wort, was Laura so sehr auffiel, daß sie sich fragte, ob sein Akzent, seine Beschränktheit die trügerische Eleganz des sich hierher

verirrt habenden Malaien zerstören würde. Ihr zweiter Walzertänzer dagegen, der aus einer reichen Familie aus Cordoba stammte, redete wie ein Wasserfall und belästigte sie mit albernem Geschwätz über Hühnerzucht und -kreuzung, wobei er das alles nicht im geringsten anzüglich oder gar schelmisch meinte, sondern aus bloßer Dummheit so redete. Und der dritte, ein großer, rothaariger Bursche, den sie schon auf dem Tennisplatz gesehen hatte, wo er seine kräftigen, behaarten Beine zur Schau stellte, schreckte nicht davor zurück, Laura zu drangsalieren, indem er sie an seine Brust preßte, ihr mit seinen Oberschenkeln zu nahe kam und an ihrem Ohrläppchen knabberte.

»Wer hat denn den Trottel eingeladen?« erkundigte sich Laura bei Elizabeth.

»Sonst benimmt er sich eigentlich besser. Ich glaube, du hast ihn aus der Ruhe gebracht. Vielleicht ist ihm auch der Schnaps zu Kopf gestiegen. Wenn du willst, kannst du dich bei Dona Genoveva beschweren.«

»Und du, Elizabeth?« fragte Laura weiter, während sie energisch den Kopf schüttelte.

»Sieh ihn dir an. Ist er nicht charmant?«

Der vielgerühmte Eduardo Caraza schwebte im Walzertakt vorüber, den Blick weltentrückt zur Decke gerichtet.

»Du siehst ja. Er schaut seine Partnerin nicht einmal an.«

»Er will selber bewundert werden.«

»Darauf kommt es nicht an.«

»Er tanzt sehr gut.«

»Was soll ich machen, Laura, was?« stammelte Elizabeth, den Tränen nahe. »Nie und nimmer wird er auf mich verfallen.«

Sobald die Musik verstummte, kam Dona Genoveva zu ihr und bat sie, aufzustehen und ihr zu folgen. Sie gingen zu Eduardo Caraza, der sich gerade die Nase putzte.

»Mädchen«, raunte die Gastgeberin der verweinten Blonden leise zu, »zeig nicht in der Öffentlichkeit, daß du verliebt bist. Dann fühlen sich alle zurückgesetzt und können dich nicht ausstehen. – Eduardo, jetzt kommen die modernen Tänze, und Elizabeth möchte, daß du ihr beibringst, den Cakewalk noch besser als Irene Castle zu tanzen.«

Sie verließ die beiden, die Arm in Arm davongingen, und kehrte auf ihren Posten zurück, wie ein General, der verpflichtet ist, seine Truppen zu beaufsichtigen und jeden Gast von Kopf bis Fuß – Fingernägel, Krawatten, Schuhe – zu überprüfen. Wieviel hätte die Provinzgesellschaft dafür gegeben, die soziale Rangliste Dona Genovevas kennenzulernen, in der alle jungen Leute wie in der Schule mit Noten versehen und für das folgende Jahr angenommen wurden oder nicht. Und trotzdem, seufzte die vollendete Gastgeberin, immer gibt es jemanden, den man unbedingt einladen muß, selbst wenn er die Ansprüche nicht erfüllt, sich nicht sorgfältig die Nägel schneidet oder Schuhe trägt, die nicht zum Frack passen, keinen richtigen Krawattenknoten binden kann oder einfach ein Rüpel wie dieser Tennisspieler ist.

»Macht und Geld haben immer mehr zu sagen als Eleganz und gute Manieren.«

Dona Genovevas Diners waren berühmt und enttäuschten nie. Ein Gutsarbeiter mit weißer Perücke und einer Tracht nach der Mode des achtzehnten Jahrhunderts verkündete auf französisch: *»Madame est servie.«*

Laura mußte lachen, als sie den braunhäutigen, eindeutig aus Veracruz stammenden Diener sah, der so vollendet den einzigen französischen Satz anstimmte, den ihm Dona Genoveva beigebracht hatte. Elizabeths Mutter, die ihre beiden Schutzbefohlenen in den Speisesaal führte, sah das alles ein wenig anders: »Im letzten Jahr hatte ich einen kleinen Neger mit weißer Perücke. Alle dachten, er wäre aus Haiti. Aber einen Indio als Ludwig XV. zu kostümieren…«

Die Parade europäischer Gesichter, die sich auf die Speisesäle zubewegte, rechtfertigte jedoch die Gastgeberin. Versammelt waren die Kinder, Enkel und Urenkel spanischer, französischer, italienischer, schottischer und deutscher Einwanderer, wie auch Laura Dïaz Kelsen und ihr Bruder Santiago, sie stammten von Rheinländern und Kanariern ab, die im Hafen von Veracruz angekommen und geblieben waren, um ihr Glück zu machen: in der Hafenstadt selbst, in Xalapa, Cordoba und Orizaba, mit Kaffee, Viehzucht und Zucker, Bankgeschäften und Importen, in der Wirtschaft und sogar in der Politik.

»Sieh dir das Kabinett Don Porfirios auf dem Foto hier an. Der einzige Indio ist er selber. Alle anderen sind weiß, helläugig und tragen englische Anzüge. Sieh dir die Augen von Finanzminister Limantour an, wie Wasser, und dann die Glatze von Landa y Escandon, diesem römischen Senator, dem Gouverneur von Mexico-Stadt, sieh dir den

altfränkischen Patrizierbart von Justizminister Justino Fernandez an und den katalanischen Banditenblick von Schoßkind Casasüs. Der Diktator soll Reispuder benutzt haben, um seinen Teint aufzuhellen. Daß der einmal ein liberaler Guérillero, ein Held der Reformära war!« dozierte ein eindrucksvoll auftretender Mann in den Sechzigern, ein Weinimporteur und Zuckerexporteur.

»Sollen wir etwa zurück in die Aztekenzeit?« widersprach eine von den Damen, an die sich der Kaufmann unnützerweise gewandt hatte.

»Machen Sie keine Witze über Porfirio Dïaz, den einzigen ernsthaften Mann, den die Geschichte Mexikos hervorgebracht hat«, rief ein anderer Herr dazwischen, inbrünstige Wehmut im Blick. »Wir werden ihn noch vermissen. Sie werden sehen.« »Bisher nicht«, antwortete der Kaufmann. »Durch den Krieg exportieren und verdienen wir mehr als je zuvor.«

»Aber durch die Revolution stehen wir bald schon ohne Unterhosen da, nichts für ungut, meine Damen«, bekam er zur Antwort.

»Ach, die Zuaven waren wirklich schneidig«, hörte Laura von der Dame, die die Azteken nicht mochte. Sie verfolgte das Gespräch nicht weiter. Langsam schritten die Gäste auf die Tische zu, die vollgestellt waren mit Galantinen, Pasteten, Enten, Schinken und Roastbeef-scheiben.

Eine sehr blasse, beinahe gelbe Hand hielt Laura einen bereits gefüllten Teller hin. Sie sah einen Goldring mit den Initialen O und X, die gestärkte Manschette eines

Frackhemdes, Manschettenknöpfe aus schwarzem Onyx, die Qualität des Stoffs. Irgend etwas hinderte Laura daran, hochzublicken und in die Augen dieses Menschen zu sehen.

»Glaubst du, du hast Santiago gut gekannt?« sagte die eigentlich tiefe Stimme, die jedoch absichtlich weit höher ansetzte; offenkundig waren es die Stimmbänder eines Baritons, die die gedämpften Worte hervorbrachten. Warum sträubte sich Laura, ihm ins Gesicht zu blicken? Er hob ihr Kinn an und sagte: »Gehen wir rechts auf die Terrasse, da sind wir allein.«

Er nahm sie am Arm, und sie, die Hände um den Teller gelegt, spürte neben sich seine schlanke, gutgekleidete, leicht nach englischem Lavendel duftende Männergestalt, die sie beharrlich und mit regelmäßigen Schritten zum abgelegensten Teil der Terrasse führte, links vom Pavillon der Musiker, die dort die Futterale ihrer Instrumente abgelegt hatten. Er half ihr, die Hindernisse zu umgehen, doch ungeschickt ließ sie den Teller fallen, der auf dem Marmorfußboden zerbrach, Galantine und Roastbeef verstreute.

»Ich hole einen neuen«, sagte der unbekannte Galan mit plötzlich tiefer Stimme.

»Nein, das macht nichts. Ich habe keinen Hunger mehr.«

»Wie du möchtest.«

Es gab wenig Licht. Laura erblickte zuerst ein Profil, das sich im Gegenlicht abzeichnete, eine gerade Nase ohne jeden Höcker, die Oberlippe trat leicht hinter der Unterlippe zurück, das Kinn ragte wie bei jenen

habsburgischen Monarchen hervor, die sie in ihrem Buch über die Weltgeschichte gesehen hatte.

Der junge Mann ließ Lauras Arm nicht los, und was er ihr gleich als erstes erklärte, erstaunte und erschreckte sie: »Orlando Ximénez. Du kennst mich nicht, aber ich dich. Ganz genau. Santiago hat sehr zärtlich von dir gesprochen. Ich glaube, du warst seine Lieblingsjungfrau.«

Orlando schüttelte sich in lautlosem Gelächter und warf den Kopf nach hinten. Im Mondschein sah Laura einen blonden Lockenkopf und ein sonderbar gelbliches Gesicht mit europäischen Gesichtszügen, aber mit Augen, die entschieden orientalisch waren, wie die Haut, die die Farbe der chinesischen Hafenarbeiter in Veracruz hatte.

»Sie reden, als ob wir uns kennen.«

»Sag du, bitte, sag du zu mir, oder ich fühle mich beleidigt. Oder soll ich vielleicht verschwinden und dich in Ruhe essen lassen?«

»Ich verstehe nicht, Señor… Orlando… Ich weiß nicht, worüber du redest.«

Orlando ergriff Lauras Hand und küßte die nach Seife duftenden Knöchel.

»Ich spreche von Santiago.«

»Du hast ihn gekannt? Ich habe nie einen Freund von ihm getroffen.«

*»Et pour cause.«* Wieder schüttelte sich Orlando in jenem geräuschlosen Gelächter, das Laura so nervös machte. »Glaubst du, dein Bruder hätte alles dir gegeben, nur dir?«

»Nein, wie soll ich das glauben«, stammelte das Mädchen.

»Selbstverständlich glaubst du das. Jeder, der Santiago gekannt hat, glaubt es. Er gab sich alle Mühe, jeden von uns zu überzeugen, daß wir genau das waren: einzigartig, unersetzlich. *C'était son charme.* Das war seine Gabe: Ich gehöre nur dir.«

»Ja, er war sehr gut…«

»Laura, Laura, ›gut‹ ist nicht das richtige Wort! Wenn einer ihn ›gut‹ genannt hätte, hätte Santiago ihn zwar nicht geohrfeigt, aber er hätte ihn verachtet; und das war seine grausamste Waffe.«

»Er war nicht grausam, du irrst dich, du willst mich bloß ärgern.«

Laura zeigte, daß sie weggehen wollte. Orlandos energische und behutsame Hand hielt sie zurück, und seine Geste war überraschend auch so etwas wie eine Liebkosung.

»Geh nicht fort.«

»Du ärgerst mich.«

»Das paßt dir nicht. Wirst du dich über mich beschweren?«

»Nein, ich will nur weg.«

»Nun ja, ich hoffe, daß ich dich wenigstens ein bißchen aus der Ruhe gebracht habe.«

»Ich habe meinen Bruder geliebt. Du nicht.«

»Laura, ich habe deinen Bruder weit mehr geliebt als du. Obwohl ich zugeben muß, daß ich dich beneide. Für dich

war er ein Engel. Für mich… nun ja, wie gesagt, ich beneide dich. Wie oft hat er zu mir gesagt: ›Schade, daß Laura noch so ein kleines Mädchen ist! Hoffentlich wird sie bald erwachsen. Ich gestehe dir, daß ich sie wie verrückt begehre.‹ Wie verrückt. Über mich hat er das nie gesagt. Mit mir war er *strenger.* Was hältst du davon, wenn ich ihn *so* nenne, und nicht ›grausam‹? Santiago, der Strenge und nicht Santiago, der Grausame, oder genauer gesagt, *pourquoi pas,* Santiago, der Herzensbrecher, der Mann, der wollte, daß ihn alle liebten, Männer und Frauen, Jungen und Mädchen, Arme und Reiche. Und weißt du, warum er geliebt werden wollte? Um die Liebe nicht zu erwidern. Welch eine Leidenschaft, Laura, welcher Lebenshunger! Der unersättliche Apostel Jakobus! Als hätte er gewußt, daß er jung sterben würde. Das wußte er wirklich. Darum kostete er aus, was das Leben ihm bot. Und trotzdem machte er Unterschiede. Du darfst nicht glauben, daß er war, wie man es von ihm behauptet, ein Schmetterling, der keine Blume ausließ. // *savait choisir.* Deshalb hat er dich und mich ausgewählt, Laura.«

Laura wußte nicht, was sie diesem schamlosen, anmaßenden, schönen jungen Mann antworten sollte, doch je länger sie ihm zuhörte, desto intensiver fühlte sie, was sie für Santiago empfand.

Zuerst distanzierte sie sich innerlich von Orlando (Geck, Stutzer, Dandy – Orlando lächelte, als erriete er, was Laura dachte, daß sie nach den Beinamen suchte, mit denen er oft getadelt wurde…), und schließlich fühlte sie sich gegen ihren Willen zu ihm hingezogen, sie lauschte dem, was er ihr über Santiago erzählte. Ihre anfängliche Abneigung

gegenüber Orlando wich dem Verlangen, dem Bedürfnis, mehr über Santiago zu erfahren. Laura fühlte sich hin- und hergerissen. Orlando, der das begriff, unterbrach sich und forderte sie zum Tanz auf.

»Hör mal. Sie sind wieder bei Strauß angekommen. Moderne Tänze vertrage ich nicht.«

Er faßte sie um die Taille und bei der Hand, sah tief, bis zum Grund, in ihre flackernden Augen, betrachtete sie, wie keiner sie je betrachtet hatte, und während sie mit ihm Walzer tanzte, hatte Laura das beunruhigende Gefühl, daß sie beide unter ihrer Festkleidung nackt waren, so nackt, wie es sich Pfarrer Elzevir nur vorstellen konnte, und daß der vom Walzerrhythmus vorgeschriebene Abstand zwischen ihren Körpern eine Täuschung war: Sie waren nackt und umarmten sich.

Laura erwachte aus ihrem Trancezustand, als sie den Blick von Orlando abwandte und begriff, daß alle anderen sie anschauten, ihnen Platz machten und schließlich nicht mehr weitertanzten, um Laura Dïaz und Orlando Ximénez tanzen zu sehen.

Eine muntere Kinderschar in Nachthemden sorgte für eine Unterbrechung. Die Kleinen stürmten unter lautem Geschrei herein, sie hielten große Hüte in der Hand, gefüllt mit Orangen, die sie aus dem Garten gestohlen hatten.

»Du warst die Sensation des Balls«, sagte Elizabeth Garcia zu ihrer Schulfreundin, als sie nach Xalapa zurückfuhren.

»Dieser Junge hat einen sehr schlechten Ruf«, setzte Elizabeths Mutter schnell hinzu.

»Wenn er doch nur auch mich zum Tanz aufgefordert hätte«, murmelte Elizabeth. »Um mich hat er sich überhaupt nicht gekümmert.«

»Du wolltest doch mit Eduardo Caraza tanzen, davon hast du doch geträumt«, sagte Laura erstaunt.

»Der hat nicht ein Wort mit mir gesprochen. Der weiß nicht, was sich gehört. Er tanzt, ohne zu reden.«

»Bestimmt ein andermal, meine Kleine.«

»Nein, Mama, ich bin enttäuscht fürs ganze Leben.« Das Mädchen im rosa Kleid brach in Tränen aus und warf sich in die Arme seiner Mutter, die es nicht direkt tröstete, sondern lieber ausweichend reagierte, indem sie zu Laura sagte: »Ich fühle mich verpflichtet, deiner Mutter das alles zu erzählen.«

»Geben Sie sich keine Mühe, Señora. Ich werde ihn nie wiedersehen.«

»Besser für dich. Schlechte Gesellschaft.«

Der Schwarze Zampayita machte ihr die Haustür auf, und die Garcïa-Duponts, Mutter und Tochter, zogen die Taschentücher, um sich von Laura zu verabschieden – trocken das der Señora, tränenfeucht das Elizabeths.

»Wie kalt es hier ist, Señorita«, jammerte der Schwarze. »Wann ziehn wir wieder in den Hafen?«

Er machte einen kleinen Tanzschritt, doch Laura sah ihn nicht an. Sie hatte nur Augen für die Dachkammer, in der die katalanische Señora Armonia Aznar wohnte.

Am frühen Morgen mußten sie im Landauer nach Catemaco fahren: Der Großvater lag im Sterben, hatte

ihnen die dunkelhäutige Tante gemeldet. Laura betrachtete wehmütig die tropische Landschaft, die unter ihren sehnsüchtigen Blicken wiedererstand, und ahnte schon den Kummer voraus, ihrem Großvater Felipe Lebewohl sagen zu müssen.

Er ruhte in seinem Schlafzimmer, das seit so vielen Jahren seines gewesen war, zuerst als Lediger, dann mit seiner geliebten Frau Côsima Reiter und nun wieder allein, ohne andere Gesellschaft als die seiner Töchter, denen er, das wußte er genau, als Vorwand diente, um unverheiratet zu bleiben, wozu ein verwitweter Vater sie angeblich verpflichtete.

»Mal sehen, ob ihr jetzt endlich heiratet, Mädchen«, sagte der kranke Felipe Kelsen spöttisch in seinem Bett.

Laura kam es so vor, als hätte sich der Hauseingang in Catemaco verändert, als wäre in ihrer Abwesenheit alles kleiner geworden, aber auch länger und enger. In die Vergangenheit zurückzukehren bedeutete, eine leere, endlose Galerie zu betreten, aus der die gewohnten Dinge und Menschen, die man wiedersehen wollte, verschwunden waren. Als spielten sie mit unserer Erinnerung und auch mit unserer Vorstellungskraft, fordern uns Menschen und Dinge der Vergangenheit heraus, sie in die Gegenwart zu versetzen, immer eingedenk, daß sie eine Vergangenheit und eine Zukunft haben, obgleich die nur eben die der wieder gegenwärtigen Erinnerung sein kann. Wenn es aber nun darum ging, einem Sterbenden beizustehen, was war dann die dem Leben gemäße Zeit? Laura brauchte sehr lange, bis sie zum Schlafzimmer ihres Großvaters kam, als hätte sie bis dorthin das ganze Leben des alten Mannes zu

bewältigen, von der deutschen Kindheit, die sie nicht kannte, über die Jugend, die für den Dichter Musset und den Politiker Lassalle schwärmte, bis zur politischen Enttäuschung und der Auswanderung nach Mexiko, der Aufbauarbeit und der Reichtum bringenden Kaffeeplantage in Catemaco, der Liebe zu Côsima, der auf dem Postweg bestellten Braut, dem schrecklichen Mißgeschick mit dem Wegelagerer von Papantla, der Geburt der drei Töchter, der herzlichen Aufnahme Maria de la Os, der Hochzeit Leticias und Fernandos, der Geburt Lauras und einer Zeit, die in der Jugend langsam und ungeduldig verstreicht und die wir im Alter auch nicht mit unserer Geduld aufhalten können, wenn sie zugleich spöttisch und tragisch dahineilt. Deshalb brauchte Laura so lange, bis sie zum Schlafzimmer ihres Großvaters kam. Ans Bett eines Sterbenden zu kommen, setzte voraus, sich mit allen Tagen und jedem einzelnen Ereignis seines Daseins zu beschäftigen, sich zu erinnern, sich vorzustellen und vielleicht zu erfinden, was nie geschehen war, selbst das Unvorstellbare, nur weil es die Gegenwart eines geliebten Menschen verlangte, der alles verkörperte, was er war und nicht war, was ihm möglich war und was doch nie geschehen konnte.

Als Laura Dïaz die mit dicken Adern und alten Sommersprossen bedeckte Hand des Großvaters ergriff und die abgenutzte, durchsichtig gewordene Haut streichelte, kam es ihr wieder einmal so vor, daß sie für andere lebte: Ihr Dasein hatte allein den Sinn, unfertige Schicksale zu vollenden. Wie konnte sie das denken, war die Hand des Todkranken, die sie da streichelte, doch die eines Siebenundsiebzigjährigen, eines Mannes, der sein Leben

gelebt hatte?

Santiago war eine unerfüllte Verheißung. Galt das auch für ihren Großvater, trotz seines Alters? Gab es auch nur ein einziges Leben, das sich wirklich vollendet hatte, ein einziges, das keine gescheiterte Verheißung, verborgen gebliebene Möglichkeit war, das nicht noch mehr hätte sein können? Nicht die Vergangenheit stirbt mit jedem von uns, sondern die Zukunft.

Laura sah ihrem Großvater so tief wie möglich in die hellen, träumerischen Augen, die immer noch voller Leben waren, obwohl der drohende Tod sie bereits zucken ließ. Sie fragte ihn. Felipe Kelsen lächelte mühsam.

»Habe ich's dir nicht gesagt, Mädchen? Am Ende haben mich alle Krankheiten zusammen erwischt, und du siehst ja… Aber bevor es zu Ende ist mit mir, möchte ich dir sagen, daß du recht hattest. Ja, es gibt wirklich jene mit Edelsteinen geschmückte Frauengestalt mitten im Wald. Ich habe mich absichtlich geirrt.

Du solltest dich nicht Aberglauben und Zauberei hingeben. Ich habe dir einen Wollbaum gezeigt, damit du lerntest, dich auf die Vernunft und nicht auf Phantasie oder Schwärmerei zu verlassen, die ich in meiner Jugend so teuer bezahlen mußte. Sei bei allem vorsichtig. Der Wollbaum ist mit dolchspitzen Dornen besetzt, erinnerst du dich?«

»Gewiß, Großvater.«

Plötzlich murmelte der Alte, als spürte er, daß ihm keine Zeit für mehr Worte blieb, ohne sich darum zu kümmern, zu wem er sprach oder ob ihm überhaupt jemand zuhörte:

»Ich bin ein junger Sozialist. Ich lebe in Darmstadt, und hier will ich sterben. Nahe bei mir muß ich meinen Fluß haben, meine Straßen und Plätze. Ich brauche die gelbe Farbe der Chemiefabriken. Ich muß an etwas glauben. Das ist mein Leben, und ich würde es gegen kein anderes eintauschen.«

»Kein anderes…«, senffarbene Blasen sprudelten ihm aus den Mund, und er blieb für immer offenstehen.

Als der Tanz zu Ende war, hatte Orlando seine Lippen, sie waren fleischig wie die eines Mädchens, an Lauras Ohr gepreßt.

»Wir müssen uns trennen. Wir fallen auf. Ich warte auf dich in deinem Haus, in der Dachkammer.«

Laura fühlte sich von den Festgeräuschen, den neugierigen Blicken der Gäste und dem erstaunlichen Vorschlag Orlandos eingekreist.

»Aber dort lebt Señorita Aznar.«

»Nicht mehr. Sie wollte nach Barcelona, um dort zu sterben. Ich habe ihr die Fahrt bezahlt. Die Dachkammer gehört mir.«

»Aber meine Eltern…«

»Niemand weiß etwas. Außer dir. Ich werde auf dich warten. Komm, wenn du willst.«

Und er löste die Lippen von Lauras Ohr.

»Ich möchte dir geben, was ich Santiago gegeben habe. Enttäusche mich nicht. Ihm hat es gefallen.«

Als Laura nach dem Begräbnis ihres Großvaters heimkam, klangen ihr Orlandos Worte tagelang schrill in

den Ohren: »Glaubst du, du hast Santiago gut gekannt? Glaubst du, dein Bruder hätte alles dir gegeben? Wie wenig du von einem so komplizierten Menschen weißt, er hat dir nur einen Teil seines Daseins geschenkt. Die Leidenschaft, die Liebesleidenschaft, wem hat er die geschenkt?«

Immerzu blickte sie zur Dachkammer hoch. Nichts hatte sich verändert, von ihr selbst einmal abgesehen. Wobei sie nicht richtig begreifen konnte, worin diese Veränderung bestand. Vielleicht war es auch nur eine Vorahnung, die erst in Erfüllung ging, wenn sie heimlich die Treppe zur Dachkammer hochstieg, sorgfältig darauf achtend, daß niemand – Vater, Mutter, Tante Maria de la O, der Schwarze Zampayita oder die indianischen Dienstmädchen –sie bemerkte. An die Tür würde sie nicht zu klopfen brauchen, weil Orlando sie längst halb aufgemacht hätte. Orlando erwartete sie. Im Mondschein war Orlando schön, sonderbar, zwiespältig. Vielleicht war er bei Tageslicht häßlich, gewöhnlich, verlogen. Lauras Körper verlangte mit aller Kraft nach ihm, seinetwegen, ihretwegen, aber er verlangte auch nach Santiago, denn Orlando zu lieben war eine indirekte, erlaubte Form, ihren Bruder zu lieben. Entsprachen Orlandos Andeutungen der Wahrheit? Und wenn nicht, könnte sie dann Orlando um seiner selbst willen lieben, ohne das Phantom Santiagos? Oder ihn hassen, so sehr wie Santiago? Konnte sie Santiago um Orlandos willen hassen? Sie erschauerte bei dem Gedanken, alles könnte eine üble Komödie sein, eine große Lüge, die der junge Verführer erfunden hatte. Laura hatte die diabolischen Ermahnungen Elzevir Almontes nicht nötig, um jede sexuelle Willfährigkeit oder Leichtfertigkeit

zu meiden. Mit sieben hatte es ihr genügt, sich nackt im Spiegel zu betrachten und keines der vom Pfarrer verkündeten Greuel zu entdecken. Warum in Versuchungen geraten, die sie für unsinnig hielt, wenn man sie nicht mit einem geliebten Menschen teilte, wie sie es in einer raschen, radikalen Intuition erfaßte.

Die Liebe, die sie für ihre Familie, auch für Santiago, empfand, war heiter, herzlich und keusch. Nun erregte ein Mann sie zum erstenmal auf andere Weise. Gab es diesen Mann wirklich, oder war er eine Lüge? Würde er Lauras Verlangen befriedigen, oder setzte sie sich der Gefahr aus, ihre ersten sexuellen Erfahrungen mit jemandem zu machen, der es nicht wert war, der nicht für sie bestimmt war, der nichts weiter war als ein Phantom, ein Echo ihres Bruders, schön, attraktiv, verlockend, lauernd, teuflisch, verfügbar, bequem, ein Spieler, der sie in ihrem eigenen Haus, unter dem Dach ihrer Eltern, erwartete?

Vielleicht hatte ihr der Schwarze Zampayita ungewollt die Lösung gezeigt, als er die drei – Laura, Elizabeth und Señora Garcia-Dupont – in der Ballnacht nach Xalapa zurückfuhr.

»Meine Gnädigsten, haben Sie die Christpalme am Eingang des Käfigs gesehn?« fragte der Schwarze.

»Welcher Käfig?« fragte Señora Garcia-Dupont. »Das ist die eleganteste Hazienda der ganzen Gegend, du dummer Kerl. Der Tanz des Jahres.«

»Die besten Tänze gibt's auf der Straße, Dona, nichts für ungut.«

»Wenn du meinst«, seufzte die Señora.

»Hast du dich draußen nicht erkältet, Zampayita?« fragte Laura fürsorglich.

»Nein, Fräulein. Ich hab mir lange die Christpalme angesehn. Und mich an die Geschichte vom heiligen Philipp von Jesus erinnert. Der war ein eingebildeter und ungezogener Tunee wie ein paar von denen, die ich heute nacht hab rauskommen sehn. Er lebte in einem Haus, wo's 'ne verdorrte Christpalme gab. Und seine Amme hat zu ihm gesagt: ›An dem Tag, wo der kleine Philipp ein Heiliger wird, blüht die Christpalme.‹«

»Warum redest du so über Heilige, du Mohr?« Entrüstet wollte die Señora zum Ende kommen. »Der heilige Philippus von Jesus ist in den Orient gegangen, um die Japaner zu bekehren, und die gemeinen Kerle haben ihn gekreuzigt. Jetzt ist er ein Heiliger, weißt du das nicht?«

»Genau das hat seine Amme gesagt, mit allem Respekt, gnädigste Dona. An dem Tag, wo sie den kleinen Philipp umgebracht haben, hat die Christpalme geblüht.«

»Die vor der Hazienda war vertrocknet.« Elizabeth lachte schelmisch.

»Santiagos Kraft bestand darin, daß er nie einen anderen brauchte«, hatte Orlando auf der Terrasse in San Cayetano erklärt. »Deshalb lagen wir ihm alle zu Füßen.«

Einen Monat später entdeckte man, wie es heißt, die Leiche von Señorita Armoma Aznar in der Dachkammer. Der Bankangestellte soll sie gefunden haben, als er ihr den monatlichen Scheck brachte, noch bevor ihr Zampayita den täglichen Proviantkorb vor die Tür stellte. Sie war erst seit zwei Tagen tot. Sie roch noch nicht.

»Alles ist verborgen und belauert uns.« Laura sprach den geheimnisvollen leitmotivischen Satz ihrer Tante Virginia nach. Sie sagte ihn zu Li Po, der chinesischen Puppe, die bequem zwischen den Kissen auf dem Bett saß. Laura beschloß, die Erinnerung an ihren ersten Ball zu bewahren. Sie stellte sich vor, sie sei damals schlank und durchsichtig gewesen, so durchsichtig, daß ihr Körper das Tanzkleid war, und unter dem Kleid war nichts, und Laura drehte sich, schwebte in einem ätherisch eleganten Walzer, bis sie dankbar spürte, daß der Schleier des Schlafes sie zudeckte.

»Du hast dich geirrt, Orlando. Nicht hier. Laß dir etwas anderes einfallen, wo wir uns sehen können. Streng deine Phantasie etwas mehr an. Mach dich nicht über meine Familie lustig, zwinge mich nicht, mich selber zu verachten.«

Laura lebte weiter mit ihrer Familie, verletzt durch den Tod des Großvaters und die Krankheit des Vaters. Sie verbannte die Verführung durch Orlando und den Tod Señorita Aznars nicht aus dem Gedächtnis, aber sie dachte nicht mehr daran. Sie beschäftigte sich nie wieder damit, sprach anderen gegenüber nicht davon, und auch ihre innere Stimme schwieg dazu. Sie dachte nicht mehr daran, obwohl sie das alles im Gedächtnis behielt, es blieb für immer in der Truhe der Vergangenheit weggeschlossen. Sie konnte »Orlando Ximénez« und »Armonîa Aznar« nicht noch zusätzlich zu den Sorgen und Problemen ihres Elternhauses ertragen, ebenso wies sie die morbiden, giftigen Anspielungen zurück, mit denen Orlando das Bild Santiagos beschmutzt hatte. Laura wollte dieses Bild klar und rein erhalten. Das verzieh sie dem »Stutzer« am wenigsten: daß er jenen Teil Santiagos herabgewürdigt hatte, den ihre Seele bewahrte.

Ob Santiago auch in der Seele meines Vaters lebt? fragte sich die Zweiundzwanzigjährige, während sie den vom Schicksal besiegten Fernando Dïaz betrachtete.

Das ließ sich nicht herausfinden. Die Paralyse des

Buchhalters und Bankdirektors entwickelte sich in teuflischem Tempo, griff schnell und gleichmäßig um sich. Nach den Beinen erfaßte die Lähmung den ganzen Körper, am Ende konnte er nicht einmal mehr sprechen. In Lauras Herzen gab es nur noch Raum für das tiefe Mitleid mit ihrem Vater, der dazu verurteilt war, im Rollstuhl zu sitzen, wie ein Kind ein Lätzchen umzubekommen und von der fürsorglichen Tante Maria de la O gefüttert zu werden, die Welt mit unergründlichen Augen betrachtend, denen man nicht entnehmen konnte, ob er etwas hörte, dachte oder sich durch verzweifeltes Blinzeln und den ebenfalls verzweifelten Versuch mitteilte, das Blinzeln zu vermeiden und die Augen wachsam und forschend offenzuhalten, länger als es ein Mensch normalerweise auszuhalten vermag, als könnte er sie eines Tages überhaupt nicht wieder aufschlagen. Sein Blick wurde ganz glasig und feucht. Allerdings lernte es Don Fernando, die Augenbrauen vielsagend zu bewegen; wenn er sie verzog, verlieh er ihnen eine Ausdruckskraft, die Laura ängstigte. Wie zwei Bögen, die das einzige stützten, was von seiner Persönlichkeit übrigblieb, hoben sich die Brauen ihres Vaters nicht nur erstaunt, sondern bewegten sich noch höher, als drückten sie gleichzeitig eine Frage und eine Mitteilung aus.

Die braunhäutige Tante widmete sich hingebungsvoll der Pflege des Kranken, während Laura den Haushalt besorgte. Leticia aber lernte allmählich, im Blick ihres Mannes zu lesen, sie ergriff seine Hand und verständigte sich mit ihm.

»Du sollst ihm die Krawattennadel anstecken, Maria.«

»Er möchte, das wir ihn in Los Berros spazierenfahren.«
»Er hat Appetit auf Bohnen mit Reis.«

Sagte ihre Mutter die Wahrheit oder erfand sie das Trugbild einer Verständigung und damit des Lebens? Maria de la O übernahm schnell jede Arbeit, die für Leticia beschwerlich gewesen wäre, sie reinigte den Kranken mit lauwarmen Tüchern und Haferseife, kleidete ihn morgens an, mit vollständigem Anzug, Weste, steifem Kragen, Krawatte, dunklen Strümpfen und hohen Schnürstiefeln, als ginge der Hausherr ins Büro; und abends um neun zog sie ihn aus und brachte ihn mit Zampayitas Hilfe ins Bett.

Laura konnte nichts anderes tun, als die Hand ihres Vaters zu halten und ihm die französischen und englischen Romane vorzulesen, die er so gern hatte; ihm zu Ehren lernte sie diese Sprachen. Fernandos körperlicher Verfall spiegelte sich schnell in seinen Gesichtszügen wieder. Er wurde alt, doch er beherrschte auch weiter seine Gefühle, Laura sah ihn nur einmal weinen, als sie ihm die rührende Geschichte aus Thomas Hardys »Juda der Unberühmte« vom Tod des Kindes Little Father Time vorlas, das sich umbringt, als es von den Eltern hört, daß sie nicht so viele Mäuler stopfen können. Doch diese Tränen erfreuten Laura. Ihr Vater verstand sie. Ihr Vater hörte und fühlte hinter dem undurchsichtigen Schleier der Krankheit.

»Geh aus, Tochter, führe ein Leben, wie es sich für dein Alter gehört. Nichts würde deinen Vater mehr betrüben, als wenn er wüßte, daß du dich für ihn opferst.«

Warum benutzte ihre Mutter diese Verbform, den Konjunktiv, der, wie die Señoritas Ramos ihnen erklärt hatten, eine Aussageweise ist, die unbedingt mit einem

anderen Verb zusammengehört, um eine Bedeutung zu erhalten, ein hypothetischer Indikativ zu werden, sagte die erste Señorita Ramos; ein Indikativ des Wunsches, erweiterte die zweite; etwas Ähnliches, als äußerte man: »Wenn ich du wäre…«, kommentierten die beiden gleichzeitig, wenn auch von unterschiedlichen Standpunkten aus. Tag für Tag mit dem Kranken zusammenzuleben, ohne ein Ende vorauszusehen, war das einzig Sinnvolle, was die Tochter mit dem Vater verbinden konnte. Wenn Fernando ihr wirklich zuhörte, wollte sie ihm erzählen, was sie jeden Tag machte, wie das Leben in Xalapa war, welche Neuigkeiten es gab. Und da begriff Laura auf einmal, daß es nichts Neues gab. Ihre Schulfreundinnen hatten die Schule beendet und geheiratet und waren nach Mexico-Stadt übergesiedelt, weit weg aus der Provinz, ihre Männer hatten sie mitgenommen: Die Revolution zentralisierte die Macht noch stärker als die Diktatur, die Agrar- und Arbeitergesetze bedrohten die Reichen in der Provinz, viele fanden sich damit ab, ihren Besitz zu verlieren, gaben die Felder und Fabriken im vom Kampf verwüsteten Landesinneren auf und versuchten sich eine neue Existenz in der Hauptstadt zu schaffen, wo sie sich vor den Gefahren des Land- und Provinzlebens sicher fühlten. Das alles entrückte Lauras Freundinnen in weite Ferne.

Hinter ihr lagen auch die heftigen Gefühle, die der Dandy Orlando und die katalanische Anarchistin in ihr hervorgerufen hatten, sogar ihre inbrünstige Verehrung Santiagos beruhigte sich, und an deren Stelle trat die bloße Abfolge der Stunden, die Tage sind, die Jahre sind. Die Gewohnheiten in Xalapa erhielten sich unverändert, als

könnte die Außenwelt nicht in diese Sphäre aus Tradition, Seelenruhe, Selbstzufriedenheit und vielleicht Lebensklugheit einer Stadt eindringen, die wie durch ein Wunder, allerdings auch durch eigenen Willen, von den landesweiten Wirren jener Jahre nicht unmittelbar erfaßt wurde. Revolution, das bedeutete in Veracruz vor allem die Furcht der Reichen, ihren Besitz zu verlieren, und das Verlangen der Armen, das Lebensnotwendige zu erkämpfen. Vor langen Jahren hatte Don Fernando mit vagen Andeutungen vom Einfluß der anarchosyndikalistischen Ideen gesprochen, die über den Hafen nach Mexiko eindrangen, und die Anwesenheit der stets unsichtbaren Armonîa Aznar in ihrem Haus hatte Vorstellungen in ihm wiederbelebt, die Laura nicht genau verstand. Als die Schule zu Ende ging und Lauras Freundinnen verschwanden, weil sie heirateten und Laura nicht, weil sie in die Hauptstadt zogen und Laura dablieb, sah sie sich genötigt – damit sie ein normales Leben führen und die Sorgen der Familie lindern konnte, wie es ihre Mutter Leticia von ihr verlangte –, sich mit jüngeren Mädchen anzufreunden, deren kindisches Gemüt sich nicht nur durch den Altersunterschied zu Laura, sondern auch durch Lauras größere Lebenserfahrung deutlich zeigte: Sie war die Schwester Santiagos, das Mädchen, das Orlando verführen wollte, die Tochter eines von Krankheit gezeichneten Vaters und einer in ihrem Pflichtgefühl unerschütterlichen Mutter.

Vielleicht um ihre verletzten Gefühle zu betäuben, ließ sich Laura ohne allzu große Überlegungen auf dieses Leben ein, das ihres war und doch nicht war. Es war da und

durchaus bequem, und sie würde nicht an unmögliche Dinge denken, an nichts, das sich auch nur ein wenig vom Alltagsleben in Xalapa unterschied. Nichts störte den täglichen Spaziergang in Los Berros, ihrem bevorzugten Garten mit den hohen, silberblättrigen Pappeln und den Eisenbänken, den Springbrunnen mit grünlichem Wasser und den schmutzverkrusteten Balustraden, den seilspringenden Mädchen, den jungen Damen, die in der einen Richtung promenierten, und den Galanen, die aus der anderen Richtung kamen, alle flirteten und starrten einander unverhohlen an oder wichen den Blicken aus, alle waren sie auf diese eine Chance angewiesen, den anderen ein paar Sekunden lang zu sehen, das allerdings so oft, wie es ihre Erregung oder Geduld verlangte.

»Hütet euch vor Herren, die im Parque Juârez einen Stock an die Schulter drücken«, warnten die Mamas ihre Töchter. »Die haben böse Absichten.«

Der Park war der zweite bevorzugte Treffpunkt unter freiem Himmel. Alleen mit Buchen, westindischen Lorbeerbäumen, Araukarien und Jacarandas bildeten ein kühles, duftendes Gewölbe für kleine Vergnügungen, Rollschuhpartien und Volksfeste, und an klaren Tagen genoß man von hier aus den wunderbaren Anblick des Pico de Orizaba, auch Citlaltépetl, »Berg des Sterns«, genannt, des höchsten Vulkans Mexikos. Der Citlaltépetl besaß eine besondere Zauberkraft, er schien von einer Bewegung belebt, die von der Sonnenhöhe und der Jahreszeit abhing: Am klaren Morgen wirkte er nah, die dunstverhangene Mittagssonne rückte ihn in die Ferne, der nachmittägliche Sprühregen verschleierte ihn, und die zweite dem Tag

vergönnte Geburt, die Dämmerung, verlieh ihm einen weithin sichtbaren Glorienschein; und nachts wußten alle, daß er der unsichtbare, unverrückbare Stern und Pate des Veracruzaner Firmaments war.

Es regnete ständig. Laura und ihre neuen, ihr so unähnlichen Freundinnen (sie erinnerte sich nicht einmal an ihre Namen) rannten aus dem Park, um sich unterzustellen, liefen im Zickzack unter den Vordächern der Häuser entlang und übersprangen die Bäche, die quer über die Straße flössen. Es war sehr schön, die warmen Sturzbäche auf den Dächern und das Murmeln zu hören. Die kleinen Dinge erwachten zu eigenem Leben, und als die ruhige Nacht anbrach, füllten sich die frischgebadeten Straßen mit dem Duft von Tulpen und Junicuiles. Die jungen Leute kamen zu einem Bummel heraus. Von sieben bis acht war »Fensterstunde«, in der sich die Verehrer den geöffneten Balkontüren näherten, um ihre Freundinnen zu besuchen, und selbst die Ehemänner machten während der »Fensterstunde« ihren Frauen den Hof, als wollten sie ihr Jawort erneuern und die Gefühle wiederbeleben – was in Xalapa normal war, auch wenn es anderswo in der Welt sonderbar gewirkt hätte.

In jenen Jahren, als die Mexikanische Revolution und der europäische Krieg beinahe gleichzeitig ihren Höhepunkt erreichten und schließlich endeten, wurde der Film zur großen Neuheit. Die Revolutionskämpfe flauten ab. Die Schlachten, die nach dem großen Sieg Âlvaro Obregõns über Pancho Villa in Celaya stattfanden, waren nur noch Scharmützel. Villas mächtige Norddivision zerfiel in Straßenräuberbanden, und nach dem Sieg

Venustiano Carranzas und des Konstitutionalistischen Heeres sowie nach dem Inkrafttreten der neuen Magna Charta – so wurde die Verfassung von 1917 in der Presse genannt – suchten alle nach Unterstützung, Übereinkünften, Vorteilen und Idealen, in dieser Reihenfolge. Unter den vornehmen Gästen, die sich jeden Nachmittag im Casino von Xalapa trafen, war die neue Verfassung Gegenstand fortwährender Überlegungen, Debatten und Befürchtungen.

»Wenn die Bodenreform genau nach Plan durchgeführt wird, ruinieren sie uns«, sagte der Vater des jungen Tänzers aus Cõrdoba, der nur von Hähnen und Hühnern geredet hatte.

»Das tun sie nicht. Das Land braucht zu essen. Nur Großgrundbesitz ist produktiv«, bekräftigte der Vater des jungen rothaarigen, zudringlichen Tennisspielers.

»Und die Arbeiterrechte?« griff der Gatte jener Dame ein, die sich wehmütig nach den unvergleichlich schneidigen französischen Zuaven zurückgesehnt hatte. »Was sagen Sie zu den Arbeiterrechten, die in der Verfassung wie Banderillas in einem Stierrücken stecken?«

»Das alles kommt mir vor wie Christus mit einer Pistole in jeder Hand, mein Herr.«

»Rote Bataillone, das Haus des Weltarbeiters. Ich versichere Ihnen, Carranza und Obregôn sind Kommunisten und stellen hier bald das gleiche an wie Lenin und Trotzki in Rußland.«

»Das ist alles undurchführbar, Sie werden schon sehen.«

»Eine Million Tote, meine Herren, und wofür das alles?«

»Ich garantiere Ihnen, die meisten sind nicht auf den Schlachtfeldern umgekommen, sondern bei Kneipenschlägereien.«

Das rief allgemeines Gelächter hervor. Als dann im Salon Victoria mehrere von den Brüdern Abitia gedrehte Filme über die Schlachten der Revolution gezeigt wurden, beschwerte sich das kultivierte Publikum. Niemand ging ins Kino, um arme Schlucker mit Sandalen und Flinten zu sehen. Kino, das war der italienische und nur der italienische Film. Gefühl und Schönheit waren das Vorrecht der italienischen Diven und Vamps auf der silbernen Leinwand, die gute Gesellschaft wollte die Dramen Pina Menichellis, Italia Almirante Manzinis und Giovanna Terribili Gonzalez' erleiden und genießen, dieser phantastischen Frauen mit ihren glänzenden Augen, tiefen Augenrändern, beunruhigenden Brauen, elektrisierenden Haarmähnen, unersättlichen Lippen und tragischen Gebärden. Als die ersten amerikanischen Streifen eintrafen, protestierten alle. Warum verbargen die kleinen Schwestern Gish das Gesicht, wenn sie weinten, warum war Mary Pickford als Bettlerin verkleidet? Die Straße genügte, wenn man Armut sehen wollte, eine Welt ohne große Gefühle, das gab es auch zu Hause.

Für Laura und die Provinzgesellschaft waren die eigenen Anwesen und Häuser auch weiter unersetzliche Mittelpunkte des gemeinschaftlichen Lebens. Beinahe reihum »empfing« man in regelmäßigen, wenn auch großen Abständen. Man spielte Lotterie und Siebzehn-und-Vier, scharte sich dabei in großen Kreisen um die Tische zusammen. Man pflegte auch die kulinarischen Traditionen

und unterrichtete die heranwachsenden Mädchen im Tanz, trippelte mit ihnen in kleinen Schritten durch die Säle, »das macht man so und hebt dabei den Rock«, und bereitete sie so auf die großen Bälle im Casino vor, auf Kindstaufen, die Geburt des Christkindes zu Weihnachten. Da wurden dann Krippen mit den Heiligen Drei Königen aufgebaut und in der Mitte des Salons das »französische Schiff«, das nach der Christmette aufgemacht wurde und randvoll mit Süßigkeiten gefüllt war. Dann kamen der Karneval und seine Maskenbälle, schließlich die lebenden Bilder am Schuljahr es ende im Gymnasium der Señoritas Ramos: Sie zeigten den die Unabhängigkeit verkündenden Pfarrer Hidalgo oder den Indio Juan Diego, wie ihm die Heilige Jungfrau von Guadalupe erschien. Das Hauptfest aber war an jedem neunzehnten August der Casinoball, auf dem sich die gesamte gute Gesellschaft des Ortes ein Stelldichein gab.

Laura wäre lieber zu Hause geblieben, nicht nur, um bei ihren Eltern zu sein, sondern auch, weil das Mädchen – nachdem die katalanische Anarchistin gestorben war und man die Dachkammer zugesperrt hatte – jedem Winkel des Hauses einen besonderen Wert gab, als wüßte es, daß die Freude, dort zu leben und aufzuwachsen, nicht ewig dauern konnte. Das Haus des Großvaters in Catemaco, die Wohnung mit Blick aufs Meer über der Bank in Veracruz und jetzt das einstöckige Haus in der Xalapaer Galle Lerdo, wie viele Häuser sollte sie in ihrem Leben noch bewohnen? Ihre Vorstellung ließ sie im Stich. Dafür prägte sie sich die bereits bewohnten Häuser ein und das in der Calle Lerdo, Refugien der Erinnerung in einem unbeständigen Leben,

das nie wieder so voraussehbar und sicher sein konnte wie während ihrer Kindheit am See. Sie schaffte sich Halt für die Zukunft, für eine Zeit, die sie sich als Zweiundzwanzigjährige nicht vorstellen konnte, obwohl sie sich immer wieder sagte: Was auch geschieht, die Zukunft wird anders sein als diese Gegenwart. Sie wollte nicht daran denken, aus welchen schlimmen Gründen sich das Leben verändern mußte. Der allerschlimmste würde der Tod ihres Vaters sein. Der traurigste wäre ihrer Meinung nach, verloren und vergessen wie die Tanten Hilda und Virginia in einem kleinen Dorf hängenzubleiben, im Vaterhaus, ohne Grund für ihre Seßhaftigkeit und Ehelosigkeit, nachdem Don Felipe Kelsen tot war. Der Großvater war gestorben, Hilda spielte Klavier für nichts und niemanden, und Virginia sammelte Manuskriptblätter mit Gedichten, die nie jemand kennenlernen würde. Besser war es da schon, sich für ein anderes Leben aufzuopfern, wie Tante Maria de la O, die sich unablässig um Fernando Dïaz kümmerte.

»Was würde ich nur ohne dich machen, Maria de la O?« sagte ernst und ohne einen Seufzer die unermüdliche *Mutti* Leticia.

Laura, die sich früher einmal das Schlafzimmer Santiagos in Veracruz eingeprägt hatte, rief sich ins Gedächtnis, wie die Patios des Hauses in Xalapa aussahen, wie die Flure, die Fußböden aus Marseiller Ziegeln, die Palmen, Farne und Mahagonischränke, wie die Spiegel, die auf Pfosten stehenden Betten, die Krüge mit gefiltertem Wasser und der Toilettentisch, das Waschbecken, der Kleiderschrank, wie die von der Mutter beherrschte, nach

Minze und Petersilie duftende Küche.

»Versenk dich nicht in Grübeleien wie deine Großmutter Kelsen«, sagte Leticia, die die Traurigkeit in ihrem Blick nicht mehr zurückzuhalten vermochte. »Geh mit deinen Freundinnen aus. Amüsier dich. Du bist erst zweiundzwanzig.«

»Ich bin *schon* zweiundzwanzig, *Mutti,* das willst du doch sagen. In meinem Alter warst du schon fünf Jahre verheiratet, und ich war bereits auf der Welt – und, *Mutti,* frag bitte gar nicht erst: Nein, mir gefällt kein einziger Junge.«

»Wollen sie nichts mehr von dir wissen? Nach all dem, was passiert ist?«

»Nein, *Mutti,* ich gehe ihnen aus dem Weg.«

Die Mädchen, mit denen Laura nun zusammenkam, waren jünger als sie und hatten beschlossen, ihre Kindheit zu verlängern, als reagierten sie auf eine Warnung vor unbegreiflichen Veränderungen und erzitterten wie Laub im Spätsommer, allerdings machten sie dabei kokette Zugeständnisse an das Erwachsenenalter, das sie beunruhigte und das keine von ihnen herbeiwünschte. Sie nannten sich »Die Püppchen« und ließen sich auf mutwillige, für Achtzehnjährige längst unpassende Streiche ein. Sie gingen in den Park zum Seilspringen, damit sie rote Wangen bekamen, bevor sie ihre galanten Streifzüge begannen. Sie hielten lange Siestas, bevor sie sich in Los Berros einfanden, um Tennis zu spielen; und während des Karnevals machten sie sich in aller Unschuld über ihre maskierten Freunde lustig.

»Bist du vom Zirkus?«

»Beleidige mich nicht. Ich bin ein Prinz, siehst du das nicht?«

Im Parque Juârez liefen sie Rollschuh, weil sie die Kilos loswerden wollten, die sie durch den Genuß der »Teufel« angesetzt hatten, das waren Torten, innen aus Schokolade und außen aus weißem Mandelteig, der Hochgenuß der Leckermäuler in dieser nach Backen duftenden Stadt. Bereitwillig beteiligten sie sich an den lebenden Bildern, die die Señoritas Ramos am Schuljahresende einstudierten, der einzigen Gelegenheit, bei der man hätte feststellen können, ob es tatsächlich zwei Señoritas gab – die eine war vorn bei den Vorführungen, während sich die andere hinter den Kulissen befand.

»Mir ist etwas Grauenhaftes passiert, Laura. Ich stellte gerade die Heilige Jungfrau dar, als ich plötzlich unbedingt mußte. Mir blieb nur noch, furchtbare Grimassen zu schneiden, damit Señorita Ramos den Vorhang zuzog. Dann bin ich schnell Pipi machen gegangen und anschließend wieder Jungfrau geworden.«

»Zu Hause haben sie meine Vorführungen und Verkleidungen längst satt, Laura. Meine Eltern haben tatsächlich einen Zuschauer engagiert, der mich bewundern soll. Was hältst du davon?«

»Da bist du bestimmt hochzufrieden.«

»Ich habe doch beschlossen, Schauspielerin zu werden.«

Damit stürmten alle auf den Balkon hinaus, weil sie die Kadetten der Vorbereitungsschule sehen wollten, die mit ihren französischen Käppis, Gewehren, Uniformen mit

Goldknöpfen und den so engen Hosen vorbeimarschierten.

Die Bank teilte mit, daß sie im September nach dem Casinoball die Wohnung zu räumen hätten. Don Fernando würde eine Pension erhalten, selbstverständlich, aber ein neuer Direktor sollte ins Haus ziehen. Daneben sollte es einen Festakt in der Dachkammer geben, bei dem man eine Gedenktafel für Dona Ar-monîa Aznar enthüllen würde. Die mexikanischen Gewerkschaften hatten beschlossen, die mutige Genossin zu ehren, die Geld gespendet und während der Revolution als Kurier für die Roten Bataillone und das Haus des Weltarbeiters gearbeitet hatte, sie hatte sogar verfolgte Gewerkschafter versteckt, gerade hier, im Haus des Bankdirektors.

»Wußtest du das, *Mutti'}«*

»Nein, Laura. Und du, Schwester?«

»Wie das wohl!«

»Es ist besser, nicht alles zu wissen, stimmt's?«

Keine von den dreien wäre auf die Idee gekommen, daß ein so ehrenhafter Mann wie Don Fernando wissentlich eine Verschwörung unter seinem Dach geduldet hätte, vor allem nach der Erschießung Santiagos am 21. November 1910. Laura kam der Gedanke, daß womöglich Orlando Ximénez die Wahrheit kannte: daß er der Kontaktmann zwischen Dona Armonias Dachkammer und den Anarchosyndikalisten gewesen war. Sie verwarf ihren Verdacht; Orlando, der Dandy, der Luftikus… Oder taugte er vielleicht gerade deshalb für dergleichen? Laura lachte amüsiert. Gerade erst hatte sie ihrem Vater *Scarlet Pimpernel* von Baroness Orczy vorgelesen, und jetzt stellte

sie sich den armen Orlando als einen mexikanischen Pimpernel vor, der nachts ein Dandy und tagsüber Anarchist war… um die Gewerkschafter vor der Erschießung zu retten.

Kein Roman bereitete Laura auf den nächsten Lebensabschnitt vor. Leticia und Maria suchten eifrig nach einer bequemen Wohnung, deren Miete mit der Pension Fernandos vereinbar war. Die Halbschwester erklärte, so, wie die Dinge lägen, müßten Hilda und Virginia die Kaffeeplantage in Catemaco verkaufen und mit dem Geld ein Haus in Xalapa kaufen, damit sie alle zusammenleben und ihre Ausgaben begrenzen könnten.

»Und warum ziehen wir nicht alle wieder nach Catemaco? Schließlich haben wir dort gelebt und waren glücklich«, sagte Leticia, ohne dabei wie ihre grüblerische Mama zu seufzen.

Ihre Frage wurde gegenstandslos, als die ledigen Schwestern Hilda und Virginia in Xalapa erschienen und Bündel und Bücherkisten, Koffer und Schneiderpuppen, Käfige mit Papageien und sogar den Steinway-Flügel mit ins Haus brachten.

Die Leute strömten in der Galle de Lerdo zusammen, um das äußerst merkwürdige Gepäck zu bestaunen. Die Habseligkeiten der Schwestern füllten einen ganzen Maultierkarren. Sie selber waren staubbedeckt und sahen aus, als wären sie einem schon vor Jahren verlorenen Kampf entflohen; sie trugen ihre großen Strohhüte mit Gazeschleiern, die das Gesicht vor Moskitos, Sonne und Straßenstaub schützten, am Kinn festgebunden.

Sie hatten nicht viel zu erzählen. Die Veracruzaner Bauernverbände hatten sich bewaffnet und kurz entschlossen das Gut der Kelsens wie auch die übrigen Haziendas der Gegend besetzt, sie zu landwirtschaftlichen Genossenschaften erklärt und die früheren Herren vertrieben.

»Es gab keine Möglichkeit, euch zu benachrichtigen«, sagte Tante Virginia. »Hier habt ihr uns.«

Sie wußten noch nicht, daß das Haus in Xalapa nach dem Casinoball geräumt werden mußte. Als Leticia damit nicht nur den gelähmten Mann und die unverheiratete Tochter, sondern jetzt auch noch die Schwestern auf dem Hals hatte, brach sie zusammen und weinte hemmungslos. Die enteigneten Schwestern starrten einander bestürzt an. Leticia bat um Verzeihung, trocknete sich die Tränen mit der Schürze und lud die beiden ein, hereinzukommen und es sich bequem zu machen. In der Nacht kam Tante Maria in Lauras Schlafzimmer, trat ans Bett, setzte sich und streichelte ihr den Kopf.

»Verlier nicht den Mut, Mädchen. Sieh dir bloß mich an. Manchmal denkst du bestimmt, daß das Leben schwer für mich war, vor allem, während ich allein mit meiner Mutter lebte. Aber weißt du was? Auf die Welt zu kommen ist eine Freude, selbst wenn du in Trauer und Elend empfangen wurdest, dabei meine ich mehr Trauer und Elend im Inneren als im Äußeren. Du kommst zur Welt, und woher du kommst, wird unwichtig. Geboren zu werden, ist ein Fest, und ich habe mich immer darüber gefreut zu leben, ohne mich das kleinste bißchen darum zu kümmern, woher ich stamme, was vorher war, wie und wo

mich nieine Mutter geboren und wie sich mein Vater benommen hat.

Weißt du was? Deine Großmutter Cosima hat alles auf gewogen, aber sogar ohne sie, ohne all das, was ich ihr zu verdanken habe, und so sehr ich sie auch verehre: Ich freue mich über die Welt, und ich weiß, daß ich zur Welt gekommen bin, um das Leben zu genießen, im guten wie im bösen, Mädchen, und das mache ich weiter so, verdammt noch mal. Und entschuldige, daß ich wie eine aus Alvarado rede, aber dort bin ich nun mal aufgewachsen.«

Maria de la O rückte einen Moment von Lauras Kopf ab, um ihre Nichte mit einem heiteren Lächeln zu betrachten, als strahlten die Lippen und Augen des Tantchens für immer Wärme und Freude aus.

»Und noch eins, liebe Laura, um das Bild vollständig zu machen. Deine Großmutter hat mich gerettet und zu euch gebracht, sie hat mich wirklich gerettet, das wiederhole ich bis zum Überdruß. An meine Mutter hat sie allerdings keinen weiteren Gedanken verschwendet, als wäre es genug, mich zu retten, und sie hätte der schwarze Teufel holen können. Wer sich um meine Mutter gekümmert hat, war dein Vater Fernando. Ich weiß nicht, was aus ihr geworden wäre, wenn Fernando nicht nach ihr gesucht und ihr geholfen hätte, ihr Geld gegeben und ermöglicht hätte, in Würde alt zu werden. Entschuldige meine Grobheit, aber es gibt nichts Traurigeres als eine alte Hure. Damit will ich sagen: Es kommt darauf an, daß du lebst und wo du lebst. Wir wollen alle in diesem Haus retten, Laura, das schwört dir Maria de la O, die Tante, die du mehr als jeder andere

respektiert hast. Das vergesse ich dir nicht!«

Sie wurde allmählich dick, und es fiel ihr einigermaßen schwer, sich zu bewegen. Wenn sie Lauras invaliden Vater im Rollstuhl ausfuhr, blickten die Leute in eine andere Richtung, weil sie das Paar nicht bemitleiden wollten, den gelähmten Mann und die aschfarbene Mulattin mit den dicken Knöcheln, die unbedingt einen Spaziergang machen und den Jungen und Gesunden die Freude verderben mußten. Marias Wille setzte sich jedoch über jedes Hindernis hinweg, und am Tag nach Hildas und Virginias Ankunft beschlossen die vier Schwestern nicht nur, ein neues Haus für die Familie zu finden, sondern auch, daraus eine Pension zu machen, diese gemeinschaftlich zu unterhalten – jede würde ihr möglichstes tun – und Fernando zu pflegen.

»Und dich, Laura, bitte ich, daß du dir keine Sorgen machst«, sagte Tante Hilda.

»Es wird dir an nichts fehlen«, setzte Tante Virginia hinzu.

(… ich mache mir keine Sorgen, liebste Tanten, *Mutti,* ich sorge mich nicht, ich weiß, daß es mir an nichts fehlen wird, ich bin die kleine Tochter des Hauses, bin nicht zweiundzwanzig, sondern weiter sieben, wehrlos, aber behütet, wie vor dem ersten Tod, dem ersten Schmerz, der ersten Leidenschaft, dem ersten Zorn, all dem, was ich längst hinter mir habe, was zu mir gehört, was ich beherrscht habe, und jetzt lasse ich mich von allem beherrschen, was geschehen ist; ich kann mit Schmerz, Leidenschaft, Zorn und Tod leben, nur nicht damit, daß mein Ich herabgesetzt wird, nicht durch die Menschen um

mich herum, sondern durch mich selbst, zum kleinen Kind machen mich nicht die albernen Mädchen, die fürsorglichen Tanten oder *Mutti,* die keine Leidenschaft zulassen will, um hellsichtig zu bleiben und die Haushaltspflichten zu erledigen, weil sie weiß, daß ohne sie das Haus wie eine der Sandburgen zusammenbrechen würde, wie sie die Kinder am Strand von Mocambo bauen, und wenn nicht sie all das erledigt, wer dann?, während ich, Laura Dïaz, über mich selbst nachdenke, mich so fern von meinem eigenen Leben beobachte, als wäre ich eine andere, eine zweite Laura, die der ersten zusieht, so weit getrennt von der sie umgebenden Welt, so gleichgültig den Menschen gegenüber, die nicht zum Haus gehören, ist es vernünftig, so zu sein?, dabei aber so besorgt um die, die hier mit mir zusammenleben, wenn auch getrennt von ihnen und voller Schuldgefühle, eine Last zu sein, wie der Junge in dem englischen Roman von Thomas Hardy, alle lieben mich, aber jetzt bin ich allen eine Last, obwohl sie es nicht sagen, ich bin das große Mädchen, das bald dreiundzwanzig wird, ohne Brot ins Haus zu bringen, in dem man ihm Brot zu essen gibt, das große Mädchen, das sich im Recht glaubt, weil es seinem gelähmten Vater vorliest, weil es alle liebhat und alle es liebhaben, ich lebe von der Liebe, die ich gebe und empfange, das genügt nicht, es ist nicht genug, meine Mutter zu lieben, meinen Bruder zu beweinen, meinen Vater zu bemitleiden, es ist nicht genug, meinen Schmerz und meine Liebe als Rechte hinzunehmen, die mich von einer anderen Verantwortung befreien, ich will jetzt über meine Liebe zu ihnen hinauswachsen, mein Leiden überwinden, sie von mir

befreien, mich von ihnen lösen, daß sie sich keine Sorgen mehr um mich machen müssen, ohne daß ich aufhöre, mir Sorgen um sie zu machen, Papa Fernando, *Mutti* Leticia, liebe Tanten Hilda und Virginia und Maria de la O, Santiago, mein Liebster, ich bitte euch nicht um Verständnis oder Hilfe, ich will tun, was ich tun muß, um mit euch zusammenzusein, ohne weiter zu euch zu gehören, doch um für euch dazusein…)

Juan Francisco Lopez Greene war ein hochgewachsener Mann, über einen Meter achtzig groß, und sehr dunkelhäutig. Sein Gesicht hatte indianische wie auch negroide Züge, er hatte dicke Lippen, dabei jedoch ein geradliniges Profil, und seine Haut war glatt und zart wie ein Zuckerhut, nachtdunkel wie die eines Zigeuners. Die Augen grüne Inseln in einem gelben Meer. Die breiten, hochgezogenen Schultern verdeckten einen Teil des kräftigen Halses, der jedoch länger war, als es schien, wie auch seine Arme lang und seine eifrigen Arbeiterhände groß waren. Dazu ein gedrungener Oberkörper, lange Beine und so große Füße, daß sie nicht in die Bergarbeiterschuhe paßten.

Er war kräftig, plump, zart, anders.

Zum Casinoball kam er in Begleitung von Xavier Icaza, dem jungen Arbeiteranwalt und Sohn einer Aristokratenfamilie, der nunmehr der Arbeiterklasse diente. Icaza erlaubte sich, diesen Mann auf den Ball mitzubringen, der sich so grundlegend vom sozialen Erscheinungsbild der guten Familien Xalapas unterschied.

Icaza, eine brillante, aber unkonventionelle Persönlichkeit, schrieb avantgardistische Gedichte und Schelmen-

geschichten. Seine Bücher enthielten kubistische Vignetten mit Wolkenkratzern und Flugzeugen. Seine Lyrik vermittelte das Gefühl der vom Autor ersehnten modernen Geschwindigkeit, während seine Romane die Traditionen Quevedos und des Lazarillo ins moderne Mexico und sein Zentrum fortschrieben, in eine Stadt, die sich immer mehr, erklärte Icaza den verschiedenen Gästen auf dem Jahresball des Casinos, mit Zuwanderern vom Land füllte und die immer weiter wachsen und wachsen würde. Er zwinkerte den örtlichen Unternehmern zu: »Jetzt muß man billig in der Hauptstadt kaufen, die Colonia Hipödromo, die Colonia Nâpoles, Chapultepec Heights, den Parque de la Lama, selbst die Wüste Desierto de los Leones. Sie werden erleben, wie der Immobilienwert steigt, zaudern Sie nicht«, lachte er mit seinen fröhlich blitzenden Zähnen, »investieren Sie jetzt.«

Man nannte ihn einen Futuristen, Stridentisten, Dadaisten, Begriffe, die keiner in Veracruz jemals gehört hatte und die Icaza mit einem fast schon anmaßenden Unterton in den Provinzstädten einführte. Über die primitiven Landstraßen war er gekommen in seinem gelben Isotta-Fraschini-Kabriolett, als wollte er schnell und nachdrücklich seine Beglaubigungsschreiben präsentieren, während er um die Hand der Señorita Ana Guido anhielt. Da ihre Eltern gewisse Vorbehalte äußerten, steuerte Xavier Icaza an einem Sonntag das leistungsstarke italienische Automobil die Stufen direkt zur Kathedrale hinauf, als gerade die Messe gelesen wurde. Der Motor brüllte, und der Wagen sprang wie wahnsinnig die steile Freitreppe hoch, der junge und feurige Anwalt setzte alle

verfügbaren Pferdestärken ein, und kaum daß der Wagen an jener Stelle bedrohlich stoppte, wo die Treppe endete und der Kirchhof begann, verkündete der Anwalt lauthals, er sei gekommen, um Anita zu heiraten, und niemand und nichts könnten ihn daran hindern.

»Ich verkaufe keine Wunschträume«, erklärte der junge Anwalt Icaza seinen alten Bekannten auf dem Casinoball. »Es geht um gegenseitige Vorteile. Die Revolution hat die schlafenden Kräfte des Landes freigesetzt: die einheimischen Kaufleute und Industriellen, die sich in einer Zwangslage befanden, weil das Land den Ausländern ausgeliefert war, die Beamten, die von der alten porfiristischen Bürokratie am Aufstieg gehindert wurden, nicht zu verschweigen die landlosen Bauern und Arbeiter, die dringend danach verlangten, sich zu organisieren und in der Öffentlichkeit gehört und anerkannt zu werden. Denken Sie daran, die Rebellen in den Fabriken von Rio Blanco und den Bergwerken von Cananea, die ersten, die sich gegen die Diktatur erhoben haben, was waren das anderes als Arbeiter?«

»Madero hat ihnen keine Zugeständnisse gemacht«, sagte der Vater des jungen Hahnzüchters aus Córdoba.

»Weil Madero nichts begriffen hat«, argumentierte Icaza. »Der finstere Victoriano Huerta dagegen, der Mörder Maderos, hat sich sehr wohl um die Unterstützung der Arbeiterklasse bemüht und die größten Demonstrationen zum Ersten Mai genehmigt, die man jemals erlebt hat. Er hat den Achtstundentag und die Sechstagewoche zugestanden, aber als die Gewerkschaften die Demokratie wollten, war Schluß. Er hat die Führer verhaftet und

deportiert. Einer von ihnen ist mein Freund Juan Francisco Lopez Greene, und es ist mir eine große Freude, ihn vorzustellen. Daß er Greene heißt, bedeutet nicht, daß er Engländer wäre: In Tabasco heißen alle Graham oder Greene, weil sie von englischen Piraten abstammen, aber indianische und schwarze Mütter haben, stimmt's?«

Juan Francisco nickte lächelnd. »Laura, du bist doch gebildet. Ich überlasse ihn dir«, sagte Icaza schalkhaft und entschieden, dann widmete er sich anderen Angelegenheiten.

Dem Neuankömmling waren die provinziellen Sitten gänzlich fremd, auf den Hausbällen der Hazienda San Cayetano hätte er gewirkt wie jener »Christus mit einem Paar Pistolen«, den der Grundbesitzer aus Córdoba einmal erwähnt hatte. Laura nahm an, daß er ebenso plump war wie seine großen, dicken, eckigen Bergarbeiterschuhe mit ihren genagelten Sohlen. Seine Ausdrucksweise würde wie ein Regen von Steinbrocken inmitten einer Wüste des Schweigens sein. Darum war sie überrascht, als sie eine sehr gleichmäßige, ruhige, ja sogar sanfte Stimme hörte, die jedem Wort ein überzeugendes Gewicht verlieh; mit dieser Stimme konnte Juan Francisco *Lopez* Greene es sich erlauben, äußerst behutsam aufzutreten und so »leise« zu sprechen.

»Hat Xavier Icaza recht?« Laura unternahm einen Vorstoß, weil sie einen Anknüpfungspunkt für das Gespräch suchte.

Juan Francisco bestätigte nachdrücklich: »Ja. Ich weiß längst, daß alle versuchen, uns zu benutzen.«

»Wen zu benutzen?« fragte Laura in ungezwungenem Ton.

»Die Werktätigen.«

»Bist du einer?« Laura unternahm einen weiteren Vorstoß und duzte ihn, denn sie war sicher, daß sie ihn damit nicht beleidigte. Sie forderte ihn nur ein wenig heraus, damit er auch sie von gleich zu gleich behandelte und nicht mit »Señorita« oder »Sie« anredete. Tastend suchte sie nach einer Gemeinsamkeit, beschnupperte den Unbekannten und fühlte sich ein bißchen plump, ein bißchen roh, wie ihr das mit Orlando nie geschehen war, der sie genötigt hatte, an perverse, raffinierte und subtile

Dinge zu denken, die sich wie ein giftiger Duft auflösten, der intensiv, aber verderblich und flüchtig war. Es mißlang ihr.

»Es gibt diese Gefahr, Señorita. Damit muß man sich abfinden.«

(Er soll du zu mir sagen, bat Laura, er soll mich mit »du« und nicht mit »Señorita« anreden, ich möchte mich einmal anders fühlen, ich will, daß ein Mann mir Dinge sagt und mit mir macht, die ich nicht kenne oder nicht erwarte und deshalb auch nicht verlangen kann, das muß von ihm ausgehen, davon hängt alles, was danach kommt, ab, vom einfachen »du« oder »Sie«…)

»Was für eine Gefahr, Señor Greene?« Laura kehrte zum formellen »Sie« zurück.

»Daß sie uns manipulieren, Laura.«

Ohne auf das errötende Gesicht des Mädchens zu achten (oder vielleicht tat er nur so, als bemerkte er nichts), setzte

er hinzu, daß »wir« auch aus »ihnen« Nutzen ziehen könnten. Laura gewöhnte sich unverzüglich an diesen sonderbaren Plural, der ohne jede Anmaßung und ohne falsche Bescheidenheit eine ganze Gruppe umfaßte, Arbeiter, Kämpfer, Genossen, ja, die Genossen dieses Mannes, der da mit ihr sprach.

»Icaza macht sich keine Hoffnungen. Ich aber.« Er lächelte zum erstenmal mit einer Spur Bosheit, doch vor allem mit Selbstironie, dachte Laura. »Ich aber.«

Er sagte, er mache sich Hoffnungen, weil die Verfassung den mexikanischen Bauern und Arbeitern bestimmte Zugeständnisse gemacht habe, für die es keinen unmittelbaren Grund gebe. Carranza sei ein ehemaliger Haziendabesitzer, dessen Ziegenbart sich kräusele, wenn er mit Arbeitern und Indios verhandeln müsse, Obregõn ein intelligenter, aber opportunistischer Kreole, der genauso mit dem lieben Gott wie mit dem Teufel am Tisch sitzen könne, dem er weiszumachen verstehe, tatsächlich sei er der liebe Gott, und dem wiederum, er brauche sich keine Sorgen zu machen, er selbst könne der Teufel sein und habe keinen Grund, Luzifer dermaßen zu beneiden; wobei das letzte Wort eindeutig bei General Ălvaro Obregõn liege, der als Richter das Urteil fälle: »Du bist der Teufel…« Die Verfassung habe die Rechte des Arbeiters und das Recht auf Land sanktioniert, weil »sie« ohne »uns« – immer das gleiche, sagte sich Laura Dïaz – nicht die Revolution gewinnen und sich nicht an der Macht halten könnten…

Er forderte sie zum Tanz auf. Sie lachte mit schmerzlich verzerrtem Gesicht, als er ihr auf die Füße trat, und sie bat

ihn, den Arbeiterführer, lieber sollten sie auf den Balkon hinausgehen. Auch er lachte und sagte: »Ja, Gott und Teufel haben mich nicht für den Tanzboden geschaffen.« Wenn es sie aber interessiere, wie »wir« vorgehen, so könne er ihr auf dem Balkon erzählen, wie sich die Arbeiter während der Revolution organisiert hätten. Die Leute glaubten, die Revolution, das seien nichts weiter als von einer kreolischen Elite geführte Bauernguerillas, dabei vergäßen sie, daß alles in den Fabriken und Bergwerken begonnen habe, in Rio Blanco und in Cananea. Die Arbeiter hätten die Roten Bataillone aufgestellt, die gegen die Huerta-Diktatur kämpften, und sie hätten das Haus des Weltarbeiters in Mexico-Stadt gegründet – im »Palast der Kacheln«, dem früheren Jockey-Club der Aristokratie. Die Huerta-Polizei habe »uns« überfallen und verhaftet, sie wollte den Palast in Brand stecken und habe »uns« zur Flucht gezwungen, und General Obregõn habe »uns« mit offenen Armen aufgenommen…

»Vorsicht«, sagte Icaza, als er zu Laura und Juan Francisco trat. »Obregõn ist ein Fuchs. Er will die Unterstützung der Arbeiter, um die Bauernrebellen Zapata und Villa fertigzumachen. Er redet von einem proletarischen Mexikos weil er es gegen das ländliche und indianische Mexiko hetzen will, denn die kreolischen Revolutionsführer behaupten: Vorsicht, Vorsicht, das ist weiter das reaktionäre, rückständige, religiöse Mexiko, das an seinen Skapulieren hängt und vom Weihrauch allzuvieler Kirchen vernebelt wird. Hüte dich vor falschen Freunden, Juan Francisco, nimm dich in acht.«

»Aber so ist es nun einmal«, sagte Juan Francisco mit

einer gewissen Inbrunst. »Die Bauern tragen das Bild der Heiligen Jungfrau an ihren Sombreros, sie kriechen auf Knien zur Messe, sie sind nicht modern, sie sind katholisch und provinziell, Herr Anwalt.«

»Paß auf, Juan Francisco, hör auf, mich ›Herr Anwalt‹ zu nennen, oder wir prügeln uns am Ende noch. Sei kein derartiger Bauer. Und wenn du eine Señorita aus der guten Gesellschaft kennenlernst, die dir gefällt, dann sag ›du‹ zu ihr, du Schwachkopf. Benimm dich nicht wie ein reaktionärer, rückständiger Landbewohner.« Xavier Icaza brach in schallendes Gelächter aus.

Doch Juan Francisco bekräftigte hartnäckig und ohne den geringsten Humor, daß die Bauern reaktionär und die Arbeiter der Städte die wahren Revolutionäre seien, die fünfzehn-tausend Werktätigen, die in den Roten Bataillonen kämpften, die hundertfünfzigtausend Anhänger des Hauses des Weltarbeiters. Wann habe man so etwas in Mexiko erlebt?

»Willst du ein paar Widersprüche, Juan Francisco?« unterbrach ihn Icaza. »Denk an die Bataillone der Yaqui-Indios, die sich Obregõn angeschlossen hatten, um den ganz und gar bäuerlichen Pancho Villa in Celaya zu besiegen. Gewöhne dich allmählich daran, mein Freund: Revolutionen sind voller Widersprüche, und wenn sie sich dann noch in einem so widersprüchlichen Land wie Mexiko abspielen, also dann ist es zum Verrücktwerden.« Icaza seufzte. »Als sähe man Laura Dîaz in die Augen. Kurz gesagt, Lopez Greene: Als die Revolution mit Carranza und Obregõn an die Macht kam, haben sie da vielleicht der Selbstverwaltung in den Betrieben und der

Ausweisung der ausländischen Kapitalisten zugestimmt, wie sie es den Roten Bataillonen versprochen hatten?«

Nein, protestierte Juan Francisco, er wisse, daß »wir« in einem ständigen Tauziehen mit der Regierung lebten, »aber wir geben im Grundsätzlichen nicht nach, wir haben die größten Streiks in der Geschichte Mexikos organisiert und allem Druck der Revolutionsregierung widerstanden, die uns als Marionetten der offiziellen Arbeiterbewegung mißbrauchen wollte. Wir haben Lohnerhöhungen durchgesetzt, ständig haben wir verhandelt und Carranza wahnsinnig gemacht, der nicht wußte, wo er uns packen konnte, er hat uns ins Gefängnis geworfen und als Verräter beschimpft, wir haben den Strom in Mexico-Stadt abgeschaltet, sie haben Ernesto Velasco, den Führer der Elektrikergewerkschaft, verhaftet und ihn mit einem Revolver an der Schläfe gezwungen zu sagen, wie man den Strom wieder einschalten konnte, sie haben uns einmal und noch einmal in die Pfanne gehauen, aber wir haben nie nachgegeben, sondern sind immer wieder in den Kampf und an den Verhandlungstisch zurückgekehrt, wir haben gewonnen, wir haben verloren, wir werden wieder wenig gewinnen und viel verlieren, aber das macht nichts, das macht nichts, man darf nicht den Schwanz einziehen, *wir* können das Licht an- und ausschalten, sie nicht, sie brauchen uns.«

»Armonia Aznar war eine vorbildliche Kämpferin«, sagte Juan Francisco Lopez Greene, als er an dem Haus, das Laura und ihre Familie bewohnte, die Gedenktafel für die Katalanin enthüllte. »Wie alle Anarchosyndikalisten kam sie in Veracruz an, zusammen mit dem spanischen

Anarchisten Amedeo Ferrés. Sie ging in den Untergrund und organisierte während der Präsidentschaft Don Porfirios die Drucker. Dann, während der Revolution, kämpfte Armonia Aznar heldenhaft und, was am schwersten ist, ruhmlos im Haus des Weltarbeiters. Sie arbeitete direkt hier in Xalapa als Geheimkurier, sie brachte Dokumente von Veracruz nach Mexico-Stadt, von der Hauptstadt zum Hafen.«

Juan Francisco unterbrach seine Rede und suchte unter den ungefähr hundert Teilnehmern der Zeremonie die Augen von Laura Dïaz.

»Möglich wurde das durch die großmütige revolutionäre Haltung des Bankdirektors Don Fernando Dïaz, der Armonia Aznar Unterschlupf gewährte und ihr so die illegale Arbeit ermöglichte. Don Fernando ist krank, und ich möchte mir erlauben, ihn zu grüßen und ihm, seiner Frau und seiner Tochter zu danken, im Namen der Arbeiterklasse zu danken. Wie uns dieser zurückhaltende, mutige Mann wissen ließ, tat er das alles, um das Gedächtnis seines Sohns Santiago Dïaz zu ehren, der von Handlangern der Diktatur erschossen wurde. Sie alle verdienen unsere Hochachtung.«

In jener Nacht blickte Laura tief in die stummen Augen ihres gelähmten Vaters. Dann wiederholte sie langsam, was Juan Francisco Lopez Greene während der Zeremonie gesagt hatte, und Fernando Dïaz' Lider zuckten. Laura schrieb ein paar Worte auf eine kleine Tafel, die von der Familie benutzt wurde, wenn sie sich mit dem Vater verständigen wollte. Sie schrieb: »Danke, weil du Santiago geehrt hast.« Fernando Dïaz riß die Augen weit auf, wie er

es gewöhnlich tat, und gab sich ungeheure Mühe, nicht zu blinzeln. Sie, die Frauen des Hauses, kannten seine beiden Reaktionen, daß er mehrmals blinzelte oder das Blinzeln vermied, bis es so aussah, als sprängen ihm die Augen aus den Höhlen, wobei sie nicht wußten, welche Bedeutung das eine oder das andere hatte. Diesmal bemühte sich Fernando, die Hände zu heben und zur Faust zu ballen, doch er ließ sie entkräftet in den Schoß zurücksinken. Er zog lediglich die Brauen wie zwei Halbkreise in die Höhe.

»Wir werden schon ein Haus finden, wo wir unterkommen und Gäste aufnehmen können, hier in der Galle Bocanegra«, verkündete *Mutti* Leticia ein paar Tage später.

»Ich lese Fernando jeden Abend vor«, sagte die schriftstellernde Tante Virginia mit eng zusammengepreßten Lippen und fieberhaftem Blick. »Mach dir keine Sorgen, Laura.«

Laura verabschiedete sich von ihrem stummen Vater. Eine halbe Stunde lang las sie ihm Episoden aus »Juda der Unberühmte« vor, und der Roman Hardys ermöglichte es ihr, sich den Vater als Toten vorzustellen, mit dem vom Tod verschönten Gesicht, der Tod würde ihn verjüngen, man mußte vertrauensvoll, ja sogar heiter auf ihn warten, der Tod würde die Spuren der Zeit in Don Fernandos Gesicht auslöschen, und Laura würde für immer das Bild eines Mannes mitnehmen, der zärtlich, aber auch stark war, wenn es die Umstände verlangten.

»Laß die Gelegenheit nicht vorbeigehen«, sagte noch in derselben Nacht die klavierspielende Tante Hilda Kelsen zu ihr. »Sieh dir meine Hände an. Du weißt, was ich hätte werden können, nicht wahr, Laura? Ich möchte nicht, daß

du jemals das gleiche sagen mußt.«

Laura Dïaz und Juan Francisco Lopez Greene heirateten im Xalapaer Amtsgericht am 12. Mai 1920, Lauras Geburtstag, die früher einmal gesungen hatte: »Am zwölften Mai schlüpfte die Jungfrau aus dem Ei, schneeweiße Windeln um den Po und im Paletot…« Und der Schwarze Zampayita fegte und sang: »Orala-cachimbâ-bimbâ-bimbâ, paß auf, meine Schwarze, tanz hierhin, tanz dorthin, paß auf, meine Schwarze.« Und Laura Dïaz fuhr mit ihrem Mann im Interoceânico nach Mexico-Stadt, und auf halbem Wege brach sie in Tränen aus, weil sie die chinesische Puppe Li Po in Xalapa zwischen den Kissen vergessen hatte. Im Bahnhof Tehuacân benachrichtigte man Juan Francisco, Präsident Venustiano Carranza sei in Tlaxcalantongo ermordet worden.

## *VI. Mexico-Staat: 1922*

In Mexico-Stadt gibt es keine Jahreszeiten. Es gibt lediglich eine Trockenzeit von November bis März und dann die Regenzeit von April bis Oktober. Wenn man die Jahreszeiten bestimmen will, ist man allein auf Wasser und Sonne angewiesen, die in Mexiko wirklich das letzte Wort haben. Das reicht aus. Es war an einem Regenabend, daß sich Laura Dïaz die Gestalt ihres Mannes Juan Francisco Lopez Greene für immer einprägte. Juan Francisco stand ungeschützt mitten auf dem Zõcalo der Stadt und sprach zu einer Menschenmenge, ohne daß er hätte schreien müssen. Seine Stimme war tief und kraftvoll, das Gegenteil seiner Stimme im persönlichen Gespräch, seine Gestalt eine kämpferische Erscheinung: Das glatte, durchnäßte Haar fiel ihm über Nacken, Stirn und Ohren herab, das Wasser lief ihm über die Brauen, von den Augen in den Mund, der Gummimantel bedeckte seinen massigen Körper, dem sie sich nachts als junge Ehefrau mit Angst und Respekt, Besorgnis und Dankbarkeit genähert hatte. Mit zweiundzwanzig Jahren hatte Laura ihre Wahl getroffen.

Sie dachte an die Jungen auf den Provinzbällen zurück, und sie konnte nicht einen vom anderen unterscheiden, den ersten vom zweiten, diesen von jenem. Sie waren austauschbar, sympathisch, elegant.

»Laura, der ist doch ganz häßlich.«

»Aber er sieht niemandem ähnlich, Elizabeth.«

»Er ist dunkelhäutig.«

»Nicht dunkler als meine Tante Maria de la O.«

»Die willst du ja auch nicht heiraten. Wo es in Veracruz so viele weiße Jungen gibt.«

»Er ist ungewöhnlicher, gefährlicher. Ich weiß es auch nicht genau.«

»Deshalb willst du ihn? Du bist verrückt! Und wie gefährlich du selber bist, Laura! Ich beneide dich, und du tust mir leid.«

Als das junge Paar Xalapa hinter sich ließ und in die Hochebene gelangte, vermißte Laura sofort die schöne, wohlgeordnete Provinzhauptstadt, die einzigartigen Nächte, die, wenn sie hereinbrachen, allem neues Leben gaben. Sobald sie an ihr Zuhause dachte, schienen sich sämtliche Mißgeschicke in der umfassenden Harmonie des Lebens aufzulösen, das sie mit ihren Eltern, mit Santiago, den ledigen Tanten und den toten Großeltern gelebt hatte, so wie sie es im Gedächtnis bewahrte.

Sie sprach das Wort »Harmonie« aus und fühlte sich verwirrt, während sie an die heldenhafte katalanische Anarchistin dachte, die auch Juan Francisco in seiner Rede an diesem Regenabend erwähnte, in der er für den Achtstundentag, den Mindestlohn, den bezahlten Mutterschaftsurlaub und den bezahlten Jahresurlaub eintrat, »für alles, was die Revolution versprochen hat«, sagte er mit tiefer und klangvoller Stimme an die auf dem Platz versammelte Menge gewandt, um an diesem Ersten Mai 1922 den Verfassungsartikel 123 zu verteidigen und zu würdigen: Es sei das erste Mal in der Geschichte der Menschheit, daß das Recht auf Arbeit und der Schutz des Arbeiters

Verfassungsrang hätten, deshalb sei die Mexikanische Revolution eine wirkliche Revolution und kein Militärputsch, keine Rebellion und kein Straßentumult, wie es sie im übrigen Lateinamerika gebe, das in Mexiko sei etwas anderes, etwas Einzigartiges, hier gehe wieder alles von den Wurzeln aus, im Namen des Volkes und für das Volk, sagte Juan Francisco zu den zweitausend Leuten, die sich zusammengefunden hatten, sagte es zum Regen, zur schnell hereingebrochenen Nacht, zur neuen Regierung, den Nachfolgern des ermordeten Venustiano Carranza, den, wie alle glaubten, das Triumvirat der Rebellen von Agua Prieta umgebracht hatte: Galles, Obregõn und de la Huerta. Zu allen sprach Lopez Greene im Namen der Revolution, und er sprach auch zu Laura Dïaz, seiner jungen Ehefrau, die er gerade erst aus der Provinz mitgebracht hatte, ein schönes, großgewachsenes Mädchen mit eigenartigen Gesichtszügen und einer Adlernase, das gerade wegen seines ungewöhnlichen Aussehens schön war. Er spricht auch zu mir, ich bin Teil seiner Wörter und muß unbedingt auch Teil seiner Rede werden…

Es regnete in der zentralen Hochebene von Mexiko, und sie erinnerte sich daran, wie der Zug hinaufkletterte, von Xalapa bis zum Bahnhof Buenavista in Mexico-Stadt. Ich komme vom Sand zum Stein, aus dem Urwald in die Wüste, von der Arakaurie zum Kaktus. Inmitten nebelverhangener Landschaften und verbrannter Felder ging es zum Hochplateau empor, dann kam man durch eine harte Ebene mit Steinbrüchen und Steinhauern, die den Felsblöcken glichen. Hier und da erschien eine Pappel mit silbernen Blättern. Diese Landschaft nahm Laura den Atem

und machte sie durstig.

»Du bist eingeschlafen, Mädchen.«

»Die Landschaft hat mich eingeschüchtert, Juan Francisco.«

»Du hast die Kiefernwälder weiter oben verpaßt.«

»Ach, darum riecht es hier so schön.«

»Glaub ja nicht, hier ist alles kahl und flach. Du weißt, ich bin aus Tabasco, ich sehne mich nach den Tropen, genau wie du, aber ich könnte auch nicht mehr ohne das Hochland leben, ohne die Stadt.«

Als sie ihn nach dem Grund fragte, änderte Juan Francisco den Ton, er hob die Stimme, vielleicht gab er ihr sogar einen etwas schwülstigen Klang, als er über Mexico-Stadt sprach, den wirklichen Mittelpunkt des Landes, sein Herz, die aztekische Stadt, die Kolonialstadt, die moderne Stadt, sozusagen eine über der anderen.

»Wie eine Schichttorte«, lachte Laura.

Juan Francisco lachte nicht. Laura stellte weitere Vergleiche an.

»Wie einer von den Proviantkörben, die man Señorita Aznar, deiner Heldin, hinaufbrachte, Liebster.«

Juan Francisco wurde noch ernster.

»Entschuldige. Ich habe einen Spaß gemacht.«

»Laura, warst du nie neugierig, Armonia Aznar zu sehen?«

»Ich war noch sehr klein.«

»Du warst schon zwanzig.«

»Vielleicht sind meine Eindrücke aus der Kindheit

lebendig geblieben, Juan Francisco. Auch wenn du groß wirst, erschrecken dich manchmal die Gespenstergeschichten noch, die man dir erzählt hat, als du klein warst.«

»Das mußt du hinter dir lassen, Laura. Du bist kein Mädchen mehr aus guter Familie. Du bist mit einem Mann zusammen, der einen ernsten Kampf kämpft.«

»Das weiß ich, Juan Francisco. Und ich respektiere es.«

»Ich brauche deine Unterstützung. Deine Vernunft, nicht deine Phantasie.«

»Ich will versuchen, dich nicht zu enttäuschen, mein Liebster. Ich habe großen Respekt vor dir, das weißt du.«

»Frag dich zuerst einmal, warum du dich nie gegen deine Familie aufgelehnt hast und hinaufgegangen bist, um Armoma Aznar zu besuchen.«

»Weil ich Angst davor hatte, Juan Francisco, ich sage dir doch, daß ich noch ein richtiges Mädchen war.«

»Du hast die Gelegenheit verpaßt, eine großartige Frau kennenzulernen.«

»Entschuldige, Liebster.«

»Ich bitte dich um Entschuldigung.« Juan Francisco umarmte sie und küßte ihre Hand, die sie nervös zur Faust geballt hatte. »Ich werde dich schon in die Wirklichkeit bringen. Du hast zu lange von Kinderträumen gelebt.«

Orlando war kein Traum, hätte sie ihm gern gesagt, doch sie wußte, daß sie es nie wagen würde, den faszinierenden blonden Jungen zu erwähnen, Orlando, der ein Verführer war, er hat mich in die Dachkammer eingeladen, darum bin ich nie hingegangen, außerdem wollte Señorita Aznar, daß

man sie respektierte, das hat sie verlangt, genau das.

»Sie selbst hat angeordnet, daß man sie nicht stören sollte. Wie hätte ich ihr ungehorsam sein dürfen?«

»Mit anderen Worten, du hattest nicht den Mut dazu.«

»Es gibt vieles, wozu ich nicht den Mut habe.« Laura lächelte mit einem Gesicht, das vorgetäuschte Reue zeigte. »Nur mit dir habe ich wirklich Mut. Du hilfst mir, nicht wahr?«

Auch er lächelte und küßte sie mit der Leidenschaft, die er ihr seit der Hochzeitsnacht widmete, die sie im Zug, im Interoceânico, verbracht hatten. Er war ein großer, kräftiger, liebevoller Mann, ohne das Mysterium, das ihre letzte Liebe umgeben hatte, Orlando Ximénez, doch ihm fehlte auch die boshafte Aura des blondgelockten jungen Mannes vom Ball in San Cayetano. Im Vergleich mit Orlando war Juan Francisco die leibhaftige Offenherzigkeit, dabei in seiner sinnlichen Begierde ein freimütiger, beinahe primitiver Mensch. Laura liebte ihn auch deshalb immer inniger, als bestätigte ihr Mann den ersten Eindruck, den die junge Frau im Casino von Xalapa bei ihrem Kennenlernen gewonnen hatte. Juan Francisco war als Liebhaber ebenso großartig wie als Redner, Politiker und Arbeiterführer.

(Ich kenne nichts anderes, ich kenne nichts weiter, ich kann nicht vergleichen, aber ich kann genießen, und ich genieße es wirklich, ich genieße diesen kräftigen Kerl, diesen richtigen Mann, der nichts Subtiles hat, keine Aura wie Orlando, mein Juan Francisco…)

»Gewöhn dir bitte ab, mich in der Öffentlichkeit ›mein

Liebsten zu nennen.«

»Ja, mein Liebster. Entschuldige. Warum?«

»Wir sind unter Genossen. Wir stehen im Kampf. Da ist so etwas nicht gut.«

»Gibt es keine Liebe unter deinen Genossen?«

»Es paßt nicht, Laura. Genug damit.«

»Entschuldige. Mit dir an meiner Seite ist für mich alles Liebe. Sogar die Gewerkschaftsbewegung.« Sie lachte, wie sie es immer tat, und streichelte das lange, behaarte Ohr ihres *machos,* es rutschte ihr heraus, ihn so zu nennen, du bist mein *macho* und ich deine kleine Frau, mein Liebster ist mein *macho,* aber ich darf ihn nicht »mein Liebster« nennen.

»Du sagst immer ›Mädchen‹ zu mir, nie ›Liebste‹, und das respektiere ich, ich weiß, daß es dir ganz von selbst über die Lippen kommt, wie ich zu dir sage…«

»Liebste…«

Er küßte sie, doch in ihr bohrte das bittere Gefühl einer Schuld, als hätten sich die beiden insgeheim etwas nicht Wiedergutzumachendes, Grundsätzliches gesagt, etwas, woran sie sich eines Tages mit großer Freude oder Reue erinnern mochten. Was jedoch alles von der Gewißheit in den Hintergrund gedrängt wurde, daß sie sich gegenseitig noch nicht richtig kannten. Alles war eine Überraschung. Für beide. Jeder hoffte, daß sich der eine dem anderen ganz allmählich öffnen würde. War es ein Trost, so etwas zu denken? Der direkte Grund für ihr bitteres Gefühl, wie sie in diesem Augenblick begriff, war der Vorwurf ihres Mannes, sie hätte nicht den Mut aufgebracht, die kleine

Treppe hochzusteigen und an die Tür Armoma Aznars zu klopfen. Juan Franciscos Geschichte hatte ihre Rechtfertigung widerlegt und sie zu einem Vorwand herabgewürdigt. Zwar hatte Señorita Aznar selbst verlangt, daß man sie allein ließ und respektierte. Laura konnte sich auf diese Entschuldigung berufen, die Entschuldigung verbarg jedoch ein Geheimnis: Orlando war das Geheimnis, und darüber durfte sie nicht reden. Laura bewahrte das Schuldgefühl, ein vages, nicht näher zu bestimmendes Schuldgefühl, sie konnte sich nicht dagegen schützen, das erkannte sie plötzlich. Es war eine Barriere zwischen ihnen beiden, eine Distanz, sie wußte nicht, wie sie es bezeichnen sollte, aber es hinderte sie, sich mit ihrem Mann zu identifizieren und seinen Kampf solidarisch zu unterstützen; am Ende schob sie alles auf ihre Unerfahrenheit.

»Sag in der Öffentlichkeit nicht ›Liebster‹ zu mir.«

»Mach dir keine Sorgen… mein Liebster.« Die junge Ehefrau lachte laut und warf ihrem verschlafenen, nackten, dunkelhäutigen, kräftigen Mann ein Kissen an den Kopf mit dem wirren Borstenhaar. Da lächelte er und entblößte sein Gebiß, das stark und breit wie das der Gestalten auf einem indianischen Fries war, wie ein Maiskolben, korrigierte sich Laura, um ihren Mann nicht zu vergöttern: »He, du hast Zähne wie ein Maiskolben.« Juan Francisco war das Neue in ihrem Leben, der Anfang einer anderen Geschichte, fern von ihrer Familie, von Veracruz und der Erinnerung.

»Du darfst ihn nicht nur nehmen, weil er anders ist«, hatte Tante Maria de la O gewarnt.

»Wer unterscheidet sich mehr von den anderen als du,

Tantchen, und wen habe ich lieber als dich?«

Nichte und Tante umarmten und küßten sich, und nun, beim Liebesspiel mit Juan Francisco, als sie seinem Gesicht so nahe war, spürte sie die verlockende Dunkelheit, das unwiderstehliche Anderssein. Liebe war, als stopfte man sich den Bauch mit braunem Zucker voll oder berauschte sich an jenem Zimtduft, der den Menschen in den Tropen angeboren ist, als hätte man sie alle in einem verwilderten Garten gezeugt, inmitten von Mangos, Papayas und Vanille. Daran dachte sie, wenn sie im Bett bei ihrem Mann lag, an Mangos, Papayas und Vanille, ohne daß sie es verhindern konnte, immer wieder, wobei sie begriff, daß sie das von den Dingen ablenkte, die sie gerade taten, doch dafür gab sie sich ihm auch länger hin. Allerdings fürchtete sie, daß Juan Francisco ihre Zerstreutheit bemerkte, sie für Gleichgültigkeit hielt und dahinter einen für ihn nachteiligen Vergleich vermutete, wenn er auch festgestellt hatte, daß Laura Jungfrau und er ihr erster Mann war. Hegte sie etwa den Verdacht, daß es ihm nicht um das Erste-mit-ihr-im-Bett-Sein ging, sondern daß ihn die Frage beunruhigte, ob er nur ein weiterer, einer mehr, der zweite, dritte, wer weiß, vielleicht der vierte in den aufeinanderfolgenden Herzensbindungen dieser Frau war?

»Du erzählst mir nie von deinen Freunden.« »Du erzählst mir nie von deinen Freundinnen.« Der Blick, die Geste, das Achselzucken Juan Franciscos bedeuteten: »Wir Männer sind anders.« Warum sagte er es nicht frei und offen?

»Wir Männer sind anders.«

Warum war es nicht nötig, das zu erklären? Weil die Gesellschaft so war und niemand sie ändern würde? Als Laura ihn mit seiner tiefen, kräftigen Stimme reden hörte, im strömenden Regen, auf dem riesigen Platz im Herzen der Stadt, fühlte sie sich durch ihn, mit ihm und für ihn von Worten und Argumenten beseelt, denen sie eine besondere Bedeutung geben wollte, um ihn zu verstehen, um in seinen Geist einzudringen, wie er in ihren Körper eindrang, um seine Gefährtin, seine Genossin zu sein. Brachte diese Revolution nicht auch einen Verhaltenswechsel der mexikanischen Männer gegenüber ihren Frauen mit sich, eröffnete sie nicht auch den Frauen eine neue Zeit, und war die nicht ebenso wichtig wie die der Arbeiter, die Juan Francisco verteidigte?

Sie hatte keinem anderen Mann gehört. Ihn hatte sie ausgewählt. Ihm wollte sie ganz gehören. Würde sich Juan Francisco mitreißen lassen, würde er sie so vollständig annehmen, wie sie von ihm angenommen werden wollte? Fürchtete er sich nicht, er, der nie von seinen Freundinnen sprach, der öffentlich oder privat nie »meine Liebste« zu ihr sagen wollte, hatte er nicht Angst, daß sie auch in ihn eindrang, sich seiner bemächtigte, sich sein Mysterium aneignete? Gab es einen Menschen *hinter* der Gestalt, der sie von Versammlung zu Versammlung folgte? Damit hatte er sich gleichmütig einverstanden erklärt; niemals sagte er, bleib zuhause, das ist Männersache, willst du dich langweilen? Ganz im Gegenteil, er freute sich über Lauras Anwesenheit, Lauras Einsatz für die Sache, Lauras Interesse für die Worte des Führers, ihres Mannes, für Juan Franciscos Rede. Denn alles war eine einzige

zusammenhängende Rede, um die Werktätigen zu verteidigen, das Streikrecht, den Achtstundentag. Es war eine einzige Rede, die einer einzigen Erinnerung entsprang, der an den Streik der Textilarbeiter von Rio Blanco und der Bergleute von Cananea, der an den liberalen und anarchosyndikalistischen Kampf, ein Gedächtnisstrom ohne Ruhepunkte, ein Fluß aus vollständig miteinander verbundenen Ursachen und Wirkungen, aus dem sich nur die Feuergarben der Rebellion abhoben, die sogar das Wasser, das Kupfer und Silber der Bergwerke entzünden konnten.

Laura wollte nichts weiter wissen. Die Geburt des ersten Kindes neun Monate nach der Hochzeit unterbrach alles. Daß Santiago Lopez Dïaz ein Junge war, freute seinen Vater so sehr, daß Laura sich fragte, wie er sich verhalten hätte, wenn es ein Mädchen geworden wäre. Laura fiel es nicht schwer, den richtigen Vornamen für ihr Kind zu finden, schließlich hatte sie einen kleinen Mann geboren. Juan Franciscos Freude war eine weitere Hilfe.

»Wir nennen ihn Santiago wie meinen Bruder.«

»Dein Bruder ist für die Revolution gestorben. Das ist ein gutes Vorzeichen für den Jungen.«

»Ich möchte, daß er am Leben bleibt, Juan Francisco, er soll nicht sterben, nicht für die Revolution oder sonst etwas.«

Das war einer jener Augenblicke, in dem jeder für sich behielt, was er hätte sagen können. Das Schicksal der Menschen geht über den einzelnen hinaus, Laura, wir sind mehr als wir selbst, wir sind das Volk, wir sind die

Arbeiterklasse. Du darfst nicht so borniert sein und deinen Bruder in deinem kleinen Herzen einschließen, wie man eine tote Blume zwischen die Seiten eines Buches preßt. Er ist ein neuer Mensch, Juan Francisco, warum erkennst du ihn nicht einfach als das an, als etwas Neues auf der Welt, etwas, das nie zuvor existiert hat und auch nie wieder existieren wird? Darum freue ich mich über unseren Sohn, darum küsse ich ihn, wiege ihn in den Schlaf und gebe ihm die Brust, ich singe für ihn, willkommen, mein Kleiner, du bist einzigartig, du bist unersetzlich, ich schenke dir meine ganze Liebe, denn du bist du, ich weise die Versuchung zurück, von dir wie von einem toten und nun zu neuem Leben erwachten Santiago zu träumen, einem zweiten Santiago, der den unterbrochenen Schicksalsweg meines vergötterten Bruders vollenden wird.

»Wenn ich meinen Sohn ›Santiago‹ nenne, denke ich an den Heldenmut deines Bruders.«

»Ich nicht, Juan Francisco. Hoffentlich wird unser Santiago nicht das, was du sagst. Es tut sehr weh, ein Held zu sein.«

»Ich verstehe dich. Dennoch dachte ich, du hättest in unserem Santiago gern so etwas wie den wiedergeborenen ersten Santiago gesehen.«

»Entschuldige, wenn ich dir widerspreche, aber da stimme ich nicht mit dir überein.«

Er sagte nichts weiter. Er stand auf und ging zum Fenster, um in den Juliregen hinauszusehen.

Wie konnte sie Juan Francisco das Recht absprechen, dem zweiten Kind ihrer Ehe den Namen »Danton« zu

geben? Es wurde elf Monate nach dem ersten geboren, als General Alvaro Obregõn zwei Jahre Präsident war und das Land allmählich zum Frieden zurückfand. Laura gefiel dieser brillante oder doch zumindest geschickte Präsident, der auf alles eine Antwort fand, der in der Lage war, über sich selbst zu lachen, und der in der Schlacht von Celaya einen Arm verloren hatte, damals, als Pancho Villa und seine »goldenen« Elitetruppen, die Dorados, vernichtet wurden.

»Das Schlachtfeld sah aus wie eine Fleischerei. Wie konnte ich unter so vielen Leichen den Arm wiederfinden, den sie mir abgerissen hatten? Meine Herren, da hatte ich einen glänzenden Einfall. Ich warf eine Goldmünze in die Luft, und mein Arm flog in die Höhe, um sie zu erwischen. Kein Révolutions général vermag einer Kanonade von fünfzigtausend Pesos zu widerstehen!«

»Er hat vielleicht nur eine Hand, aber die ist ziemlich hart«, hörte sie von einem der Arbeiterführer, die in ihrer Wohnung mit Juan Francisco zusammenkamen, um über Politik zu diskutieren.

Ihr war es lieber, sich in dieser Stadt umzusehen, die sie noch nicht kannte, ruhige Gegenden zu entdecken, weit weg von den lauten Bussen, die Aufschriften mit ihren Fahrtzielen trugen – *Roma Mérida Chapultepec und Umgebung, Pensil Buenos Aires, Strafanstalt Salto del Agua, Coyoacăn, Calzada de la Piedad, Nino Perdido –*, von den gelben Straßenbahnen, die noch weiter hinausfuhren – *Churubusco, Xochimilco, Milpa Alta –,* den Mietautos, vor allem den »freien« Taxis, die mit ihren an die Windschutzscheibe geklebten Schildern ihre »Freiheit«

verkündeten, und den »Fotingos«, den »kleinen Fords«, die den Paseo de la Reforma mit einer Rennbahn verwechselten.

Laura, die Liebhaberin der Parks: So nannte sie sich selbst mit einem Lächeln. Zuerst schob sie den Wagen mit einem Kind und dann mit zweien vom Haus in der Avenida Sonora zum Bosque de Chapultepec, wo es nach Eukalyptus, Kiefern, Heu und grünem See roch.

Als Danton geboren wurde, bot sich Maria de la O an, Laura zu helfen, und Juan Francisco hatte nichts gegen die mulattische Tante einzuwenden, die immer korpulenter wurde, deren Knöchel den gleichen Umfang wie die Arme hatten und deren fette Beine schwankten. Das zweistöckige Haus hatte eine Ziegelfassade, die im Erdgeschoß Mäanderlinien bildete und im Obergeschoß eine hellgelbe Stuckschicht trug. Man trat durch eine Garage ein, die Juan Francisco am Tag nach der Geburt des zweiten Sohns mit einem Ford-Kabriolett einweihte, das ihm der Mexikanische Regionale Arbeiterbund, die CROM, geschenkt hatte, der stärkste Gewerkschaftsverband unter dem neuen Regime. Der Vorsitzende der Dachorganisation, Luis Napoleon Morones, sagte, als er Juan Francisco das Auto übergab, damit erkenne er dessen gewerkschaftliche Verdienste während der Revolution an.

»Ohne die Arbeiterklasse«, bekräftigte Morones, ein überaus feister, ja massiger Mann mit dicken Lippen, dicker Nase, dickem Hals, dicken Doppelkinnwülsten und Augenlidern wie Vorhängen aus Fleisch, »ohne das Haus des Weltarbeiters und die Roten Bataillone hätten wir nicht gesiegt. Die Arbeiter haben die Revolution gemacht. Die

Bauern, Villa und Zapata, waren nichts als ein notwendiger Ballast, der reaktionäre und klerikale Ballast der finsteren kolonialen Vergangenheit Mexikos.«

»Er hat dir gesagt, was du hören wolltest«, erklärte Laura, ohne daß sie es als eine Frage meinte. Juan Francisco aber faßte ihre Worte so auf.

»Er hat lediglich die Wahrheit gesagt. Die Arbeiterklasse ist die Vorhut der Revolution.«

Da stand der Ford Modell T, weniger beeindruckend als der prachtvolle Isotta-Fraschini, den Xavier Icaza nach Xalapa gebracht hatte, aber sehr bequem für eine fünfköpfige Familie bei Ausfahrten zur Pyramide von Tenayuca oder zu den schwimmenden Gärten von Xochimilco. Hinten in der Garage nahmen die Boiler einen Ehrenplatz ein, in denen man heißes Wasser bereitete und die mit Holzstößen und Zeitungspapier beheizt wurden. Durch die Garage kam man in den kleinen Empfangsraum mit Mosaikfußboden und dann ins Wohnzimmer, das zur Straße hin lag. Es war einfach und gemütlich eingerichtet, Laura hatte ein Konto im Palacio de Hierro eröffnet, und Juan Francisco ließ ihr freie Hand, eine Sofagarnitur mit blauen Velourssesseln und Lampen zu kaufen, Imitationen der in den Illustrierten so vielgepriesenen Art-déco-Mode.

»Mach dir keine Sorgen, Liebster. Es gibt jetzt die Möglichkeit, in Raten zu bezahlen, man muß nicht alles auf einmal auf den Tisch legen.«

Durch eine Glastür gelangte man ins Eßzimmer mit einem quadratischen Tisch auf einem hohlen Holzfuß, acht wuchtigen Mahagonistühlen mit fester Lehne, einem

Spiegel, der das Nachmittagslicht sammelte, und der Tür zur Küche. Dort standen Kohleherde und Eisschränke, die den täglichen Besuch des Brennholzverkäufers, des Kohlenhändlers, des Milch- und des Eiswagens erforderlich machten.

Das Wohnzimmer war wirklich hübsch. Es befand sich mehrere Meter über der Straße und hatte einen kleinen Balkon, von dem aus man den Bosque de Chapultepec bewundern konnte.

Über eine für die Größe des Hauses recht imposante Treppe gelangte man nach oben zu den vier Schlafzimmern und dem einzigen Bad mit Wanne, Toilette und – so etwas hatte Tante Maria de la O noch nie gesehen – einem französischen Bidet, das Juan Francisco herausreißen wollte, doch Laura bat ihn, es stehenzulassen, weil es so neuartig und amüsant sei.

»Stell dir meine Freunde von der Gewerkschaft vor, wie die da drauf sitzen.«

»Ich stelle mir den Fettwanst Morones vor. Sag nichts. Sie sollen sich ruhig den Kopf zerbrechen.«

Juan Franciscos Freunde kehrten mitunter mit peinlich berührter Miene oder sogar mit nasser Hose aus dem Bad zurück. Juan Francisco ignorierte das alles mit seiner angeborenen ernsten Würde, die sich nicht auf Spaße einließ oder sie mit einem blitzenden, gleichermaßen feurigen wie kalten Blick beendete.

Sie kamen im Eßzimmer zusammen, Laura blieb im Wohnzimmer und las. Während sie am Bett des gelähmten Don Fernando in Xalapa laut gelesen hatte – ein

verzweifelter Versuch wie die ins Meer geworfene Flaschenpost eines Schiffbrüchigen –in der Hoffnung, daß ihr Vater sie verstand, gewöhnte sie sich als verheiratete Frau das stille und geruhsame Lesen an. In Mexiko entwickelte sich gerade eine lebensechte Literatur über die jüngste Vergangenheit, und Laura las den Roman »Die Rechtlosen« von einem Doktor, der Mariano Azuela hieß. Sie gab denen recht, die die Bauerntruppen eine – wenn auch kraftvolle – Barbarenhorde nannten, während die Politiker aus den Städten, die Anwälte und Intellektuellen des Romans nichts als treulose, opportunistische und verräterische Barbaren waren. Bei allem stellte sie fest, daß die Revolution eher wie ein Windhauch durch Veracruz gekommen war, während sie im Norden und im Zentrum des Landes wie ein wütender Sturm getobt hatte. Einen Ausgleich für diese Literatur fand Laura bei einem jungen, kaum dreiundzwanzigjährigen Lyriker aus Tabasco. Er hieß Carlos Pellicer, und als Laura sein erstes Buch »Farben im Meer« las, wußte sie nicht, ob sie niederknien und danken oder beten oder auch weinen sollte, denn plötzlich gewannen die Tropen unmittelbares Leben zwischen den Deckeln eines Buches, und weil Pellicer ebenso wie Juan Francisco aus Tabasco stammte, brachte die Lektüre sie ihrem Mann noch näher.

»Tropen, warum habt ihr mir eure Hände gereicht Voller Farben?«

Laura wußte, daß Juan Francisco sie gern in der Nähe hatte, damit sie den Freunden etwas anbieten konnte, wenn sich die Versammlung in die Länge zog, doch vor allem, weil sie mithören sollte, was er seinen Kollegen sagte,

während die Tante auf die Kinder aufpaßte. Es fiel ihr schwer, zwischen dem Lesen die aus dem Eßzimmer herüberdringenden Stimmen den Gesichtern zuzuordnen, denn kaum daß die Männer herauskamen, wurden sie schweigsam und zurückhaltend, als wären sie gerade erst aus unbekannten und sogar unsichtbaren Orten aufgetaucht. Ein paar trugen Jacke und Krawatte, aber es gab auch andere mit kragenlosen Hemden und Wollmütze und sogar den einen oder anderen in blauem Overall und gestreiftem, bis zu den Ellbogen hochgekrempeltem Hemd.

Wieder einmal regnete es, und die Männer kamen durchnäßt an, manche hatten einen Regenmantel, die meisten waren ohne jeden Schutz. In Mexiko benutzte kaum jemand einen Regenschirm. Und das, obwohl der Regen pünktlich und kräftig einsetzte, er begann um ungefähr vierzehn Uhr mit Kaskaden und ging mit unterschiedlicher Stärke bis zum Morgen des folgenden Tages weiter. Dann stieg die Morgensonne empor. Die Männer rochen intensiv nach durchnäßter Wäsche, dreckverschmierten Schuhen und feuchten Socken.

Laura sah sie schweigend vorbeiziehen, wenn sie kamen und gingen. Wer eine Mütze trug, nahm sie ab, sobald er sie erblickte, setzte sie aber anschließend sofort wieder auf. Wer einen Hut hatte, legte ihn am Eingang ab. Manche wußten nicht, was sie mit ihren Händen machen sollten, wenn sie Laura sahen. Im Eßzimmer äußerten sie sich dagegen wortreich, und Laura, die für sie unsichtbar war, aber aufmerksam allem zuhörte, was sie sagten, glaubte, Stimmen zu vernehmen, die sich lange Zeit im Untergrund verborgen hatten und eine Redekunst beherrschten, die

ganze Jahrhunderte lang stumm geblieben war. Sie hatten gegen die Diktatur Don Porfirios gekämpft, so ließ sich zusammenfassen, was Laura verstand, die ältesten hatten sich in der anarchosyndikalistischen Gruppe »Luz« betätigt, danach im Haus des Weltarbeiters, das der anarchistische Lehrer Moncaleano begründet hatte, und schließlich in der Mexikanischen Arbeiterpartei, als Carranza das Haus des Weltarbeiters auflöste, nachdem die Revolution gesiegt und der undankbare Alte alles vergessen hatte, was er seinen Roten Bataillonen und dem Haus des Weltarbeiters verdankte. Aber Obregõn (ließ er Carranza umbringen?) bot den Werktätigen eine neue Partei, die Arbeiterpartei, und eine neue Dachorganisation, die CROM, damit sie ihren Kampf für Gerechtigkeit fortsetzen konnten.

»Will man uns wieder ein X für ein U vormachen? Seid euch im klaren, Kollegen, die Regierungen, ausnahmslos alle, haben uns nur immer betrogen. Madero, der angebliche Apostel der Revolution, hat uns seine Kosaken auf den Hals gehetzt.«

»Was hast du erwartet, Dionisio? Der kleine Mann war kein Revolutionär, bloß ein Demokrat. Trotzdem haben wir ihm etwas Wichtiges zu verdanken, paß auf. Madero glaubte, in Mexiko könnte es eine Demokratie ohne Revolution geben, ohne wirkliche Veränderungen. Seine Treuherzigkeit hat ihn das Leben gekostet. Die Militärs haben ihn umgelegt, die Großgrundbesitzer, all die Leute, die er nicht anzurühren wagte, weil er meinte, daß es ausreichte, demokratische Gesetze zu haben. So war's.«

»Aber Huerta, der Mörder von Madero, hat uns wirklich ernst genommen. Hast du jemals eine größere Kundgebung

gesehen als die zum Ersten Mai 1913? Der Achtstundentag, die Sechstagewoche, mit alldem war General Huerta einverstanden.«

»Die reinste Augenwischerei. Kaum hatten wir angefangen, über Demokratie zu reden, ließ Huerta schon unsere Zentrale in Brand stecken, er hat uns verhaftet und deportiert, vergiß das nicht. Das muß uns eine Lehre sein. Eine Diktatur kann uns Arbeitsgarantien geben, aber keine politische Freiheit. Wie hätten wir General Obregõn nicht als einen Retter begrüßen sollen, als er 1915 in Mexico-Stadt einmarschiert ist und auf einmal von der proletarischen Revolution gesprochen hat, daß man die Kapitalisten an die Kandare nehmen müsse, daß man…«

»Du warst dabei, Palomo, du erinnerst dich daran, wie Obregõn auf unserer Versammlung aufgetaucht ist und uns einen nach dem anderen umarmt hat, als er noch zwei Arme hatte, und jedem einzelnen von uns hat er gesagt: Du hast recht, Kumpel. Er hat uns gesagt, was wir hören wollten.«

»Die reinste Augenwischerei, José Miguel. Was Obregõn wollte, war, uns als Bundesgenossen gegen die Bauern zu benutzen, gegen Villa und Zapata. Und das hat er geschafft, er hat uns überzeugt, daß die Bauern reaktionär und klerikal wären, sie trugen das Bild der Heiligen Jungfrau am Sombrero, was weiß ich, sie waren die Vergangenheit…«

»Die reinste Augenwischerei, Panfilo. Carranza war ein Grundbesitzer, der die Bauern haßte. Zapata und Villa hatten ganz recht, als sie damit anfingen, Land zu verteilen, ohne den alten Ziegenbart um Erlaubnis zu fragen.«

»Aber jetzt hat Obregõn gewonnen, und er hat uns immer verteidigt, selbst wenn es allein deshalb war, weil er Unterstützung gegen Zapata und Villa brauchte. Seid euch darüber im klaren, Genossen. Obregõn hat alle anderen besiegt.«

»Er hat alle anderen umgebracht, meinst du.«

»Kann schon sein. So ist die Politik.«

»Muß sie so sein? Wir wollen sie ändern, Diomsio.«

»Obregõn hat gewonnen, so ist das nun mal. Er hat gewonnen, und er bleibt im Sattel. Mexiko lebt im Frieden.«

»Erzähl das mal den rebellischen Generälen. Alle wollen eine Beteiligung an der Regierung, die Macht ist noch nicht endgültig verteilt, Palomo, wir werden unser blaues Wunder erleben, mal sehen, was uns bevorsteht.«

»Die reinste Augenwischerei, das steht uns bevor. Dummenfang. Gequatsche.«

»Genossen!« Juan Francisco beendete die Diskussion. »Wichtig sind für uns ganz konkrete Dinge, der Streik, die Löhne, der Achtstundentag und dann neue Kampfziele, die wir erreichen müssen, bezahlten Jahresurlaub, bezahlten Mutterschaftsurlaub, eine Sozialversicherung. Das müssen wir durchsetzen. Verliert das nicht aus den Augen, Genossen. Verirrt euch nicht im Labyrinth der Politik.«

Laura hörte mit dem Stricken auf, sie schloß die Augen und versuchte, sich ihren Mann im Eßzimmer nebenan vorzustellen, wie er aufstand und die Diskussion abschloß, indem er die Wahrheit aussprach, eine intelligente, mögliche Wahrheit: Man mußte mit Obregõn zusammen-

arbeiten, mit der CROM und ihrem nationalen Führer Luis Napoleon Morones. Draußen regnete es stärker, und Laura spitzte die Ohren. Juan Franciscos Kollegen benutzten die kupfernen Spucknäpfe, die in einem gut eingerichteten Haushalt, an öffentlichen Plätzen und vor allem in Sälen, in denen Männer zusammentrafen, unentbehrlich waren. Warum spucken wir Frauen eigentlich nicht?

Dann kamen sie aus dem Eßzimmer und verabschiedeten sich wortlos von Laura, und wieder bemühte sie sich vergebens, die Argumente, die sie gehört hatte, den Gesichtern zuzuordnen, den tiefliegenden Augen des einen (Pânfilo?), der Nase des anderen, die schmal war wie der Weg zu den Pforten des Himmelreichs (José Miguel?), dem sonnenhellen Blick eines dritten (Diomsio?), dem tappenden Gang eines vierten (Palomo?), dem Ganzen und den Einzelheiten, dem versteckten Hinken, dem Verlangen, einen geliebten Menschen zu beweinen, dem salzigen Speichel, der über-standenen Erkältung, den vergangenen Stunden, an die man nur zurückdenkt, weil es sie nie gegeben hat, der Jugend, die man mehr als einmal erleben möchte, den mit blutigen Erinnerungen belasteten Blicken, der verpaßten Liebe, der Handvoll Toter, den herbeigesehnten zukünftigen Generationen, der ohnmächtigen Verzweiflung, dem schwärmerischen Leben ohne notwendige Freude, den vorbeiziehenden Erwartungen, den Krümeln an den Hemden, dem weißen Härchen am Revers, den Flecken der zum Frühstück verzehrten Rühreier an den Lippen, dem Drang, zu dem zurückzukehren, was man aufgegeben hat, dem langen Zögern, um die Rückkehr zu vermeiden – das alles sah Laura, als die Genossen ihres

Mannes an ihr vorüberzogen.

Keiner lächelte, und das erschreckte sie. Ob Juan Francisco recht hatte? Ob sie es war, die nichts begriff? Sie wollte die Gesichter sprechen lassen, die sich ohne ein Wort verabschiedeten und aus ihrem Haus entfernten, sie fühlte sich beunruhigt und sogar schuldig, weil sie Argumente suchte, wo es vielleicht nur Träume und Wünsche gab.

Präsident Obregõn war ihr sympathisch. Er war verschlagen und intelligent, obwohl er nicht mehr so schneidig aussah wie auf den Schlachtfotos, als er blond, jung und schlank mit beiden Armen im Kampf stand. Nun, da er einarmig und ergraut war, hatte er stark zugenommen, als fehlte es ihm an Bewegung, als ersetzte die Präsidentenschärpe nicht ganz die verlorene Hand. Wenn Laura morgens, vor dem Regen, durch die Parks spazierte und den Kinderwagen vor sich herschob, spürte sie, daß etwas Neues in der Luft lag. Der erste Erziehungsminister der revolutionären Regierung war ein begeisterter und brillanter Philosoph, der die Wände der öffentlichen Gebäude Malern überlassen hatte, damit sie darstellten, was ihnen wichtig war: daß sie den Klerus angriffen, das Bürgertum, die Allerheiligste Dreifaltigkeit oder, nicht ganz so gut, die Regierung selbst, die sie für ihre Arbeit bezahlte. »Das ist die Freiheit!« rief Laura laut. Sie nutzte die Gelegenheit, wenn sich Tantchen um die Kinder kümmerte, um einen Ausflug zur Nationalen Vorbereitungsschule zu unternehmen, wo Orozco malte, und zum Nationalpalast, wo sie Rivera antraf.

Orozco war – genau wie Obregõn – einarmig, außerdem

halb blind und trübsinnig. Laura bewunderte ihn, weil er die Schulmauern so bemalte, als wäre er ein anderer, mit kräftiger Hand, den Blick der Sonne zugewandt und ohne mit der Wimper zu zucken. Er malte mit dem, was ihm eigentlich fehlte: mit klarem Blick, war ein anderer Orozco, der in diesem Körper steckte, einer, der ihn leitete und erleuchtete. Er forderte Laura Dïaz heraus: Stell dir vor, was für ein glühender und flüchtiger Geist das sein mag, der den Körper des Malers lenkt und auf den verkrüppelten, halbblinden Künstler mit den strengen Lippen und der mürrischen Miene ein unsichtbares Feuer überträgt.

Als sich Laura dagegen am Nationalpalast in ihrem neuen Kleid mit dem edelsteinbesetzten Dekollete und dem kurzen Rock auf die Treppe setzte, um Diego Rivera beim Malen zuzusehen, ließ der sich gleich ablenken und starrte sie so eindringlich an, daß sie errötete.

»Du hast ein Gesicht wie ein Junge, oder eine Madonna. Ich weiß es nicht. Such es dir aus. Wer bist du?« fragte Rivera in einer Pause.

»Ich bin ein Mädchen.« Laura lächelte. »Und ich habe zwei Söhne.«

»Ich habe zwei Töchter. Verheiraten wir die vier miteinander, damit wir uns die Rotznasen vom Hals schaffen und ich dich malen kann, nicht als Frau und nicht als Mann, sondern als Hermaphrodit. Weißt du, welchen Vorteil das hätte? Du könntest dich selber lieben, den Mann oder die Frau.«

Er war das Gegenteil Orozcos. Eine ungeheuere dicke,

große Kröte mit schläfrigen Glotzaugen. Als sie an einem anderen Tag ganz schwarzgekleidet und mit einem schwarzen Band um den Kopf erschien, weil ihr Vater in Xalapa gestorben war, wurde sie von einem Gehilfen des Malers zum Fortgehen aufgefordert: Der Meister habe Angst vor dem bösen Blick, und er könne nicht malen, wenn er die Finger kreuzen müsse, um das Unglück abzuwehren.

»Nur weil ich Trauer trage? Wie abergläubisch Sie sind, roter Meister, daß Sie sich vor einer schwarzen Frau fürchten.«

Ihr war keine Zeit geblieben, rechtzeitig zur Beerdigung nach Xalapa zu kommen. Ihre Mutter Leticia, *Mutti,* hatte ihr ein Telegramm geschickt. Du hast deine Pflichten, Laura, einen Mann und zwei Kinder. Komm nicht her. Sonst schrieb sie nichts. »Vor dem Tod hat dein Vater an dich gedacht, er hat deinen Namen gesagt, konnte ein letztes Mal sprechen, nur um Laura zu sagen, Gott hat ihm diese letzte Gunst gewährt, noch ein einziges Mal«.

»Er war ein anständiger Mann, Laura«, sagte Juan Francisco. »Du weißt, wie er uns geholfen hat.«

»Das hat er für Santiago getan«, antwortete Laura mit dem Telegramm in der einen Hand, während sie mit der anderen die Gardine beiseite schob, um in den beinahe schwarzen Regen, es war sechs Uhr abends, hinauszustarren, als könnte ihr Blick bis zum Friedhof in Xalapa reichen. Die Gipfel der beiden Vulkane auf der Hochebene erhoben sich mit ihren weißen Kronen über dem Unwetter.

Als Maria de la O zurückkam, sagte sie, Gott wisse, was

er tue, Fernando Dïaz habe sterben wollen, um keine Last zu sein. Der Blick zwischen den beiden sei direkt und verständnisvoll gewesen. Wie hätte er auch anders sein können bei dem Mann, der ihre Mutter gerettet hatte, der sie unterstützte und ihr ein würdiges Alter ermöglichte?

»Lebt deine Mutter noch?«

Die Tante geriet in Verlegenheit, sie schüttelte den Kopf und sagte, ich weiß nicht, ich weiß nicht, aber an einem Morgen fuhr sie die Kleinen im Kinderwagen aus, während Laura zu Hause blieb und die Betten machte, und dabei entdeckte Laura unter dem Kopfkissen die alte Daguerreotypie einer hübschen und schlanken Schwarzen; sie war dekolletiert und hatte feurige Lippen, einen herausfordernden Blick, eine Wespentaille und Brüste wie zwei harte Melonen. Schnell versteckte Laura das Bild, als sie Maria de la O zurückkommen hörte, die nach drei Häuserblocks erschöpft war und auf ihren geschwollenen Knöcheln schwankte.

»Das ist nur, weil diese Stadt so hoch liegt, liebe Laura«, schnaufte sie.

Es lag an der Höhe und der stickigen Luft. Am Regen und seiner erfrischenden Luft. Das war wie der Herzschlag Mexikos: Sonne und Regen, Regen und Sonne, Enge und Weite, jeden Tag aufs neue. Zum Glück gab es Regennächte und heitere Morgen. An den Wochenenden kam Xavier Icaza zu Besuch und brachte ihnen bei, den Ford richtig zu fahren, den die CROM Juan Francisco geschenkt hatte.

Laura zeigte dabei größeres Geschick als ihr massiger,

schwerfälliger Mann, der beinahe nicht in den Sitz hineinpaßte und kaum wußte, wo er seine Knie lassen sollte. Sie hingegen entdeckte, daß sie ein angeborenes Fahrtalent hatte, und so konnte sie die Kinder nach Xochimilco chauffieren, um die Kanäle anzusehen, nach Tenayuca, um die Pyramide zu besichtigen, nach Milpa Alta, um einen Spaziergang zwischen den Ställen zu machen und jenen einzigartigen Duft nach Kühen und Milch, Stroh und nassen Tierrücken aufzunehmen und lauwarme, frischgemolkene Milch zu trinken.

Eines Tages, als Rivera sie wieder in den Palast ließ, nachdem sie keine Trauer mehr trug, wartete sie nach ihrem Besuch noch einen Moment lang einen Wolkenbruch ab, bevor sie sich wieder auf den Weg machte. Sie hatte das Auto an der Galle de la Moneda geparkt, stieg ein und fuhr durch die Allee, die gerade den Namen Avenida Madero erhalten hatte, die frühere Galle de Plateros, und bewunderte die Herrenhäuser der Kolonialzeit aus glühendrotem Tuffstein und hellem Marmor, dann durch die Alameda bis zum Paseo de la Reforma, wo die Architektur ein französisches Aussehen annahm, mit schönen Villen, die regelmäßig angelegte Gärten und hohe Mansarden hatten.

Sie fühlte sich zufrieden, ihr Leben als Ehefrau war angenehm und voller Behaglichkeit, sie hatte zwei hübsche Kinder und einen außergewöhnlichen, manchmal auch schwierigen Mann, der geradlinig und charakterfest war, jemand, der nicht klein beigab, sich aber stets liebevoll zeigte, Laura keine Sorgen machte, mit seiner Arbeit beschäftigt und von ihr ausgefüllt war. Als sie an der

Glorieta de Niza jedoch nach links abbog, um zur Avenida de los Insurgentes und zu ihrem Haus in der Avenida Sonora zu gelangen, fühlte sie sich mit einemmal unbehaglich angesichts ihrer Behaglichkeit. Alles war zu ruhig, zu schön, etwas mußte geschehen.

»Du glaubst doch an Ahnungen und Vorgefühle, Tantchen.«

»Ach was, ich glaube an Gefühle, und deine Tanten erzählen mir davon in jedem Brief, Hilda und Virginia und deine Mutter rackern sich für ihre Gäste ab, und dann setzen sie sich hin und schreiben Briefe und werden ganz anders. Ich glaube, sie sind sich gar nicht bewußt, was sie mir da erzählen, und das kränkt mich, sie schreiben, als wäre ich nicht ich, als sprächen sie zu sich selbst, ich bin nur der Vorwand, Hilda kann nicht mehr Klavier spielen wegen ihrer Arthritis, und dann schreibt sie, wie ihr die Musik im Kopf herumspukt, da, nimm und lies, wie gut der liebe Gott ist oder wie böse, ich weiß es nicht, daß er mir erlaubt, mich in meinem Kopf ganz genau an jede einzelne Note von Chopins Nocturnes zu erinnern, aber er läßt mich die Musik nicht außerhalb von meinem Kopf hören, hast du von diesem neumodischen Grammophon erfahren?, Chopin kratzt auf diesen Platten oder wie die heißen, nur in meinem Kopf ist seine Musik kristallklar und traurig, als hinge der reine Klang von der wehmütigen Seelenstimmung ab, hörst du das nicht, Schwester, hörst du mich nicht?, wenn ich wüßte, daß jemand Chopin in seinem Kopf ebenso klar hört wie ich in meinem, wäre ich glücklich, ich würde das, was ich am meisten liebe, mit einem anderen teilen, ganz allein kann ich es nicht genauso

genießen, ich möchte meine musikalische Freude mit einem anderen, mit anderen teilen, und das kann ich nicht mehr, mein Schicksal war nicht so, wie ich es gewollt habe, obwohl es vielleicht das ist, was ich mir ungewollt vorgestellt habe, hörst du mich, Schwester?, nichts als ein demütiges Gebet, eine ohnmächtige Bitte wie die Chopins, dem, wie es heißt, sein letztes Nocturne eingefallen ist, als ihn ein Gewitter zwang, eine Kirche zu betreten, verstehst du meine Bitte, Schwester? Virginia dagegen sagt es mir nicht, aber sie findet sich nicht damit ab, daß sie sterben wird, ohne etwas veröffentlicht zu haben, Laura, könnte dein Mann nicht den Minister Vasconcelos bitten, daß er die Gedichte deiner Tante Virginia drucken läßt, hast du gesehen, wie hübsch die Bücher mit den grünen Deckeln sind, die er in der Universität herausgegeben hat, was meinst du?, denn obwohl Virginia mir aus reinem Stolz nie von solchen Dingen erzählt, ist das, was Hilda schreibt, genau das, was Virginia fühlt, nur daß die Dichterin dafür keine Worte hat, lediglich die Pianistin, denn wie Hilda sagt, meine Musik sind meine Worte, und wie ihr Virginia antwortet, meine Worte sind mein Schweigen. Nur deine Mama Leticia beklagt sich nie über etwas, aber sie freut sich auch über nichts.«

Laura fühlte sich unbefriedigt. Sie wollte Juan Francisco bitten, daß er sie arbeiten ließ, wo auch er war, zusammen mit ihm, sie könnte ihm helfen, wenigstens den halben Tag könnten die beiden gemeinsam daran arbeiten, die Werktätigen zu organisieren. Juan Francisco sagte: »In Ordnung, aber begleite mich zuerst ein paar Tage, damit du siehst, ob es dir gefällt.«

Es blieben ganze achtundvierzig Stunden. In der turbulenten Altstadt herrschte emsiges Treiben, Flickschuster, Schmiede, Kleinhändler, Tischler, Töpfer, Invaliden des Revolutionskrieges, alte, männerlose Soldatenfrauen, die Tamales und Trinkschokolade an den Ecken verkauften, dabei Corridos und Namen verlorener Schlachten summten, die Stadt der Vizekönige mit proletarischem Pulsschlag, die in Mietshäuser verwandelten Paläste, die Portale, an denen sich Süßwarenläden und Losbuden, Gemischtwarenhandlungen und Sattlereien verschanzt hatten, die zu Nachtasylen umgewandelten früheren Herbergen, in denen Landstreicher und Gesindel, obdachlose Bettler, verwirrte alte Leute inmitten eines ekelhaften kollektiven Gestanks schliefen, ein Vorspiel zum Duft der Hurengassen, in denen sich die Prostituierten halb aus den Haustüren beugten, die einladend und auffordernd offenstanden, der Geruch von Huren, ganz ähnlich wie der von Bestattungsunternehmen, Gardenie und Eichel, beide in aufgeschwemmtem Zustand, die nach Erbrochenem und dem Harn von Straßenhunden stinkenden Kneipen, die Heerscharen frei umherschweifender, räudiger Tiere, in den sich immer weiter ausdehnenden und immer graueren Abfallhaufen wühlend, die wie eine große krebszerfressene Lunge eiterten und bald einmal der Stadt den Atem nehmen würden. Der Müll hatte die wenigen Kanäle überflutet, die von der indianischen Stadt, der ermordeten Stadt übriggeblieben waren. Es hieß, daß man sie entwässern und zubetonieren wollte.

»Womit willst du also anfangen, Laura?«

»Sag du es mir, Juan Francisco.«

»Soll ich? Mit deinem Haushalt. Führe deinen Haushalt gut, Mädchen, und du leistest einen größeren Beitrag, als wenn du in diese Viertel hier kommst, um Leute zu organisieren und zu retten, die es dir nicht einmal danken würden. Überlaß mir diese Arbeit. Das ist nichts für dich.«

Er hatte recht. Als Laura an jenem Abend nach Hause kam, fühlte sie sich leidenschaftlich erregt, ohne richtig zu verstehen, warum, als hätte der Abstieg in diese Stadt, die ihre eigene und ihr doch fremd war, einer Leidenschaft neuen Schwung gegeben, mit der sie in ihrer Kindheit den Urwald und dessen steinerne, von Lianen und Juwelen umschlungene Riesinnen entdeckt hatte, die Bäume und ihre zwischen Lorbeerbäumen versteckten Götter; einer Leidenschaft, die sie in Veracruz mit Santiago geteilt und die sich im Lauf der Jahre noch gesteigert hatte, obwohl er gestorben war; der in Xalapa zurückgewiesenen Leidenschaft des hingebungsvollen Körpers Orlandos, der Leidenschaft, mit der sie den vom Schicksal besiegten Körper ihres Vaters hartnäckig umarmt hatte. Und nun Juan Francisco, Mexico-Stadt, das Haus, die Kinder und eine Bitte, die ihr Mann so abwehrte, wie man eine Fliege erschlägt: Erlaube mir, daß ich mich leidenschaftlich für dich und deine Arbeit begeistere, Juan Francisco.

Vielleicht hat er recht. Aber er hat mich nicht verstanden. Er muß mehr für das tun, was sich in meiner Seele regt. Ich will alles das, was ich habe, um nichts auf der Welt würde ich es hergeben. Doch ich will auch mehr. Was?

Von einer leidenschaftlichen Seele verlangte er stummen Gehorsam.

»Wo ist der Wagen, Juan Francisco?«

»Ich habe ihn zurückgegeben. Sieh mich nicht so an. Die Genossen haben es von mir verlangt. Ich soll nichts von der offiziellen Gewerkschaft annehmen. Das nennen sie Bestechung.«

## *VII. Avenida Sonora: 1928*

Woran dachte er? Woran dachte sie?

Er war undurchdringlich wie eine Kugel aus Messern. Sie konnte nur wissen, woran er dachte, wenn sie wußte, woran sie selbst dachte. Woran sie dachte, wenn er ihr mit einer Hartnäckigkeit, die sie immer stärker erbitterte und die ihn herabsetzte, regelmäßig vorwarf, daß sie in Xalapa nicht zur Dachkammer hochgestiegen war, um die katalanische Anarchistin zu besuchen. Schließlich bekam sie es satt und kapitulierte, verzichtete auf ihre Rechtfertigungen und notierte sich fortan in einem karierten Heftchen, das sie für die Haushaltsrechnungen benutzte, wie oft er sie wegen ihrer Unterlassung tadelte, ohne daß sie ihn herausgefordert hatte. Das war keine Zurechtweisung mehr, sondern ein nervöser Tick, wie das unfreiwillige Blinzeln starr aufgesperrter Augen, denen das Licht fehlte. Die hatte sie vor Augen, wenn sie wieder einmal die gleiche Rede seit neun Jahren hörte, die zuerst so frisch, so kraftvoll und dann immer schwerer verständlich geklungen hatte, weil sie sich immer schwerer ertragen ließ, sie war allzu vernünftig, vergebens hoffte Laura auf eine Traumvision der Rede, nicht auf die Rede selbst, sondern deren Vision, vor allem, als ihre Kinder Santiago und Danton sprechen lernten und sie als Mutter begriff, daß man zu seinen Kindern nur in Träumen und Fabeln reden kann. Die Rede des Vaters hatte das Träumerische verloren. Es war eine schlaflose Rede. Juan Franciscos Worte schliefen nicht. Sie waren hellwach.

»Mama, ich habe Angst. Sieh aus dem Fenster. Die Sonne ist weg. Wohin ist die Sonne gegangen? Ist sie schon tot?« fragte am Abend ihr Sohn Santiago mit einem Blick wie der erste Mensch, und beim Frühstück unterbrach Laura ihren Mann: »Juan Francisco, rede nicht zu mir, als wäre ich ein Publikum von tausend Leuten. Ich bin ein einziger Mensch. Laura. Deine Frau.«

»Du bewunderst mich nicht mehr wie früher. Früher hast du es getan.«

Sie wollte ihn lieben, das wollte sie wirklich. Was war los mit ihr? Es geschah etwas, das sie nicht kannte und nicht verstand. Was?

»Wer versteht die Frauen? Lange Haare, kurzer Verstand.«

Sie wollte keine Zeit damit vergeuden, ihm zu erzählen, was die Kinder sofort verstanden, wenn sie eine Geschichte erzählten oder eine Frage stellten: unsere Worte erwachsen aus Phantasie und Freude, sie sind nicht für ein Publikum von tausend Leuten oder für einen mit Fahnen überschwemmten Platz bestimmt, sie sind für dich und mich. Zu wem redest du, Juan Francisco? Sie sah ihn ständig auf einer Tribüne, und die Tribüne war der Thron, auf den sie selbst ihn seit ihrer Heirat gehoben hatte, niemand hatte sich mehr darum bemüht als sie, nicht die Revolution oder die Arbeiterklasse, die Gewerkschaften oder die Regierung, sie war die Vestalin jenes Tempels, der Juan Francisco Lopez Greene hieß, und ihr Wunsch war gewesen, daß ihr Mann der Verehrung durch seine Gattin würdig war. Doch ein Tempel ist die Stätte sich wiederholender Zeremonien. Und etwas, das sich

wiederholt, erregt Überdruß, solange es nicht vom Glauben gestärkt wird.

Laura verlor zwar nicht den Glauben an Juan Francisco, doch war sie sich selbst gegenüber ehrlich und nahm die Verstimmungen zur Kenntnis, zu denen es während ihres gemeinsamen Lebens kam. Welches Paar leidet im Laufe der Zeit nicht unter Verstimmungen? Das war normal nach acht Ehejahren. Anfangs hatten sie einander kaum gekannt, und alles war eine Über raschung. Wie gern hätte sie das frühere Staunen und den Reiz des Neuen zurückgewonnen, statt dessen mußte sie feststellen, daß das Staunen beim zweitenmal zur Gewohnheit und das Neue zur wehmütigen Sehnsucht wurde. War sie daran schuld? Zunächst hatte sie die öffentlich bekannte Persönlichkeit bewundert. Dann hatte sie versucht, in deren Inneres vorzudringen, aber nur entdeckt, daß hinter der öffentlichen Persönlichkeit eine weitere öffentliche Persönlichkeit und dahinter eine dritte steckte. Sie begriff, daß diese öffentliche Persönlichkeit, dieser beeindruckende Redner, der Massenführer, der wirkliche Juan Francisco war, es gab keine Täuschung, man brauchte nicht nach einer anderen zu suchen. Sie mußte sich damit abfinden, mit einem Mann zu leben, der seine Frau und seine Kinder wie ein dankbares Publikum behandelte. Allerdings stand dieser Mann nicht nur auf der Tribüne, sondern schlief auch in ihrem Ehebett, und als seine Füße sie einmal unter dem Bettuch berührten, zog sie ungewollt ihre Beine zurück, die Ellbogen ihres Mannes wurden ihr allmählich widerwärtig, sie betrachtete dieses runzelüberzogene Gelenk zwischen Ober- und Unterarm und dachte ihn sich insgesamt als einen riesigen Ellbogen,

eine von Kopf bis Fuß abgelöste Haut.

»Entschuldige. Ich bin müde. Nicht heute nacht.«

»Sollen wir uns ein Dienstmädchen nehmen? Ich hatte gedacht, ihr beide, du und die Tante, kämt gut mit dem Haushalt zurecht?«

»So ist es, Juan Francisco. Dienstmädchen sind nicht nötig. Du hast Maria de la O und mich. Du darfst keine Dienstboten haben. Du dienst der Arbeiterklasse.«

»Wie gut, daß du das verstehst, Laura.«

»Weißt du, Tantchen«, fand sie den Mut, zu Maria de la O zu sagen, »manchmal vermisse ich das Leben in Veracruz, das war lustiger.«

Die Tante stimmte nicht zu, sie sah Laura nur aufmerksam an, und da lachte Laura, um die Sache herunterzuspielen.

»Bleib du hier bei den Kleinen. Ich gehe auf den Markt.«

Das war keine besondere Mühe, im Gegenteil, es unterhielt sie, auf den Markt in der Colonia Roma zu gehen, es unterbrach die Routine des Haushalts, die eigentlich keine Routine war: Sie liebte ihre Tante, schwärmte für ihre Kinder, es entzückte sie, mit anzusehen, wie sie heranwuchsen. Der Markt war ein Urwald im kleinen, dort gab es all die Dinge, die sie faszinierten, die Blumen und Früchte, die in Mexiko so vielfältig und in solchem Überfluß vorhanden waren, die Lilien und Gladiolen, Amarante und Stiefmütterchen, Mango, Papaya und Vanille, an die sie beim Liebesspiel dachte, die Mameysapote, Quitten, Tejocote-Mehlbeeren, Ananas,

Limetten und Zitronen, Stachelannonen, Orangen, die schwarzen Sapotes und die Breiäpfel: Der Geschmack, die Formen und der Duft auf den Märkten erfüllten sie mit Freude und Sehnsucht nach ihrer Kindheit und Jugend.

»Aber wo ich erst dreißig bin.«

Nachdenklich kehrte sie vom Markt in die Avenida Sonora zurück, und dabei fragte sie sich: Kommt da noch etwas? Ist das alles? Wer hat dir gesagt, daß nach Heirat und Kindern noch etwas anderes kommt? Hat dir jemand mehr versprochen? Sie antwortete sich selbst mit einem leichten Achselzucken und lief doppelt so schnell, ohne sich um das Gewicht der Körbe zu kümmern. Wenn sie kein Auto mehr hatte, so deshalb, weil Juan Francisco in seiner Aufrichtigkeit der CROM das Geschenk zurückgegeben hatte. Sie erinnerte sich, daß er es nicht freiwillig abgeliefert hatte. Die Genossen hatten es von ihm verlangt. Nimm keine Geschenke von der offiziellen Gewerkschaft an. Laß dich nicht bestechen. Er hatte es nicht freiwillig getan. Man hatte es von ihm verlangt.

»Juan Francisco, hättest du das Auto zurückgegeben, wenn es deine Kollegen nicht von dir verlangt hätten?«

»Ich diene der Arbeiterklasse. Das genügt.«

»Warum bist du so sehr auf die Ungerechtigkeit angewiesen, mein Liebster?«

»Du weißt doch, daß sie mir nicht gefällt.«

»Mein armer Juan Francisco, was würde aus dir in einer gerechten Welt…«

»Nenne mich nicht arm. Manchmal verstehe ich dich nicht. Mach schnell das Frühstück, ich habe heute eine

wichtige Versammlung.«

»Kein Tag vergeht ohne eine wichtige Versammlung. Kein Monat. Kein Jahr. Jede Minute gibt es eine wichtige Versammlung.«

Was dachte er über sie? War Laura für ihn nur Gewohnheit, ein sexuelles Ritual, stummer Gehorsam, für selbstverständlich gehaltene Dankbarkeit?

»Ich meine, wie gut, daß du Leute hast, die du verteidigen kannst. Das ist deine Kraft, die du anderen gibst. Es begeistert mich, wenn ich dich müde heimkommen sehe.«

»Du bist unbegreiflich.«

»Ach was, ich habe es gern, wenn du an meiner Brust einschläfst und ich dir neue Kraft gebe. Deine Arbeit nimmt sie dir, selbst wenn du es nicht glaubst.«

»Du bist ziemlich eigensinnig, manchmal amüsierst du mich, aber dann wieder…«

»Reize ich dich. Diese Idee begeistert mich!«

Er ging, ohne noch etwas zu sagen. Was dachte er über sie? Ob er sich an das junge Mädchen erinnerte, das er auf dem Ball im Casino von Xalapa kennengelernt hatte? Das Versprechen, das er ihr gegeben hatte, war, ihr beizubringen, eine Frau in der Stadt und der Welt zu sein. Ob er sich an die junge Mutter erinnerte, die ihn zur Arbeit begleiten, sich mit ihm identifizieren und ihm beweisen wollte, daß sie beide das Leben in der Welt, das Arbeitsleben, gemeinsam bewältigten?

Diese Vorstellung beherrschte Laura Dïaz immer stärker: Ihr Mann hatte sie zurückgewiesen, hatte sein

Versprechen nicht gehalten, daß sie bei allem Zusammensein wollten, vereint im Bett, als Eltern, doch auch in der Arbeit, in diesem Teil des Kreislaufs der Stunden, der das tägliche Leben verzehrt, wie Kinder die Scheiben einer Apfelsine verzehren, und der alles übrige, Bett und Elternschaft, Ehe und Traum, in kärglich zugemessene Minuten und schließlich unnütze Reste verwandelt.

»Der stumme Gehorsam der leidenschaftlichen Seelen.«

Laura gab sich selbst die Schuld. Sie erinnerte sich an das kleine Kind in Catemaco, an das junge Mädchen in Veracruz, an die Heranwachsende in Xalapa, und überall entdeckte sie eine sich steigernde Verheißung, deren Höhepunkt ihre Hochzeit vor sechs Jahren gewesen war. Seit damals habe ich mich selbst klein gemacht, anstatt zu wachsen, bin ich eine winzige Zwergin geworden, als hätte er mich nicht verdient, als hätte er mir einen Gefallen getan. Er hat es nicht von mir verlangt oder es mir aufgezwungen, ich selbst habe es getan, um seiner würdig zu sein, heute weiß ich, daß ich eines Mysteriums würdig sein wollte, ich kannte ihn nicht, seine Erscheinung hat mich beeindruckt, seine Art zu reden, wie er sich dem Ungeheuer Menge gegenüber durchsetzte, seine Rede, die er in unserem Haus in Xalapa hielt, als er die unsichtbare Katalanin ehrte, darin habe ich mich verliebt, weil ich mich so von meiner Liebe zur Erkenntnis des Geliebten emporschwingen wollte, die Liebe als Sprungbrett des Wissens, sein Labyrinth, mein Gott, seit acht Jahren versuche ich, ein Mysterium zu ergründen, das gar nicht mysteriös ist, mein Mann ist das, was er scheint, er ist nicht

mehr als seine Erscheinung, es gibt nichts zu entdecken; er ist ein aufrichtiger Mann, sage ich zum Publikum des Führers Lopez Greene, was er sagt, ist wahr, hinter seinen Worten ist nichts versteckt, seine

Worte sind seine ganze Wahrheit, ganz und restlos, glaubt an ihn, es gibt keinen glaubwürdigeren Mann, was ihr seht, ist das, was er ist, er ist, was er sagt, *und nichts weiter.*

Aus Gewohnheit verlangte er von ihr, womit er sich früher bereits zufriedengegeben hatte. Laura fühlte sich allmählich nicht mehr damit zufrieden.

»Als ich dich kennenlernte, dachte ich, ich würde dich nicht verdienen. Was hältst du davon? Warum antwortest du nicht?«

»Ich dachte, ich könnte dich ändern.«

»Dann hältst du das, was du in Xalapa gekauft hast, also für wertlos.«

»Du verstehst mich nicht. Wir alle entwickeln uns, wir alle können uns bessern oder verschlechtern.«

»Du sagst also, daß du mich ändern wolltest?«

»Zum Guten.«

»Hör zu, gib mir eine klare Antwort. Bin ich keine gute Gattin und gute Mutter? Als ich mit dir zusammenarbeiten wollte, hast du es da nicht verhindert mit deinem kleinen Spaziergang durch die Hölle? Was wolltest du sonst noch?«

»Jemanden, dem ich vertrauen konnte«, sagte Juan Francisco und stand als erster aus dem Bett auf, dann aber hielt

er inné, betrachtete Laura mit glänzenden Augen, und schließlich warf er sich seiner Frau mit schmerzverzerrtem Gesicht in die Arme.

»Meine Liebste, meine Liebste…«

Plutarco Elias Galles war in jenem Jahr Präsident, ein weiterer Sonorenser, der zum Triumvirat von Agua Prieta gehörte. Die Revolution begann mit dem Ruf: »Wirklich freie Wahlen, keine Wiederwahl«, denn Porfirio Dïaz hatte sich drei Jahrzehnte lang mit wiederholten Wahlfälschungen an der Macht gehalten. Obregõn, der vor Galles Präsident gewesen war, wollte sich zwar vor diesem Schandmal schützen, aber trotzdem auf den Stuhl mit dem Adler- und Schlangenwappen zurückkehren. Viele sagten, das bedeute, einen Grundsatz der Revolution zu verraten. Doch das Recht des Stärkeren setzte sich durch. Die Verfassung wurde geändert, um die Wiederwahl zu gestatten. Alle waren sicher, daß sich die Sonorenser am Ruder ablösen würden, bis sie an Altersschwäche starben, ebenso wie Don Porfirio, es sei denn, es kam ein neuer Madero, eine neue Revolution.

»Morones will, daß wir Gewerkschafter die Wiederwahl von General Obregõn unterstützen. Das möchte ich mit euch diskutieren«, sagte Juan Francisco zu den Gewerkschaftsführern, die sich wieder einmal wie all die Monate in all den Jahren in seinem Haus versammelt hatten, während Laura im kleinen Wohnzimmer nebenan ihre Lektüre unterbrach.

»Morones ist ein Opportunist«, hörte Laura einen der Männer sagen. »Er denkt nicht wie wir. Er hat nichts für die Anarchosyndikalisten übrig. Er verehrt den

Korporativismus, der bloß Wasser auf die Mühlen der Regierung leitet. Wenn wir ihn unterstützen, ist es aus mit unserer Unabhängigkeit. Er macht uns zu Schafen oder führt uns ins Schlachthaus, was aufs gleiche herauskommt.«

»Palomo hat recht, Was wollen wir sein, Juan Francisco, unabhängige, kämpferische Gewerkschaften oder Zweigorganisationen der offiziellen Arbeiterbewegung? Sagt es mir«, verlangte ein anderer.

*»Carajo,* Juan Francisco, und die Señora im Wohnzimmer bitte ich um Entschuldigung, die anarchistische Gruppe Luz, die Rote Tribüne, das Haus des Weltarbeiters, die Roten Bataillone der Revolution, das ist unser Erbe. Sollen wir als Lakaien einer Regierung enden, die uns ausnutzt, um sich als ungeheuer revolutionär zu geben? Revolutionär? Der letzte Dreck, sage ich.«

»Was interessiert uns am meisten?« Laura hörte die Stimme ihres Mannes. »Das zu erreichen, was wir wollen, ein besseres Leben für die Werktätigen, oder wollen wir uns im Kampf gegen die Regierung aufreiben, unser Pulver verschießen und zulassen, daß andere die Versprechen verwirklichen, die die Revolution den Werktätigen gegeben hat? Wollen wir diese Chance verpassen?«

»Dann stehen wir selbst ohne Unterhose da.«

»Glaubt hier jemand an die Seele?«

»Eine Revolution rechtfertigt sich durch sich selbst und bringt Rechte mit sich, Genossen«, faßte Juan Francisco zusammen. »Obregõn hat die Unterstützung derer, die die Revolution gemacht haben. Mittlerweile unterstützen ihn

sogar die Leute Zapatas und Villas. Er hat alle für sich gewinnen können. Wollen wir die Ausnahme sein?«

»Genau das ist es, Juan Francisco. Die Arbeiter haben sich überhaupt nur organisiert, um die Ausnahme zu sein. Verdammich, nimm uns nicht die Freude, der Sand im Getriebe der Regierung zu sein, zum Teufel…«

Als junge Ehefrau schon hatte Laura ständig diese Diskussion gehört: Es war, als ginge man jeden Sonntag in die Kirche und hörte die gleiche Predigt. Die Gewohnheit, dachte Laura einmal, muß einen Sinn haben, muß zum Ritus werden. Sie vergegenwärtigte sich die rituellen Momente in ihrem eigenen Leben: Geburt, Kindheit, Pubertät, Ehe und Tod. Sie war dreißig und hatte das alles schon kennengelernt. Persönlich kennengelernt, in ihrer Familie.

An einem Julitag kam eine kollektive Erfahrung hinzu, als könnte sich das ganze Land nicht von seiner Braut, dem Tod, trennen. Juan Francisco kam unerwartet um sechs nach Hause und erklärte fassungslos: »Sie haben den gewählten Präsidenten Obregõn bei einem Bankett ermordet.«

»Wer?«

»Ein Katholik.«

»Haben sie ihn umgebracht?«

»Obregõn? Das habe ich doch gerade gesagt.«

»Nein, den Mörder.«

»Der ist verhaftet. Er heißt Toral. Ein Fanatiker.«

Kein Zwischenfall ihres bisherigen Lebens hatte Laura

so sehr erschreckt wie jenes Geräusch, als es eines Abends vorsichtig an der Haustür klopfte. Maria de la O hatte die Kinder in den Park mitgenommen, Juan Francisco kam immer später von der Arbeit heim. An die Stelle der üblichen Diskussionen im Eßzimmer war der Zwang zum Handeln getreten. Obregõn und Galles hatten sich bis zu Obregõns Tod die Macht geteilt, danach blieb nur ein starker Mann übrig: War Galles Obregõns Mörder? War die Geschichte Mexikos eine endlose Kette von Opfern, in der jeder Täter sicher sein konnte, ebenso zu enden, wie er nach oben gekommen war? Über den Tod an die Macht zu kommen und sie ebenso zu verlieren?

»Du siehst ja, Juan Francisco. Morones und die CROM freuen sich über den Tod Obregõns. Morones wollte sich als Präsidentschaftskandidat aufstellen lassen.«

»Dieser Fettwanst braucht einen doppelt so großen Stuhl.«

»Mach keine Witze, Palomo. Das Verbot der Wiederwahl ist das heilige Prinzip.«

»Halt den Mund, Pânfilo. Gebrauche keine religiösen Ausdrücke, das…«

»Bleib bei der Sache. Das unantastbare Prinzip der Revolution, wenn dir das lieber ist. Galles hat Morones um die Präsidentschaft gebracht, weil er seinem Kumpel Obregõn in den Sattel helfen wollte. Wem nützt das Verbrechen? Diese naheliegende Frage mußt du dir immer wieder stellen. Wem nützt es?«

»Galles und Morones. Und wer sind die Sündenböcke? Die Katholiken.«

»Du warst schon immer ein Kirchenfeind, Palomo. Du wirfst den Bauern ihren katholischen Glauben vor.«

»Gerade deshalb sage ich dir, daß nichts die Kirche mehr stärkt, als wenn man sie verfolgt. Davor habe ich Angst.«

»Warum verfolgt Galles sie dann? Der Türke ist kein Blödmann.«

»Um die Wahrheit zu verheimlichen, José Miguel. Irgendwie muß er ja beweisen, daß er revolutionär ist.«

»Ich verstehe nichts mehr.«

»Du mußt eines verstehen: In Mexiko sind selbst die Krüppel Seiltänzer.«

»Und du darfst etwas anderes nicht vergessen. Politik ist die Kunst, Kröten zu schlucken, ohne das Gesicht zu verziehen.«

Sie war weiß wie Mondlicht, und darum traten ihre tiefschwarzen, dichten Brauen besonders stark hervor, eine durchgehende Linie in ihrem finsteren Gesicht, die die Augenringe in noch tiefere Schatten tauchte, darin die riesigen Augen, die so schwarz waren, wie die Sünde angeblich ist, Augen, die in einem See böser Vorahnungen schwammen. Die Frau war schwarzgekleidet, mit langem Rock und Schuhen ohne Absätze, bis zum Hals zugeknöpfter Bluse und einem ebenfalls schwarzen Umhängetuch, das ihren Rücken bedeckte, sie hatte es sich eng, aber ungeschickt und nervös umgebunden, und deshalb rutschte es ihr bis zur Taille hinab – was sie erröten ließ, als gäbe es ihr das Aussehen einer halbnackten Revuetänzerin, und schnell legte sie es sich wieder über die

Schultern, niemals über den Kopf mit der streng von einem Mittelscheitel geteilten Mähne, die hinten zu einem Knoten zusammengebunden war, doch am Nacken flatterten auch lange, lose Haare, als rebellierte ein geheimer Teil ihres Wesens gegen die disziplinierte Haartracht. Die lose flatternden Haare waren etwas weniger schwarz als die straffe Frisur dieser blassen, nervösen Frau, als kündigten sie etwas an, wären Sendboten einer unwillkommenen Nachricht.

»Entschuldigen Sie, man hat mir gesagt, daß Sie ein Dienstmädchen suchen.«

»Nein, Señorita, wir beuten niemanden aus.« Laura lächelte mit ihrer immer deutlicher sich äußernden Ironie. War Ironie ihr einzig möglicher Schutz gegen die Gewohnheit, ohne sie herabzuwürdigen oder sich zu ereifern, aber dennoch klar und schnörkellos, nichts weiter, allumfassend wie ihr Lebenshorizont?

»Ich weiß, daß Sie eine Hilfe brauchen, Señora.«

»Hören Sie, ich habe Ihnen gerade erklärt…«

Sie sagte nichts weiter, weil sich die weißhäutige, schwarzgekleidete Frau mit den tiefen Augenringen gewaltsam in Lauras Garage drängte, sie mit ihrem Blick und ihren gefalteten Händen flehentlich um Schweigen bat und auf beängstigende Weise umarmte. Sie schloß die Augen wie angesichts einer irdischen Katastrophe, während auf dem Bürgersteig ein Trupp metallisch glänzender Soldaten vorbeirannte, die mit ihren kräftigen Stiefeltritten das Pflaster zertrampelten, sie klangen nach Eisen und liefen über die eisernen Straßen einer

seelenlosen Stadt. Die Frau zitterte in Lauras Armen.

»Bitte, Señora…«

Laura blickte ihr in die Augen.

»Wie heißt du?«

»Carmela.«

»Also, ich begreife nicht, warum ein ganzer Soldatentrupp einem Dienstmädchen hinterherrennt, das Carmela heißt.«

»Señora, ich…«

»Sag nichts, Carmela. Komm. Hinten im Patio gibt es ein unbenutztes Dienstbotenzimmer. Das räumen wir auf. Da liegen viele alte Zeitungen herum. Schaff sie zum Boiler. Kannst du kochen?«

»Ich kann Hostien backen, Señora.«

»Dann bringe ich es dir bei. Woher bist du?«

»Aus Guadalajara.«

»Erzähle allen, daß deine Eltern aus Veracruz sind.«

»Die sind längst tot.«

»Na, dann sag, daß sie aus Veracruz waren. Ich brauche Gesprächsstoff, um dich zu schützen, Carmela. Themen, über die man reden kann. Folge nur immer dem, was ich sage.«

»Gott vergelt's Ihnen, Señora.«

Juan Francisco hatte nicht die geringsten Einwände, als Carmela auftauchte. Laura mußte ihm nichts erklären. Er nannte sich selbst gedankenlos, weil er so wenig Rücksicht auf die Erfordernisse des Haushalts, auf Lauras Erschöpfung und ihr Interesse für Bücher und Malerei

genommen habe. Die Kinder wüchsen heran und brauchten die mütterliche Erziehung. Maria de la O werde alt und schwach.

»Warum fahrt ihr nicht nach Xalapa, um euch zu erholen? Carmela kann sich hier im Haus um mich kümmern.«

In Xalapa blickte Laura Dïaz zur Dachkammer ihres früheren Hauses hinüber; sie war vom Dach der Pension aus zu sehen, in der ihre Mutter Leticia und ihre Tanten Hilda und Virginia nun wohnten und arbeiteten. Das Alter hatte die Schwestern Kelsen eingeholt, und nun ließen sie selbst die Zeit hinter sich zurück.

Laura liebte die drei, daran dachte sie in dem schmalen, kleinen Saal, in dem Leticia auf eine etwas weniger elegante Art ihre persönliche Ausstattung, die Korbmöbel, die Marmorkonsole, die Bilder mit dem Lausbuben und dem Hund, arrangiert hatte. Hilda hatte ein großes, rosiges, herunterhängendes und mit weißen Haaren bewachsenes Doppelkinn, doch ihre Augen waren immer noch strahlendblau, trotz der dicken Brille, die ihr ab und zu von der geraden Nase rutschte.

»Ich werde allmählich blind, liebe Laura. Das ist ein Segen, weil ich meine Hände nicht mehr erkennen kann, schau dir meine Hände an, sie sehen aus wie die Knoten, die die Seeleute an der Mole von Veracruz machen, wie verdorrte Baumwurzeln. Wie soll ich so Klavier spielen? Noch ein Glück, daß deine Tante Virginia mir vorliest.«

Sie, Virginia, hatte immer noch ihre schwarzen, weit, beinahe erschrocken aufgerissenen Augen, und ihre Hände

lagen auf dem Ziegenledereinband eines Buches wie auf der Haut eines geliebten Wesens. Sie trommelte im Rhythmus der blinzelnden, tiefschwarzen, aufmerksamen Augen. Erwartete sie, daß bald etwas geschehen oder ein unerwartetes, von der Vorsehung geschicktes Wesen eintreten würde? Gott, der Briefträger, ein Geliebter, ein Verleger? All diese Möglichkeiten leuchteten gleichzeitig in Tante Virginias übertrieben lebhaftem Blick auf.

»Hast du mit dem Minister Vasconcelos darüber gesprochen, meinen Gedichtband zu veröffentlichen?«

»Tante Virginia, Vasconcelos ist nicht mehr Minister. Er gehört zur Opposition gegen Galles. Außerdem habe ich ihn nie kennengelernt.«

»Von Politik verstehe ich nichts. Warum regieren uns nicht die Dichter?«

»Weil sie keine Kröten schlucken können, ohne das Gesicht zu verziehen.« Laura lachte.

»Was? Was sagst du da? Bist du verrückt? Du kleines Äff-chen!«

Obwohl die drei Schwestern gemeinsam entschieden hatten, eine Pension zu unterhalten, arbeitete in Wirklichkeit nur Leticia. Ausgemergelt, nervös, groß, kerzengerade und mit angegrautem Haar, eine Frau von wenigen Worten, aber vielsagender Treue, bereitete sie die Mahlzeiten vor, machte die Zimmer, goß die Pflanzen, fleißig vom Schwarzen Zampayita unterstützt, der das Haus auch weiter mit seinen Tänzen und Liedern erfreute, von denen man nicht wußte, woher sie kamen:

»Ora la cachimbâ-bimbâ-bimbâ Ora la cachimbandâ,

Tanz hierhin, meine Schwarze, Tanz dorthin, meine Schwarze.«

Laura war verblüfft, als sie das weiße Drahthaar auf dem Kopf des Schwarzen sah. Sie hielt es für sicher, daß Zampayita in geheimem Kontakt mit einer Sekte tanzender Hexen und einem nicht enden wollenden Chor unsichtbarer Stimmen stand. Wir sind die, die den Körper meines Bruders Santiago dem Meer übergeben haben, wir sind die Zeugen…

Und nun blickte Laura zur Dachkammer Armonia Aznars hinüber, dachte an sie, und ohne ersichtlichen Grund auch an Carmela, die keinen Familiennamen hatte und in Mexico-Stadt im Dienstbotenzimmer wohnte.

Leticia beherbergte vor allem alte Veracruzaner Bekannte, die sich auf der Durchreise befanden, doch nun, da Laura, die Kinder und Maria de la O zu Besuch gekommen waren, ganz abgesehen von den beiden lebenslänglichen und völlig mittellosen Pensionärinnen, den Tanten Hilda und Virginia, gab es nur noch Platz für zwei Gäste, und Laura entdeckte zu ihrer Überraschung den schlagartig gealterten großen, blonden Tennisspieler mit den kräftigen, behaarten Beinen wieder, der die Mädchen auf den Bällen in San Cayetano drangsaliert hatte.

Er begrüßte sie mit einer entschuldigenden und unterwürfigen Geste, die ebenso unerwartet wie seine Anwesenheit war. Er arbeite als Handlungsreisender, sagte er, er verkaufe Autoreifen auf der Route Córdoba-Orizaba-Xalapa-Veracruz. Gott sei Dank hätte man ihn nicht in die Hafenstadt Coatzacoalcos geschickt, die sei eine wahre

Hölle. Man habe ihm einen eigenen Wagen gegeben – sein Gesicht leuchtete auf, wie damals, 1915, als er frenetisch den Cakewalk tanzte –, allerdings gehöre er nicht ihm, sondern der Firma.

Der zweite Gast sei ein alter Mann, sagte Leticia: »Er verläßt sein Zimmer nicht, ich bringe ihm das Essen.«

Eines Abends unterhielt sich Leticia lange an der Tür, so daß das Tablett mit dem Essen des Gastes in der Küche kalt zu werden drohte. Also nahm Laura es und trug es in aller Ruhe zum Zimmer jenes Mannes, der sich nie blicken ließ.

Er saß auf der Bettkante und hatte etwas in der Hand, das er sofort versteckte, als er Lauras Schritte hörte. Dabei vernahm sie ein unmißverständliches Geräusch, das der Kugeln eines Rosenkranzes. Als Laura das Tablett neben den Gast stellte, spürte sie, daß ihr eine Gänsehaut über den ganzen Körper lief, ein plötzlicher Schauder des Wiedererkennens, der unendlich viele Schleier des Vergessens, der Zeit und in diesem Fall ganz besonders der Abscheu zerriß.

»Sie, Herr Pfarrer!«

»Du bist Laura, nicht wahr? Verrate nichts, bitte. Bring nicht deine eigene Mutter in Gefahr.«

Lauras Gedanken mußten einen riesigen Sprung in die Vergangenheit machen, um den jungen dunkelhäutigen, unnachgiebigen Dorfpfarrer wiederzufinden, der eines Tages mit dem Inhalt der Spendentruhe verschwunden war.

»Pater Elzevir.«

Der Pfarrer ergriff Lauras Hände.

»Wieso weißt du das noch? Du warst doch erst ein kleines Mädchen.«

Sie brauchte ihn nicht zu fragen, warum er sich hier versteckte. ›Verrate nichts, bitte. Bring nicht deine eigene Mutter in Gefahr.‹ Sie brauche ihn nichts zu fragen. Er sei mit seinem Raub nicht sehr weit gekommen. Er sei ein Feigling. Das gebe er zu. Als die Polizei ihm schon auf den Fersen gewesen sei, habe er gedacht, es sei besser, sich der Barmherzigkeit der Kirche anzuvertrauen, denn die Gendarmen des porfiristischen Regimes zeigten nicht die geringste Herzensregung.

»Ich habe Vergebung erfleht, und man hat sie mir gewährt. Ich habe gebeichtet, und man hat mir die Absolution erteilt. Ich habe bereut und wurde wieder in den Schoß meiner Kirche aufgenommen. Aber ich spürte, daß all das viel zu leichtfiel. Ich mußte büßen für das, was ich angerichtet hatte, für meine Versuchung. Meinen Betrug. Für das Böse. Unser Herrgott hat mir den Gefallen getan, mir diese Strafe zu schicken, die religiöse Verfolgung, die Galles angeordnet hat.«

Er blickte Laura mit seinen schicksalsergebenen Indioaugen an.

»Ich fühle mich schuldiger als je zuvor. Ich habe Alpträume. Ich bin sicher, daß Gott mich für mein Sakrileg bestraft, indem er seine Kirche mit dieser Verfolgung heimsucht. Ich glaube, ich bin durch meine Tat für das allgemeine Übel verantwortlich. Das glaube ich im tiefsten Herzen.«

»Pater, mir müssen Sie nichts beichten.«

»O doch, ich muß.« Elzevir drückte Lauras Hände, die er keinen Augenblick losgelassen hatte. »Das muß ich wirklich. Du warst ein kleines Mädchen. Wen kann ich eher als ein Mädchen für den Aufruhr der Seele um Verzeihung bitten? Vergibst du mir?«

»Ja, Pater, ich habe Sie nie beschuldigt, aber meine Mutter…«

»Deine Mutter und deine Tanten haben verstanden. Sie haben mir verziehen. Darum bin ich hier. Wenn es sie nicht gäbe, hätte man mich schon längst erschossen.«

»Mir haben Sie nichts Böses angetan, das kann ich Ihnen sagen. Entschuldigen Sie, aber ich hatte Sie ganz vergessen.«

»Das war das Böse, siehst du? Das Vergessen ist das Böse. Ich habe meine Gemeinde in Aufruhr versetzt, und wenn meine Gemeinde das vergißt, dann deshalb, weil der Aufruhr so tief eingedrungen ist, daß er sogar vergessen und vergeben wurde…«

»Meine Mutter hat Ihnen verziehen«, unterbrach Laura, die die Erklärungen des Pfarrers einigermaßen verwirrten.

»Nein, sie behält mich hier, gibt mir ein Dach über dem Kopf und zu essen, damit ich das Mitleid kennenlerne, das ich selbst mit meiner Herde nicht hatte. Deine Mutter ist ein lebender Vorwurf, für den ich dankbar bin. Ich möchte nicht, daß mir jemand verzeiht.«

»Pater, meine Kinder haben noch nicht die erste Kommunion empfangen. Sehen Sie, mein Mann würde… in Aufruhr geraten, wenn ich ihn darum bäte. Möchten Sie nicht…?«

»Warum bittest du mich wirklich darum?«

»Pater, ich möchte etwas Außergewöhnlichem angehören, Gewohnheit ist der Tod für mich.« Laura ging mit einem Seufzer, der halb eine Zornesäußerung und halb ein Wehklagen war.

Als sie die Zeremonie vollzogen, die ihr in ihrem Leben als Ehefrau noch fehlte, fühlte sie eine tiefe Genugtuung, wobei sie genau wußte, daß sie gegen den unausgesprochenen Willen ihres Mannes handelte. Juan Francisco ging nicht zur Messe und sprach nicht über Religion. Laura und die Kinder auch nicht. Nur Maria de la O bewahrte ein paar alte Heiligenbilder auf, die sie sich an den Spiegel gesteckt hatte. Juan Francisco sagte nichts dazu, doch er hielt die Bilder für die Reliquien einer alten Betschwester.

»Ich habe nichts dagegen, aber ich möchte wissen, warum?« fragte Leticia.

»Ohne Zeremonien, die die Zeit bestimmen, verflacht die Welt zu sehr.«

»Hast du solche Angst, daß du dein Leben vergeudest?«

»Ja, *Mutti.* Ich fürchte mich vor einer Zeit ohne Stunden. Das muß der Tod sein.«

Leticia, ihre drei Schwestern und Laura traten zusammen mit den Kindern Santiago und Danton ins Zimmer des Pfarrers.

»Das ist mein Leib, das ist mein Blut«, intonierte Elzevir und nahm zwei Brotstücke, die er Santiago und Danton in den Mund steckte. Die Kinder fanden es lustig, daß man sie in ein dunkles Zimmer brachte, ihnen Weißbrotstückchen zu essen gab und sie lateinische Worte hören ließ. Doch

lieber rannten sie durch die Gärten von Xalapa, Los Berros und den Parque Juârez, wie immer von der braunhäutigen Tante beaufsichtigt, von der ruhigen Stadt fasziniert, die sie als einen gefahrlosen Raum, einen eigenen Bereich in Besitz nahmen, der ihnen die in der Hauptstadt verbotene Freiheit gab, denn dort waren die Straßen mit Autos überfüllt, und in der öffentlichen Schule wimmelte es von Provokateuren und Raufbolden, vor denen Santiago seinen kleinen Bruder schützen mußte.

»Warum siehst du dir so oft das Dach von dem Haus da drüben an, Mama?«

»Ach, nichts weiter, Santiago. Da habe ich als junges Mädchen mit deinen Großeltern gewohnt.«

»Zu Hause hätte ich gern so einen Wachtturm wie den da. Ich wäre der Burgherr und würde dich vor allen Bösewichtern schützen, Mama.«

»Santiago, bevor ich nach Xalapa gekommen bin, habe ich zu Hause ein Dienstmädchen eingestellt. Ihr wart mit der Tante schon hier. Wenn ihr jetzt zurückkommt, müßt ihr Carmela mit großem Respekt behandeln.«

»Carmela. Aber ja, Mama.«

Laura hatte eine Vorahnung. Sie bat Maria de la O, noch ein paar Tage mit den Kindern in Xalapa zu bleiben, während sie nach Mexico-Stadt zurückfuhr, um das Haus vorzubereiten. »Da wird es wüst aussehen, nachdem Juan Francisco so lange allein war, wo er doch so mit seiner Politik beschäftigt ist. Sobald ich alles in Ordnung gebracht habe, lasse ich euch kommen.«

»Laura.«

»Ja, *Mutti!*«.

»Sieh mal, was du damals nach der Hochzeit vergessen hast.«

Es war die chinesische Puppe Li Po. Es stimmte. Sie hatte nie wieder an sie gedacht.

»Ach, Mama, wie leid mir das tut.«

Sie überspielte ihre wirkliche Traurigkeit mit einem falschen Lachen.

»Ich glaube, schuld daran ist, daß ich zur Li Po meines Mannes geworden bin.«

»Möchtest du sie mitnehmen?«

»Nein. Lieber soll sie hier an ihrem Platz auf mich warten, bis ich zurückkomme.«

»Glaubst du, daß du zurückkommst, Tochter?«

Als Laura mittags vom Bahnhof Buenavista kam, wobei der Zug die übliche Verspätung gehabt hatte, war niemand in dem Häuschen an der Avenida Sonora, weder Carmela noch Juan Francisco.

Etwas war anders im Haus, das spürte sie. Eine besondere Stille. Etwas fehlte. Natürlich, die Kinder, das Tantchen, sie waren sonst im Haus zu hören, waren seine Freude. Sie hob die Zeitung auf, die unter der Garagentür steckte, und machte Pläne, wie sie den Tag verbringen wollte. Ob sie ins Ciné Royal ging? Was brachten sie dort?

Sie schlug *El Universal* auf und fand sich einer Photographie von »Carmela« gegenüber. Man hatte die Karmelitin Gloria Soriano wegen Beihilfe zum Mord am gewählten Präsidenten Ălvaro Obregõn festgenommen.

Man hatte sie in einem Haus in der Nähe des Bosque de Chapultepec aufgespürt. Als sie einen Fluchtversuch unternahm, hatte ihr die Polizei in den Rücken geschossen. Die Nonne war auf der Stelle tot.

Den ganzen Tag über blieb Laura im Eßzimmer sitzen, wo sonst die politischen Versammlungen stattfanden. Die aufgeschlagene Zeitung lag auf dem Tisch, und Laura starrte unverwandt das Foto der totenblassen Frau mit den tiefen Augenringen und den pechschwarzen Augen an. Es dämmerte, und obwohl sie das Bild kaum mehr sehen konnte, machte sie kein Licht an. Dieses Gesicht kannte sie in- und auswendig. Es war das Gesicht einer moralischen Wiedergutmachung. Wenn ihr Juan Francisco all die Jahre über vorgehalten hatte, daß sie die katalanische Anarchistin in der Dachkammer nicht besucht hatte, wie konnte er sie jetzt tadeln, weil sie die verfolgte Nonne versteckt hatte? Selbstverständlich würde er ihr keine Vorwürfe machen, endlich würden sie sich in ihrer kämpferischen Menschenliebe gleich fühlen, sagte sich Laura und wiederholte: »Kämpferisch«.

Juan Francisco kam um elf Uhr nachts heim. Das Haus war dunkel. Der kräftige, große Mann warf den Hut aufs Sofa, seufzte und machte Licht. Offensichtlich erschrak er, als er Laura erblickte, die vor der aufgeschlagenen Zeitung saß.

»Ach, du bist schon zurück.«

Laura nickte.

»Hast du das von der Nonne Soriano schon gelesen?« fragte Lopez Greene.

»Du meinst das von der Anarchistin Aznar.«

»Ich verstehe dich nicht.«

»Als du nach Xalapa gekommen bist, um die Gedenktafel an der Dachkammer zu enthüllen, hast du meinen Vater gelobt, weil er Armonfa Aznar Unterschlupf gewährt hatte. Damals habe ich dich kennengelernt und mich in dich verliebt.«

»Natürlich. Sie war eine Heldin der Arbeiterklasse.«

»Willst du mich nicht loben, weil ich eine Heldin der religiösen Verfolgung versteckt habe?«

»Eine Nonne, die Präsidenten ermordet.«

»Eine Anarchistin, die Zaren und Fürsten ermordet?«

»Nein, Armonfa hat für die Arbeiter gekämpft, deine Carmela für die Pfaffen.«

»Ach, es ist meine Carmela, nicht deine.«

»Nein, nicht meine.«

»Überhaupt kein Mensch, Juan Francisco, jemand von einem anderen Stern…«

»Aus einer anderen, überwundenen Zeit, nichts weiter.«

»Die deinen Schutz nicht verdient hatte.«

»Eine Verbrecherin. Außerdem, wenn sie in aller Ruhe hiergeblieben wäre, wie ich es von ihr verlangt habe, hätte man sie nicht auf der Flucht erschossen.«

»Ich wußte nicht, daß die Polizisten der Revolution genauso töten wie die der Diktatur: von hinten.«

»Man hätte sie vor Gericht gestellt, das habe ich ihr gesagt, wie den Mörder Toral und seine Komplizin, die Mutter Conchita, noch eine Frau, da siehst du's.«

»Mit wem wolltest du dich gutstellen, Juan Francisco? Mit mir hast du es für immer verdorben.«

Sie wollte keine Erklärungen hören, und Juan Francisco wagte es nicht, welche zu geben. Laura packte einen Koffer, ging hinaus auf die Avenida, hielt ein Taxi an und nannte die Adresse ihrer Jugendfreundin Elizabeth Garcia-Dupont.

Juan Francisco lief ihr nach, riß heftig die Taxitür auf, packte sie am Arm und wollte sie aus dem Auto zerren, schlug ihr ins Gesicht. Der Taxifahrer stieg aus und gab Juan Francisco einen Stoß, warf ihn zu Boden und fuhr so schnell, wie er konnte, los. Laura richtete sich mit Elizabeth in einem modernen Appartement in der Colonia Hipödromo ein. Die Jugendfreundin nahm sie freudig auf, mit Umarmungen, Schmeicheleien, Zärtlichkeiten und Küssen, genau, wie Laura erwartet hatte. Dann, im Nachthemd, erzählten sich die beiden ihre Lebensgeschichten. Elizabeth hatte sich gerade vom berühmten Eduardo Caraza scheiden lassen, der sie bei den Bällen auf der Hazienda San Cayetano ganz in seinen Bann gezogen hatte und sie auch weiter in seinem Bann hielt, als sie heirateten und in die Hauptstadt zogen, weil Caraza mit dem Finanzminister Alberto Pani befreundet war. Pani ordnete wie durch ein Wunder die Staatsfinanzen nach der Inflation der Revolutionszeit, als jede Partei ihr eigenes Papiergeld, die berüchtigten »Bilimbiques«, gedruckt hatte. Eduardo Caraza hielt sich für unwiderstehlich, er nannte sich selbst »ein Gottesgeschenk an die Frauen«, und er gab Elizabeth zu verstehen, er habe ihr einen großen Gefallen getan, indem er sie heiratete.

»Weil ich dich so sehr darum gebeten hatte, Eduardo.« »Du darfst dich glücklich schätzen, meine Liebe. Du hast mich, aber ich brauche viele Frauen. Es ist besser, daß wir uns da richtig verstehen.«

»Und ich habe dich, aber ich brauche auch andere Männer.« »Elizabeth, du redest wie eine Hure.« »Dann bist du der Hurenbock, mein lieber Lalo.« »Entschuldige, ich wollte dich nicht beleidigen. Es war nur ein Spaß.«

»Nie habe ich etwas Ernsteres von dir gehört. Du hast mich beleidigt, und ich wäre ungeheuer dumm, wenn ich hierbliebe und weitere Demütigungen ertrüge, nachdem ich mir deine Lebensphilosophie angehört habe, Liebster. Weil du ein Recht auf alles hast und ich auf nichts. Ich bin eine Hure, und du bist ein Macho. Ich bin ein leichtes Mädchen, und du bist sozusagen ein Gentleman, was auch immer geschieht, nicht wahr? Leb wohl, leb wohl.«

Zum Glück hatten sie keine Kinder – wie auch, wenn sich dieser Lalo als Nachtschwärmer verausgabte und um sechs Uhr morgens schlapper als ein nasser Sack heimkam?

»Nein, Juan Francisco war anders, er hat mich immer respektiert. Bis heute nacht, als er mich schlagen wollte.« »Wollte? Sieh dir bloß deine Backe an.« »Also gut, er hat mich geschlagen. Aber er ist nicht so.« »Laura, meine Liebste, ich merke schon, wenn es so weitergeht, verzeihst du ihm alles, und in einer Woche steckst du wieder im Käfig. Besser, wir amüsieren uns. Ich lade dich ins Teatro Lirico ein, dort kannst du den Dickwanst Roberto Soto in ›Der Zusammenbruch‹ sehen, einer Satire auf den Gewerkschaftsboß Morones, und es heißt, daß man dort

herzlich lacht. Da kriegen alle ihr Fett ab. Gehen wir hin, bevor sie es verbieten.«

Sie nahmen eine Loge, um besser vor Blicken geschützt zu sein. Roberto Soto war das getreue Ebenbild von Luis Napoleon Morones, er hatte alles doppelt, Kinn, Bauch, Lippen, Backen, Augenlider. Das Stück spielte in Tlalpan, auf dem Landgut des Gewerkschaftsführers, der als Meßknabe kostümiert erschien und sang: »Als ich ein Meßknabe war.« Sogleich umringten ihn neun oder zehn halbnackte Mädchen mit Lendenschurzen aus Bananen, wie Josephine Baker sie in den Pariser Folies-Bergère in Mode gebracht hatte, und mit an den Brustwarzen klebenden Sternchen. Sie zogen dem Dicken das Meßgewand aus und sangen: »Es lebe das Proletariat.« Ein großer, dunkelhäutiger Mann im Overall schenkte unterdessen Champagner für Soto-Morones ein.

»Danke, lieber Bruder Lopez Greene, du bedienst mich besser als jeder andere. Du brauchst bloß noch deinen Namen in Lopez Red zu ändern, damit er nicht stört, weißt du? Wir hier sind alles alte Rote, keine grünen Alten, stimmt's, Mädchen? Ach, das ist ja zum…!«

*»Mutti,* kümmere dich um die Kinder, bis ich dich benachrichtige. Das Tantchen soll bei dir bleiben. Ich schicke euch Geld. Ich muß mein Leben in Ordnung bringen. Ich erzähle dir bald alles, liebste *Mutti.* Ich vertraue dir Li Po an. Du hattest recht.«

## *VIII. Paseo de la Reforma: 1930*

»Manche Mexikaner sehen nur im Sarg gut aus.«

Orlando Ximénez' Witz wurde von allen Gästen des Empfangs belacht, zu dem Carmen Cortina eingeladen hatte, um das Porträt ihrer Cousine, der Schauspielerin Andrea Negrete, vorzustellen, das Tizoc Ambriz, ein junger Maler aus Guadalajara, geschaffen hatte. Ambriz war im Handumdrehen zum gesuchtesten Porträtisten der guten Gesellschaft geworden und wurde von all jenen beauftragt, die sich nicht von den – kommunistischen und grauenhaften – Malern Rivera, Orozco oder Siqueiros verewigt sehen wollten, die man geringschätzig »die Fratzenkleckser« nannte.

Carmen Cortina setzte sich jedenfalls über die Konventionen hinweg und lud all jene zu ihren Empfängen ein, die sie selbst »die Fauna der Hauptstadt« nannte. Als Elizabeth Laura zum erstenmal auf ein solches Fest mitnahm, mußte sie ihr erklären, wer die offiziellen Gäste waren, auch wenn die sich nicht von den »blinden Passagieren« unterschieden, die von der Gastgeberin geduldet wurden, weil sie ihrer großen gesellschaftlichen Anziehungskraft huldigten – denn wer, der etwas auf sich hielt, wollte sich nicht auf den Soireen Carmen Cortinas sehen lassen? Sie selber, eitel und halbblind, konnte nicht allzu genau auseinanderhalten, wer von den Anwesenden wer war, und man erzählte über sie, daß sie den Geruchs- und Tastsinn in den Rang einer großen Kunst erhoben

habe, denn es genüge ihr, die kurzsichtigen Augen an die nächste Wange zu drücken, um sagen zu können: »Meine Liebe, wie charmant du aussiehst!« Oder sie berühre ein feines Kaschmirtuch und rufe: »Rudy, welche Freude, dich zu sehen!«

Rudy war Rudy, und Orlando war einfach rüde: *»Watch out!«* sagte Carmen zu der gefeierten Andrea, einer Frau mit blendendweißer Haut und ständigem Schlafzimmerblick, unsichtbaren Brauen und einem Gesicht, dessen vollkommene Symmetrie von ihrem Mittelscheitel unterstrichen wurde. Ihr Haar wurde trotz der sinnenfrohen Jugend ihres zeitlosen Antlitzes kühn von zwei weißen Strähnen an den Schläfen verschönt. Aus diesem Grund nenne man sie respektlos »Die bunte Kuh«, und dabei denke man vor allem an ihr Geschick in der Kunst, anderen Hörner aufzusetzen, erklärte der unverbesserliche Orlando. Andrea werde in naher Zukunft schon das werden, was man eine üppige Frau nenne – *»but not yet«*. Sie sei wie eine voll ausgereifte, gerade gepflückte Frucht, die sich herausfordernd der Welt darbiete.

»Iß mich«, sagte Andrea lächelnd.

»Schäle mich«, antwortete tiefernst Orlando.

»Frecher Kerl.« Carmen lachte hemmungslos.

Das Bild, das Tizoc Ambriz gemalt hatte, war mit einem kleinen Vorhang bedeckt und wartete darauf, als Höhepunkt des Abends enthüllt zu werden, wenn Carmen, und nur Carmen allein, es bestimmte. Dazu aber mußten erst die Dinge an ihren Zenit gelangen, einen Augenblick vor dem Überkochen, nachdem die ganze »Fauna«

versammelt war. Carmen stellte Listen im Kopf auf: Wer ist da, wer fehlt?

»Du bist die Statistikerin des *high life«,* sagte ihr Orlando ins Ohr, das aber mit lauter Stimme.

»Hör mal, ich bin nicht taub«, stöhnte Carmen.

»Du bist einfach gut.« Orlando zwickte sie in den Hintern.

»Frecher Kerl! Was heißt Statistikerin?«

»Dabei geht es um eine moderne, aber untergeordnete Wissenschaft. Eine neuartige Methode, Lügen zu verbreiten.«

»Was, was? Das muß ich unbedingt wissen.«

»Ich will Vargas heißen, wenn ich daraus schlau werde.«

»Pedro Vargas? Der ist die Sensation im Rundfunk. Hast du ihn gehört? Er singt in der ›W‹.«

»Liebste Carmen, gerade hat man den Palast der Schönen Künste eröffnet. Laß mich mit der ›W‹ in Frieden.«

»Was, dieses Mausoleum, das Don Porfirio halbfertig hinterlassen hat?«

»Wir haben ein eigenes Sinfonieorchester. Geleitet von Carlos Châvez.«

»Welcher Châvez?«

»Der mit den vielen Möschen.«

»Oh, scher dich zum Teufel, du bist unmöglich.«

»Ich kenne dich, du stellst gerade Listen in deinem Köpfchen zusammen.«

*»!'m the hostess. It's my duty.«*

»Ich wette, daß ich deine Gedanken lesen kann.«

»Orlando, man braucht bloß hinzusehen.«

»Was siehst du, meine blinde Göttin?«

*»The mixture, darling, thé mixture.* Es ist Schluß mit den gesellschaftlichen Klassen. Meinst du, das hätte nichts zu sagen? Vor zwanzig Jahren, als ich ein kleines Mädchen war…«

»Carmen, ich habe dich gesehen, wie du 1910 auf dem Ball zur Hundertjahrfeier geflirtet hast – ohne Erfolg.«

»Das war meine Tante. *Anyway,* schau dich um. Was siehst du?«

»Ich sehe eine Trauerweide. Ich sehe eine Nymphe. Ich sehe eine Aureole. Ich sehe die Melancholie, die Krankheit, den Egoismus. Ich sehe die Eitelkeit. Ich sehe die persönliche und kollektive Desorganisation. Schöne Posen. Häßlichkeiten.«

»Schwachkopf. Du bist ein verhinderter Dichter. Nenn mir Namen. *Names, names, names.«*

*»Wbat's in a name?«*

»Was, was für eine Sache?«

»Romeo und Julia, solche Sachen.«

»Wie bitte? Wer hat die eingeladen?«

Laura hatte sich gegen die Bitten ihrer Freundin Elizabeth gesträubt. »Du benimmst dich wie eine Witwe, ohne daß du eine bist, Laura, zum Glück hast du dich von Lopez Greene befreit wie ich mich von Caraza«, sagte Elizabeth, als sie über die Ave-nida Madero liefen und

nach »Sonderangeboten« suchten. Elizabeth organisierte diese Expeditionen in die Läden der Galle de Gante, de Bolivar und del 16 de Septiembre, um Jagd auf preisreduzierte Kleidungs- und Schmuckstücke zu machen, die nach der Revolution allmählich nach Mexiko zurückfanden. Die Expeditionstage begannen mit einem Frühstück bei Sanborn's, führten später zu einem Mittagessen bei Prendes und erreichten ihren Höhepunkt mit einem Film im Cine Iris an der Galle de Donceles, Lauras Lieblingskino, weil man dort amerikanische

»Streifen« der Metro mit den besten Schauspielern zeigte: Clark Gable, Greta Garbo, William Powell. Elizabeth dagegen bevorzugte das Cine Palacio an der Avenida del Cinco de Mayo, wo nur mexikanische Filme aufgeführt wurden, und es begeisterte sie, mit Chato Ortin zu lachen, mit Sara *Garda* zu weinen oder Fernando Solers komödiantische Kunst zu bewundern.

»Erinnerst du dich, wie wir uns den Fettwanst Soto in den Folies angesehen haben? Dort hat sich dein Leben geändert.«

»Eine kaputte Ehe zerstört auch alles andere, Elizabeth.«

»Weißt du, was dir passiert ist? Intelligenter zu sein als dein Mann. Genau wie ich.«

»Nein, ich glaube, er hat mich geliebt.«

»Aber er hat dich nicht verstanden. Du bist an dem Tag weg, als du eingesehen hast, daß du intelligenter warst als er. Sag mir nicht das Gegenteil.«

»Nein, ich habe einfach gespürt, daß Juan Francisco nicht Schritt hielt mit meinen Idealen. Vielleicht bin ich

moralischer als er, obwohl es mich heute langweilt, darüber nachzudenken.«

»Erinnerst du dich an den Spaß mit dem dicken Soto? Damit man dich in Mexiko für intelligent hält, mußt du ein Gauner sein. Ich empfehle dir, meine Liebe, eine emanzipierte und sinnliche Frau zu werden, eine Gaunerin, wenn du es so willst. Na los, iß deinen Eisbecher auf, saug die Strohhalme schön leer, und dann kaufen wir ein und gehn ins Kino.«

Laura sagte, sie schäme sich, daß Elizabeth sie mit so vielen Sachen »beballere«, wie man es in der hauptstädtischen Umgangssprache nannte; die Sprache wimmelte von Neologismen, die als Archaismen, und von Archaismen, die als Neologismen verkappt waren. Dabei herrschte so etwas wie eine sprachliche Sublimierung des zurückliegenden bewaffneten Kampfes, die dazu führte, daß »beballern« gleichbedeutend mit »beschenken« war, »Carranza nachmachen« mit »stehlen« und »belagern« mit »den Hof machen«, »sich anstrengen« hieß »eine Schlacht liefern«, und »mach mir den Wilson« besagte, daß einem der amerikanische Präsident, der die Landung der Marines in Veracruz und General Pershings Strafexpedition gegen Pancho Villa angeordnet hatte, den Buckel herunterrutschen konnte. Das Verhängnis wirkte wie in La Valentina: »Müssen sie mich morgen töten, dann sollen sie es ruhig tun«, die Kraft der Liebesleidenschaft wie in La Adelita: »Wenn sie mit einem ändern ginge, folgt' ich ihr zu Land und auf dem Meer.« Der Gegensatz zwischen Stadt und Land war so, als sänge man: »Nur vier Maisfelder sind übriggeblieben«, oder: »Schluß mit dem Tod, Schluß mit

der Angabe.« Als wollte man an den entsetzlichen, spitzbübischen mexikanischen Landmann, den Cuatezon Beristăin erinnern, der sich General nannte, ohne daß er andere Schlachten als die gegen seine Schwiegermutter geliefert hatte. »Abschießen« bedeutete »einen anderen nachmachen«, und »Madero folgen« war das, was sie gerade jetzt taten: auf der Avenida Madero bummeln, der wichtigsten Geschäftsstraße im Zentrum, der früheren Galle de Plateros, die man umgetauft hatte, um den Apostel der Revolution und der Demokratie zu ehren.

»Ich habe ein ungeheuer witziges Buch von Julio Torri gelesen. Es heißt ›Über Erschießungen‹, und darin beklagt er sich, wenn man erschossen werde, sei es am unangenehmsten, daß man so früh aufstehen müsse«, sagte Laura, während sie sich die Schaufenster ansahen.

»Mach dir keine Sorgen. Mein Mann, der arme Caraza, hat immer gesagt, während der Revolution sei eine Million Menschen umgekommen – und zwar bei Kneipenschlägereien. Laura«, Elizabeth blieb vor dem Abgeordnetenhaus in der Galle de Donceles stehen, »du gehst so gern ins Cine Iris, weil dein Mann Abgeordneter ist, stimmt's?«

Sie kauften Karten für »A Free Soul« mit Clark Gable und Norma Shearer, und Elizabeth erklärte, der Geruch nach Nougat und Apfelwein am Eingang der Kinos begeistere sie.

»Frische Äpfel und klebriger Honig«, seufzte die immer blondere und rundlichere junge Dame, als sie aus der Vorführung kamen. »Siehst du? Norma Shearer gibt alles auf, ihre Stellung, den aristokratischen Bräutigam – wie distinguiert dieser Engländer Leslie Howard doch aussieht!

–, und das alles für einen Gangster, der noch attraktiver ist als Clark Gable. Dieses göttliche Langohr! Der fasziniert mich!«

»Also mir ist der Blonde lieber, Leslie Howard. Der ist außerdem Ungar und kein Engländer.«

»Unmöglich, die Ungarn sind Zigeuner und haben Ringe in den Ohren. Wo hast du das gelesen?«

»In Photoplay.«

»Vielleicht ist dir der Blonde lieber, ob nun Engländer oder Kinderdieb, egal was, aber du hast den dunkelhäutigen Juan Francisco geheiratet. Mädchen, mich führst du nicht hinters Licht. Dir gefällt das Cine Iris, weil es neben dem Abgeordnetenhaus liegt. Wenn du Glück hast, siehst du ihn. Ich meine, ihr seht euch. Ich meine. Ich meine ja nur.«

Laura schüttelte impulsiv den Kopf, doch sie erklärte Elizabeth nichts. Manchmal spürte sie, daß ihr Leben einer Sonnenwende glich, nur daß ihre Ehe vom Frühling direkt in den Winter übergegangen war, ohne die dazwischenliegenden Jahreszeiten der Reife und Ernte. Sie liebte Juan Francisco, doch ein Mann ist nur bewundernswert, wenn er auch die Frau bewundert, die ihn liebt. Das hatte Laura gefehlt. Elizabeth mochte recht haben, sie mußte aus anderen Quellen trinken, in anderen Flüssen baden: Wenn sie die vollkommene Liebe nicht fand, konnte sie sich zumindest in eine romantische Leidenschaft hineinsteigern, mochte sie auch nur »platonisch« sein – ein Wort, das Elizabeth nicht verstand, während sie die Sache aber auf den Festen praktizierte, an denen sie regelmäßig teilnahm.

»Sieh mich an, aber faß mich nicht an. Wenn du mich anfaßt, steckst du dich an.«

Sie gab sich niemandem hin, und ihre Freundin Laura glaubte, daß man eine Leidenschaft vorsätzlich hervorrufen könne. So lebten sie ohne Probleme und ohne Männer, sie entzogen sich den zahlreichen Frauenhelden, die der Aufruhr der Revolution von ihren Familien befreit hatte und die eine Geliebte suchten, während sie eigentlich eine Mutter wollten.

Die Vernissage, bei der das von Tizoc Ambriz gemalte Bild Andrea Negretes enthüllt werden sollte, diente Laura schließlich als Anlaß, ihre Witwenschaft »ohne Leiche« aufzugeben, wie Elizabeth es mit einem gewissen makabren Unterton nannte, im Rahmen einer »künstlerischen« Feier. Es mußte endlich Schluß damit sein, die Vergangenheit wiederzukäuen, sich unmögliche Liebschaften einzubilden, Geschichten aus Veracruz zu erzählen, sich nach den Kindern zu sehnen, aus Scham vor einer Fahrt nach Xalapa zurückzuschrecken, weil sie sich schuldig fühlte, weil sie das gemeinsame Heim verlassen hatte, wie sie auch ihre Kinder verlassen hatte; sie wußte nicht, wie sie das alles rechtfertigen sollte, wollte Juan Francisco nicht vor den Kindern herabsetzen, wollte der *Mutti* und den Tanten gegenüber nicht zugeben, daß sie sich geirrt hatte, daß es für sie besser gewesen wäre, wenn sie sich auf den Bällen in San Cayetano und im Casino von Xalapa einen Jungen ihrer Klasse gesucht hätte. Doch vor allem wollte sie nicht schlecht von Juan Francisco reden, alle sollten weiter glauben, daß sie einem kämpferischen und vor allem tapferen Mann vertraut hatte, einem Führer,

der all das verkörperte, was in Mexiko in diesem Jahrhundert geschehen war; sie wollte ihrer Familie nicht sagen, ich habe mich geirrt, mein Mann ist korrupt, mittelmäßig, ein Ehrgeizling, der seines eigenen Ehrgeizes unwürdig ist, dein Vater, Santiago, kann nur leben, wenn man seine Verdienste anerkennt, deinen Vater, Danton, richtet die Überzeugung zugrunde, daß ihm die Menschen nicht den gebührenden Platz einräumen, mein Mann, Elizabeth, ist unfähig anzuerkennen, daß er seine Verdienste längst eingebüßt hat: Seine Medaillen sind bloß aus Kupfer, das hat sich längst herausgestellt.

»Dein Vater hat nichts weiter getan, als eine verfolgte Frau anzuzeigen.«

Wie sollte sie das Santiago und Danton sagen, wenn der eine bald acht und der andere sieben würde? Wie sollte sie sich *Mutti* und den Tanten gegenüber rechtfertigen? Wie sollte sie erklären, daß sich das in etlichen Kampf jähren gewonnene Ansehen in einem Augenblick verflüchtigt hatte? Nur weil eine einzige Tat unrecht gewesen war? Juan Francisco sollte denken, daß sie allein ihn richtete und verurteilte, sagte sich Laura in ihrer selbstgewählten Einsamkeit. Wenn er nur weiter glaubte, daß sie allein ihn richtete: niemand sonst, nicht die Welt oder seine Söhne, auch nicht ein paar alte Frauen, die sich in einer Pension in Xalapa verkrochen hatten und für ihn bedeutungslos waren. Der Stolz ihres Mannes sollte unangetastet bleiben, der Kummer der Frau allein ihr Kummer sein.

Das alles konnte sie der hartnäckigen Elizabeth nicht sagen, ebensowenig wie ihrer Veracruzaner Familie, mit der sie weiter in Briefwechsel stand, als wäre nichts

geschehen. Die Briefe kamen in der Avenida Sonora an. Juan Franciscos neues Dienstmädchen übergab sie ihr einmal in der Woche. Laura ging mittags zu ihrem alten Haus, wenn er nicht da war. Laura fühlte sich sicher: Wenn Maria de la O etwas ahnte, würde sie schweigen. Diskretion war dem Tantchen angeboren.

Die Einladung, an der Enthüllung des Bildes Andrea Negretes teilzunehmen, ließ sich einfach nicht ablehnen, tags zuvor hatte Elizabeth mit ihrem Gast über Ausgaben gesprochen.

»Mach dir keine Sorgen, Laura. Den Hut und die Kleider bezahlst du mir, sobald du kannst.«

»Juan Franciscos Monatsscheck hat sich verspätet.«

»Der würde nicht reichen!« Die rosenhäutige Blondine lachte liebevoll. »Du bist ausgestattet wie Marlene.«

»Mir gefallen hübsche Sachen. Vielleicht, weil ich jetzt keine andere Kompensation für so vieles habe, was… mir fehlt, würde ich sagen.«

»Es wird sich schon alles finden. Quäle dich nicht.«

Eigentlich gab sie nicht allzuviel aus. Sie las, ging in Konzerte und Museen, zusammen mit Elizabeth ins Kino und zum Essen. Die Umstände, die sie von ihrem Mann getrennt hatten, glichen einem Duell. Ein Verrat, ein Tod – eine Tote – hatte sich zwischen sie gedrängt. Aber das Chanel-Parfüm, das Schiaparelli-Hütchen, das Balenciaga-Kostüm, die Mode hatte sich in kürzester Zeit grundlegend geändert. Wie hätte sich Laura im kurzen Rock eines Charleston tanzenden Flappers und mit einem Haarschnitt à la Clara Bow zeigen können, wenn man sich wie die

neuen Hollywood-Stars kleiden mußte. Die Röcke wurden länger, das Haar bekam Wellen, man schmückte die Büsten mit großen Pikee-Aufschlägen, manche Frauen wagten es, seidene, enganliegende Abendkleider wie die platinblonde Jean Harlow zu tragen, und ein modischer Hut war sowieso unentbehrlich. Eine Frau nahm nur den Hut ab, wenn sie schlafen oder Tennis spielen wollte. Sogar im Schwimmbad war eine kleine Gummikappe obligatorisch, man mußte die Dauerwelle schützen.

»Na los, Kopf hoch!«

Bevor Laura Dïaz die Gastgeberin Carmen Cortina begrüßen, das von Pani ausgestattete Penthouse mit den strengen Bauhauslinien würdigen und die im Mittelpunkt der Feier stehende Andrea Negrete bewundern konnte, hielten ihr zwei Hände die Augen zu, ihr wurde ein kokettes *»Guess who?«* ins Ohr geflüstert, und vor Lauras halboffenen Augen erschien der schwere Goldring mit dem Monogramm OX.

Einen kurzen Augenblick lang wollte sie ihn nicht sehen. Hinter diesen Händen verbarg sich jener junge Mann, den sie auch im Speisesaal der Hazienda San Cayetano bei ihrem Kennenlernen nicht hatte anblicken wollen. Sie roch den englischen Lavendel, hörte die zum Diskant erhobene Baritonstimme, wie das offenbar bei Engländern üblich war; sie stellte sich das gedämpfte Tropenlicht auf der Terrasse vor, erriet das scharfgeschnittene Profil, die gerade Nase, die blondgelockte Haarmähne.

Sie schlug die Augen ganz auf und sah die hinter die Unterlippe leicht zurücktretende Oberlippe, die hervorstehende Kinnlade, die sie nach wie vor an die

habsburgischen Kaiser erinnerte. Aber die Locken waren verschwunden, statt dessen erblickte sie eine markante Glatze und darunter ein Erwachsenengesicht, doch auch jene unverkennbar gelbliche Haut wie die der chinesischen Hafenarbeiter in Veracruz.

Orlando sah die traurige Bestürzung in Lauras Blick und sagte: »Orlando Ximénez. Du kennst mich nicht, aber ich dich. Santiago hat sehr zärtlich von dir gesprochen. Ich glaube, du warst – wie habe ich dich doch gleich genannt?«

»Seine Lieblingsjungfrau.«

»Bist du's nicht mehr?«

»Zwei Söhne.«

»Einen Mann?«

»Den gibt es nicht mehr.«

»Gestorben?«

»So gut wie.«

»Und du und ich, wir leben immer noch. Uff. Was es alles gibt.«

Orlando sah sich um, als suchte er die Terrasse in San Cayetano, den Winkel, in dem sie allein sein und ihr Zwiegespräch führen könnten. Das bittersüße Gefühl der verpaßten Chance überflutete Lauras Herz. Aber Carmen Cortina gestattete auf ihren Festen keine frivole Intimität oder verschämte Einsamkeit; als ahnte sie, daß sich hier eine private, das heißt die anderen ausschließende Beziehung anbahnte, unterbrach sie die Zweisamkeit der beiden und stellte den einen Gast und den nächsten vor, den Dickarsch del Rosal, einen alten Aristokraten, der ein

Monokel trug und sich den Scherz erlaubte, das Glas aus dem Auge zu nehmen und – sehen Sie nur – es wie eine Hostie zu verschlingen; es war kein richtiges Glas, sondern Gelatine. Ihm folgte Onomastico Galan, ein dicker, rotwangiger Spanier, der auf den Festen üblicherweise im Nachthemd und mit gestreifter Schlafmütze erschien, von der eine rote Troddel herabhing, in der Hand hielt er eine Kerze, für den Fall, daß es in diesem desorganisierten und revolutionären Land eine Stromsperre gab – Mexiko brauchte eine gute und sanfte Diktatur wie die Primo de Riveras in Spanien. Danach kam ein Paar, er ein Matrose in kurzer Hose und mit blauer Mütze, auf der »Küß mich« stand, sie trat als Mary Pickford auf, trug eine Perücke mit üppigen blonden Locken, weiße Söckchen, Lackschuhe, rüschenbesetzte Höschen und einen weiten rosa Rock, ganz abgesehen von dem berühmten Riesendutt auf dem Lockenhaupt; den beiden schloß sich ein Kunstkritiker in tadellos weißem Anzug an, der ständig den abfälligen Satz im Munde führte: »Alle sind Voooogelscheuchen!«

Er hielt seine Schwester an der Hand, eine schöne, große braune Zuckerstatue, die als geschwisterliches Echo wiederholte: »Vogelscheuchen, wir alle sind Vogelscheuchen«, während ein alter Maler mit unsichtbarem, dafür aber heftigem und alles zerfressendem üblen Mundgeruch erklärte, er sei der Lehrer des angehenden Malers Tizoc, doch dieser Anspruch wurde ihm von einem anderen Maler mit melancholischem, enttäuschtem Gesicht streitig gemacht, der für seine schwarzweißen Begräbnisbilder und wegen seines ganz und gar schwarzen Geliebten und Schülers berühmt war, den der Maler, die Stadt und die

Welt »Xangö« nannten; obwohl der stämmige Neger, um einen Strohmann vorzuschieben – das sei nur eine Redensart, erklärte Carmen Cortina –, eine italienische Gattin hatte, die er als Modell der Mona Lisa vorstellte.

Der ganze Zirkus wurde von weitem und mit kühlem Mißfallen von zwei Engländern studiert, Carmen stellte die Frau als Felicity Smith vor, sie war sehr groß und konnte die Vorgänge in ihrer Umgebung nur wahrnehmen, wenn sie mit geringschätziger Miene nach unten blickte, doch höflich, wie sie war, starrte sie lieber in die Ferne, denn ihr bärtiger und eleganter Gefährte war kleingewachsen, er wurde von Carmen als James Saxon eingeführt, und leise nannte sie ihn den illegitimen Sohn Georgs V. von England, der sich in die tropische Huasteca-Region des Staates San Luis Potosi zurückgezogen habe, auf eine Hazienda, die, kommentierte seine Gefährtin Felicity, der erwähnte Bastard zu neuen *Folies* mache, wie sie William Beckfords, des Königs der literarischen Exzentriker, würdig gewesen wären: »Bei James zu leben bedeutet, daß man sich ständig zwischen Orchideen, Kakadus und Bambusvorhängen durchdrängen muß.«

»Das Problem ist«, teilte Carmen flüsternd Orlando und Laura mit, »daß hier alle ineinander verliebt sind, Felicity in James, der schwul ist und es auf den Kritiker abgesehen hat, der von ›Vogelscheuchen‹ spricht und verrückt nach dem Schwarzen Xangö ist, der wiederum ein falscher Schwuler ist und dem melancholischen Maler aus Statusgründen gefällt, wirklichen Genuß aber nur bei seiner Neapolitanerin findet, obwohl die, die angebliche Mona Lisa, sich vorgenommen hat, den melancholischen Maler

zur Heterosexualität zu bekehren, um eine *ménage à trois* zu bilden, die nicht nur vergnüglich, sondern in diesen Krisenzeiten auch wirtschaftlich vorteilhaft wäre, da niemand, absolut niemand, ein Staffeleibild kauft und die Regierung allein die Fratzenkleckser mit Aufträgen versorgt, *quelle horreur!,* nur daß Mary Pickford in die Italienerin verliebt ist und die Italienerin heimlich mit dem Matrosen schläft, der auch von der anderen Fakultät ist, aber die Italienerin will ihm beweisen, daß er in Wahrheit ein ganzer Mann ist, und das stimmt, nur daß unser Popeye weiß, wenn man ihn für einen Schwulen hält, weckt er den Mutterinstinkt der Damen, die ihn schützen möchten, und dann kann er sie ausnutzen, indem er sie überlistet, wobei die Mona Lisa, weil sie weiß, daß ihr Mann eigentlich Lothar und nicht Mandrake, der Zauberer ist, sich in der Rolle Nardas sehen möchte – könnt ihr mir folgen, meine Schätzchen, lest ihr nicht die Bildergeschichten in der Sonntagsausgabe von El Universal? –, zusammen mit Xangö will sie, die Mona Lisa, versuchen, den melancholischen Maler zur Normalität zu bekehren, um, wie ich schon gesagt habe, ein Trio zu bilden, das dann wiederum von der Gefahr bedroht wäre, so wie die Dinge liegen, sich in ein Quartett oder sogar ein Quintett zu verwandeln, wenn wir Mary Pickford einbeziehen – welch ein Durcheinander und Problem für eine *Hostess,* die schließlich aus einer anständigen Familie stammt, wie ich!«

»Carmen«, erklärte Orlando resigniert. »Laß einfach alle in Frieden. Hätte sich Dostojewski psychoanalytisch untersuchen lassen, hätte er womöglich nicht den ›Idioten‹ geschrieben.«

»Señor Orlando«, murrte Carmen würdevoll, »ich lade nur Leute von hoher Intelligenz ein, nicht irgendeinen Idioten. Das hätte gerade noch gefehlt!«

Durch die lange Rede war Carmen Cortina außer Atem geraten, und ihr blieb nur noch Zeit, Pimpinela de Ovando vorzustellen, eine verarmte Aristokratin, und Gloria Iturbe, die in dem Verdacht stehe, eine Spionin des deutschen Kanzlers Franz von Papen zu sein, was man nicht laut sage!, aber alles sei ja schon so international, daß keiner überhaupt noch von der Schuld spreche, die La Malinche auf sich geladen hätte!

Carmen Cortinas Wortkaskaden vervielfältigten sich durch weitere Kaskaden, die aus den Mündern ihrer Gäste sprudelten, den leichenblassen Schwarzweißmaler ausgenommen (»Ich habe in meinen Bildern alles Überflüssige ausgemerzt«), der Orlando zu dem berühmten Satz veranlaßt hatte: »Manche Mexikaner sehen nur im Sarg gut aus.« Eine Sekunde, nachdem Orlando diese Worte gemurmelt hatte, erschien der Erziehungsminister der gegenwärtigen Regierung, was der Gastgeberin und ihrem Schützling, dem Maler aus Guadalajara, die Gelegenheit bot, das Bild zu enthüllen. Das taten sie gemeinschaftlich, und die Spannung und der Skandal der Soiree erreichten ihren Höhepunkt, da das, was nun alle sahen, das naturgetreue Abbild der Schauspielerin in »Meine Mohnblume, sei nicht mehr so allein« war, in ihrer ganzen prachtvollen Nacktheit: Sie lag auf einem blauen Sofa, das ihr weißes Fleisch und die fehlende Körperbehaarung noch stärker hervorhob, diese sorgfältig verborgen und jenes zur Schau gestellt, beides aber vereint durch die Kunst des

Malers in einem erhabenen Ausdruck spiritueller Totalität, als wäre die Nacktheit etwas Gewohntes für diese Nonne, die sich zur Geißelung als einer höheren Form der Unzucht bereitmachte, sich auf das Opfer ihrer Lust einstimmte, um noch etwas anderem als dem Schamgefühl zu huldigen, oder, wie Orlando es zusammenfaßte: »Paß auf, Laura, das ist wie der Titel eines Romans aus dem vorigen Jahrhundert: Nonne und Ehefrau, Jungfrau und Märtyrerin!«

»Es ist das Porträt meiner Seele«, sagte Andrea Negrete zum Erziehungsminister.

»Nun, dann gibt es kleine Härchen auf Ihrer Seele«, antwortete der, der mit seinen scharfen Augen wahrgenommen hatte, daß der Maler den Schamhügel Doña Andreas nicht enthaart, sondern ihren Flaum weiß gemalt hatte, so silbern wie die Schläfen des Stars.

Damit erreichte das Fest seinen Höhepunkt einer aufschäumenden Welle gleich, doch die Fluten beruhigten sich sofort wieder. Die Stimmen dämpften sich zu einem erstaunten, lästernden und auch bewundernden Murmeln, dem sich unmöglich entnehmen ließ, was man von der Kunst Tizocs oder Andreas' Kühnheit hielt. Der Minister verabschiedete sich mit unerschütterlichem Gesicht und einem leisen, Carmen zugeflüsterten Kommentar: »Sie hatten mir gesagt, daß es ein kulturelles Ereignis wäre.«

»Wie die Maja Goyas, Herr Minister. Eines Tages stelle ich sie Ihnen vor, die Herzogin von Alba, meine große Freundin.«

»Wirklich ein leichtes Mädchen, diese Prinzessin«, erwiderte das Mitglied des Kabinetts Ortiz Rubio trocken.

»Ach, wie gern ich die Glieder sämtlicher Mitglieder sämtlicher Kabinette sehen würde«, sagte der kleine Matrose mit der »Küß-mich«-Mütze.

»Auf Wiedersehen.« Der Herr Minister verbeugte sich, als der Matrose mit der kurzen Hose einen Luftballon mit der Aufschrift *Blow Job* aufblies und an die Decke warf.

»Hier ist Schluß«, sagte der Mini-Popeye vergnügt. »Wo machen wir weiter?«

»Im Leda«, rief Mary Pickford.

»Las Veladoras«, schlug der Maler mit dem stinkenden Atem vor.

»Los Agachados«, seufzte der weißgekleidete Kritiker.

»Vogelscheuchen«, stimmte seine Schwester an.

»El Rio Rosa«, animierte die Italienerin.

»El Salon Mexico«, urteilte der Engländer *de la main gauche.*

»Du schönes, heißgeliebtes Mexiko«, gähnte die turmhohe Engländerin.

»Afriquita«, grunzte ein Gesellschaftsredakteur.

»Ich hole uns einen *Highball«,* sagte Orlando zu Laura.

»Wir haben denselben Vornamen.« Eine bildschöne Frau lächelte Laura an. Sie saß auf einem Sofa und versuchte, die Lampe auf dem Tischchen daneben so zu stellen, daß das Licht für sie vorteilhaft war. Sie lachte.

»Von einem gewissen Alter an ist eine Frau vom richtigen Licht abhängig.«

»Sie sind doch sehr jung«, sagte Laura mit provinzieller Höflichkeit.

»Wir müssen das gleiche Alter haben, ein bißchen über die Dreißig, nicht wahr?«

Laura Dïaz nickte und nahm die wortlose Einladung der Frau mit dem blonden Haar an, die ein Kissen neben sich zurechtrückte und mit der anderen Hand nach ihrem Whiskyglas griff.

»Laura Rivière.«

»Laura Dïaz.«

»Ich weiß, Orlando hat es mir gesagt.«

»Sie kennen sich?«

»Ein interessanter Mann. Obwohl er seine Haare eingebüßt hat. Ich habe ihm gesagt, er soll sich den Rest auch noch abschneiden. Dann wäre er nicht nur interessant, sondern gefährlich.«

»Darf ich Ihnen etwas gestehen? Mir hat er immer angst gemacht.«

»Sag bitte du zu mir. Mir auch. Und weißt du, warum? Laß es mich erzählen. Mit ihm hat es nie ein erstes Mal gegeben.«

»Nein.«

»Ich habe dich nicht gefragt, meine Freundin. Ich erkläre es dir. Mit ihm habe ich mich nie getraut.«

»Ich auch nicht.«

»Dann trau dich jetzt. Nie habe ich einen Blick gesehen wie den, den er dir zuwirft. Außerdem schwöre ich dir, daß es gefährlicher ist, Türen zu verschließen, als sie aufzusperren.« Laura Rivière strich sich über den Hals, an dem Edelsteinschmuck glänzte. »Weißt du was? Seit ich

mich von meinem Mann getrennt habe, führe ich einen Antiquitätenladen. Komm doch mal bei mir vorbei.«

»Ich lebe mit Elizabeth zusammen.«

»Doch sicher nicht für immer, oder? «

»Nein.«

»Was hast du vor?«

»Ich weiß es nicht. Das ist mein Problem.«

»Ich rate dir, eine unmögliche Situation nicht in die Länge zu ziehen, meine liebe Namensvetterin. Gestalte die Dinge nach deinem Geschmack, und das rechtzeitig. Traue dich. Paß auf, da kommt deine Freundin Elizabeth.«

Laura Dïaz sah sich um. Es war niemand mehr da, sogar Carmen Cortina hatte sich mit ihrem Hofstaat in andere Gegenden verzogen. Wohin? Um Mariachis im Tenampa zu hören? Um im La Bandida eine Hurenshow zu engagieren? Um in Stehkneipen Rum aus Lampenglocken zu trinken? Um zur Musik der Kapelle von Luis Arcaraz im neuen Hotel Reforma zu tanzen? Um Juan Arvizu, den Tenor mit der seidenen Stimme, im alten Hotel Régis zu hören?

Laura Rivière strich sich das Haar so zurecht, daß es ihr halbes Gesicht bedeckte, und Elizabeth Garcia-Dupont, die ehemalige Caraza, sagte zu Laura Dïaz, der ehemaligen Lopez Greene: »Es tut mir wirklich leid, meine liebe Kleine, aber heute nacht habe ich zu Hause etwas vor, du verstehst mich, man muß die Feste feiern, wie sie fallen, haha, einmal ist keinmal, aber ich habe an dich gedacht, ich habe für dich ein Zimmer im Régis reserviert, hier ist der Schlüssel, und ruf mich morgen an.«

Es überraschte sie nicht, daß sie Orlando Ximénez nackt, mit einem um die Taille gebundenen Handtuch, vor sich sah, als sie die Tür des Hotelzimmers aufmachte. Was sie überraschte: Sie wußte sofort, daß ihr ein anderer gefallen konnte; daß sie einem anderen gefiel, das konnte sie voraussehen, ihr Taschenspiegel zeigte ihr nicht nur ein Bild, sondern offenbarte ihr auch zusätzlich einen schönen Schein, ein beredtes Gesicht, das sie anregte –wie gerade in diesem Augenblick –, über sich selbst hinauszugehen, wie Alice in den Spiegel einzutreten, um zu entdecken, daß jeder Spiegel einen anderen Spiegel, jedes ihrer Abbilder ein anderes Bild umfaßte, das geduldig darauf wartete, daß sie die Hand ausstreckte, es berührte und spürte, wie es zur nächsten Schicksalswende entfloh.

Sie betrachtete den nackt auf dem Bett liegenden Orlando und hätte ihn gern gefragt: Wie viele Schicksale haben wir?

Er erwartete sie, und sie stellte sich Männer in unendlicher Vielzahl vor, genau wie sich die Männer eine Vielzahl Frauen vorstellten, wozu sich die Frauen aber nicht öffentlich bekennen durften, nur im verborgensten Inneren: Mir gefällt mehr als ein Mann, mir gefallen viele Männer, weil ich eine Frau bin, nicht weil ich eine Hure wäre.

Als erstes streifte sie ihre Ringe ab, sie wollte mit reinen, geschmeidigen, begierigen Händen dem Körper begegnen, der vom Bett aus versuchte, Lauras Gedanken zu erraten, wobei er die Hand zur Faust ballte und sein Goldring mit dem Monogramm OX sie herausforderte; er warf ihr die für die Liebe verlorenen Jahre, das so lange

hinausgezögerte Stelldichein vor, aber jetzt, diesmal ja, und auch sie sagte ja, indem sie ihre Ringe abstreifte, vor allem ihren Ehering, der sie mit Juan Francisco verband, und den Diamantring, den sie von Großmutter Cosima Kelsen geerbt hatte, die vier Finger einbüßte, weil der Protz von Papantla sie ihr mit einem liebestollen Machetenhieb abschnitt. Laura lief zum Bett Orlandos und ließ dabei die Ringe auf den Teppich fallen, so wie ein im Märchenwald verirrtes Rotkäppchen Brotkrumen ausstreut, die die Vögel, alle ganz ausnahmslos Greifvögel, alle schöne Räuber, nach und nach auffressen, und so verwischen sie die Spuren und sagen dem verirrten Mädchen: »Es gibt keine Rückkehr, du kommst in die Höhle des Wolfes…«

## *IX. Interoceânico:*

Laura Dïaz fuhr im gleichen Zug zurück, der sie als junge Ehefrau in umgekehrter Richtung von Xalapa nach Mexico-Stadt gebracht hatte. Diesmal jedoch war es Tag und nicht Nacht. Und sie fuhr allein. Ihre letzte Begleitung, bevor sie den Bahnhof Co-lonia erreichte, war eine Hundemeute, die vor und hinter ihr lief, bedrohlich vor allem durch ihre Ungewohntheit für Laura. Die Stadt war ausgetrocknet, nacheinander füllten sich die Seen und Kanäle – Texcoco, La Viga, La Veronica, die versiegenden Zuflüsse der aztekischen Lagune – zuerst mit Schmutz, dann mit staubiger Erde und schließlich mit Asphalt. Die Stadt im See starb für immer, was sich Laura, die manchmal von einer im Wasser aufragenden Pyramide träumte, mit all ihrer Vorstellungskraft nicht erklären konnte.

Hunde fielen über die Stadt her, wie im Austausch, verirrte, orientierungslose Kreuzfahrer ohne Kreuzzug, die man mit ebensoviel Angst wie Mitleid betrachtete, manchmal waren es vornehme Collies, flinke dänische Doggen oder entartete deutsche Schäferhunde, die sich in einer großen Meute ohne Halsbänder, ohne Richtung, ohne Herren, ohne Rasse vereint hatten. Familien, die Luxushunde hielten, waren mit der Revolution sämtlich aus Mexiko verschwunden, sie ließen die Tiere frei, damit sie davonlaufen, aus Treue sterben oder auch verhungern konnten. In etlichen reichen Häusern der Colonia Roma und am Paseo de la Reforma wurden Leichen von Hunden

gefunden, die man an Pfosten festgebunden oder in ihre Hütten gesperrt hatte und die weder fressen noch fliehen konnten. Hunde wie Herren mußten das in sie gesetzte Vertrauen enttäuschen, um zu überleben.

»Die sind miteinander aufgewachsen, ohne daß man ihnen etwas beigebracht hätte, kein Hund weiß, daß er einen Stammbaum hat, Laura, und wenn ihre Herren zurückkommen – und sie kommen schon, beinahe alle aus Paris, ein paar aus New York, eine Menge aus Havanna –, können sie sie nicht mehr zu sich nehmen.«

Das hatte Orlando ihr erklärt. Im Zug bemühte sie sich, das Bild der herrenlosen Hunde zu vergessen, doch es war eine Vision, die alle anderen Bilder überlagerte, die sie von ihrem Leben mit Orlando während der letzten achtzehn Monate bewahrte, seit sie im Hotel Régis zum erstenmal miteinander geschlafen hatten und schließlich dort geblieben waren. Orlando bezahlte das Zimmer und die Bedienung, und sie begannen, gemeinsam in der Gesellschaft zu erscheinen, Orlando nannte das »Beobachtungen für meinen Roman«, wenn sich Laura auch manchmal fragte, ob ihr Geliebter wirklich diese oberflächliche Frivolität genoß, die sich der Stadt bemächtigt hatte, als sie nach zwanzigjährigen revolutionären Schrecken zum Frieden zurückgekehrt war, oder ob Orlandos Streifzüge durch die städtischen Milieus zu einem geheimen Plan gehörten, ebenso wie damals, als er Kontaktmann der katalanischen Anarchistin Armonia Aznar gewesen war.

Sie hatte ihn nie danach gefragt. Sie hatte es nie gewagt. Darin unterschied sich Orlando von Juan Francisco, der

alles erzählte, was ihm zustieß, bis er schließlich eine Volksrede daraus machte. Orlando erläuterte nie, was er tat. Laura spürte den Zwang, das Zukünftige zu erkennen, niemals das Vergangene. Sie fragte nicht nach seinem Verhältnis zu der alten Anarchistin in der Dachkammer in Xalapa und auch nicht nach seinem Verhältnis zu ihrem in Veracruz erschossenen Bruder. Wie leicht wäre es Orlando gefallen, mit dem ersten zu prahlen und vom zweiten zu profitieren. Eine Aureole des Heldentums umgab alle, die mit Armonia Aznar und Santiago Dïaz zusammengekommen waren. Warum sonnte sich Orlando nicht in diesem Glanz?

Wenn Laura ihn erschöpft schlafen sah, schutzlos den Blicken der wachen Frau ausgeliefert, stellte sie sich alle möglichen Dinge vor. Seine schamhafte Scheu vor der Öffentlichkeit – er würde sie Zurückhaltung oder Anstand nennen, wenn er auch zahlreiche satirische Pfeile auf sich selbst abschoß und die Gesellschaft mit giftigen Epigrammen überschüttete. Sie versuchte hinter die Dinge zu sehen, hinter die Verschämtheit dieses Mannes, der in seinem Sexualleben vollkommen schamlos war. Vielleicht sah er sich verpflichtet, ein Geheimnis zu wahren, um eine politische Aufgabe zu unterstützen – welche? Die Anarchie, die Gewerkschaftsbewegung, das Verbot einer Wiederwahl des Präsidenten, die Revolution oder vielmehr die REVOLUTION in Großbuchstaben, die Tatsache, daß sie in Mexiko alles auf den Kopf gestellt hatte, das gewaltige Wandgemälde, das ihrer aller Leben war, ein Wandbild wie die, die Diego Rivera malte, Kavalkaden und Morde, Schlägereien und Schlachten, unendlich viele

Heldentaten und Niederträchtigkeiten in vergleichbarer Zahl, Fluchten und Annäherungen, Umarmungen und Dolchstöße?

Sie erinnerte sich, wie sie als junge Ehefrau die neue Kunst der Wandmalerei entdeckt und Diego besucht hatte, der im Nationalpalast malte.

»Er hat mich hinausgeworfen, Orlando, weil ich schwarzgekleidet war, aus Trauer um meinen Vater.« »Hast du kein Heimweh nach Xalapa?« »Ich habe dich, wonach soll ich mich also sehnen?« »Nach deinen Kindern. Deiner Mutter.« »Und den alten Tanten.« Laura lächelte, weil Orlando in ungewohnt feierlichem Ton zu ihr sprach. »Zu denken, daß Diego Rivera abergläubisch ist!«

»Ja, die alten Tanten, Laura…«

War er ein geheimnisvoller Held? Ein diskreter Freund? Und außerdem ein sentimentales Kind? Alles, was sich Laura morgens über den »wahren« Orlando vorstellen konnte, machte der »wahre« Orlando nachts zunichte. Der reinherzige, liebevolle Engel des Morgens wurde zu einem angriffslustigen Teufel mit giftspritzender Zunge und zynischem Blick, kaum daß die Sonne unterging. Dennoch, sie, Laura, hatte er nie schlecht behandelt. Laura spürte im Gesicht immer noch den Schlag Juan Franciscos, als er sie in der Nacht damals aus dem Taxi zerren wollte. Das würde sie nie vergessen. Nie verzeihen. Ein Mann kann nicht ermessen, was ein Schlag ins Gesicht für eine Frau bedeutet, diese unbestrafte Mißhandlung, diese Beleidigung durch den Stärkeren, die Feigheit, die Beschimpfung der Schönheit, die jede Frau in ihrem Gesicht bewahrt und zeigt. Orlando machte sie nie zum Opfer eines ironischen

oder gar grausamen Spaßes, allerdings zwang er sie nachts, die Verleugnung des tagsüber diskreten, gefühlvollen, liebeserfahrenen Orlando mitzuerleben, der den Körper der Frau so behutsam behandelte, als wäre er sein eigener, Orlando, der dem weiblichen, mit ihm vereinten Körper gleichzeitig Leidenschaft und Respekt zollte.

»Mach dich bereit«, sagte er, ohne sie anzusehen, und nahm sie am Arm, so daß sie entschlossen wie zwei Christen wirkten, die die Löwenarena betraten. *»Brace yourself, my dear.* Das ist der Circus Maximus, auch wenn hier keine Löwen brüllen und du statt dessen das Muhen von Kühen und das Blöken von Schafen vernehmen kannst. Und, das ja, du kannst das Heulen von Wölfen heraushören. *Avanti, popolo romano*… Da kommt unsere Gastgeberin. Sieh sie dir genau an. Sieh sie an. Das ist Carmen Cortina. Drei Worte genügen, um ihr Wesen zu bestimmen: Trinken. Rauchen. Altern.«

*»Darlings!* Welche Freude, euch wiederzusehen… und immer noch zusammen! Wunder über Wunder!«

»Carmen, hör auf mit dem Trinken. Hör auf zu rauchen. Du wirst alt.«

»Orlando!« Die Hausherrin ließ ein schallendes Gelächter hören. »Was würde ich ohne dich machen? Du sagst mir die gleichen Wahrheiten wie meine Mama, Gott hab sie selig.«

Der Abend war stürmisch und hier drinnen nervenaufreibend.

»Denke, was du willst, und erwarte nicht, daß ich gut über meine Freunde rede«, sagte der düstere Maler zu dem

weißgekleideten Kritiker, der wie üblich verkündete: »Wir sind alles Vogelscheuchen.«

»Das meine ich nicht. Es geht darum, daß ich nur Freunde habe, für die man nicht eintreten kann. Wenn sie meiner Freundschaft würdig sind, können sie nicht auch noch meinen Schutz verdienen. Niemand hat soviel verdient.«

»Nichts als Vogelscheuchen.«

»Das ist nicht das Problem«, griff ein junger Philosophieprofessor ein, den der wohlverdiente Ruhm eines hemmungslosen Verführers schmückte. »Es kommt darauf an, einen schlechten Ruf zu haben. Das ist die öffentliche Tugend im heutigen Mexiko. Ob du Plutarco Elias Galles oder Andrea Negrete heißt« – so sprach Ambrosio O'Higgins, denn das war der Name des großen, blonden, trübsinnigen Husserl-Spezialisten, dessen persönliche Phänomenologie eine ständig widerwillige Grimasse war und dessen Augen zwar schläfrig wirkten, dennoch aber eindeutige Absichten zeigten.

»Also, dich stellt keiner in den Schatten«, sagte die zu neuem Leben erwachte und soeben erwähnte Andrea Negrete, die sich nach dem Mißerfolg ihres letzten Films »Das Leben ist ein Jammertal« – mit dem Untertitel »Aber die Frau leidet mehr als der Mann« – in ein Kloster ihrer Heimatprovinz Durango zurückgezogen hatte, das von ihrer Großtante geleitet wurde und in dem, zusammen mit ihr, nur noch zwölf Cousinen gehaust hatten. »Meine Tante, die Äbtissin, und meine Cousinen, die Nonnen, haben überhaupt nicht gemerkt, daß sie mit mir zusammen am Tisch des Refektoriums dreizehn waren. Das sind ein

paar ganz harmlose Heilige. Wer vor Angst beinahe umkam, war ich. Ich hatte Angst, daß mir das Pfefferfleisch im Hals steckenblieb. Und das muß man sagen, das beste Restaurant Mexikos ist das Kloster meiner Tante, der Schwester Maria Auxiliadora, das schwöre ich euch beim Allmächtigen.«

Sie küßte sich den gekreuzten Zeigefinger und Daumen der rechten Hand, und Laura schloß die Augen, um sich wieder einmal den Protz von Papantla und seinen Machetenhieb vorzustellen, die verstümmelten Finger der Großmutter Côsima, die abgeschnittenen Enden, von denen Blut unter der Hutkrempe des Chinacos hervorrann.

»Also dich stellt wirklich keiner in den Schatten«, sagte die Schauspielerin zum Philosophen.

»Doch. Du«, antwortete der junge Mann mit dem irischen Namen und den wie in einer Lähmung hochgezogenen Brauen.

»Dann müssen wir ausprobieren, ob wir zusammen ein Paar abgeben«, lächelte ihm Andrea zu.

»Dafür brauchte auch ich erst ein paar weiße Haare.« O'Higgins holte seine Pfeife heraus. »Oben und unten. Wobei, ich spreche von Haaren und nicht vom Sich-Paaren.«

»Ach, Junge, du bist so gut, daß du keine Moral brauchst.«

Andrea drehte ihnen den Rücken zu und stand dem Matrosen mit der kurzen Hose und dem lockigen Kinderstar gegenüber. Sie tauschten feinsinnige Drohungen aus.

»Eines Tages hole ich meinen kleinen Dolch heraus und durchlöchere dich wie ein Sieb.«

»Weißt du, was dein Problem ist, meine Beste? Du hast nur einen Hintern und willst in zwanzig Nachttöpfe kacken.«

»Hast du das mitgekriegt, Orlando? Sieh dir nur diesen hübschen Kerl an«, sagte Laura.

Orlando stimmte ihr zu, und die beiden betrachteten den jungen Mann, der von allen tatsächlich am besten aussah.

»Weißt du, daß er sich ständig aufmerksam im Spiegel betrachtet, seit wir gekommen sind?«

»Wir betrachten uns alle im Spiegel, Laura. Das Schlechte ist nur, daß wir manchmal unser Spiegelbild nicht erkennen. Sieh dir Andrea Negrete an. Seit zwanzig Minuten posiert sie für sich allein, als würde sie von allen bewundert, aber niemand kümmert sich um sie.«

»Dich ausgenommen, wo du alles im Blick hast.« Laura streichelte ihrem Geliebten übers Kinn.

»Und der hübsche Junge, der sich die ganze Zeit im Spiegel betrachtet und mit keinem redet – Andrea«, Orlando machte ihr plötzlich ein Zeichen, »stell dich mal hinter den Jungen.«

»Den Adonis?«

»Kennst du ihn?«

»Er redet mit keinem. Er besieht sich bloß im Spiegel.«

»Stellst du dich hinter ihn? Tust du mir den Gefallen?«

»Was meinst du damit?«

»Zeig dich. Sei sein Spiegelbild. Danach sucht er. Sei

sein Phantom. Ich wette, heute nacht schläfst du mit ihm.«

»Mein Lieber, du führst mich in Versuchung…«

Laura Rivière erschien in Begleitung eines hochmütig wirkenden dunkelhäutigen Mannes, »in den besten Jahren«, sagte Orlando zu Laura Dïaz, »er ist Millionär und ein sehr einflußreicher Politiker. Artemio Cruz, Geliebter Laura Rivières«, vertraute ihnen die klatschsüchtige Carmen Cortina an, die zu ihnen trat, »und niemand begreift, warum er nicht seine Frau verläßt. Sie stammt aus einem Dorf, ist spießig und provinziell – entschuldige, Laura, das ist keine Anspielung –, wenn er eine der vornehmsten Damen unserer Gesellschaft besitzt, ich betone, besitzt, *c'est fou, la vie\«* rief entrüstet Carmen, die Blinde, wie Orlando sie nannte, wenn der Überdruß ihn überwältigte.

»Meine liebe Laura.« Elizabeth trat zu ihrer Tanzfreundin aus Xalapa. »Hast du gesehen, wer gekommen ist? Siehst du, wie sie sich ins Ohr flüstern? Was will Artemio Cruz seiner Laura Rivière sagen, und warum getraut er sich nicht? Ach, und noch ein Rat, meine Liebe, wenn du einen Mann erobern willst, rede nicht: Atme, bloß atmen, ein bißchen keuchen, so. Das sage ich dir, weil ich manchmal höre, wie du allzu laut wirst.«

»Aber Elizabeth, ich habe bereits einen Mann.«

»Das weiß man nie, *you never know*... Aber ich wollte dir keine Atemvorträge halten, sondern dir sagen, daß du mir weiter deine Rechnungen schicken sollst, vom Frisör, für deine Garderobe, halte dich nicht zurück, Mädchen, dieser Blödmann Caraza hat mich gut ausgestattet, Geld

ausgeben macht mir Spaß, und niemand soll behaupten, daß meine Freundin von Orlando Ximénez ausgehalten wird.«

Laura deutete ein unfreundliches Lächeln an: »Warum beleidigst du mich?«

»Ich dich beleidigen? Meine beste Freundin? Herrje!«

Elizabeth trocknete sich den Schweiß ab, der ihr in die Spalte zwischen den beiden schon sehr üppigen Brüsten perlte.

»Du willst also nichts mehr von mir wissen«, sagte Laura.

»Das verstehst du falsch.«

»Ich habe dir versprochen, meine Schulden zu bezahlen. Du kennst meine Lage.«

»Warten wir auf die nächste Revolution, meine Liebe. Mal sehen, ob es deinem Mann dann besser geht. Abgeordneter für Tabasco? Bring mich nicht zum Lachen. Das ist ein Staat von Pfaffenfressern und Schnapssäufern, nicht von Männern, die Steuern zahlen.«

Laura drehte Elizabeth den Rücken zu und ergriff Orlandos Hand. Es drängte sie zur Flucht. Lächelnd streichelte Orlando die Hand Lauras.

»Du willst doch im Fahrstuhl nicht mit dem schrecklichen Artemio Cruz zusammentreffen? Er soll ein Haifisch sein, und dich, meine Liebste, nehme nur ich zwischen die Zähne.«

»Sieh ihn dir an. Was für ein arroganter Kerl. Er hat Laura einfach stehenlassen.«

»Ich sage dir, er ist ein Hai. Und Haifische bewegen sich unaufhörlich. Sobald sie innehalten, sinken sie auf den Meeresgrund und sterben.«

Die beiden Lauras fühlten sich spontan zueinander hingezogen. »Die beiden Lauras haben ein trauriges Gesicht, welche Trauer plagt sie wohl, die zwei Prinzessinnen?« flüsterte Orlando im Stil Rüben Darfos und holte Gläser für alle.

»Warum ertragen wir das gesellschaftliche Leben?« fragte unvermittelt die Blondine.

»Aus Angst, glaube ich«, antwortete Laura Dîaz.

»Angst vor dem Reden, Angst davor, die Wahrheit zu sagen, Angst, daß man über uns lacht? Alle hier verfügen über einen ganzen Vorrat von Spaßen und Witzen, *wit.* Damit, mit diesen Schwertern verteidigen sie sich wie bei einem Turnier, dessen Preis in Ruhm, Geld, Sex und vor allem darin besteht, sich klüger als der andere zu fühlen. Willst du das, Laura?«

Laura schüttelte nachdrücklich den Kopf: »Nein.«

»Dann rette dich bald. Ich kann es nicht mehr. Ich bin gefangen. Mein Körper ist in meiner Gewohnheit gefangen. Ich schwöre, wenn ich meinem Körper entkommen könnte… Ich verabscheue ihn«, hauchte Laura Rivière mit einem unhörbaren Seufzer. »Weißt du, wohin das alles führt? Zu einem ständigen moralischen Katzenjammer, in dem du dich schließlich selber haßt.«

»Sieh hin«, Orlando kam zurück und balancierte drei Manhattan auf seinen zusammengelegten Handflächen. »Bei der Größten Schauspielerin und dem Größten Narziß

hat es bereits klick gemacht. Ich hatte recht. Die berühmten Frauen wurden von unschuldigen Männern erfunden.«

»Nein.« Die Rivière nahm ihr Glas. »Von boshaften Männern, die uns zum Theaterspielen verurteilen.«

»Meine Lieben«, unterbrach Carmen Cortina. »Habe ich euch schon Querubina de Landa vorgestellt?«

»Niemand heißt Querubina de Landa«, sagte Orlando zu Carmen, zur Luft, zum Abend, zum Schatten der angekündigten Señorita Querubina de Landa, die am Arm des galanten Philosophen hing, dem Orlando ganz nebenbei an den Kopf warf: »Mit Recht nennen sie dich ›Den Großen Müllsammler‹.«

»Was die Namen betrifft, mein lieber, wenn auch ungebildeter Orlando, so hat es niemand besser als Platon ausgedrückt: Es gibt konventionelle Namen, es gibt Namen, die den Dingen wesenseigen sind, und es gibt Namen, die mit Natur und Notwendigkeit harmonisch übereinstimmen, wie zum Beispiel Laura Rivière und Laura Dïaz. Gute Nacht.«

O'Higgins verbeugte sich vor den Umstehenden und gab der konventionellen, natürlichen, harmonisch Querubina de Landa genannten Señorita einen Klaps auf den Hintern: *»Let's fuck.«*

»Ich wette, daß sie in Wirklichkeit Petra Ferez heißt«, sagte die herzliche Gastgeberin und eilte davon, um ein ungewöhnliches Paar zu begrüßen, das gerade den Salon des Penthouse am Paseo de la Reforma betrat: einen hochbetagten Herrn am Arm einer fortwährend zitternden Dame.

Laura Dîaz' Absätze hämmerten über den Bürgersteig der Allee. Sie lächelte und hielt Orlando am Arm gepackt. Sie sagte, sie hätten sich auf einer Hazienda in Veracruz kennengelernt, um schließlich in einem Penthouse am Paseo de la Reforma zu landen, dabei richteten sie sich nach den gleichen Regeln und Ansprüchen: daß sie von der Gesellschaft und deren Kaiserinnen –Dona Genoveva Deschamps in San Cayetano, Carmen Cortina in Mexico-Stadt – anerkannt oder mißbilligt würden.

»Können wir uns nicht davonmachen? Wir treten nun schon achtzehn Monate auf der Stelle, mein Liebster.«

»Für mich zählt die Zeit nicht, wenn ich mit dir zusammen bin«, sagte der nicht mehr so junge, glatzköpfige Orlando Ximénez.

»Warum trägst du nie einen Hut? Das tust nur du.«

»Genau deshalb: um der einzige zu sein.«

In dieser kalten Dezembernacht liefen sie durch den mit Bäumen bepflanzten Teil der Allee. Der Weg aus lockerer Erde war für frühaufstehende Reiter angelegt.

»Ich weiß immer noch nichts von dir«, wagte Laura, ihn zu fragen, und drückte seine Hand fester.

»Ich verberge dir nichts. Du kennst nur das nicht, was du nicht wissen willst.«

»Orlando, Abend für Abend, wie heute, hören wir nichts als fertige, vorbereitete, erwartete Sätze…«

»Du mußt alles sagen. Verzweifelte Sätze.«

»Weißt du was? Ich habe endlich begriffen, daß dieser Welt, in die du mich eingeführt hast, nicht wichtig ist, wie

wir enden. Heute war für mich ein interessanter Abend: Laura Rivière und Artemio Cruz waren sich gegenseitig am wichtigsten. Er ist gegangen, der Abend hat schlecht geendet. Das ist das Wichtigste, was heute abend passiert ist.«

»Erlaube, daß ich dich tröste. Du hast recht. Es ist nicht wichtig, wie wir enden. Es ist gut, wenn wir nicht merken, daß alles zu Ende ist.«

»Oh, Liebster, ich habe das Gefühl, daß ich gerade eine kaputte Treppe hinabstürze…«

Orlando hielt ein Taxi an und nannte eine Laura unbekannte Adresse. Der Fahrer starrte das Paar erstaunt an.

»Wirklich, Chef? Sind Sie sicher?«

1932 leerten sich die Straßen in Mexico-Stadt frühzeitig, die häuslichen Abendmahlzeiten fanden zu festen Zeiten statt, zu denen sich die ganze Familie versammelte, die fest zusammenhielt, als hätte der lange Bürgerkrieg – zwanzig ruhelose Jahre – sie gelehrt, in ständigem Schrecken zu leben, aneinandergeschmiegt, aufs Schlimmste gefaßt, Arbeitslosigkeit, Enteignung, Erschießung, Entführung, Vergewaltigung, sich in Luft auflösende Ersparnisse, wertloses Papiergeld, die Arroganz und das Getümmel der Rebellengruppen. Die alte Gesellschaft war verschwunden, die neue hatte noch keine deutlichen Konturen gewonnen. Die Städter standen mit einem Fuß in einem Saatfeld und mit dem anderen in einer Trümmerstätte, wie es Musset in Frankreich nach dem Sturz Napoleons genannt hatte. Das Schlimme war, daß das Blut manchmal Saatfeld und

Ruinen bedeckte und die Grenzen zwischen Brache und Saatkörnern verwischte, die sterben müssen, um Frucht zu bringen.

Feste wie die der berühmten, halbblinden Carmen Cortina waren eine Erholung für die mondäne Elite, deren führende Vertreter zu den Saatkörnern und Überresten gehörten, jene, die die revolutionäre Katastrophe überlebt hatten, die ihr Leben der Revolution verdankten, und jene, die während der Revolution gestorben waren, es aber noch nicht gemerkt hatten. Carmens Feste waren eine Ausnahme, eine Seltenheit. Die anständigen Familien statteten einander frühzeitig Besuche ab, heirateten noch frühzeitiger untereinander, prüften die neue revolutionäre Gesellschaft mit Lupe und Sieb… Wenn ein barbarischer General aus Sonora eine hübsche Señorita aus Sinaloa heiratete, waren die Verwandten und Gefolgsleute aus Culiacăn dabei, um sich zustimmend oder ablehnend zu äußern. Die Familie des Generals Obregõn hatte keine gesellschaftlichen Ambitionen, und der Einarmige von Celaya hätte besser daran getan, auf seinem Gut in Huatabampo zu bleiben und Truthähne zu hüten, als hartnäckig auf seiner Wiederwahl zu bestehen und in den Tod zu rennen. Die Galles dagegen wollten Beziehungen knüpfen, etwas darstellen, ihre Töchter im Country Club von Churubusco einführen und sie dann alle in der Kirche verheiraten, selbstverständlich!, wenn auch in privaten Zeremonien. Der merkwürdigste und meistbeachtete Fall jedoch war der von General Joaquïn Amaro, dem leibhaftigen Inbegriff des revolutionären Führers, einem unvergleichlichen Reiter, der eher wie ein Kentaur, ein

Yaqui-Indio wirkte, mit buntem Halstuch und Ohrring, tiefdunkler Haut, dicken, sinnlichen, herausfordernden Lippen und einem Blick, der sich in der Ursprungsnacht der Völkerschaften verlor: Amaro heiratete eine Señorita aus der besten Gesellschaft des Nordens, deren Hochzeitsgeschenk darin bestand, daß sie den General zwang, Französisch und feines Benehmen zu lernen.

Jungen, die ein Bummelleben führten, hatte es immer gegeben, allerdings war nicht mehr genug Geld da, um im Ausland zu studieren, und nun besuchten alle die Juristische Fakultät in San Ildefonso, die Medizinische Fakultät in Santo Domingo, die Armseligsten gingen in Berufsschulen, die größten Gecken in die Hochschule für Architektur: Alles spielte sich im alten Stadtzentrum ab, umgeben von Kneipen, Kabaretts und Bordellen. Tag und Nacht unsichtbar brodelte das Leben des Volkes, Mexico war noch eine Stadt von Leuten mit großen Hüten und Ledersandalen, Overalls und Umschlagtüchern: »Das hat mir mein Mann gezeigt, Juan Francisco, als er mich herumführte und mich überzeugte, so groß, wie die Probleme seien, lieber zu Hause zu bleiben und für meine Kinder zu sorgen.«

»Dein Mann hat dir überhaupt nichts gezeigt«, sagte Orlando Ximénez ungewöhnlich heftig, packte Laura am Handgelenk und zwang sie, in bebautem Ödland auszusteigen; genau das war das Paradoxe, der brutale Schock: Es gab Straßen und Häuser, und trotzdem war es eine Wüstenei mitten in der Stadt, eine aus Staub errichtete Ruine, von vornherein eine Ruine, eine Sandpyramide, an deren Seiten auf den ersten Blick nicht zu erkennende,

unvollständige Gestalten erschienen, schwer zu bezeichnende Formen, eine halbfertige Welt. Sie drangen in diese graue, geheimnisvolle Stadtwelt vor, Laura wurde von Orlando an der Hand geführt, wie Béatrice von Vergil, nicht von Dante, eine andere Laura, nicht die Petrarcas, er nötigte sie hinzusehen: »Schau dir das an, siehst du sie, sie kommen aus den Gruben, tauchen aus dem Abfall auf, sag mir, Laura, was kannst du für die Frau da tun, die man ›den Frosch‹ nennt, sie springt mit an die Schenkel gedrücktem Oberkörper, sieh sie dir an, sie ist gezwungen, wie ein Frosch zu springen, um nach Essensresten zu suchen, was kannst du da tun, Laura, sieh dir das an, was kannst du für den Mann da tun, der ohne Nase, ohne Arme und Beine wie eine menschliche Schlange auf der Straße kriecht? Sieh sie dir jetzt an, weil Nacht ist, weil sie nur auftauchen, wenn es kein Licht gibt, weil sie sich vor der Sonne fürchten, weil sie sich tagsüber verkriechen, aus Angst, gesehen zu werden. Was sind sie, Laura? Sieh sie dir genau an: Sind es Zwerge, Kinder, sind es Kinder, die nicht weiterwachsen, tote Kinder, die im Stehen erstarrt sind, halb im Staub vergraben? Sag mir, Laura, hat dir dein Mann das gezeigt, oder hat er dir nur die gefällige Seite der Armut vorgeführt, die Arbeiter in blauen Hemden, die Huren mit dem sorgfältig gepuderten Gesicht, die Drehorgelspieler und die Schlosser, die Tamal-Verkäuferinnen und die Sattler? Ist das seine Arbeiterklasse? Du willst gegen deinen Mann rebellieren, du haßt ihn, hat er dir keine Chance gegeben, etwas für die Menschen zu tun, hat er dich unterschätzt? Ich gebe dir eine Chance, ich nehme dich bei den Schultern, Laura, ich zwinge dich, die

Augen aufzumachen und dich zu fragen: Was, was kannst du gegen das alles tun, Laura? Warum verbringen du und ich nicht unsere Nächte hier, mit dem ›Frosch‹ und der ›Schlange‹ und den Kindern, die nicht wachsen und sich vor der Sonne fürchten, anstatt daß wir unsere Nächte mit Carmen Cortina, Querubina de Landa, dem Dickarsch Valle und der Schauspielerin verbringen, die sich den Schamhügel weiß anmalt? Warum?«

Laura umarmte Orlando ganz fest und brach in Tränen aus, die sie, wie sie sagte, seit ihrer Geburt zurückgehalten habe, seit sie ihren ersten Menschen an den Tod verloren und sich gefragt habe, warum sterben die Menschen, die ich liebe, wozu wurden sie dann überhaupt geboren?

»Was kann man tun? Es sind Tausende, Millionen. Vielleicht hat Juan Francisco recht. Wo soll man anfangen? Was kann man für all diese Leute tun?«

»Sag du es mir.«

»Such den Ärmsten von allen aus. Einen einzigen, Laura. Wähle einen aus, und du rettest alle.«

Laura Dïaz sah durchs Fenster des Pullmanwagens die ausgeglühte Hochebene vorüberziehen, als sie heimfuhr, zurück nach Veracruz, weit weg von der Sandpyramide, durch die sich die Froschfrauen, die Schlangenmänner und die rachitischen Kinder drängten, wie Raupen, Schaben oder Krebse, auf unsichtbaren Pfaden, die nachts aus Geschwüren gleichenden Gruben auftauchten.

Bis zu jener Nacht hatte sie nicht wirklich an das Elend geglaubt. »Wir leben abgeschirmt und sind so angepaßt, daß wir nur das sehen, was wir sehen wollen.« Das hatte

Laura zu Orlando gesagt. Jetzt, auf dem Weg nach Xalapa, spürte sie selbst das angstvolle Bedürfnis, bemitleidet zu werden: Sie sehnte sich nach Mitgefühl und wußte, daß das, was sie für sich verlangte, ihren Teil Mitleid, von ihr im Haus in der Galle Bocanegra erwartet wurde, ein bißchen Mitleid, ein bißchen Rücksicht auf das Vergessene – die Mutter, die Tanten, die beiden Söhne: um ihnen nicht die Wahrheit zu sagen, um die ursprüngliche Fiktion für sie aufrechtzuerhalten, war es besser, daß Danton und Santiago wohlbehütet in der Provinz aufwuchsen, während Laura und Juan Francisco in der schwierigen Stadt Mexico ihr Leben regelten und ihren Weg im Leben fanden, in einem äußerst schwierigen Land, das aus Saatfeldern und Trümmerstätten, aus dem Blut der Revolution emporwuchs. Nur Tantchen Maria de la O kannte die Wahrheit, doch vor allem wußte sie, daß Diskretion die Wahrheit ist, die nicht weh tut.

Die vier Frauen saßen in den alten Korbsesseln mit Lehne, die die Familie immer mit sich geschleppt hatte, seit dem Hafen von Veracruz. Der Schwarze Zampayita machte ihr die Haustür auf, und dabei erlebte Laura ihre erste Überraschung: Der muntere Tänzer packte nicht mehr den Besen, wie man »seine Kleine um die Taille faßt, das erlaubt sie bestimmt«. Der alte Diener der Familie stützte sich auf einen Stock und unterstrich damit seinen verhinderten Ausruf: »Laura Mädchen!«, der durch ein Zeichen Lauras erstickt wurde, die einen Finger an die Lippen legte, während der Schwarze den Koffer des Mädchens nahm und sie ihn gewähren ließ, damit er seine Selbstachtung bewahrte, obwohl er das Gepäck kaum

tragen konnte.

Laura wollte sie zuerst von der Salontür aus sehen, hinter den verschlissenen Vorhängen, ohne von ihnen gesehen zu werden.

Die vier Schwestern saßen schweigend da, Tante Hilda bewegte nervös die arthritischen Finger, als spielte sie auf einem klanglosen Klavier, Tante Virginia murmelte unhörbar ein Gedicht und hatte nicht die Kraft, es auf dem Papier festzuhalten, Maria de la O betrachtete geistesabwesend ihre geschwollenen Knöchel, und nur Leticia, die *Mutti,* tat wirklich etwas, sie strickte eine dicke Jacke, die sie auf den Knien ausgebreitet hielt und die sie beim Stricken vor der Dezemberkälte Xalapas schützte, wenn sich die Nebel vom Perote-Gipfel mit denen aus den Stauseen, Brunnen und Bächen vereinten, die sich in dem fruchtbaren subtropischen Gebiet zwischen Bergen und Küste zusammendrängten.

Als Leticia aufblickte, um ihre Arbeit zu begutachten, sah sie in Lauras Augen und rief: »Tochter, meine Tochter!« Mühsam stand sie auf, während Laura zu ihr lief und sie umarmte: »Bleib sitzen, *Mutti,* streng dich nicht an, bitte, bleibt alle sitzen!« Wenn sie aufgestanden wären, hätte sich dann Tante Hilda selbst erdrosselt, weil das Doppelkinn ihr die Luft abdrückte, und wären ihre halbblinden Augen hinter den Brillengläsern, dick wie die Wände eines Aquariums, noch enger zusammengedrückt worden? Wäre Tante Virginias Haut aufgeplatzt, weil ihr mit Reispuder übertünchtes Gesicht nicht mehr aus gepuderten Runzeln, sondern nur noch aus gerunzeltem Puder bestand? Wäre Tantchen Maria de la O auf die frisch

gewischten, teppichlosen Fliesen des Bodens gestürzt, weil ihr die geschwollenen Knöchel keinen Halt mehr boten?

Aber Leticia richtete sich kerzengerade auf, sie stand ebenso senkrecht wie die Wände des Hauses, ihres Hauses, die Haltung ihrer Mutter sagte Laura alles, das Haus gehört mir, ich halte es sauber, ich räume es auf, es ist ein geschäftiges, bescheidenes, aber unseren Ansprüchen genügendes Haus. Hier fehlt es an nichts.

»Du fehlst uns, Tochter. Du fehlst deinen Kindern.«

Laura umarmte sie, küßte sie, sagte nichts. Sie wollte sie nicht daran erinnern, daß sie, Mutter und Tochter, zwölf Jahre in Catemaco gelebt hatten, getrennt von ihrem Vater Fernando und ihrem Bruder Santiago, und daß auch sie sich heute auf die Argumente von damals berufen konnte. Die gestrige Gegenwart war jedoch nicht die heutige Vergangenheit. Flüchtig dachte Laura an die Feste Carmen Cortinas, sie huschten vorbei wie die streunenden Hunde vom Bahnhof; vielleicht bewunderten sie insgeheim die Schnelligkeit der Lokomotiven, vielleicht waren Carmen Cortinas Gäste eine weitere Meute herrenloser Hunde.

»Die Kinder sind in der Schule. Sie kommen bald.«

»Wie geht es mit dem Lernen?«

»Sie sind selbstverständlich bei den Señoritas Ramos.«

Fast hätte sie gesagt, mein Gott, die sind noch nicht tot!, aber das wäre eine Ungehörigkeit gewesen, ein *Fauxpas,* wie Carmen Cortina gesagt hätte, deren Welt, so schien es, nun in der fernsten und nebelhaftesten Irrealität verschwand. Laura lächelte. Während ihres anderthalbjährigen Liebesverhältnisses mit Orlando Ximénez war das ihre

Welt gewesen, Lauras und Orlandos gemeinsame tägliche oder vielmehr nächtliche Welt.

Laura und Orlando. Wie anders klangen die Namen dieses Paars hier im Haus in Xalapa, in Veracruz, in der wiedererweckten Erinnerung an Santiago den Ersten. Es überraschte sie, an ihren mit einundzwanzig Jahren erschossenen Bruder zu denken, sprang doch in diesem Augenblick der junge Santiago mit seinem Ranzen auf dem Rücken in den Raum, ein zehnjähriger kleiner Kavalier, ernst wie ein feierliches Bild und direkt in seiner vorausgeschickten Mitteilung: »Danton muß nachsitzen. Er muß zwanzig Seiten ohne einen einzigen Tintenklecks abschreiben.«

Die Señoritas Ramos würden sich nie ändern, aber Santiago hatte seine Mama vier Jahre lang nicht gesehen. Trotzdem wußte er sofort, wer sie war. Er lief nicht zu ihr, um sie zu umarmen. Er wartete, daß sie zu ihm kam und niederkniete, um ihn zu küssen. Der Junge verzog keine Miene. Laura bat mit ihrem Blick die Frauen des Hauses um Hilfe.

»So ist Santiago«, sagte Mutti Leticia. »Ich habe noch kein ernsteres Kind gesehen.«

»Darf ich gehen? Ich habe viele Hausaufgaben.« Er küßte Lauras Hand – wer hatte ihm wohl das beigebracht, die Señoritas Ramos, oder war ihm seine Höflichkeit, seine Distanz angeboren? Dann sprang er hinaus. Laura freute sich über diese kindliche Geste; ihr Sohn betrat und verließ das Zimmer mit einem Sprung, obwohl er wie ein Richter sprach.

Das Essen zog sich schmerzlich in die Länge. Danton ließ durch ein Dienstmädchen ausrichten, daß er bei einem Freund schlafen werde. Später wollte Laura nicht die tatkräftige, emanzipierte Hauptstädterin spielen, die unruhige, als Wachzustand ausgegebene Siesta ihrer Tanten nicht stören und auch nicht die bewundernswerte, nervöse Geschäftigkeit ihrer Mutter. Leticia kochte, erledigte die Wege und bediente, während der Neger Zampayita halblaut auf dem Patio sang und sich der Pensionsgeruch allmählich in den Räumen breitmachte, weil es an Unterhaltungen fehlte. Es war der tote Duft einsamer Nächte, eiliger Besuche, vielzähliger Winkel, in denen sich, obwohl Leticia so angestrengt arbeitete und der Schwarze immer wieder fegte, Staub, Zeit und Vergessen anhäuften.

Denn Gäste gebe es im Moment nicht, obwohl jede Woche einer oder zwei kämen und es ermöglichten, die Pension bescheiden über Wasser zu halten, natürlich helfe auch Lauras Unterstützung für die Kinder. Mit zunehmender Betrübnis hörte die Tochter ihrer Mutter zu, und sie sehnte sich danach, mit ihr, ihrer Mutter Leticia, genau wie mit jeder anderen Frau in diesem Haus ohne Männer allein zu sein – sie wollte sie wachrütteln aus ihrer Apathie. Aber damit hätte sie nicht nur die Frauen beleidigt, es wäre reine Heuchelei gewesen, denn schließlich hatte Laura selbst zwei Jahre lang von der Barmherzigkeit Elizabeths gelebt, wobei sie den Monatsscheck Juan Franciscos, des CROM-Abgeordneten, in Zahlungen an Elizabeth, persönliche Ausgaben und einen kleinen Betrag für die in Xalapa aufgenommenen Kinder aufteilte, denn

schließlich hatte Laura bis mittags geschlafen, nachdem sie bis drei Uhr morgens wachgeblieben war, nie hatte sie gehört, wie Orlando früher aufstand, um seinen geheimnisvollen Beschäftigungen nachzugehen, Laura hatte sich selbst etwas vorgemacht, wenn sie im Bett lag, las und sich sagte, sie vergeude ihre Zeit nicht, sie bilde sich, lese, was sie als junges Mädchen versäumt habe, nachdem sie Carlos Pellicer entdeckte habe, müsse sie Neruda und Lorca lesen und zu Quevedo und Garcilaso de la Vega zurückkehren. Zusammen mit Orlando besuchte sie den Palast der Schönen Künste, um Carlos Chávez als

Dirigenten von Werken zu erleben, die für sie alle neu waren, denn in ihrem Gedächtnis schwebte nur Chopin wie ein leichter Duft, ihn hatte Tante Hilda in Catemaco gespielt, und nun vereinten sich Bach, Beethoven und Berlioz, Ponce, Revueltas und Villa-Lobos zu einer weitgespannten Messe… Nein, so war es nicht: Sie hatte ihre Zeit nicht allein auf den Festen Carmen Cor-tinas vergeudet, wenn sie ein Buch las oder ein Konzert hörte, ließ sie ihre persönlichen, innersten und tiefsten Gedanken umherschweifen, weil sie – wie sie sich sagte – ihren Platz in der Welt finden, die in ihrem Leben eingetretenen Veränderungen begreifen und sich feste Ziele setzen wollte, die bestimmter waren als das leichte Ende – plötzlich war ihr, als läge sie wieder auf ihrem Jungmädchenbett und umarmte ihre Puppe Li Po –, als das leichte Ende ihres Ehelebens mit Juan Francisco oder gar das höchst angenehme Bohemienleben mit Orlando. Sie wollte Besseres für ihre Söhne Santiago und Danton, eine reifere, selbstbewußtere Mutter.

Sie war zurück im Elternhaus, und zu ihren Wurzeln zurückzukehren war das beste, was sie tun konnte: sich seelenruhig hinzusetzen und die Sprudelgetränke im La Jalapena zu genießen, einer Eisbar, die Don Antonio C. Bâez führte – »Dieser Betrieb süßt seine Getränke nicht mit Saccharin.« Sie besah sich die Schaufenster der Gebrüder Ollivier, die immer noch die Korsetts der Marke »La Opera« anboten, und in der Buchhandlung La Moderna von Don Raul Basânez blätterte sie in den europäischen Illustrierten, die ihr Vater Fernando Dïaz jeden Monat an der Mole von Veracruz so sehnsüchtig erwartet hatte. Sie betrat die Casa Wagner y Lieven am Parque Juärez, um für Tante Hilda die Partituren eines Komponisten zu kaufen, der ihr unbekannt sein mochte, Maurice Ravel. Orlando und Laura hatten seine Musik bei einem Konzert von Carlos Châvez im Palast der Schönen Künste gehört.

Die Frauen benahmen sich, als wäre nichts geschehen. Das war ihre Stärke. Sie lebten immer noch auf der Kaffeeplantage des aus Darmstadt im Rheinland stammenden Don Felipe Kelsen. Bei Tisch bewegten sie die Hände, als wäre das Besteck aus Silber und nicht aus Zinn, das Geschirr aus Porzellan und nicht aus gebranntem Ton, das Tischtuch aus Leinen und nicht aus Baumwolle. Auf etwas jedoch hatten sie nicht verzichtet. Jede

Frau hatte ihre eigene Serviette aus gestärktem Leinen, sorgfältig zusammengerollt und von einem Silberring mit dem Monogramm jeder einzelnen geschützt, einem V, einem H, einem MO, einem L, die kunstvoll, erhaben und verschnörkelt eingraviert waren. Dazu griffen sie alle als

erstes, wenn sie sich an den Tisch setzten. Das war ihr Stolz, ihr Rettungsanker, das Siegel ihrer Herkunft. Das war die Kaste der Kelsens, war wichtiger als Ehemänner, endgültige Ehelosigkeit, der Tod. Der Silberring um die Servietten stand für Persönlichkeit, Tradition und Gedenken, er bestätigte sie alle und jede einzelne.

Ein Silberring mit einer zusammengerollten, sauberen, vor Stärke knisternden Serviette, bei Tisch benahmen sie sich, als wäre nichts geschehen.

Laura suchte sie eine nach der anderen auf, jede für sich und mit einem Gefühl, als machte sie Jagd auf sie, sie waren die ruhelosen, scheuen Vögel vergangener Zeiten, der Lauras und der jeder einzelnen von ihnen. Virginia und Hilda waren einander ähnlicher, als sie selbst wußten. Nachdem die Pianistin zum x-ten Mal ihre Klage gegen ihren Vater Felipe Kelsen vorgetragen hatte, der ihr nicht erlaubt hatte, in Deutschland zu bleiben und Musik zu studieren, entlockte Laura ihrer Tante die sie am tiefsten quälende Klage: »Ich bin ein sitzengebliebenes altes Mädchen, liebe Laura, eine hoffnungslose alte Jungfer, und weißt du, warum? Weil ich mein ganzes Leben überzeugt war, daß mich alle Männer gerade dann wollen würden, wenn ich ihnen keine Hoffnungen machte. Bei den Fiestas zu Maria Lichtmeß in Tlacotalpan haben sie mich belagert. Dort hatten sich deine Eltern kennengelernt, erinnerst du dich? Und aus reinem Stolz habe ich meinen Verehrern nachdrücklich klargemacht, daß ich dagegen unnahbar sei.

›Es tut mir leid, Ricardo. Am nächsten Sonnabend kehre ich nach Deutschland zurück, um Pianistin zu werden.‹

›Du bist sehr lieb, Heriberto, aber ich habe schon einen

Bräutigam in Deutschland. Wir schreiben uns täglich Briefe. Bald kommt er zu mir, oder ich kehre zu ihm zurück.‹

›Nicht, daß du mir nicht gefällst, Alberto, aber du kannst dich nicht mit mir messen. Du darfst mich küssen, wenn du willst. Aber das ist dann ein Abschiedskuß.‹«

Und als sie bei der nächsten Fiesta zu Maria Lichtmeß wieder ohne Bräutigam erschien, machte sich Ricardo über sie lustig, Heriberto zeigte sich mit einer Braut aus dem Ort, und Alberto war schon verheiratet. Die aquamarinblauen Augen Tante Hildas füllten sich mit Tränen, die ihr unter den dicken Brillengläsern hervorrannen, die feucht waren wie die dunstverhangene Landstraße zum Perote. Die Tante endete mit ihrem wohlbekannten Rat: »Liebe Laura, vergiß die Alten nicht, Jugend vergißt und ist ohne Mitleid…«

Tante Virginia zwang sich zu Gängen über den Patio – sie konnte nicht mehr auf die Straße hinaus, sie lebte in der verständlichen Furcht alter Menschen, hinzufallen, sich ein Bein zu brechen und sich bis zum Heiligen Tag der Auferstehung der Seelen nicht wieder zu erheben. Stundenlang puderte sie sich, und wenn sie sich schließlich vollständig zurechtgemacht fühlte, drehte sie draußen auf dem Patio ihre Runden und deklamierte mit unhörbarer Stimme Gedichte: ob eigene oder fremde, war unmöglich herausbekommen.

»Darf ich dir bei deinem Spaziergang Gesellschaft leisten, Tante Virginia?«

»Nein, geh nicht mit mir.« »Warum?«

»Du tust es nur aus Mitleid. Das verbiete ich dir.« »Nein. Nur aus Liebe.«

»Ach was, gewöhne mich nicht an Mitgefühl. Ich habe entsetzliche Angst, als letzte in diesem Haus übrigzubleiben und allein hier zu sterben. Wenn ich dich aus der Hauptstadt herrufe, kommst du dann und besuchst mich, damit ich nicht allein sterbe?«

»Ja. Das verspreche ich dir.«

»Das sagst du nur. Gerade dann hast du bestimmt eine unaufschiebbare Verpflichtung, bist weit weg und tanzt Foxtrott, und es ist dir völlig egal, ob ich lebe oder sterbe.« »Tante Virginia, ich schwöre es dir.«

»Du sollst nicht unnötig schwören, du Sünderin. Wozu hast du Kinder bekommen, wenn du dich nicht um sie kümmerst? Hattest du nicht vesprochen, dich um sie zu kümmern?« »Das Leben ist schwer, Tante, manchmal…« »Unsinn. Es ist schwer, die Menschen zu lieben, die eigene Familie, verstehst du mich? Sie nicht aufzugeben, niemanden zu zwingen, vor dem Tod ein bißchen Mitleid zu erbetteln, *sacre-bleu!«*

Sie hielt inné und starrte Laura mit Augen an, die wie schwarze Diamanten funkelten und durch die dicke Puderschicht um sie herum nur noch mehr hervortraten.

»Du hast es nicht geschafft, daß der Minister Vasconcelos meine Gedichte veröffentlicht. So hältst du deine Versprechen, Undankbare. Ich werde sterben, ohne daß jemand außer mir meine Gedichte vorgetragen hat.«

Mit einer bangen Bewegung kehrte sie ihrer Nichte den Rücken zu.

Laura erzählte Maria de la O von ihrem Gespräch mit Tante Virginia, und die sagte nur: »Mitleid, Tochter, ein bißchen Mitleid für die Alten, die nicht von anderen geliebt und geachtet werden.«

»Du kennst als einzige die Wahrheit, Tantchen. Sag mir, was ich tun soll.«

»Laß mich nachdenken. Ich will schließlich nicht ins Fettnäpfchen treten.«

Ihr Blick fiel auf ihre geschwollenen Knöchel, und sie wurde von einem Lachanfall gepackt.

In der Nacht fühlte sich Laura traurig und ängstlich, es fiel ihr schwer, Schlaf zu finden, und sie lief allein im Patio umher, wie Tante Virginia tagsüber. Sie war barfuß, damit sie kein Geräusch machte und nicht die Schluchzer und erinnerungsschweren Seufzer störte, die ungewollt aus den Schlafzimmern entschlüpften, in denen die vier Schwestern schliefen.

Welche würde als erste sterben? Welche als letzte? Laura schwor sich, daß sie sich um die letzte Schwester kümmern würde, wo sie selbst auch immer sein sollte, sie wollte die Überlebende bei sich aufnehmen oder ihr hier Gesellschaft leisten, Tante Virginia sollte nicht recht haben: »Ich habe entsetzliche Angst, als letzte übrigzubleiben und allein zu sterben.«

Ein nächtlicher Patio, auf dem sich die Alpträume von vier Greisinnen ein Stelldichein gaben. Laura fiel es nicht leicht, ihre Mutter Leticia in diesen Chor der Angst einzubeziehen. Sie machte sich Vorwürfe, als sie sich bei dem Gedanken ertappte, wenn eine der vier allein bliebe,

würde es hoffentlich die Mutter oder das Tantchen sein. Hilda und Virginia waren schrullig und unerträglich geworden. Sie waren beide, das glaubte die Nichte fest, nie mit einem Mann zusammen gewesen. Dafür aber Maria de la O. »Meine Mutter hat mich gezwungen, mit ihren Kunden zu schlafen, seit ich elf war.«

Laura hatte keinen Schrecken und kein Mitgefühl verspürt, als das Tantchen ihr Jahre zuvor in der Avenida Sonora dieses Geständnis gemacht hatte, sie wußte, daß die großmütige und warmherzige Mulattin das sagte, damit Laura verstand, wieviel die uneheliche Tochter Felipe Kelsens der lauteren Menschlichkeit seiner Frau, der Großmutter Côsima Reiter, und auch der Hochherzigkeit von Lauras Vater Fernando Dïaz zu verdanken hatte. Côsima Reiters Menschlichkeit glich trotz aller Alters-, Klassen- und Rassenunterschiede der Maria de la Os sehr.

Die Nichte ging auf ihre Tante zu, um sie zu umarmen und zu küssen, doch Maria de la O hielt sie mit ausgestrecktem Arm zurück, sie wollte kein Mitleid, und Laura küßte nur die mahnend hochgereckte Hand.

Laura war wieder zu Hause, und sie wünschte sich von ganzem Herzen, daß die *Mutti* als letzte stürbe, denn sie ließ niemals ihre Klagen nach außen dringen und sich auch nicht unterkriegen, sie hielt die Pension sauber und bewohnbar, und Laura dachte, daß die drei anderen ohne sie hilflos wären, wie arme Seelen durch die Flure irrten, während sich das schmutzige Geschirr auf den Küchenherden stapelte, das Gras ungepflegt im Patio wucherte, sich die Vorratskammern leerten, der Hungertod drohte, Katzen sich im Haus einquartierten und die schlafenden

Gesichter Virginias, Hildas und Maria de la Os von grünen Fliegen mit einer summenden Maske bedeckt würden.

»Ja, wir alle haben eine Zukunft ohne Liebe«, sagte Leticia unverhofft eines Nachmittags, als Laura ihr half, das Geschirr abzuwaschen, und nach einer kurzen Pause setzte sie hinzu, sie freue sich, ihre Tochter wieder im Haus zu haben.

*»Mutti,* wie sehr habe ich mich nach meiner Kindheit zurückgesehnt, nach der Wohnlichkeit der Räume, nach den Möbeln. Wie die einem im Kopf bleiben, auch wenn sie längst ziemlich ramponiert sind, ein Schlafzimmer, ein Kleiderschrank, ein Waschbecken, diese fürchterlichen zwei Bilder mit dem Lausbuben und dem Hund, von denen ich nicht weiß, warum du sie aufhebst…«

»Nichts erinnert mich so sehr an deinen Vater, dabei war er überhaupt nicht so.«

»Ein Lausbube oder ein lausiger Maler?« fragte Laura lächelnd.

»Darauf kommt es nicht an. Es sind Dinge, die ich mit ihm in Verbindung bringe. Immer wenn ich mich zum Essen hinsetze, sehe ich ihn am Kopfende, mit diesen Bildern hinter ihm.«

»Habt ihr euch sehr geliebt?«

»Wir lieben uns noch, Laura.«

Sie nahm die Hände ihrer Tochter und fragte sie, ob sie glaube, daß uns die Vergangenheit zum Tod verurteile.

»Eines Tages siehst du, wie wichtig die Vergangenheit für das Weiterleben ist, und damit die, die sich einmal liebhatten, na ja, sich auch weiter lieben.«

Obwohl Laura eine innige Beziehung zu ihrer Vergangenheit herzustellen vermochte, verstand sie es nicht, wirklichen Kontakt zu ihren Kindern zu bekommen. Santiago war ganz ein kleiner Kavalier, höflich und früh schon sehr ernst. Danton war ein kleiner Teufel, der für seine Mutter weder im Ernst noch im Spaß etwas übrighatte, als wäre sie eine weitere Tante in diesem Harem ohne Sultan. Laura fand nicht die richtigen Worte, um mit den beiden zu reden und sie für sich zu gewinnen, und sie spürte, daß der Fehler bei ihr lag, daß es in ihren Gefühlen einen Mangel gab, den *sie* überwinden mußte, nicht ihre Kinder.

Um genauer zu sein: Der jüngere Sohn benahm sich so, als wäre er der Sultan, der Fürst des Hauses, der nach eigenem Gutdünken handelte und nichts beweisen mußte, um das Einverständnis der vier Frauen zu erhalten, wobei diese ihn mit einer gewissen Furcht ansahen, während sie für seinen Bruder wirkliche Zuneigung zeigten. Danton schien sich etwas auf die fast schon ängstliche Zurückhaltung einzubilden, mit der ihn die Frauen behandelten, obwohl Maria de la O einmal murmelte: »Was dieser Rotzbengel braucht, ist, daß man ihm den Hintern versohlt!« Was geschah, als er eines Nachts ohne weitere Ankündigung nicht zum Schlafen heimkam – da übernahm es Großmutter Leticia, ihm den Hintern zu versohlen, worauf der Junge sagte, diese Beleidigung werde er nie vergessen.

»Ich beleidige dich nicht, du Affe, ich versohle dir bloß den Hintern. Beleidigungen hebe ich für wichtige Leute auf.«

Laura erlebte nur dieses eine Mal, daß ihre Mutter die Hand erhob. Lauras mangelnde Autorität trat dabei klar zutage, alles, was ihr fehlte und zunehmend ihre eigene Existenz prägte, als hätte eigentlich Laura die Prügel ihrer Mutter verdient, weil sie ihren aufsässigen Sohn nicht selbst zur Räson brachte.

Santiago sah dem allem mit ernstem Blick zu, und manchmal schien es, daß er sich einen resignierten, aber mißbilligenden Seufzer für seinen kleinen Bruder aufsparte.

Laura wollte sie zusammenbringen, um mit ihnen einen Spaziergang zu machen oder zu spielen, stieß bei beiden jedoch auf hartnäckigen Widerstand. Das ging nicht gegen sie, nicht Laura wurde von ihren Söhnen abgelehnt, die beiden lehnten sich gegenseitig ab, sie wirkten wie Rivalen aus zwei feindlichen Banden. Laura erinnerte sich an den alten Familienzwist zwischen den Anhängern der Alliierten und denen der Deutschen während des Krieges, doch das heute hatte nichts mit damals zu tun, das hier war eine Auseinandersetzung unterschiedlicher Charaktere und Persönlichkeiten. Wem ähnelte Santiago der Altere, wem Danton der Jüngere? (Im Grunde müßten sie umgekehrt heißen, Danton der Altere, Santiago der Jüngere – würde der zweite Santiago als Zwanzigjähriger wie sein junger erschossener Onkel werden? Würde Danton seinem Vater Juan Francisco ähneln? Ebenso ehrgeizig, der Sohn aber stark und nicht schwach wie sein Vater, denn Juan Francisco war ein schwacher Ehrgeizling, der sich mit wenigem zufriedengab?)

Sie fand nicht die richtigen Worte, um mit ihnen zu

reden und sie für sich zu gewinnen, und natürlich lag der Fehler bei ihr.

»Ich verspreche dir, *Mutti«,* sagte sie beim Abschied zu Leticia, »daß ich mein Leben in Ordnung bringe, damit die Kinder zu uns zurückkommen können.«

Sie betonte das »uns«, und Leticia zog mit vorgetäuschter Überraschung eine Braue hoch, als hielte sie ihrer Tochter dieses unwahre »uns« vor und sagte ihr ohne Worte: Das war anders bei deinem Vater und mir, wir haben die Trennung ertragen, weil wir uns sehr geliebt haben. Doch Laura hatte eine heftige, ungewollte Vorahnung, so daß sie noch einmal erklärte: »Zu uns. Zu Juan Francisco und mir.«

Als sie in den Zug stieg, der sie zurück nach Mexico-Stadt bringen würde, wußte sie, daß sie gelogen hatte: Daß sie für sich und ihre Kinder ein Leben ohne Juan Francisco suchte und daß eine Versöhnung zwar ein leichter Ausweg, sicher aber die schlimmste Lösung für die Zukunft ihrer Kinder wäre.

Sie schob das Fenster des Pullmanwagens nach unten und sah die vier Frauen in dem Isotta-Fraschini sitzen, den Xavier Icaza in einer unnützen, aber eleganten Geste Juan Francisco und Laura zur Hochzeit hatte schenken wollen und den am Ende die vier Kelsen-Schwestern behalten hatten, die nicht mehr aus dem Haus kamen und dem Schwarzen Zampayita erlaubten, mit ihm anzugeben, indem er ihn ab und zu fuhr oder die Kinder auf einem Ausflug beförderte. Sie sah die vier Kelsen-Schwestern im Isotta-Fraschini sitzen, die vier hatten äußerste Anstrengung auf sich genommen, mitzukommen und sie

zusammen mit den Kindern zu verabschieden. Danton sah sie nicht an; mit Nase und Mund machte er sonderbare Geräusche und tat so, als lenkte er das Auto. Den Blick Santiagos würde sie nicht vergessen. Er war sein eigenes Trugbild.

Der Zug fuhr ab, und Laura verspürte plötzlich Angst. Im Haus in Xalapa gab es nicht nur die vier Frauen. Li Po! Wieder hatte sie Li Po vergessen! Wo war die chinesische Puppe, warum hatte sie wieder nicht an sie gedacht? Sie wollte rufen, fragen, doch der Zug entfernte sich, die Taschentücher winkten.

»Kannst du dir einen Arbeiterführer mit einem europäischen Luxusauto in der Garage vorstellen? Denk nicht mehr daran, Laura. Schenke es deiner Mama und deinen Tanten.«

## *X. Detroit:*

Eine Nachricht Orlandos hatte sie beim Portier des Hotel Régis erwartet, als sie aus Xalapa zurückkam. Nur eine Nachricht.

»Laura, meine Liebste, ich bin nicht, was ich sage, und auch nicht, was ich scheine, und ich möchte mein Geheimnis lieber für mich behalten. Du näherst dich allzusehr dem Mysterium deines Orlando. Und ohne Mysterium würde es unserer Liebe an Interesse fehlen. Ich werde dich immer lieben…«

Die Geschäftsführung informierte sie, daß sie sich nicht beeilen müsse, das Zimmer aufzugeben, Señora Cortina habe bis zur nächsten Woche alles bezahlt.

»Ja, Dona Carmen Cortina. Sie bezahlt das Zimmer, in dem Sie und Ihr Freund Señor Ximénez wohnen. Schließlich bezahlt sie seit drei Jahren für Señor Ximénez.«

Wessen Freund ist er? Verständnislos stellte sie sich diese Frage. Welche Art Freund war er? Ein Freund Lauras, ein Freund Carmens? Wessen Liebhaber? Der Liebhaber beider?

Nun, in Detroit, erinnerte sie sich an das schreckliche Gefühl der Hilflosigkeit, das sie in jenem Augenblick überwältigt hatte, an das drängende Bedürfnis, bemitleidet zu werden, an »meinen Hunger nach Mitgefühl« und ihre sofortige Reaktion, die ebenso abrupt wie die Trostlosigkeit war und sie trieb, Diego Rivera in seinem Haus in

Coyoacân aufzusuchen und ihm zu sagen: »Hier bin ich, erinnerst du dich an mich? Ich brauche Arbeit, ich brauche ein Dach, bitte nimm mich auf, Meister.«

»Ach, das schwarzgekleidete Mädchen.«

»Ja, deshalb trage ich wieder Trauer. Erinnerst du dich an mich?«

»Ich halte Schwarz immer noch für abscheulich, es geht mir auf die Nerven. Sag Frida, sie soll dir etwas Bunteres geben, und dann reden wir. Dennoch scheinst du mir ganz anders und sehr hübsch.«

»Mir auch«, sagte hinter ihr eine melodiöse Stimme, und Frida Kahlo kam herein, begleitet vom Klirren ihrer Halsketten, Medaillen und Ringe. Vor allem die Ringe fielen auf, einer an jedem Finger, manchmal zwei: Laura Dïaz erinnerte sich an das Abenteuer ihrer Großmutter Côsima Kelsen und fragte sich, als sie die ungewöhnliche Frau mit den zusammengewachsenen Augenbrauen, dem schwarzen, mit Wollbändern verflochtenen Haar und dem weiten Bäuerinnenrock ins Atelier kommen sah, ob der Protz von Papantla Großmutter Côsima die Ringe nur gestohlen hatte, um sie seiner Geliebten Frida zu überreichen. Laura war überzeugt, daß Riveras Frau die Göttin der Metamorphosen war, die sie gemeinsam mit Großvater Felipe im Vera-cruzaner Urwald entdeckt hatte, jene Figur der Kultur von El Zapotal, der Großvater Felipe Kelsen den mythischen Zauber nehmen wollte, indem er sie zu einem einfachen Wollbaum erklärte, damit das Mädchen nicht an Phantasiegeschichten glaubte – eine wunderbare Frauengestalt, die in die Ewigkeit sah, mit Schnecken und Schlangen umgürtet, an Armen, Nase und

Ohren mit Ringen geschmückt und mit einer Krone, die der Urwald verfärbt hatte. Der Wollbaum war gefährlicher als die Frau, obwohl ihr Großvater etwas anderes gesagt hatte.

War Frida Kahlo der vergängliche Name einer indianischen Gottheit, die mitunter feste Gestalt annahm und hier oder da auftauchte, um sich mit Kriegern, Banditen und Künstlern in Liebe zu vereinen?

»Sie soll mit mir arbeiten«, sagte Frida herrisch, als sie die Treppe zum Atelier hinabstieg, ohne ihren Blick von Rivera Glotzaugen und den umschatteten Augenhöhlen Lauras abzuwenden, die, als sie Frida in diesem Moment ansah, sich selber sah: Sie sah Laura Dïaz, die Laura Dïaz sah, sah sich verwandelt, eine neue Persönlichkeit trat hinter den altbekannten Gesichtszügen hervor, die sich jedoch ebenfalls verwandelten und die Laura Dïaz vielleicht gerade vergaß. Sie sah ihr ausgeprägtes, schmales und kräftiges Gesicht, ihre emporgereckte lange Nase mit dem markanten Rücken zwischen zwei sich immer mehr verdüsternden Augen, die mit Ringen, tief wie Seen der Ungewißheit, umschattet waren, welche am Rand der bleichen Wangen endeten, die glücklich waren, auf die karminroten, schmalen und nun strengeren Lippen zu stoßen, als wäre Lauras ganzes Gesicht gotischer, statuenhafter geworden – nur um einen Kontrast zu dem Fridas zu bilden, dem des pflanzenhaften Lebens einer ermatteten, sich aber immer weiter entfaltenden Blume, der Frau Diego Riveras.

»Sie soll mit mir kommen. Ich brauche in Detroit eine Hilfe, während du arbeitest und ich, du weißt schon…«

Sie machte einen falschen Schritt und verlor den Halt,

Laura eilte ihr zu Hilfe, packte sie bei den Armen und griff ungewollt auch nach ihrem Schenkel. »Haben Sie sich weh getan?« Sie hatte ein verdorrtes, abgezehrtes Bein gefühlt, die beiden Frauen wechselten einen verträumten, sonderbaren Blick, herausfordernd und zugleich verletzt. Rivera lachte.

»Reg dich nicht auf. Ich wollte sie nicht für mich, liebste Frida. Sie gehört ganz dir. Stell dir vor, dieses Mädchen ist genau wie du eine Deutsche. Mit einer Walküre habe ich genug, das schwöre ich dir.«

Frida lud Laura in ihr Schlafzimmer ein, und als erstes holte sie einen Spiegel mit emailliertem und indigoblau bemaltem Rahmen hervor. »Hast du dich einmal angesehen, Mädchen? Weißt du, wie hübsch du bist, wie vorteilhaft du wirkst? Es gibt nicht viele großgewachsene Schönheiten mit einem Profil, das wie mit Machetenhieben herausgearbeitet wirkt, die Nase, die tiefliegenden, umschatteten Augen. Denkt dein Orlando, daß er deinem Blick die Trauer nehmen kann? Gib sie nicht auf. Mir gefällt sie.«

»Woher wissen Sie das alles?«

»Sag du zu mir. Diese Stadt ist ein Dorf. Hier erfährt man alles.«

Sie rückte die Kissen ihres Betts mit den bunten Pfosten zurecht, und während Laura ihr beim Einpacken half, sagte sie: »Morgen fahren wir ins Land der Gringos. Diego soll im Kunstinstitut von Detroit ein Wandbild malen. Ein Auftrag von Henry Ford, stell dir vor. Du kannst dir ja denken, was Diego zu ertragen hat. Die Kommunisten hier

greifen ihn an, weil er Geld von einem Kapitalisten nimmt. Die Kapitalisten greifen ihn an, weil er Kommunist ist. Ich sage ihm bloß immer, daß ein Künstler über diesem lausigen Blödsinn steht. Wichtig ist das Werk. Das bleibt, das kann keiner auslöschen, und es spricht das Volk noch an, wenn die Politiker und die Kritiker längst den Geist aufgegeben haben.

Hast du was zum Anziehen? Ich möchte nicht, daß du mich nachmachst. Du weißt ja, daß ich mich immer wie zu einem Maskenball kostümiere, das ist mein persönlicher Geschmack, aber damit verstecke ich auch mein krankes Bein und mein Hinken. Wer hinkt, muß so was tun, glaub mir, zum Henker«, erklärte Frida und strich sich über den dunklen Flaum auf der Oberlippe.

Laura kam mit ihrem winzigen Koffer zurück. Ob Frida die kleinen Balenciaga- und Schiaparelli-Modelle gefallen würden, die sie zusammen mit Elizabeth, und dank Elizabeths Großzügigkeit, gekauft hatte, oder sollte sie sich wieder für eine einfachere Mode entscheiden? Intuitiv erfaßte sie, daß diese Frau, die ihr Äußeres derart kunstvoll gestaltete und schmückte, gerade deshalb bei anderen nach Natürlichkeit suchte. Auf diese Weise erreichte sie, daß die anderen bei ihr, Frida Kahlo, die Natürlichkeit des Außerordentlichen akzeptierten.

Zum Abschied küßte sie ihre haarlosen Hunde, und alle stiegen in den Zug nach Detroit.

Die lange Fahrt durch die Wüsten Nordmexikos mit ihren Agavenreihen erinnerte Rivera an einen Vers des jungen Lyrikers Salvador Novo, »die Agaven machen schwedische Gymnastik in Fünfhunderterreihen«, aber

Frida sagte, dieser Kerl sei ein übler Bursche, Rivera solle sich vor ihm in acht nehmen, der sei eine Lästerzunge, ein schlechter Charakter, nicht wie die zärtlichen und liebevollen Schwulen, die sie kenne und die zu ihrer Clique gehörten. Rivera lachte. »Je schlechter, desto besser.«

»Nimm dich in acht vor ihm. Er ist einer von den Mexikanern, die ihre eigene Mutter verkaufen, wenn er nur einen grausamen Witz daraus machen kann. Weißt du, was er mir neulich bei der Ausstellung von diesem Tizoc gesagt hat? ›Adiôs, Pawlowa.‹ ›Adiôs, Arschficker‹, habe ich geantwortet und ihn mit offenem Mund dastehen lassen.«

»Wie nachtragend du bist, liebste Frida. Wenn du schlecht über Novo redest, erlaubst du Novo, schlecht über uns zu reden.«

»Tut er das nicht sowieso? Dich beschimpft er mindestens als Hahnrei, Diego.«

»Das macht nichts. Das ist das Ressentiment, der Klatsch, die Anekdote. Was bleibt, ist der Schriftsteller Novo. Und der Maler Rivera. Das Leben bleibt. Die Anekdote verflüchtigt sich.«

»In Ordnung. Diego, gib mir die Ukulele. Singen wir das ›Mixtekische Lied‹. Das ist mein Lieblingslied, wenn ich Mexiko so an mir vorbeiziehen sehe.

›Wie fern die Erde ist, wo ich geboren,

Maßloses Heimweh überkommt mein Denken…‹«

An der Grenze stiegen sie um, noch einmal in Saint Louis, Missouri, und von dort ging es direkt nach Detroit weiter. Frida sang und spielte Ukulele, erzählte pikante Witze, und als die Nacht kam und Rivera einschlief, ließ

sie die endlosen Ebenen Nordamerikas an sich vorüberziehen und sprach über die Kolbenschläge der Lokomotive, dieses eiserne Herz, das sie mit seinem energischen und zugleich zerstörerischen Klopfen wie alle Maschinen erregte.

»Als junges Mädchen habe ich Männersachen getragen und mit meinen Freunden in den Philosophiestunden Radau gemacht. Wir haben unsere Clique ›Los Cachuchas‹ genannt, und ich fühlte mich wohl, frei von den Konventionen meiner Klasse, mit diesen Jungen, die die Stadt genauso mochten wie ich. Endlos sind wir umhergelaufen, durch die Parks, die Wohnviertel, lernten die Stadt kennen, als wäre sie ein Buch, von Kneipe zu Kneipe, von Bude zu Bude, eine hübsche kleine Stadt, blau und rosa, eine Stadt mit allerliebsten, unordentlichen Parks, stillen Liebespaaren, breiten Alleen und finsteren Gassen voller Überraschungen…« Frida erzählte Laura ihr ganzes Leben, während die Ebenen von Kansas und die Weiten des Mississippi vorüberzogen. Sie hatte die Dunkelheit der Stadt gesucht, deren Geruch und Geschmack entdeckt, doch vor allem hatte sie Gesellschaft, Freundschaft, eine Möglichkeit gesucht, die Einsamkeit zum Teufel zu schicken, zur Clique zu gehören, sich vor Dreckskerlen zu schützen, »Laura, denn in Mexiko reicht es, daß du den Kopf hervorstreckst, und schon hackt ihn dir eine ganze Truppe von Zwergen ab«.

»Ressentiment und Einsamkeit«, wiederholte die Frau mit den sanften Augen unter den angriffslustigen Brauen, als sie sich vier Rosen anstelle einer Krone ins Haar steckte und im Spiegel des Baderaums betrachtete, wie weihevoll

ihr Haarschmuck wirkte und wie inmitten der Prärien die Sonne über dem großen Fluß unterging, dem »Vater der Gewässer«. Es roch nach Kohle, Schlamm, Dung, fruchtbarer Erde.

»Wir heckten verrückte Streiche aus, zum Beispiel haben wir Straßenbahnen gestohlen und die Polizei gereizt, Jagd auf uns zu machen wie in den Filmen mit Buster Keaton, die mag ich am liebsten. Wer hätte sagen können, daß sich eine Straßenbahn an mir rächen würde, weil ich ihr das Küken weggeschnappt hatte? Wir von den ›Cachuchas‹ haben nur einsame Straßenbahnen gestohlen, die sie nachts in Indianilla abgestellt hatten. Wir haben keinem etwas weggenommen für die Freiheit, nachts durch die halbe Stadt zu fahren, wohin wir wollten, liebe Laura, wir gehorchten unserer Phantasie, auch wenn wir an die Gleise gebunden waren, von den Gleisen kommst du nie herunter, darin liegt das Geheimnis, du erkennst an, daß es Gleise gibt, und doch benutzt du sie, um zu entkommen, um dich zu befreien.«

Der große, wie ein Meer weite Fluß, der Ursprung aller Gewässer der von den Indios verlorenen Erde, das Wasser, in dem du baden kannst, der Stoff, der dich freudig empfängt, dich umarmt, liebkost und erfrischt, er teilt die Räume genauso auf, wie Gott es geträumt hat: Das Wasser ist der göttliche Stoff, der dich aufnimmt, im Gegensatz zu allem Harten, das dich zurückweist, verletzt, durchdringt.

»Im September 1925, vor sieben Jahren, ist es passiert. Ich kam von meinen Eltern in Coyoacân und fuhr im Bus, da stieß eine Straßenbahn mit uns zusammen und brach mir das Rückgrat, den Hals, die Rippen, das Becken, sie

zertrümmerte alles, was meinen Körper im Inneren zusammenhielt. Und ich habe mir die linke Schulter ausgerenkt. Wie gut das meine Bluse mit den weiten Ärmeln verbirgt, meinst du nicht? Na ja, ein Bein ist für immer kaputt. Eine Busstange hat sich mir in den Rücken gerammt und ist durch die Scheide wieder herausgekommen. Der Aufprall war so gewaltig, daß mir sämtliche Kleider heruntergerissen wurden, kannst du dir das vorstellen? Meine Kleider waren weg. Ich lag blutend, nackt und zerschlagen da. Und dann, Laura, kam das Außerordentliche. Auf mich ist Gold herabgeregnet. Mein nackter, zerschlagener, am Boden liegender Körper wurde mit Goldstaub bedeckt.«

Sie steckte sich eine Zigarette der Marke Alas an und ließ ein rauchgetränktes Lachen hören.

»Ein Handwerker im Bus hatte ein paar Pakete mit Goldstaub dabei, als die furchtbare Sache passierte. Ich war zerschlagen, aber mit Gold bedeckt. Was hältst du davon?«

Laura dachte, die Fahrt nach Detroit mit Frida und Diego fülle ihr Leben derart aus, daß ihr keine Zeit für irgend etwas anderes bliebe, nicht einmal für einen Gedanken an Xalapa, ihre Mutter, die Kinder, die Tanten, ihren Mann Juan Francisco, ihren Geliebten Orlando, Carmen, die Geliebte ihres Geliebten, ihre »Freundin« Elizabeth – alles blieb so weit zurück wie die traurige, armselige Grenze in Laredo und davor die Wüste und die Hochebene von Mexiko, wo man ganz allein darauf achten mußte, wie Frida mehrmals sagte, »sich vor den Dreckskerlen zu schützen«.

Laura betrachtete die schlafende Frau und fragte sich, ob

Frida sich allein zu schützen vermochte oder ob sie Diego bei sich brauchte, diesen unerschütterlichen Mann, der seine eigene Wahrheit, aber auch seine eigene Lüge besaß. Sie versuchte sich vorzustellen, was die Männer ihres Lebens über einen solchen Mann gesagt hätten, die Vertreter von Ordnung und Moral wie ihr Großvater Felipe und ihr Vater Fernando, die kleinen Ehrgeizlinge wie Juan Francisco, die gescheiterten Verheißungen wie ihr Bruder Santiago, die neuen Verheißungen wie ihre Söhne Danton und der zweite Santiago, das ewige Rätsel, das Orlando war, und, um den Kreis zu schließen und wieder zu eröffnen, der unmoralische Mann, der ihr Großvater ebenfalls gewesen war, schließlich hatte er es über sich gebracht, eine uneheliche Tochter, eine Mulattin, im Stich zu lassen: Was wäre aus dem zarten, reizenden Tantchen Maria de la O geworden, wenn der starke Wille ihrer Großmutter Côsima und das ebenso beharrliche Mitgefühl ihres Vaters Fernando sie nicht gerettet hätten?

Rivera saß am Fenster des Speisewagens und erzählte phantastische Lügengeschichten über seine Herkunft – einmal war er der Sohn einer Nonne und einer verliebten Kröte, dann wieder eines Hauptmanns der konservativen Armee und der wahnsinnig gewordenen Kaiserin Charlotte –, und er erinnerte sich an sein phantastisches Pariser Leben mit Picasso, Modigliani und dem Russen Ilja Ehrenburg, der einen Roman über Diegos Pariser Jahre veröffentlicht hatte, »Die ungewöhnlichen Abenteuer des Mexikaners Julio Jurenito«, in dem er dessen aztekische kulinarische Vorliebe für Menschenfleisch, insbesondere das der Tlaxcalteken, ausführlich schilderte – diese

Verräter hätten es verdient, in Schweineschmalz gebraten zu werden! –, immerzu Lügengeschichten, und auf den großen Papierblättern, die auf dem Tisch im Speisewagen ausgebreitet waren, entwarf er riesig und detailliert das in Detroit geplante Wandbild, sein Hohelied auf die moderne Industrie.

Laura entdeckte einen erregend neuen, schöpferischen Mann, der zugleich phantasievoll und diszipliniert, fleißig wie ein Maurer, träumerisch wie ein Dichter, amüsant wie ein Jahrmarktskomiker und schließlich so grausam wie ein Künstler war, ein Künstler, der tyrannisch über seine Zeit bestimmen muß, ohne jede Rücksicht auf die Bedürfnisse der übrigen, auf ihre Ängste und Hilferufe… Diego Rivera malte, und die Tür zur Welt und den Menschen wurde versperrt, damit sich im Käfig der Kunst die Formen, Farben, Erinnerungen und Huldigungen einer Kunst emporschwingen konnten, die, so sehr sie sich auch selbst als sozial oder politisch bezeichnen mochte, vor allem Teil der Kunstgeschichte und nicht der politischen Geschichte wurde, die einer Tradition neue Wirklichkeit gibt oder ihr Wirklichkeit entzieht, und damit greift sie in jene andere Wirklichkeit ein, von der die meisten glauben, sie ströme ungehemmt wie ein Fluß dahin. Der Künstler weiß es besser: Seine Kunst spiegelt nicht die Wirklichkeit wider. Sie begründet sie. Und um dieses Werk auszuführen, kommt es nicht darauf an, den anderen gegenüber Großmut, Sorge und Anteilnahme zu zeigen, wenn es das Werk stört oder schwächt. Im Gegenteil, ungeheuerlichste Engherzigkeit, Geringschätzung und Selbstsucht sind für den Künstler eine Tugend, solange er durch sie seine

Arbeit leisten kann.

Was suchte eine so zarte Frau wie Frida Kahlo bei einem solchen Mann? Worin bestand ihre Kraft? Gab ihr Rivera die Stärke, die ihre Schwäche brauchte, oder kam es auf die Summe zweier Kräfte an, um der körperlichen Schwäche ihren unabhängigen, schmerzensreichen Platz zu geben? Und war Diego selbst tatsächlich so stark, wie sein riesiger, stämmiger Körper wirkte, oder so schwach, wie derselbe Körper nackt aussah, ohne Flaumhaar, rosig, fett, mit einem Penis wie ein Kind, den Laura eines Morgens entdeckte, als sie zufällig die Tür des Badezimmers öffnete? War nicht sie es, Frida, das Opfer, die ihm, dem starken, siegreichen Mann, seine Kraft gab?

Frida erkannte als erste, vor Diego, welche Eigenschaft das Licht hatte, doch sie sagte es ihm, als hätte er es entdeckt, und dabei wußte sie, daß er ihr zunächst für die Lüge danken und sie danach zu einer originellen, für Diego Rivera bezeichnenden Wahrheit machen würde,

»Im Gringoland fehlen Licht und Schatten. Wie gut du das vorausgesehen hast, mein hübscher Kleiner.« Sie strahlte, während er zurückkam und vergessen wollte: »Für deinen hübschen Kleinen, deinen nächtlichen Spiegel, gibt es nur zwei Arten von Licht auf der Welt, das des Pariser Abends, dort bin ich zum Maler geworden, und das der mexikanischen Hochebene, dort wurde ich ein Mann. Ich begreife das Licht des Winters im Gringoland nicht und auch nicht das der mexikanischen Tropen, meine Augen sind grüne Schwerter in deinem Fleisch und verwandeln sich in deinen Händen zu Lichtwellen, Frida…«

Als die beiden vom Bahnhof zum Hotel kamen, waren

sie entschlossen, sich nicht anzupassen, Krieg zu führen, nicht zu gestatten, daß etwas unbemerkt oder ungestört geschah. Detroit erfüllte ihnen all diese Wünsche, von Anfang an lieferte es ihnen Stoff, bot ihnen Gelegenheiten, damit er einen Skandal machen und sie ihren Humor zeigen konnte. Sie stellten sich im Hotel an, um sich anzumelden. Zwei vor ihnen stehende alte Leute wurden vom Empfangschef mit einer schneidenden Antwort abgefertigt.

»Es tut uns sehr leid. Juden werden hier nicht aufgenommen.«

Die beiden zogen sich verblüfft und murrend zurück, ohne jemanden zu finden, der ihnen half, die Koffer zu tragen. Frida verlangte die Anmeldeformulare und füllte sie mit riesengroßen Buchstaben aus: »MR. AND MRS. DIEGO RIVERA«, darunter ihre Adresse in Coyoacân, ihre mexikanische Staatsangehörigkeit und mit noch größeren Buchstaben ihre Religion: »JÜDISCH«. Der Empfangschef starrte sie erschrocken an. Er wußte nicht, was er sagen sollte. Frida sagte es an seiner Stelle. »Was ist los mit Ihnen, Mister?« »Das haben wir nicht gewußt.« »Was wußten Sie nicht?«

»Entschuldigen Sie, meine Dame, Ihre Religion…«

»Mehr als nur die Religion. Die Rasse.«

»Das heißt…«

»Sie nehmen keine Juden auf?«

Sie drehte sich um, ohne sich um die Antwort des Empfangschefs zu kümmern. Laura hielt das Lachen zurück und hörte die Kommentare der weißen Gäste, die

Frauen trugen breitkrempige, sommerliche Strohhüte und die Männer diese merkwürdigen nordamerikanischen Seersucker-Anzüge aus weißem Popelin mit blauen Streifen, dazu Panamahüte: »Ob das Zigeuner sind? Als was ist diese Frau verkleidet?«

»Gehen wir, Diego, Laura! Raus hier.«

»Mrs. Rivera«, drängte zitternd der Manager, den man aus seinem nach Radiergummi riechenden Büro geholt hatte, wo die Zeitung auf der Seite mit den Cartoons aufgeschlagen lag. »Entschuldigen Sie, das wußten wir nicht, es spielt keine Rolle, Sie sind Gast von Mister Ford, nehmen Sie unsere Entschuldigung an…«

»Gehen Sie und sagen Sie diesen beiden alten Leuten, daß man sie hier aufnimmt, obwohl sie Juden sind. Denen, die dort durch die Tür gehen. *Step on in it, shit!«* befahl Frida, und danach, in ihrer Suite, krümmte sie sich vor Lachen und spielte *Yes, we have no bananas* auf der Ukulele. »Sie mußten nicht nur uns aufnehmen, sondern auch die zwei Alten, und sie haben uns den Preis herabgesetzt!«

Diego verlor keine Minute. Am nächsten Tag schon war er im Detroit Institute und prüfte die Wände, bereitete die Fresken vor, wies die Gehilfen ein, breitete seine Zeichnungen aus und empfing Journalisten.

»Ich werde die neue Rasse des stählernen Zeitalters malen.«

»Ein Volk ohne Gedächtnis ist wie eine bereitwillige Sirene. Sie weiß nicht, wann, weil sie nichts hat, womit.«

»Ich werde einer entmenschlichten Industrie eine

Aureole der Menschlichkeit geben.«

»Ich werde den Vereinigten Staaten der Amnesie beibringen, sich zu erinnern.«

»Christus hat die Händler aus dem Tempel vertrieben. Ich will den Händlern den Tempel geben, der ihnen fehlt. Mal sehen, ob sie sich diesmal ein bißchen besser benehmen.«

»Mister Rivera, Sie sind in der Hauptstadt des Automobilbaus. Stimmt es, daß Sie nicht fahren können?«

»Ja, aber ich kann Eier zerschlagen. Wenn Sie sehen könnten, wie gut mir meine Omeletts gelingen.«

Unaufhörlich redete er, spaßte er, gab Anweisungen, malte, während er redete, redete, während er malte, als brauchte eine Welt von Formen und Farben die äußerliche Verteidigung und Ablenkung durch Tumult, Bewegung und Worte, um langsam hinter seinen schläfrigen Glotzaugen zu entstehen. Und doch kam er erschöpft ins Hotel zurück.

»Ich verstehe die Gesichter der Gringos nicht. Ich erforsche sie. Ich will sie lieben. Ehrenwort. Ich betrachte sie mit Sympathie und flehe sie an: Bitte, sagt mir etwas. Das ist, als schaute man sich Weißbrote in einer Bäckerei an. Alle sind gleich. Sie haben keine Farbe. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Die Maschinen gelingen mir hervorragend, aber die Menschen sehen entsetzlich aus. Was mache ich nur?«

»Wie entstehen unsere Gesichter, wie bildet sich ein Körper?« sagte Frida zu Laura, als Diego sehr früh schon aufgebrochen war, um sich der zunehmenden Wärme des

kontinentalen Sommers zu entziehen.

»Wie fern die Erde ist, wo…«, sang Frida leise. »Weißt du, warum es so heiß ist?«

»Wir sind ganz weit von beiden Ozeanen entfernt. Die Seebrisen kommen nicht bis hierher. Uns erfrischen nur die Winde vom Nordpol. Eine hübsche Erfrischung!«

»Woher weißt du das alles?«

»Mein Vater war Bankdirektor, aber er hat viel gelesen. Jeden Monat bekam er Zeitschriften. In Veracruz gingen wir an die Mole, um europäische Bücher und Illustrierte abzuholen.«

»Und weißt du auch, warum mir so heiß ist?«

»Weil du ein Kind bekommst.«

»Und woher weißt du *das?«*

Durch die Art, wie sie laufe, antwortete Laura.

»Aber ich hinke.«

»Ich sehe, daß deine Fußsohlen heute den Boden berühren. Vorher bist du unsicher auf den Zehenspitzen gegangen, als wolltest du gleich losfliegen. Jetzt sieht es so aus, als wolltest du bei jedem Schritt Wurzeln schlagen.«

Frida umarmte sie und dankte Laura dafür, daß sie mit ihr gekommen war. Laura hatte ihr vom ersten Augenblick an gefallen; sie sagte, als sie Laura gesehen und mit ihr gesprochen habe, sei ihr klargeworden, daß sich die junge Frau nutzlos oder wie nutzlos behandelt fühlte.

»Nie habe ich eine Frau durch meine Tür kommen sehen, die sich verzweifelter nach Arbeit sehnte. Allerdings glaube ich, daß nicht einmal du selbst das gewußt hast.«

»Nein, das wußte ich nicht, ich war ganz allein vom Zwang beherrscht, eine eigene Welt für mich zu erfinden, und ich nehme an, dazu gehört zuallererst, daß man eine Arbeit findet.«

»Oder ein Kind, denn das ist auch eine Schöpfung.« Frida blickte Laura forschend an.

»Ich habe zwei.«

»Wo sind sie?«

Warum hatte Laura Dïaz das Gefühl, daß ihre Gespräche mit Frida Kahlo, ganz vertrauliche Frauengespräche ohne Winkelzüge und Ausflüchte, ohne eine Spur Bosheit, dennoch wie ein Vorwurf wirkten, den Frida einer verantwortungslosen Mutterschaft machte, nicht weil sie, Laura, unkonventionell war, sondern weil sie sich nicht genug gegen die Männer – den Ehemann, den Liebhaber – auflehnte, die die Mutter von den Kindern entfernt hatten? Sie erklärte Laura ganz freimütig, sie sei Rivera untreu, weil Rivera ihr zuerst untreu gewesen sei, sie hätten nur eines vereinbart: Diego schlafe mit Frauen, und Frida auch, wenn sie nämlich mit Männern schliefe, reizte sie Diego zum äußersten, das gelte aber nicht für eine gleichartige, gemeinsame Vorliebe für das weibliche Geschlecht. Das sei nicht das Problem, bekannte ihr die Invalidin eines Nachts. Untreue habe mitunter nichts mit Sex zu tun. Es gehe darum, ein Vertrauensverhältnis zu einem anderen Menschen herzustellen, zu dessen Schutz durchaus auch Lügen notwendig sein könnten, Geheimnisse, und manchmal heiße das Geheimnis »Sex«.

»Es kommt nicht darauf an, mit wem du schläfst,

sondern wem du vertraust und wen du belügst. Ich habe den Eindruck, daß du niemandem vertraust, Laura, und alle belügst.«

»Begehrst du mich?«

»Ich habe dir schon gesagt, daß du mir gefällst. Aber so, wie die Dinge liegen, brauche ich dich vor allem als Begleiterin und als Krankenschwester. Wenn wir das Problem mit Gefühlen komplizieren, bleibe ich womöglich aus dem einen oder anderen Grund allein und habe keinen, der mich ins Krankenhaus bringt, falls es hart auf hart kommt. Ach, du liebe Güte!«

Wie immer lachte sie ausgiebig, doch Laura ließ nicht locker: »Und der andere Grund? Du hast gesagt: ›aus dem einen oder anderen Grund…‹, was ist der andere?«

»Den sage ich dir nicht. Vielleicht habe ich es nötig, daß du mir morgen genau das gibst, was ich dir heute vorwerfe. Reden wir über praktische Dinge.«

Es war Juli. Das Baby sollte im Dezember kommen. Wenn Diego im Oktober fertig wurde, könnten sie beide rechtzeitig und gefahrlos zurückfahren, damit sie das Kind in Mexiko zur Welt brachte. »Aber wenn Diego zu lange braucht, wie soll ich dann das Kind hier bekommen, in der Kälte, ohne Freunde, ohne jemanden, der mir hilft, außer dir? Und wenn ich früher nach Mexiko zurückfahre, kann ich dann das Kind unterwegs verlieren, bei dem Durcheinander im Zug, wie mich meine lieben Ärzte gewarnt haben?«

Mit einemmal entdeckte Laura eine äußerst verletzliche, beinahe eingeschüchterte kleine Frau mit um den Leib

schlotternden weiten Bäuerinnenkleidern, die nicht nur ihre Körperbehinderung, sondern auch ihre Angst verbargen, ihr unmerkliches Zittern, eine nach innen gerichtete Angst, die die körperliche Furcht der gelähmten Frau vergrößerte, wenn nicht gar verdoppelte, indem sie sie durch eine andere, ganz neue ersetzte, die sie mit dem gerade entstehenden kleinen Menschen verband. Es gab eine Komplizenschaft zwischen der Mutter und dem Kind, das in ihrem Bauch wuchs. Niemand konnte in diesen geheimen Kreis eindringen.

Frida lachte laut und bat Laura, ihr zu helfen, die Zöpfe zu flechten, die Röcke und die Bluse richtig anzuziehen, ein Tuch umzulegen und das Oberlippenbärtchen zu kämmen. Laura gab ihr die Hand, und sie gingen aus, hinaus ins Land der Gringos, zu den Dinners und Festen, die man für »den berühmtesten Maler der Welt and Mrs. Rivera« veranstaltete, um mit den Industriemagnaten zu tanzen und sie zu der Frage herauszufordern, warum Frida wie eine Invalidin stolperte, und Frida antwortete damit, das seien Schritte von Volkstänzen aus Oaxaca, erstaunliche indianische Tänze, die ebenso erstaunlich wirkten wie das Gesicht des Antisemiten Henry Ford, als sie ihn bei einem festlichen Abendessen fragte: »Mister Ford, stimmt es, daß Sie Jude sind?« Und sie schockierte die gute Gesellschaft von Michigan mit ihrer vorgetäuschten Unkenntnis, wie grob ihre Worte klangen, wenn sie mit dem höflichsten Lächeln zu Ende eines Banketts sagte: *»Shit on you«,* oder bei einer Kartenrunde mit Damen der feinen Gesellschaft äußerte: *»I enjoy fucking, don't you?«* Laura begleitete sie in die glühenden, gekühlten Kinos der

hundert Grad Fahrenheit heißen Stadt, Chaplin in »Lichter der Großstadt«, Laurel und Hardy, die Tortenschlachten, die verwüsteten Häuser, die Verfolgungsjagden der Polizei, ein Teller voller Spaghetti, die sich über das Dekollete einer Matrone schlängelten, über das alles lachte sie und lachte, sie ergriff Lauras Hand, weinte vor Lachen, weinte, lachte, weinte, schrie vor Lachen, schrie…

Das Rollbett fuhr unter Lichtern, die wie lidlose Augen waren, und die Ärzte fragten Laura: »Wie fühlt sie sich?« – »Ihr ist sehr heiß, sie bekommt Flecke auf der Haut, sie muß sich übergeben, ihr tut der Uterus weh, eine Eisenstange ist ihr durch die Vagina gestoßen, eine Straßenbahn hat sie umgelegt.« – »Was hat sie heute zu sich genommen?« – »Zwei Glas Sahne und Gemüse, das hat sie wieder erbrochen. Sie ist die Frau, die von einer Straßenbahn entjungfert wurde, wissen Sie? Ihr Mann malt saubere, glänzende Maschinen aus Stahl, aber sie wurde von einer alten, verrosteten Maschine geschändet, die pfeift und pfeift und läuft und läuft, im Kino hat sie geschrien, sie wurde blau, spuckte Blut, man hat sie aus einem Blutsee herausgezogen, sie lag mitten in geronnenem Blut.«

Ein zwölfjähriges Mädchen, das in einem Bett lag und vom Weinen nasse Haare hatte, klein, mager, still.

»Ich will mein Kind sehen.«

»Es ist nur ein Fötus, Frida.«

»Das macht nichts.«

»Die Ärzte erlauben es nicht.«

»Sag ihnen, es ist aus künstlerischen Gründen.«

»Frida, es sind nur kleine Teile herausgekommen. Es hatte sich in deinem Bauch zersetzt. Es hatte keine Gestalt.«

»Dann gebe ich ihm eine.«

Sie schlief. Erwachte. Vertrug die Hitze nicht. Stand auf. Wollte fliehen. Man brachte sie wieder ins Bett. Sie wollte das Kind sehen. Diego besuchte sie, zärtlich, verständnisvoll, fern, es drängte ihn, wieder zur Arbeit zurückzukehren. Sein Blick haftete auf der fernen Wand, nicht auf der Frau vor ihm.

In einer Nacht hörte Laura ein Geräusch, das sie vergessen hatte und das sie in ihre Kindertage im Urwald von Catemaco zurückversetzte. Sie schlief in einem Feldbett in Fridas Krankenhauszimmer, und das Geräusch weckte sie. Sie sah, daß Frida vollständig nackt im Bett lag, sah ihren zerschlagenen Körper, ein Bein dünner als das andere, die Vagina blutete eine Fontäne von Nelken aus, der Rücken war wie ein blindes Fenster verschraubt, und das Haar wuchs ihr zusehends, in Sekundenschnelle, wurde immer länger, die einzelnen Härchen quollen ihr wie Medusen aus dem Schädel hervor, krochen wie Spinnen über das Kissen, wanden sich wie Schlangen über die Matratze hinab, schlugen rings um die Bettpfosten Wurzeln, während Frida die Hände ausstreckte und ihr die verletzte Vagina zeigte und bat, sie solle sie berühren, sie brauche keine Angst zu haben, »wir Frauen sind innerlich rosa, hol mir die Farben aus dem Geschlecht, bestreiche mir damit die Finger, bring mir Pinsel und ein Heft, Laura, starre mich nicht so an, wie sieht eine nackte Frau eine andere nackte Frau? Denn auch du bist nackt, Laura,

obwohl du es nicht weißt, ich ja, ich sehe dich, du hast den Kopf voller Bänder, und hundert Nabelschnüre schlingen sich um deine Schenkel: Ich träume deine Träume, Laura Dïaz, ich sehe, daß du von Schnecken träumst, von unsagbar langsamen Schnecken, die deine Jahre mit einer unbeständigen, schleimigen Langsamkeit durchlaufen, und sie merken nicht, daß sie in einem Garten sind, der auch ein Friedhof ist, und daß die Pflanzen in diesem Garten weinen und schreien und nach Milch verlangen, sie wollen die Brust haben, die Pflanzenmädchen sind hungrig, die Schneckenjungen sind taub und kümmern sich nicht um ihre Mütter, nur ich sehe sie, ich höre und verstehe sie, nur ich sehe die wirklichen Farben der Welt, der Schneckenjungen, der Pflanzenmädchen, des mütterlichen Waldes, sie sind blau, grün, gelb, solferinorot, amaranten… Die Erde ist Garten und Grab, und was du siehst, ist wahr, das Krankenhauszimmer ist der einzige üppige Urwald in diesem Detroit genannten Ödland aus Zement, der Krankenhausraum füllt sich mit gelben Papageien, grauen Katzen, weißen Adlern und schwarzen Affen, alle bringen mir Geschenke außer dir, Laura, was wirst du mir schenken?«

Diego besuchte sie und bat Laura, ihr Hefte, Stifte und Aquarellfarben zu bringen. Den beiden genügten ein Blick und ein paar Worte.

»Mein hübscher Kleiner, wenn man es recht bedenkt, bist du gar nicht so häßlich, wie manche sagen.«

»Meine kleine Frida, ich liebe dich immer mehr.«

»Wer hat dir gesagt, daß du häßlich bist, mein Liebster?«

»Hier, ein Zeitungsausschnitt aus Mexiko. Man nennt mich den fetten Vitzliputzli.«

»Und mich?«

»Eine heruntergekommene Göttin Coatlicue.«

Sie lachte, nahm Lauras Hand, alle lachten lange. Und Laura?

»Ich taufe dich Obsidianschmetterling«, sagte Diego. »Das sage ich.«

Laura saß neben Frida und reichte ihr Stifte, Pinsel, Farben, Papier, und Frida malte, während sie redete, ebenso wie ihr Mann, als könnte keiner von beiden etwas ohne den schützenden Schatten des Wortes gestalten, das dem Künstler fremd und zugleich sein unentbehrlicher Schatten ist. Frida redete mit Laura, redete mit sich selbst, redete mit Laura, bat sie, ihr einen Spiegel vorzuhalten, damit sie sich ansehen konnte, und Laura, die die kleine, im Bett zusammengekrümmte Frau mit dem verschmierten Haar, den rebellischen Brauen und dem ungestutzten Schnurrbart betrachtete, konnte nichts tun, und Frida sagte, sie solle gründlich darüber nachdenken, ein Körper zu sein sei das eine, schön zu sein etwas anderes, vorläufig genüge es ihr zu wissen, daß sie ein Körper sei, daß sie überlebt habe, die Schönheit komme danach, zuerst müsse man den Körper gestalten, der ständig und immer mehr der Gefahr ausgesetzt sei, in Stücke zu zerfallen, wie jener Fötus, den sie nur unter Gelächter hatte ausstoßen können: Sie zeichnete immer schneller und fieberhafter, und genauso redete sie, Laura würde ihre Worte nie wieder vergessen: »Häßlich ist ein Körper ohne Gestalt, hilf mir, die ver-

streuten Teile zu vereinen, Laura, damit ich ihm eine eigene Gestalt gebe, hilf mir, die Wolke im Flug zu fangen, die Sonne, die Kreidesilhouette meines Kleides, das rote Band, das mich mit meinem Fötus vereint, das blutige Laken, das meine Toga ist, das geronnene Kristallglas der Tränen, die mir über die Wangen laufen, alles zusammen, bitte hilf mir, alles Verstreute zusammenzubringen und ihm eine Gestalt zu geben, möchtest du? Es kommt nicht auf das Thema an, Leid, Liebe, Tod, Geburt, Revolution, Macht, Stolz, Eitelkeit, Traum, Gedächtnis, Wille, es kommt nicht darauf an, was den Körper belebt, wenn man ihm nur eine Gestalt gibt, dann ist er nicht mehr häßlich, Schönheit gehört dem, der sie versteht, nicht dem, der schön ist, Schönheit ist nichts anderes als die Wahrheit jedes einzelnen von uns, die Diegos, wenn er malt, meine erfinde ich in diesem Krankenhausbett, du mußt deine noch entdecken, Laura, wegen allem, was ich dir gesagt habe, verstehst du, daß ich sie dir nicht verraten werde, es liegt an dir, sie zu verstehen und zu finden, deine Wahrheit, du kannst mich ohne Scham betrachten, Laura Dïaz, und sagen, daß ich entsetzlich aussehe, daß du es nicht wagst, mir den Spiegel zu zeigen, daß ich heute in deinen Augen nicht schön bin, an diesem Tag und an diesem Ort bin ich nicht hübsch, und ich antworte dir nicht mit Worten, ich bitte dich statt dessen um Farben und ein Stück Papier, und aus meinem schrecklichen, verletzten Körper und meinem vergossenen Blut mache ich meine Wahrheit und meine Schönheit, denn du weißt, meine gute Freundin, meine richtige, großartige Kameradin, nicht wahr?, uns selbst zu erkennen macht uns schön, weil es unsere Sehnsüchte

ergründet, eine Frau, die sich sehnt, ist immer schön…«

Das Krankenhauszimmer füllte sich zuerst mit Heften, später mit losen Zetteln, dann mit Bildtafeln, als Diego einige Kirchenbildchen aus Guanajuato mitbrachte und Laura daran erinnerte, wie die Leute in den Dörfern und auf dem Lande malten, auf weggeworfenen Messingplatten und Holztafeln, die, wenn die Dörfler sie gestalteten, zu Votivbildern wurden, als Dank für das Jesuskind von Atocha, die Heilige Jungfrau von der Immerwährenden Hilfe, den Christus von Chalma, für das vollbrachte Wunder, das alltägliche Wunder, das ein Kind vor der Krankheit gerettet hatte, den Vater vor einem Grubeneinsturz, die Mutter davor, im Fluß zu ertrinken, als sie badete, Frida vor dem Tod, als sie von einer Eisenstange durchbohrt wurde, die Großmutter Côsima davor, unterwegs am Perote durch Machetenhiebe umzukommen, Tantchen Maria de la O davor, verwahrlost in einem Negerbordell zu enden, Großvater Felipe vor dem Tod in einem Schützengraben an der Marne, ihren Bruder davor, an einem Morgen in Veracruz erschossen zu werden, Frida noch einmal davor, bei der Entbindung zu verbluten. Und wovor war Laura gerettet worden, für welche Rettung mußte sie dankbar sein?

»Lies Frida dieses Gedicht vor.« Rivera gab Laura eine dünne Broschüre. »Das ist das beste mexikanische Gedicht seit Sor Juana. Lies, was auf dieser Seite steht:

›Mit mir erfüllt, in meiner Haut belagert

von einem unfaßbaren Gott, der mich erstickt…‹

Und weiter unten:

›Verstand, o Einsamkeit in Flammen, der alles aufnimmt, ohne es zu schaffen…‹

Und am Ende:

›mit Ihm, mit mir, mit uns dreien…‹

Seht ihr, wie Gorostiza alles versteht? Wir sind nur drei, immer drei. Vater, Mutter und Sohn. Frau, Mann und Geliebter. Tausche alles beliebig aus, am Ende behältst du immer drei übrig, denn vier, das ist schon unmoralisch, fünf ist schwer zu bewältigen, zwei ist unerträglich und einer allein bedeutet die Schwelle zu Einsamkeit und Tod.«

»Warum soll ein Quartett unmoralisch sein?« wunderte sich Frida. »Laura hat geheiratet und zwei Kinder.«

»Mein Mann ist weg.« Laura lächelte schüchtern. »Oder genauer gesagt, ich habe ihn verlassen.«

»Und es gibt immer ein Lieblingskind, selbst wenn du ein Dutzend hast«, setzte Frida hinzu.

»Drei, immer drei«, murmelte der Maler, während er fortging.

»Irgend etwas hat der große Dreckskerl vor.« Frida zog die dicken Brauen zusammen. »Gib mir die Tafeln herüber, Laura.«

Als sich die Leitung des Krankenhauses über die wachsende Unordnung im Zimmer beschwerte, über die überall verstreuten Papiere und den Geruch der Farben, erschien Diego wie Gott in den klassischen Tragödien als donnernder Jupiter und sagte auf englisch, diese Frau sei eine Künstlerin, ob die Idioten das nicht begriffen? Er schimpfte, aber zu ihr sagte er es voller Liebe und Stolz: »Diese Frau, die meine Frau ist, legt die ganze Wahrheit,

den Schmerz und die Grausamkeit der Welt in die Malerei, zu der das Leid sie gezwungen hat: Sie sind in diesem Krankenhaus Tag für Tag vom Leid umgeben, aber Sie haben nie eine so poetische Agonie gesehen, Sie verstehen das nicht…«

»Mein hübscher Kleiner«, sagte Frida.

Als sie sich endlich wieder ausreichend bewegen konnte, kehrten sie ins Hotel zurück, und Laura ordnete Fridas Zeichnungen. Eines Tages dann besuchten die beiden Diego bei seiner Arbeit im Institut. Das Wandgemälde war weit fortgeschritten, aber Frida erkannte sofort, welches Problem es gegeben und wie der Maler es gelöst hatte. Die glänzenden, alles verschlingenden Maschinen knäuelten sich wie große Stahlschlangen zusammen und verkündeten ihre Überlegenheit über die graue Welt der Arbeiter, die sie bedienten. Vergebens suchte Frida nach den Gesichtern der nordamerikanischen Arbeiter, und sie begriff. Diego hatte sie alle von hinten gemalt, weil er sie nicht verstand, weil sie ausdruckslose, plumpe Mehlgesichter hatten. Dagegen hatte er dunkle Gesichter gesetzt, von Schwarzen und Mexikanern, die den Betrachter ansahen. Die Welt.

Die zwei Frauen brachten ihm jeden Tag in einem Korb ein gutes, leckeres Essen, und sie setzten sich wortlos hin, um ihm beim Arbeiten zuzusehen, während er seinen Wortschwall von sich gab. Frida lutschte löffelweise Milchgelee aus Celaya, das sie mitgebracht hatte, um sich den Magen nach Herzenslust zu überladen, jetzt noch mehr, da sie wieder zu Kräften kam. Laura trug ein einfaches Kostüm, während sich Frida immer auffälliger mit grünen, violetten und gelben Umschlagtüchern, bunten

Zöpfen und Jadeit-Halsketten herausputzte.

Rivera hatte in seinem Bild der Industrie drei Flächen frei gelassen. Immer aufmerksamer sah er die beiden Frauen an, die neben den Gerüsten saßen und ihm bei der Arbeit zusahen, Frida lutschte an ihrem Gelee und klirrte mit ihren Halsketten, Laura schlug wohlanständig die Beine übereinander, weil die Gehilfen des Malers sie anstarrten.

Tage später kamen die beiden Frauen herein und entdeckten sich selbst, sie waren in Männer verwandelt, in zwei Arbeiter mit kurzem Haar und langem Overall, mit blauen Hemden und Händen in Handschuhen, die eiserne Werkzeuge packten. Frida und Laura beanspruchten für sich das ganze Licht des Gemäldes am unteren Ende der Wand, Laura mit ihren markanten, eckigen Zügen, dem wie mit der Axt behauenen Profil, den Augenringen, dem Haar, das nun kürzer war und ohne Dauerwelle, die die Veracruzanerin mit der Stirnlocke und der Pagenfrisur mittlerweile ablehnte, Frida trug ebenfalls kurzes Haar, männliche Koteletten und dichte Brauen, und doch hatte der Maler ihr männlichstes Merkmal weggelassen, das Oberlippenbärtchen, wie das Modell amüsiert und verblüfft feststellte: »Ich male mich aber mit Bart, du.«

In der Wandmitte und dem oberen Teil des Freskos blieb je eine weitere weiße Fläche übrig. Unruhig betrachtete Frida diesen leeren Raum, bis sie eines Nachmittags Lauras Hand ergriff und sagte: »Gehen wir.« Sie nahmen ein Taxi, kamen ins Hotel, und Frida riß ein großes Stück Papier ab, breitete es auf dem Tisch aus und zeichnete immer wieder, unablässig, die Sonne und den Mond, den Mond und die

Sonne, voneinander getrennt und nebeneinander.

Laura blickte durch das hohe Fenster des Hotelzimmers, um den Fixstern und seinen Trabanten zu suchen, die Frida in den gleichen Rang von Tages- und Nachtgestirnen erhoben hatte, Sonne und Mond, die Venus geboren hatte, das erste Gestirn des Tages und das letzte der Nacht, Mond und Sonne hatten den gleichen Rang, aber waren einander in ihren Zeiten entgegengesetzt, in denen sie von den Augen der Welt, nicht von denen des Universums, gesehen wurden. Laura, womit wird Diego diese weißen Flächen auf seinem Bild ausfüllen?

»Er macht mir angst. Nie hat er ein solches Geheimnis für sich behalten.«

Sie erfuhren es erst am Tag der Einweihung. Eine Heilige Familie von Arbeitern leitete das Werk der Maschinen und der weißen Männer, die der Welt den Rücken zudrehten, während die dunkelhäutigen Männer die Welt anblickten und am Rand des Freskos zwei Frauen in Männerkleidung standen und die Männer ansahen. Über der Darstellung der Arbeit und der Maschinen fand sich eine Heilige Jungfrau in einem armseligen Perkalkleid mit kleinen weißen Kügelchen wie irgendeine Verkäuferin in einem Detroiter Warenhaus, sie hob ein nacktes Kind hoch, das ebenfalls eine Aureole hatte, und vergebens suchte sie Beistand im Blick eines Zimmermanns, der Mutter und Kind den Rücken zukehrte. Der Zimmermann hielt seine Arbeitsgeräte, Hammer und Nägel, in der einen Hand, zwei Kreuzbalken in der anderen. Sein Heiligenschein war verblaßt und bildete einen deutlichen Kontrast zum leuchtenden Karminrot des Fahnenmeers, das die Heilige

Familie von den Maschinen und Arbeitern trennte.

Das Gemurmel nahm zu, als die Schleier fielen.

Spott und Parodie, eine Verspottung der Kapitalisten, die ihn beauftragt hatten, eine Parodie des Geistes von Detroit. Gotteslästerung, Kommunismus. Eine andere Wand, eine aus Stimmen, wuchs vor Diego Rivera empor, die Anwesenden teilten sich in Gruppen, das Geschrei wuchs. Edsel Ford, der Sohn des Magnaten, bat um Ruhe, Rivera stieg auf eine Leiter, verkündete die Geburt einer neuen Kunst für die zukünftige Gesellschaft und mußte wieder hinuntersteigen, als ihn gelbe und rote Farbe aus Eimern traf, von Provokateuren gespritzt, Rivera selbst hatte sie vorher instruiert, und schon pflanzte sich eine andere Brigade von Arbeitern, die Diego ebenfalls vorher eingewiesen hatte, vor dem Wandbild auf und verkündete, man werde ständig wachen, um es zu schützen.

Diego, Frida und Laura fuhren am nächsten Morgen mit dem Zug nach New York, um mit den geplanten Wandbildern im Rockefeller Center zu beginnen. Rivera war euphorisch, er wischte sich das Gesicht mit Benzin sauber, glücklich wie ein mutwilliges Kind, das seinen nächsten Spaß vorbereitet und immer wieder triumphiert: Von den Kapitalisten als Kommunist und von den Kommunisten als Kapitalist angegriffen, fühlte sich Rivera als reiner Mexikaner, als spottsüchtiger, spitzbübischer Mexikaner, mit mehr Stacheln als ein Stachelschwein, um sich gegen die Dreckskerle hier wie dort zu wehren, ohne die Ressentiments, die die Dreckskerle hier wie dort von vornherein besiegten, begeistert, die Zielscheibe des Nationalsports zu sein, Diego Rivera anzugreifen, was ihn

zur nationalen Größe gegen die Gringos machte, Diego, der dicke Puck, der nicht im Laubwerk eines Sommernachtswaldes versteckt war, sondern die Welt vom Bretterwald seines Malergerüstes aus verlachte, eine Minute, bevor er zu Boden fiel und entdeckte, daß er einen Eselskopf hatte, doch er fand einen liebevollen Schoß, wo er Schutz suchen und von der Königin der Nacht liebkost werden konnte, die nicht den häßlichen Esel, sondern einen verzauberten Prinzen sah, den in einen Prinzen verwandelten Frosch, den der Mond geschickt hatte, um seine kleine Frida zu lieben und zu beschützen: »Mein liebes Mädchen, mein angebetetes, zerschlagenes, schmerzensreiches Kindchen, alles geschieht für dich, das weißt du, nicht wahr? Und wenn ich dir sage, Frida: ›Laß dir helfen, Ärmstes was sage ich dir dann anderes als: ›Hilf mir, mir Ärmstem, hilf deinem Diego?‹«

Sie baten Laura, die Koffer mit den Sommersachen und die Pappkisten voller Papiere nach Mexiko zurückzuschaffen, sie sollte im Haus in Coyoacăn alles in Ordnung bringen, und dort konnte sie auch wohnen, wenn sie wollte. Sie mußten ihr nicht mehr sagen, Laura begriff, daß sie nach der Fehlgeburt einander mehr denn je brauchten, daß Frida längere Zeit nicht arbeiten würde und daß sie Laura in New York nicht benötigte. Frida hatte dort viele Freunde, es begeisterte sie, mit ihnen zum Einkaufen und ins Kino zu gehen, es gab ein Festival mit Tarzanfilmen, das sie nicht verpassen wollte, Filme mit Gorillas gefielen ihr sehr, »King Kong« hatte sie sich neunmal angesehen, diese Filme gaben ihr die gute Laune zurück, sie lachte über sie, lachte und lachte.

»Weißt du, Diego fällt es schwer, im Winter einzuschlafen. Ich muß jetzt jede Nacht bei ihm sein, damit er für das neue Wandbild Ruhe und Kraft findet. *Laura.,* vergiß nicht, eine Puppe in mein Bett in Coyoacăn zu setzen.«

## *XI. Avenida Sonora: 1934*

Eines Tages waren die Tanten Hilda und Virginia verschwunden.

Ihre Schwester Leticia stand um sechs Uhr auf, ihre übliche Zeit, um das Frühstück vorzubereiten – Mangos, Quitten, Mameysapotes und Pfirsiche, Rührei, Kleienbrot und Milchkaffee –, das sie um sieben auf die Plätze stellte, die von den in Silberringen zusammengerollten Servietten bezeichnet wurden.

Mit Wehmut, die sie später für eine Vorahnung hielt, betrachtete sie die Plätze ihrer drei Schwestern und die in die Silberringe eingravierten Initialen H, V und MO. Als um Viertel nach sieben immer noch niemand erschienen war, ging sie in Maria de la Os Zimmer und weckte sie.

»Entschuldige. Ich habe ganz schlecht geträumt.«

»Was hast du geträumt?«

»Von einer Welle. Ich weiß nicht«, sagte das Tantchen beinahe schamrot. »Verdammte Träume, warum verflüchtigen sie sich so schnell?«

Gleich danach klopfte Leticia an Hildas Tür und bekam keine Antwort. Sie machte die Tür halb auf und fand das Bett glatt und unberührt. Sie öffnete den Kleiderschrank und sah, daß nur ein Haken leer war, und zwar der, der normalerweise das lange weiße Nachthemd mit der rüschenbesetzten Brust trug, das Leticia mehr als tausendmal gewaschen und gebügelt hatte. Die Hausschuhe und Halbstiefel waren vollkommen ordentlich und komplett

aufgereiht, wie eine ruhende Armee.

Ängstlich rannte sie zu Virginias Zimmer, nun schon sicher, daß sie dort auch kein ungemachtes Bett vorfinden würde. Statt dessen entdeckte Leticia einen Zettel in einem an sie adressierten und an den Spiegel gelehnten Kuvert:

»Schwesterchen! Hilda konnte nicht werden, was sie wollte, und ich auch nicht. Gestern haben wir uns im Spiegel betrachtet und das gleiche gedacht. Der Tod ist besser als Krankheit und Verfall. Wozu mit (christlicher?) Geduld auf die letzte Stunde warten, warum nicht den Mut haben, dem Tod entgegenzugehen, anstatt ihm die Genugtuung zu bieten, daß er eines Nachts an unsere Tür klopfen kann? Wir hocken hier in Xalapa, gütig und eifrig von dir umsorgt, und erlöschen langsam wie zwei heruntergebrannte Kerzen. Wir beide wollen etwas tun, das dem gleichkommt, was wir im Leben nicht verwirklichen konnten. Unsere Schwester hat sich ihre arthritischen Finger angesehen und ein Nocturne Chopins vor sich hin gesummt. Ich habe mir die Schatten unter meinen Augen angesehen und an jeder Falte ein Gedicht abgezählt, das nie veröffentlicht wurde. Wir haben uns gegenseitig angesehen und begriffen, was die andere dachte –stell dir vor: wir haben so viele Jahre zusammengelebt, haben uns nicht getrennt, seit wir auf die Welt gekommen sind, so daß wir heute unsere Gedanken lesen können! Erinnerst du dich, letzte Nacht haben wir vier uns in den Salon gesetzt, um Tute zu spielen. Ich war mit Mischen dran (Hilda kann ja nun mal wegen ihrer Finger nicht) und begann mich unwohl zu fühlen wie jemand, der in Agonie verfällt und es weiß, doch so schlecht ich mich auch fühlte, ich durfte

nicht mit dem Mischen aufhören, mischte weiter ohne Sinn und Verstand, bis ihr, du und Maria, mich erstaunt ansaht, mischte weiter, nun wie wahnsinnig, als ob mein Leben vom Kartenmischen abhing, und du, Leticia, hast den verhängnisvollen Satz ausgesprochen, hast wieder einmal diese witzige, altbekannte, schreckliche Redensart ausgesprochen: ›Es ist schon mal einer beim Kartenmischen gestorben.‹

Da habe ich Hilda angesehen und sie mich, und wir haben uns verstanden. Du und Maria, ihr wart anderswo, außerhalb unserer Welt.

Ihr habt die Karten angesehen, und du hast den Kreuzkönig auf den Tisch gelegt.

Hilda und ich haben uns einen Blick zugeworfen, der vom Grund unserer Seele kam… Suche nicht nach uns. Schon gestern nacht haben wir beide die weißen Nachthemden angezogen, wir sind barfuß geblieben, wir haben Zampayita geweckt und ihn angewiesen, uns im Isotta ans Meer, zum See zu bringen, wo wir geboren wurden. Er hat nicht widersprochen, aber uns wie Verrückte angestarrt, weil wir im Nachthemd ausfahren wollten. Er wird allen Anweisungen gehorchen, die ihm eine von uns gibt. Wenn du aufwachst und diesen Brief liest, wirst du deshalb Hilda und mich nicht finden, auch nicht den kleinen Schwarzen und den Wagen. Zampayita wird uns dort aussteigen lassen, wo wir es ihm sagen, und wir werden barfuß im Urwald verschwinden, ohne Orientierung, ohne Geld, ohne einen Korb mit Brot, barfuß und im Nachthemd, das wir nur aus Scham angezogen haben. Wenn du uns liebst, suche uns nicht. Achte unsere

Entscheidung. Wir wollen aus dem Tod eine Kunst machen. Die letzte. Die einzige. Nimm uns diese Freude nicht. Deine dich liebenden Schwestern Virginia und Hilda.«

»Deine Tanten sind nicht wieder aufgetaucht«, sagte Leticia zu Laura. »Den Wagen hat man in einer Kurve auf dem Weg nach Acayucan entdeckt. Zampayita war mit Dolchstichen durchbohrt, als man ihn ausgerechnet in dem Bordell fand, in dem, entschuldige, Tochter, Maria de la O aufgewachsen ist. Sieh mich nicht so an. Das ist alles mehr als mysteriös, und ich werde es nicht aufklären. Ich zerbreche mir den Kopf schon genug wegen dem, was ich weiß, da brauche ich mir nicht noch mehr aufzuladen.«

Laura war nach Xalapa gekommen, sobald sie erfahren hatte, daß die beiden Tanten verschwunden waren, vom schrecklichen Ende des treuen, langjährigen Dieners hatte sie jedoch noch nichts gewußt. Es schien, als wäre der böse Geist La Triestinas –der Mutter Maria de la Os – zurückgekehrt, ebenso schwarz wie ihre Haut, um sich an allen zu rächen, die an einem Schicksal beteiligt waren, das, wie ihre eigene Tochter sagte, die Mutter überschwenglich gepriesen hatte: »Wie glücklich ich als Hure war! Hurensöhne sollen die sein, die aus mir eine anständige Frau gemacht haben!«

Leticia erklärte Laura, was diese schon immer gewußt hatte. Die *Mutti* kümmerte sich nicht um Klatsch und Tratsch, sie setzte sich mit den Dingen auseinander, wenn sie mit ihnen konfrontiert wurde. Sie brauchte sich nicht lange zu fragen, weil sie alles verstand, und was sie nicht verstand, dazu erfand sie ihre eigene Geschichte.

Als Laura in ihr Veracruzaner Zuhause zurückgekehrt war, begriff sie rückblickend, daß Leticia alles über sie wußte, über ihre gescheiterte Ehe mit Juan Francisco, ihre Rebellion gegen den Ehemann, die sich in der bequemen, gönnerhaften Bevormundung durch Elizabeth und schließlich in der so leeren wie unnützen Beziehung zu Orlando verflüchtigt hatte – und trotzdem, waren diese für sich so entbehrlichen Etappen nicht unentbehrlich gewesen, um einzelne Augenblicke zu sammeln, deren Summe sie zu einer neuen, wenn auch noch vagen, nebelhaften Sicht der Dinge führte.

Leticia nutzte den Anlaß, daß die alten Jungfern geflohen waren, dazu, Laura tief in die Augen zu sehen und sie um das zu bitten, was Laura ihr dann sagte: »Für dich und das Tantchen ist es eine große Last, daß ihr euch um die zwei Jungen kümmern müßt, die nun bald zwölf und elf werden. Ich nehme sie mit in die Hauptstadt, und dich und das Tantchen auch.«

»Wir bleiben hier, Tochter. Wir kommen gut miteinander aus. Du mußt deine Eheprobleme allein lösen.«

»Ja, *Mutti.* Juan Francisco erwartet uns im Haus an der Avenida Sonora. Aber wie ich dir schon gesagt habe, wenn ihr, du und deine Schwester, zu uns kommen wollt, suchen wir selbstverständlich ein größeres Haus.«

»Finde dich damit ab, ohne uns auszukommen«, sagte Leticia lächelnd. »Ich werde im Leben nicht aus dem Staat Veracruz fortgehen. Die Hauptstadt macht mir angst.«

Mußte Laura, nachdem Orlando sie verlassen hatte, noch

ihren Entschluß erklären, warum sie wieder mit Juan Francisco zusammenleben wollte, nicht aus Schwäche, sondern aufgrund eines starken, unentbehrlichen Willensakts, der für sie die Lehren aus ihrem Leben mit Orlando zusammenfaßte? Sie hatte ihrem Mann einen grundsätzlichen Mangel an Aufrichtigkeit vorgeworfen, um es nicht Feigheit, nicht Verrat zu nennen, der ihn ihr für immer verhaßt machen sollte, wie auch sie selbst da nicht auszunehmen war, denn die Entschuldigungen, die sie dafür hätte vorbringen können, daß sie den Arbeiterführer geheiratet hatte, schienen ihr nun unzulänglich, so sehr sie sich auch mit Jugend und Unerfahrenheit begründen ließen.

Das alles hätte Laura gern ihrer Mutter gesagt, als sie an diesem Nachmittag in der Stadt ihrer Jugend bei ihr war, doch Leticia selbst hielt sie mit einer kategorischen Erklärung zurück: »Wenn du willst, kannst du die Kinder hierlassen, bis du die Probleme mit deinem Mann in Ordnung gebracht hast und ihr euch wieder an das Eheleben gewöhnt habt. Aber das weißt du ja.«

Beinahe hätten die beiden wie aus einem Munde gesagt: »Sprich weiter!«, doch sie wußten auch so, daß sie kein Wort wechseln mußten, um alles zu wissen – über Lauras gescheiterte Ehe und ihren Entschluß, trotz allem zu Juan Francisco zurückzukehren und ihrer Ehe und den Kindern eine zweite Chance zu geben. Ja, beinahe hätte sie gesagt, sie hätte die hinter ihr liegenden Lebensjahre vergeudet, habe sich furchtbar geirrt, die maßlose Enttäuschung habe sie zur Lüge verleitet: sich berechtigt zu fühlen, die eheliche Gemeinschaft aufzukündigen und sich dem zu widmen, was zwei Welten, die innere ihres Ressentiments

und die äußere der kapitalistischen Gesellschaft, als die vertretbare Rache einer gedemütigten Frau sanktionierten: Lust und Unabhängigkeit.

Laura wußte inzwischen nicht mehr, ob sie das eine oder das andere wirklich genossen hatte. Sie hatte sich Elizabeth angeschlossen, bis deren Großzügigkeit zu Bevormundung, zu Gereiztheit und schließlich zu Geringschätzung wurde. Sie hatte sich der Liebe zu Orlando hingegeben, bis sich die Leidenschaft als Spiel und Täuschung erwies. Sie hatte eine neue Gesellschaft aus Künstlern, alten Familien und reichen Emporkömmlingen kennengelernt, die allerdings hatte sie nicht getäuscht, denn auf den Festen Carmen Cortinas war der Schein das Sein und die Wirklichkeit deren Maske.

Als sie nützlich sein, sich nützlich fühlen und glauben wollte, daß sie zu etwas gut war, war sie bei Kahlo und Rivera gelandet, ihre ganze Dankbarkeit diesem außergewöhnlichen Paar gegenüber, das sie in einem schlimmen Augenblick aufgenommen und sie wie eine Freundin und Gefährtin behandelt hatte, verbarg indes nicht die Tatsache, daß Laura in der Welt der beiden Künstler eine untergeordnete Rolle gespielt hatte, sie war ein ersetzbarer Teil in einem Räderwerk gewesen, das wie die von Diego in Detroit gefeierten Maschinen aus glänzendem Stahl funktionierte, allerdings auf Pfeilern, so schwach wie Frida Kahlos verkrüppelte Beine. Die beiden genügten sich selbst. Laura würde sie immer lieben, doch sie machte sich keine Illusionen: Auch wenn ihre Liebe erwidert wurde, gebraucht wurde sie nicht.

»Was brauche ich, Mama, wer braucht mich?« schloß

Laura, nachdem sie Leticia nun doch alles erklärt hatte, alles, was sie ihr eigentlich nicht hatte sagen wollen, wie sie sich geschworen hatte, und wovon sie nun, nachdem sie es hastig hervorgestoßen hatte, die unermüdlichen Hände ihrer Mutter in ihren, nicht wußte, was sie wirklich gesagt und was Leticia wieder einmal an Gefühlen und Gedanken ihrer Tochter erraten hatte.

»Sprich weiter«, bat Leticia, und Laura wußte, daß sie alles wußte.

»Dann sollen die Kinder also weiter hierbleiben?«

»Nur so lange, bis du wieder mit deinem Mann zusammengefunden hast.«

»Und wenn wir uns nicht verstehen?«

»Ihr werdet euch nie verstehen. Das ist das Problem. Es kommt darauf an, daß du eine ernsthafte Aufgabe übernimmst und dich entscheidest, ihn zu retten, anstatt darauf zu warten, daß man dich rettet, wie du es bisher getan hast – entschuldige, daß ich dir das sage.«

»Selbst wenn ich weiß, daß es wieder schlecht ausgeht?«

Leticia nickte. »Wir müssen manches tun, von dem wir wissen, daß es mißlingt.«

»Was gewinne ich dabei, *Mutti?«*

»Ich würde sagen, die Chance, du selbst zu sein und deine Mißerfolge zu überwinden. So erlebst du sie nicht noch einmal.«

»Mit offenen Augen in die Katastrophe zu rennen, Mama, verlangst du das von mir?«

»Man muß die Dinge zu Ende bringen. Du läßt zu vieles

ohne Abschluß, kämpfst mit zu vielen ungeklärten Problemen. Sei du selbst, nicht das Spielzeug der anderen, selbst wenn es dich teuer zu stehen kommt, etwas wahrhaftiger zu sein.«

»War all das, was ich erlebt habe, seit ich Orlando verlassen habe, denn nicht wahrhaftig?«

Diesmal gab Leticia keine direkte Antwort, sondern überreichte ihrer Tochter die chinesische Puppe.

»Nimm. Bei deinem letzten Besuch hast du sie vergessen. Jetzt hat Señora Frida sie nötig.«

Laura nahm Li Po, küßte Danton und Santiago, die schlafend in ihren Betten lagen, und fuhr zurück, um das zu tun, was sie schon beschlossen hatte, bevor sie nach Xalapa gereist war.

In der ersten gemeinsamen Nacht lagen die beiden nebeneinander wie in einem Grab, ohne Herzenswärme und ohne Vorwürfe, doch auch ohne sich gegenseitig zu berühren, sie waren übereingekommen, sich einige Dinge zu sagen, zu bestimmten Kompromissen zu finden. Auch der körperlichen Liebe würden sie ihre Chance geben, aber sie wollten sie nicht als eine Pflicht voranstellen. Statt dessen wollten sie nebeneinanderliegen und mit einigen Fragen und vorsichtigen Erklärungen beginnen. »Du verstehst, Juan Francisco, noch bevor ich dich zum erstenmal sah, kannte ich dich schon durch das, was man über dich erzählte, du hast nie mit etwas geprahlt, das kann ich dir nicht vorwerfen, im Gegenteil, du bist im Casino von Xalapa ganz bescheiden aufgetreten, und gerade das hat mich für dich eingenommen, du hast dich nicht vor mir

aufgespielt, um mich zu beeindrucken, ich war schon vorher von dem tapferen, erregenden Mann beeindruckt, den ich mir vorstellte, in meiner Phantasie bist du an die Stelle meines Bruders Santiago getreten, der sich heldenhaft geopfert hatte, du hattest überlebt, um den Kampf im Namen meines Blutes fortzusetzen, es war nicht deine Schuld, wenn du meine Wunschträume nicht erfüllen konntest, daran war allein ich schuld, hoffentlich können wir, du und ich, diesmal ohne Illusionen zusammenleben.« – »Nie habe ich Liebe von dir gespürt, Laura, nur Respekt, Bewunderung und Hirngespinste, keine Leidenschaft, Leidenschaft hält sich nicht auf Dauer, wohl aber Respekt und Bewunderung. Wenn auch das noch verloren geht, was bleibt uns dann, Laura?« – »Daß wir ohne Leidenschaft und Bewunderung leben, würde ich sagen, Juan Francisco, wohl aber mit Respekt, Respekt dafür, wer wir wirklich sind, ohne Illusionen, Respekt für unsere Kinder, die keine Schuld tragen und die wir in die Welt gesetzt haben, ohne sie um Erlaubnis zu fragen.« – »Soll das die Vereinbarung sein zwischen dir und mir?« _ »Nein, etwas mehr: Versuche mir die Angst zu nehmen, ich habe Angst vor dir, weil du mich geschlagen hast, schwöre mir, daß du mich nie wieder schlägst, was auch immer zwischen dir und mir geschieht, du kannst dir nicht vorstellen, welch furchtbaren Schrecken eine Frau spürt, wenn ein Mann mit Schlägen über sie herfällt. Das ist meine Hauptbedingung. Mach dir keine Sorgen, ich hatte geglaubt, ich wäre stärker, als ich wirklich bin, entschuldige.«

Dann kam die Zeit für ein paar klägliche Zärtlichkeiten, und sie gestand ihm aus Dankbarkeit einige Liebkosungen

zu, bevor sie beschämt reagierte und sich im Bett aufrichtete. »Ich darf dich nicht betrügen, Juan Francisco, damit muß ich anfangen, ich will dir alles erzählen, was ich erlebt habe, seit du die Nonne Gloria Soriano angezeigt und mir auf der Straße, als ich fortwollte, ins Gesicht geschlagen hast. Du sollst wissen, mit wem ich geschlafen habe, wen ich begehrt und bei wem ich Lust empfunden habe, du sollst ganz genau erfahren, was alles ich getan habe, während ich weit weg von dir war, damit du mir am Ende auf eine Frage antworten kannst, auf die du noch keine Antwort hast: Warum hast du mich nicht nach meinem Willen beurteilt, dich zu lieben, statt mich zu verurteilen, weil ich dich betrogen habe? Das frage ich dich jetzt, Juan Francisco, bevor ich dir alles erzähle, bevor alles wieder geschieht, was schon einmal geschehen ist: Wirst du mich auch diesmal nicht nach meinem Willen beurteilen, dich zu lieben, zu dir zurückzukehren? Oder bist du von nun an bereit, mich nicht zu verurteilen, wenn ich dich betrüge? Hast du den Mut, mir zu antworten? Ich bin ein gutgebautes Weib, einverstanden, aber gib acht, was ich dich frage: Wirst du den Mut haben, mich nicht zu verurteilen, wenn ich dich betrüge – beim ersten oder beim nächsten Mal? Das weißt du nicht, nicht wahr? Vor allem wirst du nie wissen, ob das, was ich dir gestehe, die Wahrheit ist, oder ob ich es gerade erfunden habe, um mich an dir zu rächen, wenn ich dir auch Namen und Adressen angeben kann und du nachprüfen kannst, ob ich dich belüge oder dir die Wahrheit sage, welche Liebhaber ich hatte, seit ich von dir fortgegangen bin, aber das ändert nichts an dem, was ich gerade von dir verlangt habe: Wirst

du mich nicht wieder verurteilen, nie wieder? Das verlange ich von dir als Vergeltung im Namen der Nonne, die du angezeigt, und im Namen der Sache, die du verraten hast. Ich werde dir verzeihen, wirst du auch mir verzeihen? Bist du dazu fähig?«

Auf Lauras Worte folgte ein langes Schweigen, das ihr Mann erst brach, nachdem er aufgestanden war und sich den blauweiß-gestreiften Pyjama zugeknöpft hatte, ins Badezimmer gegangen war, sich etwas Wasser aus der Karaffe eingegossen, getrunken und an den Bettrand gesetzt hatte. In der Regenzeit war das Zimmer kalt, und aufs Dach trommelte ein immer dichterer und heftigerer Hagel. Durchs offene Fenster drang ein gerade wiedererwachter Jacaranda-Duft herein, der durch seine Sinnenfreude intensiver wirkte als die sich bauschenden Gardinen und die winzige Pfütze, die sich unter dem Fenster bildete. Endlich ließen sich die Worte Juan Franciscos ganz langsam vernehmen, als wäre er ein Mensch ohne Vergangenheit – woher kam er, wer waren seine Eltern, warum verriet er nie etwas über seine Herkunft?

»Ich habe immer gewußt, daß ich äußerlich stark und innerlich schwach bin. Das wußte ich schon als ganz junger Mann. Deshalb habe ich mir solche Mühe gegeben, vor der Welt stark zu erscheinen. Besonders vor dir. Weil ich schon als Kind meine inneren Ängste und Schwächen kannte. Hast du von Demosthenes gehört, wie er sein schüchternes Stottern überwand, indem er so lange am Meeresufer entlanglief, bis er mit seiner Stimme das Wellenrauschen zu übertönen vermochte und zum

berühmtesten öffentlichen Redner Griechenlands wurde? So ist es mir ergangen. Ich habe mich stark gemacht, weil ich schwach war. Was du jedoch nie wissen kannst, Laura: Wie lange du die Angst besiegen wirst. Denn die Angst ist heimtückisch, und wenn die Welt dir Geschenke macht, um die Angst zu beruhigen – Geld, Macht oder Lust, alles oder eines, darauf kommt es nicht an –, es hilft nichts: Dann bist du dankbar, daß die Welt Mitgefühl mit dir hat, und du opferst die Kraft, die du gewonnen hattest, als dir nichts gehörte, der falschen Kraft der Welt, und die Schwäche überwindet dich ganz, fast ohne daß du es merkst… Wenn du mir hilfst, kann ich vielleicht ein Gleichgewicht erreichen, dann bin ich nicht mehr so stark, wie du geglaubt hast, als du mich kennenlerntest, aber auch nicht so schwach, wie ich dir vorgekommen bin, als du von mir weggegangen bist.«

Sie wollte nicht darüber streiten, wer wen verlassen hatte. Wenn er sich hartnäckig weiter für den Verlassenen halten wollte, würde sie sich mitfühlend damit abfinden, ihn diese Rolle spielen zu lassen, und sie würde der Versuchung widerstehen, den Respekt vor ihm noch mehr zu verlieren. Dafür würde er alle ihre Wahrheiten aushaken müssen, selbst die grausamsten, das aber nicht aus Grausamkeit, sondern damit sie fortan in der Wahrheit lebten, so unangenehm sie auch sein mochte, vor allem, Danton und Santiago brauchten eine Familie ohne Lügen. Laura dachte an Leticia und wollte wie sie sein, die Gabe haben, alles zu verstehen, ohne unnötige Worte zu machen.

Nach ihrer Rückkehr aus Xalapa hatte sie Frida Kahlo die chinesische Puppe gebracht. Das Haus in Coyoacan

war leer. Laura ging in den Garten und rief laut: »Ist jemand zu Hause?«, und ihr antwortete die leise Stimme eines Dienstmädchens: »Nein, Señorita, es ist keiner da.« Die beiden waren immer noch in New York, und Rivera arbeitete an den Fresken im Rockefeller Center. Laura setzte Li Po auf Fridas Bett und wollte keine zusätzliche Nachricht, nichts weiter hinterlassen. Frida würde verstehen: Es war Lauras Geschenk für das verlorene Kind. Sie versuchte sich die strahlend elfenbeinfarbene orientalische Puppe inmitten des tropischen Dickichts vorzustellen, das bald ins Schlafzimmer hätte eindringen müssen: Affen, hatte Frida gesagt, Papageien, Schmetterlinge, haarlose Hunde, Ozelote und dicht verschlungene Lianen und Orchideen.

Sie ließ die Kinder aus Xalapa kommen. Pflichtbewußt befolgten Santiago und Danton die genauen praktischen Anweisungen ihrer Großmutter und fuhren allein im Interoceanico bis zum Bahnhof Buenavista, wo Laura und Juan Francisco auf sie warteten. Die Art der Jungen, die Laura bereits kannte, war für Juan Francisco eine Überraschung, allerdings auch für Laura, weil beide Kinder ihre so unterschiedlichen Persönlichkeiten schnell und immer deutlicher ausprägten. Danton war witzig und dreist, gab seinen Eltern zwei hastige Küsse auf die Wangen und lief los, um sich Süßigkeiten zu kaufen, wobei er laut sagte: »Wozu hat Großmutter uns Geld gegeben, wenn's im Zug keine Schokolade und keine Lutscher gibt, obwohl, sie hat sowieso nur ganz wenig rausgerückt.« Und unverzüglich rannte er zu einem Zeitungsstand weiter und verlangte die letzten Nummern von »Pepin« und »Chamaco Chico«,

doch als er feststellte, daß er dafür nicht genug Geld hatte, kaufte er lediglich das neueste Heft von »Die Superklugen«. Als Juan Francisco die Hand in die Tasche steckte, um die Zeitschriften zu bezahlen, hielt Laura ihn zurück. Danton drehte ihnen den Rücken zu und lief auf die Straße, allen voraus.

Santiago dagegen begrüßte seine Eltern mit einem Händedruck, er bewahrte eine unüberwindliche Distanz und vereitelte jeden Versuch, geküßt zu werden. Dafür ließ er zu, daß ihm Laura die Hand auf die Schulter legte und den Weg zum Ausgang wies, und er fand auch nichts dabei, daß Juan Francisco die zwei kleinen Koffer zu ihrem schwarzen Buick trug, der an der Straße parkte. Man merkte, daß die beiden Jungen sich nicht wohlfühlten. Weil sie ihr Unbehagen aber nicht der Begegnung mit den Eltern zuschreiben wollten, strichen sie sich mit dem Zeigefinger über die steifen Kragen und die Krawattenknoten, die Dona Leticia vorgeschrieben hatte: dazu paspelierte Sakkos mit drei Knöpfen, Knickerbocker, lange, querkarierte Socken und eckige, kaffeebraune Schnürschuhe.

Auf der Fahrt vom Bahnhof zur Avenida Sonora sagte keiner ein Wort. Danton hatte sich in die Comics vertieft. Santiago sah unerschütterlich die majestätische Stadt an sich vorbeiziehen, das vor kurzem fertiggestellte Monument der Revolution, das die Leute mit einer riesigen Tankstelle verglichen, den Paseo de la Reforma, die Reihe der »Glorietas«, der mit Bäumen bestandenen kleinen Plätze, die, so schien es, im Namen der Denkmäler frische Luft schöpften: vom »Caballito«, der Reiterstatue Karls IV. an der Kreuzung mit der Avenida Juârez, der Galle de

Bucareli und del Ejido, über den Kolumbus und seinen unerschrockenen Kreis von Mönchen und Schreibern bis zum stolzen Cuauhtémoc mit der hochgereckten Lanze auf der Kreuzung mit der Avenida Insurgentes, an jener großen, baumgesäumten Allee mit Wegen aus festgestampfter Erde für Fußgänger und morgendliche Reiter, die sich zu dieser Zeit schon gemächlich auf ihr entlangbewegten, mit den prächtigen Privatpalästen links und rechts, deren Fassaden und Giebel dem Pariser Vorbild folgten. Zum Paseo führten die eleganten Straßen der Colonia Juârez mit ihren zweistöckigen Steinhäusern, den Garagen im Erdgeschoß und den Empfangssalons, in die man durch weißgerahmte Balkontüren sehen konnte; sie standen offen, damit die Dienstmädchen, die kompliziert geflochtene Zöpfe und eine blaue Einheitstracht trugen, die Innenräume lüften und die Teppiche ausklopfen konnten.

Santiago las die aufeinanderfolgenden Straßennamen: Niza, Génova, Amberes, Praga, bis sie zum Bosque de Chapultepec kamen – nicht einmal dort blickte Danton von den Bildergeschichten auf – und zu ihrem Haus in der Avenida Sonora weiterfuhren. Wie ein Traumbild prägte sich Santiago den Eingang zu dem großen Park aus Eukalyptusbäumen und Kiefern ein, der von liegenden Löwenfiguren flankiert und dem sagenumwobenen Schloß gekrönt wurde, in dem sich einst das Bad Moctezumas befunden hatte und von dem sich 1847 die heldenhaften Kadetten der Militärakademie hinabstürzten, weil sie sich weigerten, die Festung den Gringos zu übergeben. Im Schloß hatten alle Staatsoberhäupter gewohnt, von Maximilian von Habsburg bis zu Abelardo Rodriguez, dem

von den Spielkasinos, der neue Präsident Lâzaro Cârdenas allerdings sollte dann den Standpunkt vertreten, daß derartiger Prunk nicht zu ihm paßte, und als guter Republikaner siedelte er in die bescheidene Villa Los Pinos unterhalb des Schlosses über.

Bei einem zweiten Frühstück hörten die Jungen mit unerschütterlicher Miene zu, wie ihr neuer Tagesablauf aussehen sollte, wenn auch Dantöns funkelnder Blick wortlos ankündigte, daß er auf jede Pflicht mit einem unerwarteten Schelmenstreich antworten würde. Santiagos Blick zeigte, daß er sich weigerte, Erstaunen oder Verwunderung einzugestehen. Laura konnte zutreffend aus ihm herauslesen, daß er das alles nicht wollte und sich statt dessen nach Xalapa zurücksehnte, nach Großmutter Leticia und Tante Maria de la O: Sollte der junge Santiago sich nur nach Dingen sehnen, die hinter ihm lagen? Laura ertappte sich bei diesem Gedanken, während sie das ernste Gesicht mit den feingeschnittenen Zügen und das braune Haar ihres älteren Sohns betrachtete, der seinem toten Onkel so sehr ähnelte und sich so sehr von Danton unterschied, von dessen brünettem Teint, den dunklen, buschigen Augenbrauen und dem schwarzen, mit Brillantine geglätteten Haar. Nur daß der hellhaarige Santiago schwarze Augen und der dunkelhaarige Danton blaßgrüne, ja fast gelbe Augen hatte wie die Hornhaut einer Katze.

Laura seufzte, man sehnte sich immer nach etwas in der Vergangenheit, nie nach der Zukunft. Doch genau das erglühte und erlosch jetzt in Santiagos Blick wie eine der neuen Lichtreklamen an der Avenida Juârez: Ich verlange nach dem, was kommen wird…

Sie sollten ins Colegio Gordon an der Avenida Mazatlân gehen, nicht weit von zu Hause. Juan Francisco würde sie morgens im Buick hinbringen, und um fünf Uhr nachmittags würden sie mit dem orangeroten Schulbus heimkommen. Die Liste der in der Schule benötigten Sachen war vollständig eingekauft, die Schweizer Bleistifte der Firma Eberhardt, die Schreibfedern, die keine Marke und keine Nationalität hatten und in die Tintenfässer auf dem Pult getaucht werden sollten, die karierten Hefte für Arithmetik, die linierten für die Aufsätze, die National-geschichte des Pfaffenfressers Teja Zabre, als sollten damit der Mathematikunterricht des Maristenbruders Anfossi, die Englischlektionen, die spanische Grammatik und die grünen Lehrbücher für Weltgeschichte der Franzosen Malet und Isaac aufgewogen werden. Die Ranzen. Die Pasteten aus Bohnen, Sardinen und Chili zwischen zwei Weißbrothälften, die übliche Orange und das Verbot, Süßigkeiten zu kaufen, die nur Löcher in die Zähne fraßen.

Laura wollte den Tag mit ihren neuen Beschäftigungen ausfüllen. Die Nacht belauerte sie, der Morgen klopfte an ihre Tür, und dann konnte sie nicht sagen: Die Nacht gehört uns.

Sie machte sich selbst Vorwürfe: »Ich darf nicht den besten Teil meines Wesens dazu verurteilen, im Grab der Erinnerungen zu ruhen.« Doch die wortlose nächtliche Bitte ihres Manns: Wie wenig verlange ich von dir. Laß mich spüren, daß du mich brauchst, konnte Lauras immer wiederkehrende Mißstimmung in den einsamen Stunden nicht besänftigen, wenn die Kinder in der Schule und Juan Francisco in der Gewerkschaft war. »Wie leicht wäre das

Leben ohne Mann und ohne Kinder.« Sie kehrte nach Coyoacân zurück, als auch die Riveras wieder da waren. Ihnen eilten die schwarzen Wolken eines neuen Skandals voraus, zu dem es in New York gekommen war, wo Diego die Gesichter von Marx und Lenin in das Wandgemälde des Rockefeller Center aufgenommen hatte, was schließlich zum Ersuchen Nelson Rockefellers führte, Diego solle das Bild des sowjetischen Führers entfernen, was der natürlich abgelehnt und statt dessen angeboten hatte, als Ausgleich für den Kopf Lenins den Lincolns hinzuzufügen. Zwölf bewaffnete Polizisten befahlen dem Maler schließlich, mit dem Malen aufzuhören, und dafür übergaben sie ihm einen Scheck über vierzehntausend Dollar. (»Kommunistischer Maler bereichert sich mit kapitalistischen Dollars.«) Die Gewerkschaften bemühten sich, das Wandgemälde zu retten, aber die Rockefellers ordneten an, es mit Meißeln abzuschlagen, und warfen es in den Müll. »Wie gut«, sagte die Kommunistische Partei der Vereinigten Staaten, denn das Fresko Riveras sei »konterrevolutionär«. Diego und Frida fuhren nach Mexiko zurück, er war ziemlich traurig, und sie schimpften hemmungslos auf das »Gringoland«. Nun waren sie wieder da, doch für Laura gab es keinen richtigen Platz mehr: Diego wollte sich mit einem weiteren Wandgemälde, diesmal einem für die New School, an den Gringos rächen, Frida hatte ein leiderfülltes Selbstbildnis mit einem leeren Kleid gemalt, einer Tracht aus Tehuantepec, die inmitten von seelenlosen Wolkenkratzern hing, direkt an der Grenze zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten. »Hallo, Laurita, wie geht's? Komm, wann du willst, wir sehen uns

dann bald…«

Ein Leben ohne Mann und Kinder. Nur eine Mißstimmung, wie eine Fliege, die sich hartnäckig immer wieder auf unsere Nasenspitze setzt, die wir verscheuchen und die beharrlich wiederkommt, denn Laura wußte ja längst, wie das Leben ohne Juan Francisco, ohne ihre Kinder Danton und den jungen Santiago war, und als sie vor der Wahl stand, hatte sie nichts Größeres und Besseres gefunden, als sich wieder für ein Leben als Gattin und Familienmutter zu entscheiden – wenn nur Juan Francisco nicht so offensichtlich die Überzeugung, daß seine Frau ihn verurteilte, mit der Pflicht vermengte, sie zu lieben. Ihr Mann suchte sich einen unveränderlichen Ankerplatz. Einerseits reizte sie die übermäßige Verehrung, die er ihr nun zeigte, als hätte er sich entschieden, damit die Fehler der Vergangenheit wiedergutzumachen; es war seine Art, um Verzeihung zu bitten, und doch führte es zu einem ganz anderen Ergebnis: »Ich hasse ihn nicht, er wird mir lästig, er liebt mich zu sehr, ein Mann soll uns nicht zu sehr lieben. Was Juan Francisco fehlt, ist ein vernünftiges Gleichgewicht, er muß lernen, daß es eine Grenze gibt zwischen dem Bedürfnis einer Frau, geliebt zu werden, und dem Verdacht, daß sie nicht wirklich dermaßen geliebt wird.«

Juan Francisco mit seinen Liebkosungen, Aufmerksamkeiten und der eifrigen väterlichen Sorge um die Kinder, die er sechs Jahre nicht gesehen hatte, mit seiner neuen Selbstverpflichtung, Laura zu erklären, was er tagsüber getan hatte, ohne jemals von ihr Erklärungen zu verlangen, mit seiner indirekten und schwerfälligen Art, Liebe zu

erbitten, indem er unter den Bettüchern mit seinem Bein ein Bein Lauras anstieß oder plötzlich nackt aus dem Bad auftauchte und wie ein Tölpel nach seinem Pyjama suchte, ohne an den Rettungsring zu denken, der sich an seiner Gürtellinie hervorwölbte, denn er hatte seine charakteristische Schlankheit eines dunkelhäutigen Mestizen verloren. Bis er sie endlich zwang, die Initiative zu ergreifen, den Akt zu beschleunigen, mechanisch die eheliche Pflicht zu erfüllen.

Sie fand sich mit allem ab, bis zu dem Tag, an dem ein Schatten immer deutlicher hervortrat, zuerst ungreifbar im Verkehr der Avenida, dann bekam er feste Gestalt auf dem Bürgersteig gegenüber, und schließlich zeigte er sich offen einige Schritte hinter ihr, wenn Laura zum Markt ging oder von dort kam, nachdem sie ihre täglichen Besorgungen erledigt hatte. Sie wollte kein Dienstmädchen nehmen. Die Erinnerung an die Nonne Gloria Soriano schmerzte sie zu sehr, und die Hausarbeit füllte ihre einsamen Stunden aus.

Was bei dieser Entdeckung überraschend wirkte: Als Laura erkannte, daß sie von einem Handlanger ihres Mannes überwacht wurde, nahm sie es zunächst nicht ernst, und doch berührte es sie tiefer, als sie gedacht hatte. Juan Francisco blieb damit nur ein einziger Ausweg, der sehr schmal war, ganz im Gegensatz zu der breiten Allee, an der sie wohnten. Sie beschloß allerdings, ihn nicht direkt zu überwachen – wie er es auf seine bornierte Art tat –, sondern eine wirkungsvollere Waffe zu gebrauchen. Moralischen Druck.

Lâzaro Cârdenas, ein General aus Michoacan, der ehemalige Gouverneur seines Heimatstaates und

Vorsitzender der offiziellen Partei, war zum Präsidenten gewählt worden, und alle dachten, daß er eine weitere Marionette des obersten Revolutionsführers, General Plutarco Elias Galles, sein würde. Der Spott hatte solche Ausmaße angenommen, daß ein Witzbold während der Präsidentschaft von Pascual Ortiz Rubio ein Schild an der Tür der offiziellen Residenz in Chapultepec anbrachte: »Der Präsident wohnt hier, der wahre Herr hinter der nächsten Tür.« Abe-lardo Rodriguez, der nächste Präsident und Strohmann des »Obersten Führers«, unterdrückte einen Streik nach dem anderen, zuerst den der Telegrafisten, danach den der Tagelöhner in Nueva Lombardia und Nueva Italia in Michoacan – sie stammten aus Italien und waren an die Kämpfe der Kommunistischen Partei Antonio Gramscis gewöhnt – und schließlich die nationale Bewegung der Landarbeiter in Chiapas, Veracruz, Puebla und Nuevo Leon: Präsident Rodriguez befahl die Entlassung der Streikenden und ersetzte sie durch Soldaten, die von der Regierung beherrschten Gerichte erklärten einen Streik nach dem anderen für »unberechtigt«, Armee und Weißgardisten ermordeten mehrere zu den italienisch-mexikanischen Gemeinschaften gehörende Arbeiter, und Abelardo schickte die nationalen Streikführer, die für einen Mindestlohn kämpften, in die trostlose Strafkolonie auf den Islas Marias, darunter den jungen Schriftsteller José Revueltas.

Die alte CROM von Luis Napoleon Morones erwies sich als unfähig, die Werktätigen zu verteidigen, und zerfiel immer weiter, während der Stern eines neuen Führers aufstieg, der Stern Vicente Lombarde Toledanos, der

zunächst ein thomistischer Philosoph gewesen war und nun Marxist, eine asketische Gestalt mit einem traurigen Blick, mager und zerzaust, stets mit einer Pfeife im Mund: Lombardo stand an der Spitze der CGOCM, des Allgemeinen Arbeiter- und Bauernverbandes Mexikos, den er zu einem echten Kampfinstrument der Arbeiter entwickelte. Die Werktätigen, die für Land, gerechte Löhne und Kollektiwer-träge kämpften, schlössen sich nach und nach in der CGOCM zusammen, und weil der neue Präsident Cärdenas den Gewerkschaftskampf in Michoacan unterstützt hatte, mußte sich nun alles ändern: Es ging nicht mehr um Galles und Morones, sondern um Cärdenas und Lombardo.

»Und die Unabhängigkeit der Gewerkschaften, wo bleibt die, Juan Francisco?« Laura hörte, wie das eines Abends der einzige alte Genösse sagte, der ihren Mann weiter besuchte, der ziemlich resignierte Pânfilo, der nichts fand, wohin er spucken konnte, denn auf Lauras Anweisung waren die lächerlichen Kupfernäpfe weggeräumt worden.

Juan Francisco wiederholte daraufhin einen Satz, der schon so etwas wie sein Credo war: »In Mexiko ändert man die Dinge von innen, nicht von außen.«

»Wann lernst du je etwas dazu?« antwortete Pânfilo seufzend.

Cärdenas gab erste Zeichen der Unabhängigkeit zu erkennen, und Galles der Ungeduld. Juan Francisco stand irgendwo in der Mitte und wirkte verunsichert, welchem Weg die Arbeiterbewegung folgen und welchen Standpunkt er selbst in ihr einnehmen sollte. Laura spürte sein Unbehagen und fragte ihn mehrmals mit aufrichtig

besorgter Miene: »Auf welche Seite stellst du dich, wenn es zum Bruch zwischen Galles und Präsident Cârdenas kommt?« Und er wußte keinen anderen Ausweg, als wieder in seinen Fehler aus der Zeit vor der Versöhnung mit Laura zu verfallen, in die politische Rhetorik: »Die Revolution ist geeint, es wird nie einen Bruch zwischen ihren Führern geben.« – »Aber die Revolution hat schon mit etlichen deiner Ideale gebrochen, Juan Francisco, aus deiner Zeit als Anarchosyndikalist.« (Das Bild der Dachkammer in Xalapa, das hinter Mauern verborgene Leben Armonia Aznars, ihre geheimnisvolle Beziehung zu Orlando und die Gedenkrede Juan Franciscos auf die Tote, all das suchte sie plötzlich wieder in einer einzigen Flut heim.) Und er antwortete wie ein Betbruder, der ständig sein Credo aufsagt: »Man muß von innen Einfluß nehmen, draußen zerquetschen sie dich wie eine Wanze, die Schlachten werden im Inneren des Systems ausgetragen.«

»Man muß verstehen, sich anzupassen, nicht wahr?« »Immerzu. Selbstverständlich. Die Politik ist die Kunst des Kompromisses.«

»Des Kompromisses«, sprach sie tiefernst nach. »Ja.«

Man mußte es Nacht in seinem Herzen werden lassen, um nicht zu erkennen, was vor sich ging. Juan Francisco konnte erklären, daß ihn die politische Notwendigkeit zu einem Kompromiß mit der Regierung zwinge…

»Mit jeder Regierung? Irgendeiner Regierung?« …sie durfte ihn nicht fragen, ob ihn sein Gewissen nicht verurteile. Juan Francisco fürchtete sich nicht vor den Meinungen anderer, er fürchtete sich vor Laura Dîaz, davor, abermals von ihr verurteilt zu werden. Bis es dann

eines Nachts wieder zu einem offenen Zusammenstoß zwischen den beiden kam. »Ich habe es satt, daß du über mich urteilst.« »Und ich, daß du mir nachspionierst.« »Ich weiß nicht, was du meinst.« »Du hast meine Seele in einen Keller gesperrt.« »Bemitleide dich nicht dermaßen, du tust mir leid.« »Rede nicht mit mir wie der Heilige mit der Sünderin, sprich *mit mir!*«

»Es empört mich, daß du mir Ergebnisse abverlangst, die nichts mit der Wirklichkeit zu tun haben.«

»Hör auf, dir einzubilden, daß ich über dich urteile.«

»Wenn nur du über mich urteiltest, du Ärmste, brauchte ich mir keine Sorgen zu machen.«

Und sie wollte ihm sagen: Glaubst du, ich bin nur zu dir zurückgekehrt, um mir meine eigenen Fehler verzeihen zu lassen? Doch sie biß sich auf die Zunge, die Nacht belauert mich, der Morgen befreit mich, sie ging ins Zimmer ihrer Söhne, um sie schlafen zu sehen und sich zu beruhigen.

Um sie schlafen zu sehen.

Sie brauchte nur die zwei in den Kissen versunkenen Köpfchen zu betrachten, den bis zum Kinn zugedeckten Santiago, den aufgedeckt und mit gespreizten Beinen daliegenden Danton – als äußerten sich selbst im Schlaf die grundverschiedenen Persönlichkeiten der Jungen –, um sich zu fragen, ob sie, Laura Dïaz, zu diesem konkreten Zeitpunkt ihres Lebens ihren Söhnen eine Lehre erteilen konnte oder wenigstens den Mut hatte, zu fragen: Was wollt ihr wissen, was kann ich euch sagen?

Neben ihrem Bett sitzend, konnte sie ihnen nur sagen, sie seien auf die Welt gekommen, ohne daß man sie gefragt

habe, und diese Freiheit der Eltern, sie zu zeugen, bewahre sie, die neuen Geschöpfe, nicht vor einem Erbe aus Ressentiments, Bedürfnissen und Unwissen, das die Eltern, selbst wenn sie es versuchten, nicht für sie überwinden konnten, ohne gerade damit ihre Freiheit einzuschränken. Sie selbst würden dieses Erbe bekämpfen müssen, während sie, die Mutter, sich dennoch nicht zurückziehen, verschwinden, zum Phantom ihrer Nachkommen werden durfte. Sie, Laura, war gezwungen, im Namen ihrer Kinder standzuhalten, ohne es jemals zu zeigen, unsichtbar an deren Seite auszuharren, nicht die Ehre des Kindes, die Verantwortung des Sohnes zu beeinträchtigen, der an seine eigene Freiheit glauben, sich als Gestalter seines Schicksals begreifen mußte. Was blieb ihr anderes übrig, als diskret über sie zu wachen, viel zu ertragen und gleichzeitig zu bitten, viel Zeit zum Leben und wenig zum Leiden wie die Tanten Hilda und Virginia zu haben?

Manchmal verbrachte sie die ganze Nacht damit, die Schlafenden anzusehen. Sie war entschlossen, ihre Kinder überallhin zu begleiten, wie eine sehr lange Küste, an der Meer und Strand zwar verschieden, aber fest verbunden sind; selbst wenn die gemeinsame Wegstrecke nur eine Nacht dauerte, dabei aber von der Hoffnung erfüllt war, nie zu enden – und sie ließ die Frage unbeantwortet, die über den Köpfen ihrer Söhne schwebte: »Wieviel Zeit, wieviel Zeit werden Gott und die Menschen meinen Kindern auf der Erde geben?«

Sie sah den schlafenden Kindern zu, bis die Sonne aufging und die Lichtstrahlen ihre Köpfe erreichten. Sie selbst konnte die Sonne mit der Hand berühren und fragte

sich, wie viele Sonnen sie und ihre Kinder ertragen würden. Für jeden Lichtfleck gab es eine Schattenlinie.

Dann wich Laura Dïaz von den Betten ihrer Söhne zurück, erhob sich, innerlich von einer trüben Flut aufgewühlt, und sagte sich (beinahe sagte sie es ihnen), damit sie ihre Mutter verstünden und nicht verdammten, sie zuerst bemitleideten und danach vergäßen: Damit ich eine verhaßte und durch den Haß meiner Kinder befreite Mutter werden kann, damit ich verhaßt, aber auch unvergeßlich bin, muß ich tätig sein, leidenschaftlich, aktiv, nur weiß ich noch nicht, wie, ich kann nicht wieder mit dem anfangen, was ich schon getan habe, ich will eine wahrhaftige Offenbarung, eine Offenbarung, die eine Erhöhung und kein Verzicht ist. Wie leicht wäre das Leben ohne Kinder und ohne Mann! Noch einmal? Diesmal im Ernst? Warum nicht? Erschöpft sich mit dem ersten Mal die Freiheit, versperrt uns ein früherer Mißerfolg die Tore eines möglichen Glücks außerhalb der Wände des eigenen Heims? Habe ich mein Schicksal ausgeschöpft? Santiago, Danton, verlaßt mich nicht. Erlaubt, daß ich euch überallhin folge, was immer auch geschieht. Ich will nicht angebetet werden. Ich will erwartet werden. Helft mir.

## *XII. Parque de la Lama: 1938*

1938 unterwarfen sich die europäischen Demokratien in München dem Diktat Hitlers, die Nazis besetzten Österreich, ein Jahr später die Tschechoslowakei, die spanische Republik stand im Kampf und zog sich an allen Fronten zurück. Walt Disney hatte 1937 »Schneewittchen und die sieben Zwerge« herausgebracht, Sergei Eisenstein 1938 »Alexander Newski« und Leni Riefenstahl »Olympia«. In Deutschland steckten die SS-Horden während der »Kristallnacht« Synagogen, jüdische Geschäfte, Wohnungen und Schulen in Brand, der nordamerikanische Kongreß gründete den »Ausschuß zur Untersuchung unamerikanischer Umtriebe«, Antonin Artaud schlug ein »Theater der Grausamkeit« vor, Orson Welles überzeugte alle, daß die Marsianer in New Jersey eingedrungen waren, in Mexiko nationalisierte Lâzaro Cärdenas das Erdöl, und zwei rivalisierende Telefongesellschaften, die schwedische Ericsson und die einheimische Mexicana, boten getrennt voneinander ihre Dienste an, was –leider – dazu führte, daß der Ericsson-Kunde keine Verbindung zum Mexicana-Kunden bekommen konnte, und umgekehrt. Dieses Durcheinander zwang den Besitzer eines Ericsson-Apparats, einen Nachbarn oder Freund, ein Büro oder einen Laden aufzusuchen, um mit jemandem zu sprechen, der einen Mexicana-Anschluß hatte, und genauso umgekehrt.

»In Mexiko sind sogar die Telefone barock«, sagte Orlando Ximénez.

Die Ausdehnung der modernen Großstädte erschwerte die Liebesbeziehungen, niemand wollte eine Stunde im Bus oder Auto fahren, um eine kurze Erfüllung zu genießen. Mit dem Telefon ließen sich in der Mitte liegende Treffpunkte vereinbaren. In Paris diente der Rohrpostbrief, der *petit bleu,* als Verbindung zwischen den Paaren; die kleinen blauen Kuverts konnten alle Arten von Liebesversprechen enthalten, die Verlobten empfingen sie mit größerer Herzbeklemmung als ein Telegramm. Doch wenn Verliebte in Mexiko, im Jahr der Verstaatlichung des Erdöls, keine Nachbarn waren und der eine Ericsson und der andere Mexicana hatte, waren sie dazu verurteilt, von ihrem Zuhause unabhängige, komplizierte oder, wie Orlando gesagt hätte, barocke Verbindungsnetze zu ersinnen.

Trotzdem, die erste Verbindung zwischen ihnen, die erste persönliche Botschaft, konnte nach wie vor direkter nicht sein. Ihre Blicke begegneten sich ganz einfach. Später würde sie sich sagen, daß sie im voraus auf das Ereignis eingestellt gewesen war, und doch, als sie ihn zum erstenmal sah, schien alles völlig unerwartet. Sie tauschten keine Blicke aus, ihre Blicke saugten sich vielmehr in den Augen des anderen fest. Sie fragte sich: Warum unterscheidet sich dieser Mann von allen anderen? Und er antwortete wortlos, während sie und er durch ungefähr hundert Festgäste getrennt wurden: Weil ich nur dich ansehe.

»Weil er nur mich ansieht.«

Sie spürte das Verlangen wegzulaufen, eine derart plötzliche, aber auch so allgewaltige Anziehungskraft

erschreckte sie, das Ungewöhnliche der Begegnung alarmierte sie, der Gedanke an die Folgen: Sie dachte an Leidenschaft, Hingabe, Schuld, Gewissensbisse, den Mann, die Kinder; es stimmt nicht, daß dies alles erst nach den Ereignissen kam, unfreiwillig und augenblicklich ging es ihnen voraus, es war wie in einem Saal, in den sich die Geister der Familie setzten, um sich zu besprechen und in aller Ruhe über sie zu urteilen.

Sie dachte an Weglaufen. Sie wollte fliehen. Er näherte sich ihr, als erriete er ihre Gedanken, und sagte: »Bleib noch ein bißchen.«

Sie sahen einander in die Augen. Er war so groß wie sie, weniger groß als ihr Mann, und noch bevor er das erste Wort an sie richtete, spürte sie, daß er sie respektvoll behandeln würde, wenn er sie duzte, so war das nur der gewöhnliche spanische Umgangs-ton. Er hatte einen kastilischen Akzent, und auch sein Aussehen ließ auf einen Kastilier schließen, er konnte nicht über die Vierzig hinaus sein, sein Haar allerdings war vollständig weiß und bildete einen Gegensatz zu der glatten Haut, die nur zwischen den Brauen deutliche Falten hatte. Der Blick, das harmlose Lächeln, das geradlinige Profil, die höflichen, aber leidenschaftlichen Augen. Sehr helle Haut und sehr schwarze Augen. Sie wollte sich so sehen, wie er sie sah. »Bleib noch ein bißchen.« »Wenn du es so willst«, sagte sie impulsiv. »Nein.« Er lachte. »Ich schlage es nur vor.« Vom ersten Augenblick an erkannte sie ihm drei Vorzüge zu. Zurückhaltung, Diskretion und Unabhängigkeit, dazu tadellose gesellschaftliche Umgangsformen. Er war kein Mexikaner aus der wohlhabenden Schicht wie so viele, mit

denen sie auf der Hazienda San Cayetano und bei den Cocktails Carmen Cortinas zusammengekommen war. Er war Spanier und aus ebenfalls besseren Kreisen, und in seinem Blick gab es eine Schwermut und in seinem Körper eine Unruhe, die sie faszinierten, sie erregten und aufforderten, ein Geheimnis zu ergründen, und sie fragte sich, ob das nicht der raffinierteste Trick des »Hidalgos« war – diesen Spitznamen gab sie ihm sofort : daß er sich vor der Welt als ein Rätsel darstellte.

Sie wollte den Blick des Mannes erkunden, den Grund der tief im Schädel, nahe beim Knochen, beim Gehirn liegenden Augen erreichen. Das weiße Haar hellte den dunklen Blick auf, wie es auch die mestizischen Gesichter in Mexiko heller erscheinen ließ; ein braunhäutiger junger Mann konnte durch weißes Haar zu einem papierfarbenen Greis werden, als würde die Haut von der Zeit ausgebleicht.

Der »Hidalgo« schenkte ihr einen anbetenden, schicksalhaften Blick. Als sie in jener Nacht zusammen in einem Bett des Hotels L'Escargot am Parque de la Lama lagen, liebkosten sie sich langsam und ausdauernd, die Wangen, das Haar, die Schläfen. Sie müsse ihn beneiden, sagte er, weil er ihr Gesicht in so unterschiedlichen Positionen und vor allem im hellen Glanz der Minuten betrachten könne, die sie gemeinsam verbrachten; was mache das Licht mit einem Frauengesicht, wie hänge das Gesicht einer Frau von der Stunde des Tages ab, vom Licht der Dämmerung, des Morgens, Mittags, Nachmittags, Abends und der Nacht, was bedeute es im Gesicht einer Frau, das Licht, das sie bescheine, ihr Profil nachzeichne, sie von unten überrasche

und von oben kröne, sie ohne jede Warnung brutal überfalle oder sanft im Halbdunkel liebkose, fragte er sie, und sie hatte keine Antwort, wollte keine finden, fühlte sich bewundert und beneidet, denn er stellte all die Fragen, die sie sich von einem Mann immer gewünscht hatte, Fragen, die jede Frau wenigstens einmal im Leben von einem bestimmten Mann hören wollte.

Sie dachte nicht mehr an Minuten und Stunden, von dieser Nacht an lebte sie mit ihm in der zeitlosen Zeit der Liebesleidenschaft, einem Wirbel, der alle Sorgen des Lebens weit aus dem Bewußtsein verbannte. Alle Szenen waren vergessen. Obwohl sie am Morgen nach dieser Nacht fürchtete, daß die Zeit, die Nacht am Ende auch dieses Erlebnis verschlingen würde, wie schon alle Augenblicke ihres Lebens zuvor. Sie drückte sich an den Körper des Mannes, umarmte ihn hartnäckig, wie eine Efeuranke, stellte sich vor, wie es ihr ohne ihn ginge, wenn er fern und doch unvergeßlich wäre, sah sich selbst zu jenem möglichen, wenn auch ganz unerwünschten Zeitpunkt: der Zeit, in der nicht mehr er, sondern nur noch die Erinnerung an ihn da wäre; die Erinnerung an ihn würde sie für immer begleiten. Das war der Preis, den sie bezahlen mußte, und sie hielt ihn für gering im Vergleich zur Fülle des Augenblicks. Und doch konnte sie sich nicht die ängstliche Frage ersparen: Was bedeutet diese Geste, dieser Blick, diese Stimme ohne Anfang und Ende? Vom ersten Moment an wollte sie ihn nicht mehr verlieren.

»Warum bist du so anders als alle anderen?«

»Weil ich nur dich ansehe.«

Sie liebte das Schweigen, das auf die Vereinigung

folgte. Vom ersten Mal an liebte sie dieses Schweigen. Es war das erhoffte Versprechen einer gemeinsam bewältigten Einsamkeit. Sie liebte den ausgewählten Ort, auch er war ein vorherbestimmter Ort. Der Ort der Liebenden. Ein Hotel neben einem schattigen, kühlen, verborgenen Park mitten in der Stadt. Das hatte sie sich gewünscht. Einen Ort, der unbekannt bleibt, eine geheimnisvolle Sinnenlust an einem Ort, den alle anderen, nur nicht die Liebenden, als etwas Gewöhnliches ansehen. Für immer liebte sie die schlanke, aber kräftige, ebenmäßige und leidenschaftliche, diskrete und wilde Gestalt dieses Mannes, als wäre der Körper ein Spiegel innerer Wandlungen, ein imaginäres Duell zwischen dem Schöpfergott und der schicksalhaft mit ihm verbundenen Bestie. Das Tier und die in uns hausende Gottheit. Nie hatte sie derart plötzliche Metamorphosen von der Leidenschaft zur Ruhe, von der Stille zur Glut, von der Gelassenheit zur Maßlosigkeit erlebt. Ein bereites, fruchtbares Paar, das sich immer wieder gegenseitig erriet. Sie sagte ihm, sie hätte ihn überall erkannt.

»Blindlings, im Dunkeln?«

Sie nickte.

Draußen tagte es, der Park umschloß das Hotel mit einer Wache aus Trauerweiden, und man konnte sich in den Labyrinthen der hohen Hecken und der noch höheren Bäume verlieren, deren raunende Stimmen, deren rauschende, sich wiegende Wipfel in die Irre führten, vom Weg abbrachten, wie die Liebenden hörten, dem Nahen so fern, dem Fernen so nah.

»Wann warst du einmal eine ganze Nacht nicht zu Hause?«

»Niemals, seit ich zurückgekommen bin.«

»Wirst du eine Ausrede gebrauchen?«

»Ich glaube ja.«

»Bist du verheiratet?«

»Ja.«

»Für welche Ausrede entscheidest du dich?«

»Ich habe bei Frida übernachtet.«

»Mußt du dich rechtfertigen?«

»Ich habe zwei Söhne.«

»Kennst du die englische Redensart: *never complain, never explain?«*

»Ich glaube, das ist mein Problem.«

»Daß du dich rechtfertigst oder nicht?«

»Ich fühle mich nicht wohl, wenn ich nicht die Wahrheit sage. Und wenn ich sie sage, verletze ich alle.«

»Ist es nicht so, daß das zwischen dir und mir zu unserem Privatleben gehört und niemand einen Grund hat, etwas darüber zu erfahren?«

»Gilt das, was du sagst, für uns beide? Mußt du auch etwas verschweigen oder erzählen?«

»Ich frage dich nur, ob du nicht weißt, daß eine verheiratete Frau einen Mann erobern kann.«

»Das Gute ist, daß Frida einen Mexicana-Anschluß hat und wir Ericsson. Meinem Mann wird es schwerfallen, nachzuprüfen, was ich treibe.«

Er lachte über diese telefonischen Verwicklungen, und sie wollte ihn nicht fragen, ob er verheiratet war oder eine

andere hatte. Sie hörte, wie er sagte, eine verheiratete Frau könne weiter Männer erobern, und seine Worte stürzten sie in eine erregende Verwirrung, eine beinahe noch nie dagewesene Versuchung, sich sehnsüchtig wieder in die starken, schlanken Arme zu flüchten, ins dunkle Körperhaar, zu den begierigen Lippen des Spaniers, ihres Hidalgos, ihres Geliebten, ihres mit einer anderen geteilten Mannes, das wußte sie jetzt, wenn er wußte, daß sie verheiratet war, stellte sie sich vor, daß auch er eine andere Frau hatte, ohne daß sie sie hätte verstehen oder sich vorstellen können, was für eine Beziehung hatte dieser Jorge Maura wohl mit jener Frau, die anwesend und abwesend war?

Laura Dïaz entschied sich für die Feigheit. Er sagte ihr nicht, wer oder wie die andere war. Sie dagegen würde ihm sagen, wer und wie ihr Mann war, ihrem Mann Juan Francisco allerdings würde sie erst etwas sagen, wenn auch Jorge ihr von der anderen erzählte. Ihr neuer Geliebter (auf den Wegen ihrer Erinnerung tauchte Orlando auf) war wie ein Haus mit zwei Stockwerken. Am Hauseingang war er zurückhaltend, diskret und hatte tadellose Umgangsformen, im zweiten Stock war er hingebungsvoll und offenherzig. Sie konnte sich der Vorstellung von einem solchen Doppelwesen nicht entziehen, geruhsam und leidenschaftlich, offenherzig und verschwiegen, bekleidet war er diskret, nackt indiskret, und sie gestand sich ein, daß sie immer einen solchen Mann begehrt hatte. Hier war er endlich, und ob sie ihn immer schon begehrt oder eben erst ersonnen hatte, er offenbarte eine ewige Sehnsucht.

Als Laura Dïaz an jenem ersten gemeinsamen Morgen

aus dem Hotelfenster zum Park hinübersah, war sie fest davon überzeugt, zum erstenmal einen Mann – er eine Frau – sehen und kennenlernen zu können, ohne sich etwas sagen zu müssen, ohne Erklärungen und überflüssige Berechnungen. Beide würden sie alles verstehen. Jeder gemeinsame Augenblick würde sie einander näherbringen.

Jorge küßte sie wieder, als erriete er alles, ihren Geist, ihren Körper. Sie konnte sich nicht von ihm losreißen, von seinem Fleisch, seinem mit ihrem vereinten Gesicht, wollte den Orgasmus auskosten und zurückhalten, erklärte die gemeinsamen Blicke zu ihren. Sie wollte, daß alle Paare der Welt diesen Augenblick wie sie und Maura genossen; das war ihr größter, inbrünstigster Wunsch. Kein anderer Mann hatte, statt die Augen zu schließen oder das Gesicht abzuwenden, sie angesehen, wenn er soweit war, und darauf vertraut, einander ins Gesicht blickend, gemeinsam zu kommen, und so geschah es, durch ihren leidenschaftlichen, bewußten Blick nannten sie sich Frau und Mann, Mann und Frau, die einander bei der Liebe ins Gesicht blickten, die einzigen Tiere, die sich von vorn begatteten, sich dabei ansahen, sieh meine offenen Augen, nichts erregt mich mehr, als wenn ich dich sehe, wie du mich siehst, der Orgasmus wurde Teil ihres Blicks, des Blicks der Seele, jede andere Stellung, jede andere Reaktion blieb eine Versuchung, und nur die überwundene Versuchung wurde zur Verheißung der wahren, der besten Erregung der Liebenden.

»Das wollen wir allen Liebenden der Welt wünschen, Jorge .« »Allen, Laura, meine Liebste.«

Wie ein Kater spazierte er im bunten Durcheinander

seines Hotelzimmers umher. Sie hatte noch nie so viele verstreute Papiere gesehen, so viele offene Aktenmappen, soviel Unordnung bei einem Mann, der in allen übrigen Dingen derart genau und diszipliniert war. Es schien, als liebte Jorge Maura diese Papiere nicht, als schleppte er in seinen Reisetaschen etwas Entbehrliches, Unangenehmes, vielleicht sogar Giftiges mit sich. Er ließ die Aktenmappen offen, als wollte er sie auslüften oder als wartete er darauf, daß die Papiere darin woanders hinflögen; als sollte ein indiskretes Zimmermädchen sie lesen.

»Sie würde nichts verstehen«, sagte er mit einem bitteren Lächeln. »Was?«

»Nichts. Hoffentlich geht alles gut.«

Laura wurde bei ihm wieder wie früher, oder wie nie zuvor, schwärmerisch, schüchtern, leichtsinnig, verwöhnt, stark. So wurde sie wieder, weil sie wußte, daß sich damit die Kraft des Verlangens brechen ließ, denn das Verlangen konnte die Lust selbst zerstören, anspruchsvoll werden, sich nicht um die Grenzen der Frau und des Mannes kümmern und sie nötigen, sich ihres Glücks allzu bewußt zu werden. Darum wollte sie über Alltägliches reden, um den verderblichen Sturm zu besänftigen, der von der ersten Nacht an unabwendbar die Lust begleitete und die beiden insgeheim erschreckte.

Er kam ihr zuvor. Kam er ihr wirklich zuvor, oder war vorauszusehen gewesen, daß einer der beiden von der Leidenschaft auf Alltägliches kam?

Jorge Maura hielt sich als Vertreter der spanischen Republik in Mexiko auf. Im März 1938 war sie bereits auf

die Enklaven von Madrid und Barcelona und das südlich am Mittelmeer liegende Gebiet von Valencia zusammengeschrumpft. Die mexikanische Regierung unter Lâzaro Cârdenas hatte den Republikanern diplomatische Hilfe geleistet, doch konnte ihr moralischer Beistand nicht die erdrückende materielle Unterstützung der nazistischen, faschistischen Regime für den Aufrührer Franco ausgleichen, nicht einmal die kleinmütige Kapitulation der europäischen Demokratien England und Frankreich. Berlin und Rom griffen mit aller Macht zugunsten Francos ein, Paris und London ließen die »Republik in Kinderschuhen« allein, wie Maria Zambrano sie genannt hatte. Die kleine Blüte der spanischen Demokratie wurde von allen mit Füßen getreten, von ihren Freunden, ihren Feinden und manchmal auch von ihren Parteigängern.

Laura Dïaz sagte, sie wolle alles mit ihm zusammen sein, alles mit ihm teilen, alles wissen, sie sei verliebt in ihn, wahnsinnig verliebt.

Jorge Maura verzog keine Miene, und Laura wußte nicht, ob das Teil seiner Art war, ihr zuzuhören, ohne einen Kommentar abzugeben, oder ob der Hidalgo nur eine Pause machte, bevor er von sich aus mit seiner Geschichte begann. Vielleicht hatte es etwas von beidem.

»Ich schwöre dir, daß ich umkomme, wenn ich nicht alles über dich erfahre«, kam diesmal sie ihm zuvor.

Er sagte, Spanien sei für die Spanier ebenso wie Mexiko für die Mexikaner eine schmerzliche Zwangsvorstellung. Kein optimistischer Hymnus wie für die Nordamerikaner ihr Vaterland, kein phlegmatischer Scherz wie für die Engländer das ihre, auch kein sentimentaler Wahn wie für

die Russen und keine vernunftbestimmte Ironie wie für die Franzosen, ebensowenig ein Kampfauftrag, als den die Deutschen das ihre ansehen, vielmehr ein Konflikt zweier Hälften, entgegengesetzter Teile, unterschiedlicher Seelenbereiche. Spanien und Mexiko: Länder der Sonne und des Schattens.

Er begann damit, von Ereignissen zu erzählen, ohne sie zu kommentieren, während die beiden inmitten der Hecken und Kiefern des Parque de la Lama spazierengingen. *Zuvor* hatte er ihr erklärt, er sei erstaunt über die Ähnlichkeit zwischen Mexiko und Kastilien. Warum hatten die Spanier eine Hochebene wie die kastilische ausgesucht, um ihr erstes und wichtigstes Vizekönigreich in Amerika zu gründen?

Er habe das trockene Land betrachtet, die braunen Berge, die Schneegipfel, die kalte und klare Luft, die trostlosen Wege, die Esel und die nackten Füße, die schwarzgekleideten, Umlegetücher tragenden Frauen, die würdigen Bettler, die schönen Kinder, den Blumenschmuck und die reiche kulinarische Vielfalt zweier ausgehungerter Länder. Er habe die Oasen besucht, wie diese hier mit ihrem frischen Grün, und gespürt, daß er entweder nicht den Ort gewechselt habe oder die Gabe der nicht allein körperlichen, sondern auch historischen Allgegenwart besitze; wenn man als Spanier oder Mexikaner geboren sei, werde die Lebenserfahrung zum Schicksal.

Er liebte sie und wollte, daß sie alles über ihn erfuhr. Alles über den Krieg, wie er ihn erlebt hatte. Er war Soldat. Er gehorchte. Aber zunächst rebellierte er, um später besser zu gehorchen. Wegen seiner sozialen Herkunft wollte man

ihn von Anfang an für diplomatische Aufträge verwenden. Er war Schüler Ortega y Gassets und Nachkomme von Antonio Maura y Montaner, dem ersten reformerischen Minister der Jahrhundertwende, dazu Absolvent der deutschen Universität Freiburg. Doch zuerst wollte er den Krieg selber erleben, um die Wahrheit zu erfahren, und danach könnte er ihn verteidigen und, falls notwendig, Verhandlungen führen. Erst mußte er Bescheid wissen. Zuerst die Wahrheit der Lebenserfahrung. Danach die Wahrheit der Schlußfolgerungen. »Erfahrungen und Schlußfolgerungen«, sagte er zu Laura, »vielleicht ist das die vollständige Wahrheit, bis die Schlußfolgerungen von neuen Erfahrungen widerlegt werden. Ich habe einen unermeßlichen Glauben und gleichzeitig einen unermeßlichen Zweifel. Ich glaube, die Gewißheit ist das Ende des Denkens. Und ich fürchte immer, daß jedes System, das mit unserer Hilfe gestaltet wird, uns schließlich selbst zerstört. Das ist nicht leicht.«

Er war am Jarama dabeigewesen, in den Schlachten im Winter 1937- Welche Erinnerungen bewahrte er von jenen Tagen? Vor allem die körperlichen Empfindungen. »Dir kam Dunst aus dem Mund. Der eiskalte Wind biß dir die Augen aus. Wo sind wir? Das bringt dich im Krieg am meisten durcheinander. Du weißt nie genau, wo du bist. Ein Soldat hat keine Landkarte im Kopf. Ich wußte nicht, wo ich war. Sie befahlen uns Flankenmärsche, Vorstöße ins Nichts, wir sollten ausschwärmen, damit uns die Bomben nicht trafen. Das brachte dich in der Schlacht am schlimmsten durcheinander. Kälte und Hunger waren der Alltag. Die Leute waren immer anders. Es fiel schwer, ein

Gesicht oder ein paar Worte über den Tag hinaus im Gedächtnis zu behalten. Deshalb nahm ich mir vor, mich auf einen einzigen Menschen zu konzentrieren, damit der Krieg ein Gesicht bekam, und vor allem, damit ich Gesellschaft hatte. Um im Krieg nicht allein zu sein. So allein.

Ich erinnere mich an den Tag, als ich ein hübsches Mädchen in einem blauen Overall sah. Sie hatte ein Nonnengesicht, aber sie warf mit den schlimmsten Schimpfworten um sich, die ich in meinem Leben gehört hatte. Ich werde mich immer an sie erinnern, weil ich sie nie wiedersehen werde. Sie hatte so schwarzes Haar, daß es blau wie die Mitternacht wirkte. Ihre dichten Augenbrauen waren zusammengewachsen und gaben ihr einen zornigen Gesichtsausdruck. Sie trug ein Pflaster auf der Nase, und nicht einmal das verbarg ihr ungestümes Adlerprofil. Doch ihr Mund, aus dem ständig Beleidigungen sprudelten, verheimlichte das Gebet, das sie wortlos sagte. Davon war ich überzeugt, das sagte ich ihr mit meinem Blick, und sie verstand es und wurde verlegen. Sie sagte mir ein paar Albernheiten, und ich antwortete ihr mit ›Amen‹. Sie war weiß wie eine Nonne, die nie die Sonne gesehen hat, und sie hatte den Schnurrbart einer Galicierin. Und trotzdem und gerade deshalb war sie wunderschön. Ihre Worte waren eine Herausforderung, die sie nicht nur an die Faschisten, sondern an den Tod selbst richtete, Franco und der Tod als die beiden großen Hurensöhne. Manchmal will mein Bild der schönen Frau mit dem hellblauen Overall und der nachtblauen Haarflut verblassen.« Er lachte. »Dann brauchte ich jemanden wie dich, der sich so sehr

von ihr unterscheidet, um mich wieder an sie zu erinnern. Nein, ihr wart – oder seid – beide große Frauen.

Aber sie mußte zum Guadarrama weiter, und ich lag in einem Schützengraben am Jarama. Ich erinnere mich an die Kinder mit den hochgereckten Fäusten, sie standen ernst am Straßenrand und blinzelten in die Sonne, alle mit Gesichtern voller Erinnerungen. (Weißt du, daß die Waisenkinder aus Guernica, die man zu Familien nach Frankreich und England verschickt hat, jedesmal schreien und weinen, wenn sie ein Flugzeug hören?) Danach erinnere ich mich nur an verlassene und traurige Orte, durch die wir in aller Eile marschierten.

Nahe bei einem gelben, schnellen Fluß.

In einer feuchten Höhle voller Zacken und Labyrinthe.

Ständig von Kälte und Hunger gepeinigt.

Die Bombenangriffe der Luftwaffe begannen.

Wir wußten, daß die Deutschen niemals militärische Ziele bombardierten.

Die wollten sie für Franco erhalten.

Die Stukas griffen Städte und Zivilisten an, das verursachte größere Zerstörungen und schüchterte stärker ein, als hätten sie eine Brücke gesprengt.

Darum war es am sichersten, auf einer Brücke haltzumachen.

Guernica war das Ziel.

Die abschreckende Strafe.

Der Krieg gegen die Zivilbevölkerung.

Wo sind wir?

Wer hat gewonnen?

Darauf kommt es nicht an: Wer hat überlebt?«

Jorge Maura umarmte *Laura.* Dïaz.

»Laura, wir haben uns in der Geschichte geirrt. Ich will nichts anerkennen, was unseren Glauben zerstört…

Dann trafen die Internationalen Brigaden ein. Der Franquist Mola belagerte Madrid mit vier Kolonnen, die vor der Stadt standen, und mit einer ›fünften Kolonne‹ aus Spionen und Verrätern innerhalb der Stadt. Den Widerstand stärkte der Strom der Flüchtlinge, die sich vor Franco retten wollten. Die Stadt war voller Flüchtlinge. Damals sang man: ›Madrid, wie gut hältst du stand!‹, und: ›Mit den Bomben dieser Sauen drehn sich Locken die Madrider Frauen.‹ Das traf nicht ganz zu. In der Stadt gab es viele Franquisten. Halb Madrid hatte 1936 gegen die Volksfront gestimmt. Und die ›Spazierfahrten‹ der republikanischen Raufbolde, die in gestohlenen Autos durch die Stadt rollten und Faschisten, Pfarrer und Nonnen ermordeten, hatten die Republik einige Sympathien gekostet. Ich glaube, der Flüchtlingsstrom war die beste Verteidigung für Madrid. Und wenn auch nicht die Locken der Frauen in der Stadt den größten Eindruck machten, so doch ganz sicher eine gewisse selbstmörderische, dabei aber elegante Herausforderung. Die Schriftsteller hatten Zuflucht in einem Theater gesucht, und jeden Abend organisierten Rafaël Alberti und Maria Teresa Leon dort im Dunkeln Tanzfeste, um die Angst zu überwinden, die die Luftwaffe verbreitete. Ich habe einmal einen solchen Ball besucht, außer den Spaniern waren viele Lateinamerikaner dabei, Pablo Neruda, César Vallejo,

Octavio Paz und Siqueiros, der mexikanische Maler, der sich selber zum ›obersten Oberst‹ befördert hatte und sich von einem Schuhputzer begleiten ließ, damit er seine Galoschen stets auf Hochglanz polierte. Neruda war langsam und schläfrig wie ein Ozean, Vallejo trug den Tod unter seinen umschatteten Augenlidern, die wie Leichentücher wirkten, Paz hatte Augen, die blauer waren als der Himmel, und Siqueiros war für sich allein eine ganze Militärparade. Alle hatten sich mit Theaterkostümen verkleidet, den Gewändern aus ›Don Juan‹ und aus ›Don Mendos Rache‹, ›Die Moneten‹ und ›Der Richter von Zalamea‹, es gab von allem etwas, alle tanzten auf einem Madrider Dach unter den Bomben, die deutschen Stukas spendeten unfreiwillig Licht, und wir tranken Champagner. Was für ein Wahnsinn, was für eine Freude, was für ein Fest war das, Laura? Ist es lächerlich, verwerflich oder großartig, wenn eine Gruppe von Dichtern und Malern das Leben inmitten des Todes feiert und den Erzfeind zum Teufel wünscht, während der mit seinem maßlosen faschistischen, reaktionären Trübsinn und seiner ewigen Verbotsliste über uns herfällt: Reinheit des Blutes, religiöse Reinheit, sexuelle Reinheit? Wir kannten sie längst. Seit 1931 die Republik errichtet worden war, hatten sie sich der Gemeinschaftserziehung widersetzt, ihre Kinder mit Kruzifixen auf der Brust losgeschickt, als die bekenntnisfreie Schule eingeführt wurde. Sie verkörperten die Prüderie des langen Rocks und der stinkenden Achselhöhle, sie waren die Goten, die arabische Sauberkeit und jüdische Sparsamkeit haßten; wenn man sich badete, so bewies das, daß man zu den Mauren gehörte, und

Wucher war ein hebräisches Laster. Sie waren die Sprachverderber, Laura, du mußtest sie hören, um es glauben zu können. Ohne zu erröten, sprachen sie von den Werten, die sie verteidigten, dem glühenden Atem Gottes, der angestammten edlen Heimstatt des Vaterlandes, der sittsamen und würdigen Frau, der fruchtbaren, Ähren gebärenden Ackerfurche, wetterten gegen die republikanischen Eunuchen und die jüdischen Freimaurer, die marxistische Sirene, die exotische Ideen in Spanien einführe und Zwietracht auf dem Feld des Glaubens der spanischen Katholiken säe: vaterlandslose Kosmopoliten, Renegaten, Horden, die nach dem Blut der Spanier und Christen dürsteten, rote Kanaillen! Und deshalb waren Albertis Kostümbälle auf dem Dach des von Bomben erleuchteten Theaters wie die Herausforderung eines anderen Spanien, das sich dank seiner Phantasie der Unterdrückung entzieht. Ich habe dort zwei junge Männer der Internationalen Brigaden kennengelernt, zwei Nordamerikaner, mit denen ich mich später anfreunden sollte. Der italienische Kommunist Palmiro Togliatti und der französische Kommunist André Marty hatten den Auftrag übernommen, die Internationalen Brigaden zu bilden. Seit Juli 1936 hatten ungefähr zehntausend ausländische Freiwillige die Pyrenäen überquert, und Anfang November befanden sich etwa dreitausend davon in Madrid. Die Losung des Augenblicks war: *No pasarân* – Sie kommen nicht durch. Die Faschisten nicht, die Brigadisten schon, sie wurden mit offenen Armen empfangen. Die Cafés füllten sich mit ihnen und ausländischen Journalisten. Ihnen allen riefen die Leute zu: ›Es leben die Russen.‹ Unter

ihnen war auch ein kommunistischer, aber aristokratischer Deutscher, und ich kann seinen fabelhaften Namen nicht vergessen: Arnold Friedrich Vieth von Golßenau. Er ging auf mich zu, als hätte er mich wiedererkannt, sprach mich mit ›Maura‹ und meinen übrigen Familiennamen an, als wollte er sich mit mir auf eine Stufe stellen, damit ich diese Art von unerschütterlicher Überlegenheit teilte, die es bedeutet, Aristokrat und Kommunist zu sein. Er spürte mein Zögern und sagte lächelnd: ›Auf uns kann man sich verlassen, Maura. Wir haben nichts zu gewinnen. Unsere Ehrlichkeit ist über jeden Zweifel erhaben. Eine Revolution sollte nur von reichen Aristokraten geführt werden, von Leuten ohne Minderwertigkeitsgefühle oder wirtschaftliche Probleme. Dann würde es keine Korruption geben. Die Korruption richtet die Revolutionen zugrunde und läßt die Leute denken, wenn schon das alte Regime abscheulich war, so ist es das neue noch mehr, und wenn die Konservativen keine Hoffnungen mehr geweckt haben, so haben die Linken diese Hoffnungen verratene – ›Das geht vorbei‹, habe ich in versöhnlichem Ton geantwortet, Revolutionen werden von Aristokraten und Arbeitern verloren und von den Bourgeois gewonnene – ›Ja‹, das gab er zu, ›die haben immer etwas zu gewinnen.‹ – ›Und wir‹, erinnerte ich ihn, ›haben immer etwas zu verlieren.‹ Er hat lange gelacht. Ich teilte den Zynismus dieses von Golßenau nicht, der in den Brigaden unter seinem Decknamen ›Renn‹ bekannt war. In diesem Krieg gab es zwei Ebenen: die Ebene seiner Großsprecher, Theoretiker, Denker und Strategen und jene der unermeßlich vielen Leute aus dem gemeinen Volk, die alles andere als gemein waren, sie

waren großartig und bewiesen täglich ihre grenzenlose Tapferkeit, Laura, in der vordersten Feuerlinie bei allen großen Schlachten standen sie, in Madrid und am Jarama, in Brunete und Teruel, bei Mussolinis Niederlage in Guadalajara. Die vorderste Linie blieb niemals leer. Die Republikaner aus dem Volk stritten sich darum, wer als erster in den Tod gehen durfte. Kinder mit emporgereckter Faust, Männer ohne Schuhe, Frauen mit dem letzten Laib Brot zwischen den Brüsten, Milizsoldaten mit hocherhobenem, verrostetem Gewehr, sie alle kämpften im Schützengraben, auf der Straße, dem Land, keiner wich zurück, keiner verlor den Mut. Nie hat man Ähnliches erlebt. Ich war am Jarama, als der Kampf an Schärfe zunahm, nachdem tausend Afrikaner unter dem Befehl von General Orgaz eingetroffen waren, geschützt von den Panzern und Flugzeugen der nazistischen Legion Condor. Die russischen Panzer, die auf republikanischer Seite kämpften, hielten den faschistischen Vorstoß auf, und die Frontlinie zwischen den beiden Truppen bewegte sich in erbittertem Ringen hin und her, so daß sich die Lazarette mit Verwundeten und auch mit Fieberkranken füllten, wegen der von den Afrikanern eingeschleppten Malaria. Das war auf seine Art ein kurioses Zusammentreffen. Die Katholischen Könige hatten die Mauren im Namen der Reinheit des Blutes aus Spanien vertrieben, und nun kämpften sie an der Seite deutscher Rassisten gegen ein republikanisches, demokratisches Volk, das von den Panzern eines weiteren totalitären Despoten, Josef Stalin, unterstützt wurde. Beinahe intuitiv, aus Sympathie für die Liberalen und aus Ablehnung gegen die Renns und

Togliattis freundete ich mich mit den beiden nordamerikanischen Brigadisten an. Sie hießen Jim und Harry. Harry war ein Junge aus New York, ein Jude, den zwei einfache Gründe zum Handeln veranlaßten: Haß auf den Antisemitismus und Glaube an den Kommunismus. Jim war komplizierter. Er war der Sohn eines bekannten New Yorker Journalisten und Schriftstellers und als sehr junger Mann eingetroffen –er mochte wohl gerade fünfundzwanzig sein –, er hatte Presseausweise und wurde von zwei berühmten Korrespondenten protegiert, von Vincent Sheean und Ernest Hemingway. Sheean und Hemingway wetteiferten miteinander um die Ehre, in Spanien an der Front zu sterben. ›Ich weiß nicht, wozu du nach Spanien gehst‹, sagte Hemingway zu Sheean, ›die einzige Reportage, die du dort zustande bringst, ist die über deinen eigenen Tod, und das würde dir nichts nützen, weil ich sie schreiben Sheean, ein brillanter, gutaussehender Mann, gab Hemingway sofort die Antwort: ›Berühmter wird die Geschichte über deinen Tod, und die schreibe ich.‹ Hinter ihnen kam Jim, der große, schlaksige, kurzsichtige Junge, und hinter Jim der kleine Jude Harry mit Sakko und Krawatte. Sheean und Hemingway berichteten über den Krieg, aber Jim und Harry blieben, um in ihm zu kämpfen. Der jüdische Junge glich seine körperliche Schwäche mit der Willensstärke eines Kampfhahns aus. Der große und schlaksige Jim verlor als erstes seine Brille und sagte lachend, man kämpfe besser, wenn man die Feinde, die man umbringen werde, nicht sehe. Beide hatten diesen sentimentalen, zynischen und vor allem selbstironischen New Yorker Humor. ›Ich will meine

Freunde beeindrucken‹ sagte Jim. – ›Ich muß mir eine Biographie zulegen, die meine sozialen Komplexe kompensiert‹ sagte Harry. – ›Ich will die Angst kennenlernen‹ sagte Jim. – ›Ich will meine Seele retten‹, sagte Harry. Und beide: ›Schluß mit den Krawatten‹. Mit Bart und Handschuhen, in immer fadenscheinigeren Uniformen und mit voller Lautstärke sangen die beiden Lieder aus »The Mikado« von Gilbert and Sullivan (!) und sorgten für gute Laune in unserer Kompanie. Sie büßten nicht nur Krawatte und Brille ein. Sogar die Socken. Aber sie gewannen die Sympathie aller, der Spanier und der Brigadisten. Daß ein Kurzsichtiger wie Jim verlangte, in einer Nacht an der Spitze eines Erkundungstrupps loszuziehen, beweist dir den heldenhaften Wahnsinn unseres Krieges. Harry war vorsichtiger: ›Man muß heute überleben, damit man morgen weiterkämpfen kann.‹ Am Jarama waren wir es, die Spanier, die den Kampf geführt haben, und das trotz der deutschen Flugzeuge, der russischen Panzer und der Internationalen Brigaden. Harry erkannte das an, aber er fügte hinzu: Es waren kommunistische Spaniern Er hatte recht. Anfang 1937 war die Kommunistische Partei von zwanzigtausend auf Zweihunderttausend Mitglieder angewachsen, und im Sommer hatte sie schon eine Million Anhänger. Die Verteidigung Madrids hat ihnen diese Größe, dieses Ansehen gegeben. Die Politik Stalins sollte sie ihnen schließlich wieder nehmen. Der Sozialismus hat keinen schlimmeren Feind als Stalin gehabt. Doch Harry sah nur den Sieg des Proletariats und seiner kommunistischen Avantgarde. Er diskutierte den ganzen Tag, er hatte die ganze marxistische Literatur gelesen. Er betete

sie wie die Bibel herunter und beendete seine Reden immer mit demselben Satz: *›We'll see tomorrow.‹* Das war sein Dominus vobis-cum. Für ihn war die Verurteilung und Hinrichtung eines so geradlinigen Kommunisten wie Bucharin nicht mehr als ein Zwischenfall auf dem Weg in die ruhmreiche Zukunft. Harry, Harry Jaffe, war ein rastloser, hochintelligenter, körperlich schwacher und moralisch unentschiedener Mann, weil er die Schwäche einer kritiklosen politischen Überzeugung nicht kannte. Aus all diesen Gründen unterschied er sich deutlich vom Riesen Jim, für den alle Theorie bedeutungslos war. ›Ein Mann weiß, wann er recht hat‹, sagte Jim. ›Und er muß dafür kämpfen. Das ist ganz einfach. Hier und jetzt hat die Republik recht, und nicht die Faschisten. Man muß auf der Seite der Republik stehen, nichts weiter.‹ Sie waren wie Quijote und Sancho, und ihre Gefilde von Montiel hießen Brooklyn und Queens. Nun ja, eher wirkten sie wie Mutt und Jeff, nur daß sie jung und ernst waren. Ich erinnere mich, wie Harry und ich rauchten und diskutierten, während wir uns auf das Geländer mitten auf einer Brücke lehnten, immer getreu der Annahme, daß die Faschisten keine Verkehrswege angriffen. Jim dagegen war immer auf Aktionen versessen, er bat um die gefährlichsten Posten, ging in die erste Feuerlinie, ›um nach meiner verlorenen Brille zu suchen‹, wie er im Spaß sagte. Er war ein lächelnder, unglaublich höflicher Riese, der sich immer taktvoll äußerte. (›Grobe Ausdrücke überlasse ich meinem Vater, die habe ich so oft von ihm gehört, daß sie für mich die Kraft verloren haben, in New York gibt es eine öffentliche Sprache des Journalismus, des Verbrechens, der

rohen Wetten und eine andere, geheime Sprache der Sensibilität, der rücksichtsvollen Wertschätzung und der glücklichen Einsamkeit. Ich will von hier heimkehren, um in der zweiten Sprache zu schreiben, *George old boy,* aber mein Vater und ich, in Wirklichkeit ergänzen wir uns, er ist mir für meine Sprache dankbar und ich ihm für seine, *what the fuck!*‹ erklärte der schlaksige, tapfere Riese lachend.) Zusammen mit ihm kletterte ich auf Bäume, um die Felder Kastiliens zu betrachten. Inmitten der Wunden, die der Krieg auf dem Leib der Erde hinterläßt, entdeckten wir eine Herde Schafe, Mühlen, nelkenfarbene Abende, rosige Morgenstunden, wohlgeformte Mädchenbeine, Ackerfurchen, die darauf warteten, daß sich die Schützengräben wie Narben schlössen. ›Das ist das Land von Cervantes und Goya‹, sagte ich zu ihm, ›niemand kann es töten‹. – ›Nein. Und es ist auch das neue Land Homers‹, antwortete er, ›ein Land, das zugleich mit der rosenfingrigen Morgenröte und dem verhängnisvollen, verderblichen Zorn der Menschen geboren wird.‹

Eines Tages kehrte Jim nicht zurück. Harry und ich warteten die ganze Nacht auf ihn, zuerst sahen wir uns an, ohne etwas zu sagen, dann witzelten wir: ›Diesen Gringo kann der Whisky umbringen, aber niemals das Schießpulver.‹ Er kam nie zurück. Wir alle wußten, daß er tot war, an einer Front wie der vom Jarama wurde jemand, der innerhalb von zwei Tagen nicht wieder auftauchte, für tot erklärt. Die Lazarette informierten in spätestens achtundvierzig Stunden über die Verwundeten. Die Meldungen über die Toten brauchten länger, und an der Front betrugen die Verluste täglich mehrere hundert

Männer. Aber alle fragten weiter nach ihm, als wäre er nur vermißt oder vorübergehend nicht da. Harry und ich merkten nun erst recht, wie sehr ihn alle ins Herz geschlossen hatten, die übrigen Brigadisten genauso wie die republikanische Truppe. Er hatte sich aus tausend Gründen beliebt gemacht, sagten wir uns in der Rückschau, die uns erlaubte, angesichts des Todes das zu sehen und zu sagen, was wir nie sehen oder hatten sagen können, solange er lebte. Wir sind immer schlechte Zeitgenossen und gute Hinterbliebene, Laura. Nur *ich* wußte, wie ich zunächst dachte, daß Jim tatsächlich tot war, und sprach weiter von ihm wie von einem Lebenden, um Harry und die übrigen Genossen nicht zu entmutigen, die den großen, höflichen Amerikaner so gern hatten. Dabei wußten *alle,* wie ich bald herausfand, daß er tot war, und alle logen einträchtig und behaupteten, daß unser Genösse immer noch lebe.

›Hast du Jini nicht gesehen?‹

›Doch, er hat sich von mir am Morgen verabschiedete

›Er hatte Befehle. Einen Auftrage

›Wenn es nur eine Möglichkeit gäbe, ihm mitzuteilen, daß wir auf ihn warten.‹

›Er hat mir gesagt, daß er es weiß.‹

›Was hat er dir gesagt?‹

›Ich weiß, daß ihr alle auf mich wartete

›Das weiß er bestimmt. Wir warten hier auf ihn. Niemand soll behaupten, daß er tot ist.‹

›Hier, heute ist die Brille mit der Post gekommen, auf die er so gewartet hat.‹«

Jorge Maura umarmte Laura. »Wir haben uns in der Geschichte geirrt, ich will nichts anerkennen, was unseren Glauben zerstört, wie gern sähe ich, daß wir alle Helden wären, wie gern möchte ich den Glauben bewahren.«

An diesem Morgen lief Laura Dïaz zu Fuß durch die Avenida Insurgentes bis zu ihrem Haus in der Colonia Roma. Mauras erregtes Zittern ging nach wie vor wie ein Schauer durch ihren Körper. Es war bedeutungslos, daß ihr der Spanier nichts über sein Privatleben erzählt hatte. Er hatte ihr alles über sein öffentliches Leben gesagt: Wie gern sähe ich, daß alle unsere Leute so heldenhaft wären. Wie gern wäre ich selbst eine Heldin. Doch nach dem, was Jorge erzählt hatte, wußte sie, daß Heldentum nicht allein von einer freien Willensentscheidung abhängt, sondern eine Reaktion auf vorstellbare, aber unvorhergesehene Umstände ist. In ihrem eigenen Leben gab es nichts Heldenhaftes. Vielleicht könnte sie eines Tages, mit Hilfe ihres spanischen Liebhabers, auf die Herausforderung des Heldentums antworten.

Juan Francisco… Er saß jetzt womöglich auf dem Ehebett, vielleicht wartete er auf sie, vielleicht auch nicht mehr; und er hatte das offensichtliche Recht, ihr Vorwürfe zu machen. »Um unsere Kinder Santiago und Danton mußte ich mich allein kümmern. Doch ich frage dich nicht, wo du gewesen bist…« Er war an sein eigenes Wesen gebunden, an die letzte Stütze seiner Ehre, sein Versprechen, sie nie wieder zu verurteilen. Was sollte sie ihm nach viertägiger unerklärter und unerklärlicher Abwesenheit sagen, außer dem, was nur Laura Dïaz und Jorge Maura erklären konnten: Die Zeit zählt nicht für die

Liebenden, Leidenschaft läßt sich nicht mit der Uhr messen?

»Ich habe den Jungen gesagt, daß deine Mutter krank geworden ist und du nach Xalapa fahren mußtest.«

»Danke.«

»Nichts weiter?«

»Was ist dir lieber?«

»Betrug läßt sich am schwersten aushaken, Laura.«

»Meinst du, ich fühle mich im Recht, alles zu tun?«

»Warum? Weil ich einmal eine Frau angezeigt und dich geschlagen habe und später einen Detektiv beauftragt habe, dich zu überwachen?«

»Nichts davon gibt mir das Recht, dich zu betrügen.«

»Was dann?«

»Heute hast du anscheinend alle Antworten bereit. Antworte dir selbst.«

Juan Francisco würde sich von seiner Frau abwenden, um ihr zerknirscht zu sagen, daß nur eines ihr alles Recht der Welt gebe, das Recht, ihr eigenes Leben zu leben, ihn zu betrügen und zu demütigen, und dabei gehe es nicht um so etwas wie einen Sportwettkampf, bei dem jeder Tore gegen den anderen erziele, bis der eine mit dem anderen gleichziehe, nein, nichts derart Einfaches würde der große, dunkelhäutige, gealterte Mann in seiner unerträglichen Art sagen, sondern ein gebrochenes Versprechen, eine Enttäuschung äußern: »Ich bin nicht der, für den du mich gehalten hast, als du mich auf dem Ball im Casino kennenlerntest, als ich mit dem Ruhm eines tapferen

Revolutionärs auftauchte. Ich bin kein Held.«

Aber das warst du früher einmal, wollte Laura protestieren und zugleich fragen, nicht wahr, das warst du einmal? Er würde verstehen und antworten, als hätte sie die Frage gestellt: Wie kann man das verlorene Heldentum bewahren, wenn es das Alter und die Umstände nicht mehr zulassen?

»Ich unterscheide mich nicht allzusehr von allen übrigen. Wir alle haben für die Revolution und gegen die Ungerechtigkeit gekämpft, aber auch gegen das Unglück, Laura, wir wollten nicht weiter arm, erniedrigt und rechtlos sein. Ich bin keine Ausnahme. Sieh sie dir an: Galles war ein armer Dorfschullehrer, Morones ein Telefonist, dieser neue Fidel Veläzquez ist ein Milchhändler, und die übrigen Führer waren Bauern, Zimmerleute, Elektriker, Eisenbahner – wie sollten die so etwas nicht ausnutzen und die Gelegenheit nicht beim Schöpfe packen? Weißt du, was es heißt, wenn man als Heranwachsender ständig Hunger hat, wenn sechs in einer Hütte zusammen schlafen, wenn die Hälfte der kleinen Geschwister schon in der Kindheit stirbt und die Mutter mit dreißig Jahren eine alte Frau ist? Sag mir, ob du nicht verstehst, daß ein Mann, der in Pénjamo geboren wurde und in dessen Hütte das Dach einen Meter von seiner Matte entfernt war, ein Haus in Polanco haben will, wo das Dach zehn Meter über seinem Kopf ist? Sag mir, ob Morones nicht recht hatte, als er seiner lieben Mama ein großes kalifornisches Haus schenkte, wenn es auch gleich neben dem lag, in dem der Führer seinen Harem von Huren untergebracht hatte? Caramba, um ein ehrlicher Revolutionär zu sein, das siehst

du ja, wie dieser Roosevelt in den Vereinigten Staaten, muß man zuerst einmal reich werden. Wenn du zu Hause eine Matte und eine Röstplatte für den Mais hattest, Mädchen, willst du nie mehr in die Welt der Flöhe zurück und vergißt sogar die, die du hinter dir gelassen hast, du richtest dich im Fegefeuer ein, Hauptsache, du mußt nie wieder in die Hölle, und die anderen im Himmel, den du verraten hast, sollen denken, was sie wollen. Was denkst du von mir? Sag mir die Wahrheit, Laura, die reine Wahrheit…«

Daß sie keine Antworten hatte, sondern nur Fragen. Was hast du getan, Juan Francisco? Hast du es einfach irgendwann satt bekommen, ein Held zu sein? War dein Heldentum eine Lüge? Warum hast du mir nie über deine Vergangenheit erzählt? Wolltest du mit mir noch einmal von vorn anfangen? Hast du geglaubt, ich würde mich beleidigt fühlen, wenn du dich selber lobst? Hast du gehofft, daß andere das an deiner Stelle tun würden, wie es ja auch geschehen ist? Daß andere mir ständig mit deiner Heldenlegende in den Ohren liegen würden, ohne daß du sie herausstreichen, richtigstellen oder verleugnen müßtest? Reichte es dir, daß ich hörte, was die anderen über dich sagten, war das mein Beweis, daß ich den anderen glaubte und dir vertraute, wobei ich mehr als nur irgendwelche Kenntnisse hätte, sondern dazu noch die reine, blinde Liebe? Denn so hast du mich behandelt, als deine kleine, treue, stille Frau, die im Wohnzimmer nebenan strickte, während du mit den wichtigen Köpfen im Eßzimmer die Zukunft Mexikos plantest, erinnerst du dich? Sag mir, welche von deinen Mythen soll ich an unsere Kinder

weitergeben, die ganze Wahrheit, die halbe Wahrheit, den Teil deines Lebens, den ich für gut halte, den Teil, den ich für schlecht halte, welcher Teil des Vaters soll Danton gehören und welcher Santiago?

»Was von deinem Leben ist für das Leben deiner Kinder am wichtigsten?«

»Weißt du was, Laura? Im Katechismus schreiben sie von der Erbsünde, und daß wir deshalb sind, wie wir sind.«

»Ich glaube nur an ein ursprüngliches Geheimnis. Was für eines hast du?«

»Bring mich nicht zum Lachen, du kleine Närrin. Solange es ein Geheimnis ist, darf es niemand kennen.«

Allein die Zeit, aufgelöst wie Rauch, würde die Wahrheit des aus Tabasco stammenden Arbeiterführers Juan Francisco Lopez Greene offenbaren, das stellte Laura sich vor, als sie an jenem Märzmorgen aus dem Parque de la Lama heimlief, noch ganz von der Liebe eines vollständig anderen, inbrünstig begehrten Mannes durchdrungen: Jorge  Maura ist mein wahrer Mann, Jorge Maura hätte der wahre Vater meiner Kinder sein müssen. Sie war entschlossen, nach Hause zu kommen und ihrem Mann zu sagen: Ich habe einen Geliebten, er ist ein wunderbarer Mann, für ihn gebe ich alles her, für ihn lasse ich alles im Stich, ich verlasse dich, meine Kinder.

Das wollte sie ihm sagen, noch bevor die Jungen aus der Schule kamen. Doch sie hatten schulfrei, und alle gingen zum Zocalo, um die Verstaatlichung des Erdöls durch Präsident Cardenas zu feiern, einen mutigen Revolutionär, der den ausländischen Unternehmen entgegengetreten war

und sie zum Teufel gejagt hatte, um den Reichtum des Landes zurückzugewinnen, die Bodenschätze, die Quellen des Teufels, der den englischen Unternehmen entgegengetreten war, die das Gemeindeland in Tamaulipas geraubt hatten, den holländischen Unternehmen, die gedungene Mörder als Weißgardisten gegen die Gewerkschaften einsetzten, den Managern der Gringos, die sitzen blieben, wenn sie die mexikanischen Arbeiter empfingen, und ihnen den Rücken zukehrten,

Gringos, Holländer und Engländer verschwanden mit ihren weißen Ingenieuren und ihren blauen Plänen und überfluteten die Bohrlöcher mit Salzwasser, und der erste mexikanische Ingenieur, der nach Poza Rica kam, wußte nicht, was er dem Arbeiter sagen sollte, der auf ihn zutrat und ihn fragte: »Chef, soll ich schon den Eimer Wasser ins Rohr schütten?«

Und deshalb standen die vier, Juan Francisco und Laura, Danton und Santiago, an diesem Nachmittag dichtgedrängt in der Menge am Zocalo, zwischen der Kathedrale und dem Rathaus, die Augen fest auf den großen Balkon des Palastes und den revolutionären Präsidenten Lazaro Cardenas gerichtet, der die ausländischen Ausbeuter, die ewigen Blutsauger, die sich Mexikos Arbeit und Reichtum angeeignet hatten, in die Schranken gewiesen hatte. »Das Öl gehört uns!« Das Menschenmeer auf dem Platz ließ Cardenas und Mexiko hochleben, die reichen Damen spendeten ihren Schmuck und die armen Frauen ihre Hühner, um die Schulden der Enteignung zu bezahlen, London und Den Haag brachen die Beziehungen zu Mexiko ab, das Erdöl gehört den Mexikanern? – na, dann

sollen sie es ruhig trinken, mal sehen, wer es ihnen abkauft. Der boykottierte Cardenas mußte das Öl an Hitler und Mussolini verkaufen, er, der gleichzeitig die spanische Republik mit Waffen versorgte, und Jorge Maura beobachtete Laura Dïaz mit ihrer Familie in der Menge, Laura erkannte ihn, Jorge zog den Hut und begrüßte sie alle, Juan Francisco starrte den Spanier neugierig an, und Laura teilte ihm wortlos mit, ich konnte nicht, mein Liebster, ich konnte nicht, verzeih mir, triff mich wieder, ich rufe dich an, du hast einen Mexicana-Anschluß und ich Ericsson.

## *XIII. Café de Paris: 1939*

»Ich muß dir von Raquel Alemân erzählen.«

Er erzählte ihr auch von seinen republikanischen Kampfgefährten, die in Mexiko andere Aufträge hatten als er. Gewöhnlich kamen sie an einem sehr zentralen Ort zusammen, im Café de Paris an der Avenida Cinco de Mayo, wo sich die mexikanischen Intellektuellen der damaligen Zeit trafen. Ihr führender Kopf war ein höchst geistreicher und maßlos sarkastischer Mann, der Lyriker Octavio Barreda, der mit einer Schwester Lupe Marins verheiratet war, Diego Riveras früherer Ehefrau, bevor er Frida geheiratet hatte. Carmen Barreda setzte sich ins Café de Paris und hörte den ironischen und spöttischen Bemerkungen ihres Mannes zu, ohne eine Miene zu verziehen. Nie lobte sie ihn, und er schien ihr dafür dankbar zu sein; das war der beste Kommentar für den trockenen Humor, den *deadpan humour* ihres Mannes, der am Ende Eliots »Das wüste Land« ins Spanische übersetzt hatte.

Alle erwarteten von ihm ein bedeutendes Werk, das nie kam. Er war ein ätzender Kritiker, ein Förderer literarischer Zeitschriften und ein sehr vornehm aussehender Mann, großgewachsen, schlank, mit den Gesichtszügen eines Helden des Unabhängigkeitskampfes, hellbraunem Teint und tiefgrünen, funkelnden Augen. Er saß an einem Tisch mit Xavier Villaurrutia und José Gorostiza, zwei hervorragenden Lyrikern. Der gerade dank seiner Disziplin

so produktive Villaurrutia erweckte den Eindruck, sein lyrisches Werk sei wenig umfangreich, weil es so schmucklos war. Tatsächlich hatte er einen dicken Band zusammengestellt, in dem er Mexico-Stadt mit einer nächtlichen, liebevollen Sensibilität beseelte, zu der keiner vor ihm gelangt war: »Träumen, die Nacht träumen, die Straße, die Treppe und den Ruf der Statue, der die Ecke verdoppelt. Zur Statue laufen und nur den Ruf entdecken, den Ruf berühren wollen und nur das Echo finden, das Echo fassen wollen und nur die Mauer entdecken, zur Mauer laufen und einen Spiegel berühren.«

Villaurrutia war klein, zart und von mysteriösen, unnennbaren Mächten bedroht. Sein Leben verströmte in der Dichtung. Der robuste, verschmitzte und schweigsame Gorostiza hingegen war der Autor eines einzigen großen und langen Gedichtes, »Endloser Tod«, das viele für das beste mexikanische Gedicht seit jenen der Nonne Sor Juana Inès de la Cruz im siebzehnten Jahrhundert hielten. Es war ein Gedicht über den Tod und die Form, die Form (das Gefäß), die den Tod hinauszögert – jenes Wasser, das sich bebend als der Daseinsgrund des Lebens selbst, als dessen Fluß behauptet. In der Mitte, zwischen Form und Fluß, steht der Mensch, im Profil seiner lebendigen Sterblichkeit, »mit mir erfüllt, in meiner Haut belagert von einem unfaßbaren Gott, der mich erstickt«.

Unter diesen mexikanischen Schriftstellern gab es wechselseitige Zuneigungen und unerbittliche Abneigungen, im Mittelpunkt der Auseinandersetzungen schien Jaime Torres Bodet zu stehen, ein Lyriker und Romancier, der unschlüssig zwischen Literatur und Bürokratie

schwankte und sich am Ende für die Bürokratie entschied, jedoch nie auf seine literarischen Ambitionen verzichtete. Barreda spielte manchmal die Rolle des Doktors Fu Tschan Li, eines von ihm erfundenen chinesischen Wäschers und Spions, und sagte zu Gorostiza: »Hüte dich vor Toles.«

»Was für einen Toles?«

»Toles Bodet.«

Darum fühlten sich Jorge Maura und seine Freunde wie zu Hause in dieser mexikanischen Nachgestaltung der Madrider *Tertulia* – einer Bezeichnung, daran erinnerte Villaurrutia, die sich von Tertullian ableitete, jenem Kirchenvater, der im zweiten Jahrhundert der Christenheit seine Freunde gern in sokratischen Gesprächsrunden vereinte; obwohl es schwierig sei, sich ein Streitgespräch mit einem solchen Dogmatiker wie Tertullian vorzustellen, der meinte, da die Kirche im Alleinbesitz der Wahrheit sei, müsse sie überhaupt nichts beweisen. Zu Ehren Tertullians improvisierte oder wiederholte Barreda ein paar komische Verse:

»So gekleidet, als ginge sie zu einer Tertulia, begab sich Judith auf den Weg nach Betulia…«

»Unsere Streitgespräche möchten sokratisch sein, aber manchmal werden sie eher tertullianisch«, sagte Jorge Maura warnend zu Laura Dïaz, bevor sie das Café betraten. Die übrigen Tertu-liagäste oder Sokratiker waren Basilio Baltazar, ein ungefähr dreißigjähriger, braunhäutiger Mann mit üppiger Mähne, dunklen Augenbrauen, glänzenden Augen und einem sonnenhaften Lächeln, und Domingo Vidal, dessen grob gekerbtes Gesicht seine Jahre zu

bezeichnen schien. Er sah so aus, als wäre er einem steinernen Kalender entstiegen. Seine kurzgeschnittenen Haare schienen seine Gesichtszüge aggressiv und beweglich auszudehnen, als sollten sie die schläfrige Sanftmut des von dicken Augenlidern umschatteten Blicks ausgleichen.

»Stört es deine Genossen nicht, daß ich dabei bin, mein Hidalgo?«

»Ich möchte, daß du dabei bist, Laura.« »Du hättest es ihnen wenigstens vorher sagen sollen.« »Sie wissen, daß du mitkommst, denn du bist ich, und damit Schluß. Wenn sie das nicht begreifen, haben sie Pech.«

An jenem Nachmittag wollten sie über ein bestimmtes Thema diskutieren: über die Bedeutung der Kommunistischen Partei im Krieg. Vidal, das erfuhr Laura von Jorge, als sie das Café betraten, sollte die Rolle des Kommunisten und Baltazar die des Anarchisten übernehmen. Das hätten sie abgesprochen. »Und du?«

»Hör mir zu und entscheide selbst.«

Die Tertuliagäste hießen Laura ohne das geringste Zögern willkommen. Es überraschte sie, daß Baltazar und Vidal über den Krieg sprachen, als lebten sie ein, zwei Jahre vor jenen Geschehnissen, die inzwischen bereits stattfanden. Die Republik blickte nicht erst der Niederlage entgegen, sie hatte sie bereits erlitten. Der Blick Octavio Barredas zeigte lediglich Neugier: Mit wem war dieses Mädchen Laura Dïaz zusammen, die mit den Riveras in Detroit gewesen war, wo Frida ihr Kind verloren hatte? Villaurrutia und Gorostiza zuckten die Achseln.

Es begann ein Disput, den Laura gleich für vorausgeplant und vorhersehbar hielt, als wäre jedem Tertuliagast eine Rolle in einem vorformulierten Drama zugewiesen. Aber war ihr Eindruck nicht von dem bestimmt, was ihr Maura erklärt hatte? Vidal machte den Anfang, als habe ihm ein unsichtbarer Souffleur das Stichwort gegeben, und er argumentierte, daß sie, die Kommunisten, 1936 und 1937 die Republik gerettet hätten. Ohne sie wäre Madrid im Winter 1937 gefallen. Die Milizen und die Volksarmee hätten den Straßenunruhen in der Hauptstadt, dem Zusammenbruch der Lebensmittelversorgung, des Transportwesens und der Fabriken ohne die von der Partei erzwungene Ordnung nicht standgehalten.

»Du vergißt alle übrigen«, entgegnete Baltazar, »die damit einverstanden waren, die Republik zu retten, aber nicht mit euch.«

Vidal runzelte die Stirn, ließ jedoch ein Lachen hören: Es gehe nicht darum, einverstanden zu sein, sondern darum, das Sinnvollste zu tun, um die Republik zu retten. »Wir Kommunisten haben die Einigkeit durchgesetzt gegen diejenigen, die mitten im Krieg einen anarchischen Pluralismus wollten wie du, Baltazar.« Vidal kratzte sich am unrasierten Kinn. »Wäre eine Reihe zusätzlicher Bürgerkriege besser gewesen, die Anarchisten auf einer Seite, die Milizsoldaten auf der anderen, die Kommunisten gegen alle und alle gegen uns, um so dem Feind den Sieg zu ermöglichen, der tatsächlich geeint handelte?«

Basilio Baltazar blieb für einen Augenblick stumm, und Laura dachte: Dieser Mann versucht sich an seinen Text zu

erinnern, doch seine Erregung ist echt, und vielleicht mache ich einen Fehler, und es handelt sich um einen Schmerz, den ich noch nicht kenne.

»Es bleibt eine Tatsache, daß wir verloren haben«, sagte Basilio nach einer Weile melancholisch.

»Ohne die kommunistische Disziplin hätten wir in kürzerer Zeit verloren«, sagte Vidal in übertrieben sachlichem Ton, als respektierte er die geistesabwesende, schmerzliche Grübelei Ba-silios und käme der voraussichtlichen Frage des Anarchisten zuvor: »Wollt ihr wissen, ob wir verloren haben, weil die Kommunistische Partei ihre und die Interessen der UdSSR über das gemeinschaftliche Interesse des spanischen Volkes gestellt hat?

Also ich sage dir, daß die Interessen der KP und die des spanischen Volkes übereinstimmen, die Sowjets haben uns allen geholfen, nicht nur der KP, mit Waffen und mit Geld. Allen.«

»Die Kommunistische Partei hat Spanien geholfen«, schloß Vidal, und er blickte Jorge Maura eindringlich an, als wüßten alle, daß ihm die nächste Wortmeldung zustünde, nur daß Basilio Baltazar in einer plötzlichen Regung eingriff, und weil er seine Frage leise vorbrachte, wirkte sie eindringlicher als ein Schrei: »Aber was war Spanien? Ich meine, das waren nicht nur die Kommunisten, das waren wir, die Anarchisten, die Liberalen, die parlamentarischen Demokraten. Die KP hat nach und nach all die isoliert und vernichtet, die keine Kommunisten waren, sie hat sich konsolidiert und ihren Willen durchgesetzt, und dabei gleichzeitig alle übrigen Republikaner geschwächt

und alle Bestrebungen vereitelt, die nicht ihre eigenen waren, sie hat die Einheit gepredigt und die Spaltung praktiziert.« Baltazar hielt inné.

»Deshalb haben wir verloren«, sagte er nach einer Pause mit gesenktem Blick, der so tief gesenkt war, daß Laura etwas weitaus Persönlicheres als ein politisches Argument erahnte und dann auch fühlte.

»Du bist sehr still, Maura.« Mit diesen Worten wandte sich Vidal an Jorge, wobei er das Schweigen Baltazars achtete.

»Nun ja«, lächelte Jorge , »ich sehe, daß ich einen Kaffee mit Milch trinke, Vidal ein Bier, aber Basilio hat sich schon für Tequila begeistert. Ich will die Gegensätze nicht verschleiern.«

»Nein«, sagte Vidal.

»Keiner will das«, sagte Baltazar etwas überstürzt.

Maura meinte, daß Spanien mehr als Spanien sei. Diesen Standpunkt habe er immer vertreten. Spanien sei die Generalprobe des allgemeinen Krieges der Faschisten gegen die ganze Welt, wenn Spanien verlorengehe, würden Europa und die Welt verlorengehen.

(»Ich muß ihr von Raquel Alemân erzählen…«)

»Entschuldige, wenn ich den Advocatus diaboli spiele.« Vidal lächelte auf seine eigentümliche Art, er, der erste Mensch, der ein Garé der überaus wohlanständigen Stadt Mexico mit einem dicken Wollpullover betreten hatte – einem Sweater, wie die Mexikaner sagten –, als käme er aus einer Fabrik. »Stell dir einmal vor, daß in Spanien die Revolution siegt. Was würde dann geschehen? ›Jetzt, wo

uns Deutschland überfällt, würde der Teufel sagen.«

»Aber Deutschland hat uns doch schon überfallen«, unterbrach ihn Basilio Baltazar in seinem verzweifelt ruhigen Ton. »Spanien ist längst von Hitler besetzt. Was verteidigst du oder wovor fürchtest du dich, Genösse?«

»Ich fürchte mich vor einem schlecht organisierten Sieg der Republik, der den wirklichen, endgültigen Sieg der Faschisten lediglich hinauszögert.«

Vidal trank sein Glas Bier wie ein Kamel, das gerade eben Wasser in der Wüste entdeckt hat.

»Du willst sagen, es ist besser, wenn Franco gewinnt, damit man ihn dann in einem allgemeinen Krieg gegen die Italiener, die Deutschen und die spanischen Faschisten bekämpft.« Basilio erschöpfte sich in einer noch hochgradigeren Verzweiflung.

»Das sage ich als Anwalt des Teufels, Basilio. Die Nazis haben die Welt getäuscht. Sie eignen sich allmählich ganz Europa an, und niemand wehrt sich gegen sie. Die naiven oder feigen Franzosen und Engländer glauben, daß man mit Hitler paktieren kann. Nur hier führen die Nazis niemanden hinters Licht.«

»Hier? In Mexiko?« fragte Laura lächelnd, um die Spannung zu verringern.

*»Pardon, pardon mille fois.«* Vidal lachte. »In Spanien. Ich rede von Spanien.«

»Ich bitte um Verzeihung.« Laura lächelte erneut. »Ich verstehe Ihr ›hier‹, Señor Vidal. Ich würde allerdings: ›hier in Mexiko‹ sagen, wenn ich in Spanien wäre, entschuldigen Sie.«

»Was trinken Sie?« fragte Basilio.

»Schokolade. Das tut man hier so. Bereitet mit einem kleinen Quirl und Wasser. *Mutti,* das heißt meine Mutter…«

»Nun ja«, Vidal kehrte zu seinem Thema zurück, »man muß einen klaren Kopf bewahren und dicke Schokolade kochen, nichts für ungut. Wenn die Nazis in Spanien gewinnen, wird Europa vielleicht aufwachen. Es wird das Grauen erleben. Wir kennen es schon. Um den großen Krieg zu gewinnen, müssen wir die Schlacht um Spanien womöglich verlieren – damit wir die Welt vor dem Übel warnen. Spaniens kleiner Krieg, *la petite guerre d'Espagne«* – Vidal verzog den Mund.

Jorge schlief unruhig, er sprach im Schlaf, stand auf, um Wasser zu trinken und danach zu urinieren, anschließend blieb er mit abwesendem Blick in einem Sessel sitzen. Die nackte und ebenfalls unruhige Laura beobachtete ihn, zufrieden hatte sie die Lust genossen, die ihr Jorge bereitet hatte, doch besorgt spürte sie, daß es nicht um sie gegangen war, sondern um eine Art Linderung.

»Rede mit mir. Was ist es? Ich möchte es wissen. Ich habe das Recht, es zu erfahren, Jorge . Ich liebe dich. Was ist? Was ist geschehen?«

Der Ort ist schön und abweisend, als ginge er langsam zugrunde und wollte nicht, daß jemand seine Agonie mit ansieht, wünschte aber zugleich einen Zeugen für seine todgeweihte Schönheit. Sein Antlitz trägt die übereinander eingeprägten Siegel der Jahrhunderte, seit der Gründung durch die Iberer, einen barbarischen Goldhelm, der den

Wert eines Tontopfes hat. Das römische Tor, das von Zeit und Unwettern zerfressen als Markstein der Macht und als Legitimitätsbekundung überdauert. Die große mittelalterliche Stadtmauer, der Ring um den kastilischen Marktflecken und dessen Schutz gegen den Islam, der dennoch überall eindringt, mit Worten wie *almohada* – Kissen – und *azotea* – Dachterrasse –, mit Sauberkeit und abscheulichen Lüsten dienenden Wasserbehältern, der Artischocke, die sich wie eine eßbare Nelke entblättern läßt, dem Rundbogen der christlichen Kirche und den maurischen Verzierungen der Türen und Fenster in der Nähe der menschenleeren, verfallenen Synagoge, deren Inneres von Verwahrlosung und Vergessen heimgesucht wird.

Der von der Mauer aus dem 12. Jahrhundert eingeschlossene Ort Santa Fe de Palencia hat ein einziges Zentrum, einen Nabel, in dem die Geschichte der Gemeinde zusammenfließt. Ihr zentraler Platz ist die Stierkampfarena, ein Kreis aus leuchtendgel-bem Sand, der darauf wartet, daß in ihm die zweite Farbe der spanischen Fahne vergossen wird, ein Platz, der keine Stufen auf der Sonnen- und Schattenseite hat, sondern von Häusern mit außerordentlich großen Fenstern umgeben ist, deren Gitter sonntags geöffnet werden, damit man den Corridas zusehen kann, die den Ort mit Vorahnungen und Lebenskraft erfüllen. Es gibt nur einen Zugang zu diesem großen, geschlossenen Platz.

Die drei Soldaten der Republik sind in dieses einzigartige Stadtzentrum gekommen, und dort erwartet sie der Bürgermeister Don Âlvaro Méndez, ein Kommunist. Er

trägt keine Uniform, er hat eine kurze Weste und einen großen Bauch, ein Hemd ohne Kragen und Stiefel ohne Sporen. Das Auffälligste an ihm ist sein Gesicht mit den dichten Brauen, die Bögen wie Eingänge zu einer Moschee bilden. Seine Augen haben sich vor langer Zeit unter den bejahrten Lidern verschleiert, man muß den harten, geheimnisvollen Glanz am Grund dieses unsichtbaren Blicks erraten. Die Blicke der drei Soldaten sind dagegen offen, freimütig und erstaunt. Der Alte erkennt, was ihre Blicke bedeuten, und er sagt: »Ich erfülle nur meine Pflicht. Habt ihr das römische Tor gesehen? Es geht nicht um eine Partei, es geht um das Recht, diese Stadt ist gesetzestreu, weil sie republikanisch ist, es ist keine Stadt, die sich zusammen mit den Faschisten erhoben hat, diese Stadt wird rechtmäßig von einem gewählten kommunistischen Bürgermeister regiert, der bin ich, Âlvaro Méndez, und als Bürgermeister muß ich meine Pflicht erfüllen, so schrecklich und schmerzlich sie auch ist.«

»Sie ist ungerecht«, sagte Basilio Baltazar mit fest zusammengebissenen Zähnen.

»Ich will dir eins sagen, Basilio, und ich wiederhole es nicht noch einmal«, erklärte der Bürgermeister mitten in dieser Arena mit dem gelben Sand und den geschlossenen Fenstern, durch deren Gardinen neugierig schwarzgekleidete Frauen spähten. »Man beweist seine Treue, wenn man gerechten Befehlen gehorcht, und noch größere Treue, wenn es ungerechte Befehle sind.«

»Nein.« Basilio hielt den Schrei zurück, der ihm in der Kehle würgte. »Die größte Treue besteht darin, ungerechten Befehlen nicht zu gehorchen.«

»Sie hat uns verraten«, sagte der Bürgermeister. »Sie hat dem Feind gemeldet, wo in den Bergen sich die Stellungen der Republikaner befinden. Seht ihr die Lichter in den Bergen, diese Feuer da oben, die von Gipfel zu Gipfel fliegen, von allen genährt, im Namen aller, seht ihr diese Feuer wie aufleuchtende Monde, diese Fackeln aus Stroh und Reisig, diese Lichter, die sich gegenseitig hervorbringen, diese Flammenhaare? Das ist der brennende Bart der Republik, der Kreis, den wir um uns gezogen haben, um uns vor den Faschisten zu schützen. Das hat sie ihnen verraten!«

Die Stimme des Bürgermeisters bebte in einem Zorn, der noch heftiger als die Berggipfel glühte. »Sie hat ihnen gesagt, wenn sie diese Lichter auslöschten, würden sie uns täuschen, und wir würden uns nicht mehr in acht nehmen. Sie hat ihnen gesagt: ›Löscht die Feuer in den Bergen, tötet die republikanischen Fackelträger, dann könnt ihr diesen irregeführten, schutzlosen Ort im Namen unseres Retters Franco einnehmen.‹«

Seine schlangenhaften Lider befragten jeden einzelnen Soldaten. Er wollte gerecht sein. Er hörte sich ihre Argumente an. Sie wurden unterbrochen, als ein Balkon geräuschvoll aufging und ein herzzerreißender Schrei erklang. Eine Frau mit mondfarbenem Gesicht und maulbeerfarbenen Augen erschien, ganz schwarzgekleidet, mit verhülltem Kopf und einer abgenutzten, dünnen, beinahe durchsichtigen Haut, wie ein Stück Papier, auf dem man mehr als das ausradiert hatte, was dort geschrieben stand. Méndez, der Bürgermeister von Santa Fe de Palencia, kümmerte sich nicht um sie. Er verlangte

noch einmal: »Redet.«

»Retten Sie sie im Namen der Ehre«, sagte Jorge Maura.

»Ich liebe Pilar«, schrie Basilio Baltazar, lauter als die Frau auf dem Balkon. »Retten Sie sie im Namen der Liebe.«

»Sie muß im Namen der Gerechtigkeit sterben.« Der Bürgermeister setzte seinen Stiefel in den makellos reinen Sand und blickte hilfesuchend den Kommunisten Vidal an.

»Retten Sie sie gegen die politische Vernunft«, sagte dieser.

»Die Zeiten sind ungünstig.« Der Alte wollte lächeln, doch schließlich blieb er ernst. »Sehr ungünstig.«

Da schrie die Frau auf dem Balkon: »Hab Erbarmen!«, und der Bürgermeister sagte: »Man darf meine Pflicht, Gerechtigkeit zu üben, nicht mit dem Zorn meiner Frau durcheinanderbringen.« Und die Frau schrie wieder vom Balkon: »Hast du nur fliehten als Bürgermeister und Kommunist?«, und der Alte kümmerte sich abermals nicht um sie, er sprach nur zu Vidal, –Baltazar und Maura: »Ich gehorche nicht meinen Gefühlen, ich gehorche Spanien und der Partei.«

»Hab Erbarmen!« schrie die Frau.

»Es ist deine Schuld, Clemencia, du hast sie gegen meinen Willen katholisch erzogen«, antwortete ihr schließlich der Bürgermeister, wobei er ihr den Rücken zukehrte.

»Verbittere mir nicht den Rest meines Lebens, Ălvaro.«

»Man darf einen Familienstreit nicht über das Gesetz stellen.«

»Streit erwächst manchmal nicht aus Haß, sondern aus übermäßiger Liebe«, schrie Clemencia, legte den Umhang ab, der ihren Kopf bedeckt hatte, und ließ das wirre weiße Haar und die Ohren sehen, in denen so viele Prophezeiungen gellten.

»Unsere Tochter steht draußen, am Stadttor. Was wirst du mit ihr tun?«

»Sie ist nicht mehr eure Tochter. Sie ist meine Frau«, sagte Basilio Baltazar.

Jemand ließ in jener Nacht die Ochsen auf den Platz von Santa Fe laufen. Nach und nach erloschen die Feuer in den Bergen.

»Der Himmel ist voller Lügen«, sagte Clemencia mit matter Stimme, bevor sie die Gardinen des Balkons zuzog.

(»Ich muß dir von Pilar Méndez erzählen…«)

Das Thema beim nächsten Treffen im Café de Paris war scheinbar ein einziges: die Gewalt, ihre Keime, ihre Entstehung, ihre Geburt, ihre Beziehung zu Gut und Böse. Maura nahm das schwierigste Argument auf: »Man kann das Böse nicht allein den Faschisten anlasten, vergessen wir nicht die Gewalt der Republikaner, die Ermordung von Kardinal Soldevilla durch die Anarchisten in Zaragoza, die Sozialisten, die 1934 Falangisten totschlugen, als sie Übungen in der Casa de Campo machten, sie haben ihnen die Augen ausgestochen und in die leeren Höhlen uriniert, das haben unsere Leute getan, Genossen.«

»Ja, es waren unsere Leute.«

»Und haben die Faschisten dann nicht das Mädchen umgebracht, das auf ihre Toten uriniert hatte?«

»Darum geht es mir, Genossen«, sagte Maura und ergriff die Hand seiner mexikanischen Geliebten. »Die zunehmende Gewalt in Spanien treibt uns immer mehr in einen Krieg aller gegen alle.«

»Die katalanischen Freischärler hatten ganz recht, als sie 1934 die Eisenbahngleise herausrissen, um Katalonien für immer von Spanien zu trennen.« Basilio sah, daß Jorge und Laura einander bei der Hand gefaßt hielten. »Meinen Glückwunsch!« Doch er empfand Schmerz und Neid.

Vidal ließ ein Gelächter hören, das ebenso widerborstig wie die Wollfäden seines Pullovers war. »Also töten wir uns hinter verschlossenen Türen, vergnüglich und Region für Region, ver-dammich, und die Welt soll zum Teufel gehn!«

Jorge zog seine Haud aus Lauras und legte sie auf Vidais Schulter. »Ich vergesse die organisierten Massenmorde der Franquisten in Badajoz nicht, genausowenig die Ermordung Federico Garcia Lorcas oder Guernica. Es geht mir um etwas anderes, Genossen.

Vergeßt die politischen Gewalttaten der Vergangenheit, meine Freunde, vergeßt das angebliche Verhängnis der spanischen Politik, es herrscht zwar Krieg, aber nicht einmal der gehört uns, sie haben ihn uns weggenommen, wir sind nur der Schauplatz, auf dem er ausgetragen wird, unsere Feinde kommen von draußen, Franco ist eine Marionette, und wenn wir die anderen nicht besiegen, wird Hitler die Welt besiegen. Denkt daran, ich habe in

Deutschland studiert und gesehen, wie die Nazis hochgekommen sind. Vergeßt unsere armseligen spanischen Gewalttaten. Wartet ab, bis ihr die wirkliche Gewalt erlebt, die Gewalt des Bösen. Das Böse mit großem Anfangsbuchstaben, das wie eine Fabrik im Ruhrgebiet organisiert ist. Daneben wirkt unsere Gewalt wie die einer Flamencobühne oder einer Stierkampfarena…« Das sagte Jorge Maura.

(»Ich muß dir von Raquel Aleman erzählen…«)

»Und du, Laura Dïaz? Du hast den Mund nicht aufgemacht.«

Sie senkte kurz den Kopf und blickte dann jeden einzelnen voller Zuneigung an, schließlich erklärte sie: »Es freut mich sehr, wenn ich sehe, daß selbst der heftigste Streit zwischen Menschen immer etwas offenbart, das ihnen gemeinsam ist.«

Die drei erröteten gleichzeitig. Basilio Baltazar rettete die Situation, die sie noch immer nicht ganz verstand. »Ihr seht sehr verliebt aus. Was haltet ihr von der Liebe, angesichts all dessen, was ringsum passiert?«

»Du kannst die Frage auch so stellen«, griff Vidal ein. »Zählt nur das persönliche Glück, oder das Unglück von Millionen Menschen?«

»Ich stelle Ihnen eine andere Frage, Señor Vidal«, meldete sich Laura Dïaz wieder.

»Hör zu, sag Vidal und nichts weiter. Wie ungeheuer förmlich die Mexikaner doch sind.«

»Also gut, Vidal und nichts weiter: Kann die Liebe eines Paares alles Unglück der Welt wiedergutmachen?«

Die drei blickten einander mit Scham, Leidenschaft und Mitleid an.

»Ich nehme an, daß es Möglichkeiten gibt, die Welt zu erlösen, ob wir Menschen nun so einsam sind wie unser Freund Basilio oder so gut organisiert wie ich«, gab Vidal halb bescheiden, halb anmaßend zu.

(»Ich muß dir von Pilar Méndez erzählen…«)

»Was der Kommunist am Schluß gesagt hat, Laura«, erklärte Jorge seiner Geliebten, als die beiden allein über die Avenida del Cinco de Mayo liefen, »ist richtig, aber es führt zu Konflikten.«

Sie gab ihm zu verstehen, daß er, Jorge , einen zurückhaltenden Eindruck auf sie mache, auch wenn er viel rede. Er sei ein anderer Jorge Maura, noch einer, und er gefalle ihr, Ehrenwort, sie wolle aber einen Augenblick bei dem Maura verweilen, der er im Café gewesen sei, sie wolle sein Schweigen begreifen, die Gründe dafür mit ihm teilen.

»Weißt du, keiner hat es gewagt, seine wirklichen Zweifel zu äußern«, erwiderte Maura, während sie auf die Hauptpost von Mexico-Stadt zuliefen, einem Gebäude im venezianischen Stil. »Die Kommunisten sind die Stärksten, weil sie die wenigsten Zweifel haben. Aber gerade weil sie weniger Zweifel haben, begehen sie leichter historische Verbrechen. Verstehe mich nicht falsch. Nazis und Kommunisten sind nicht ein- und dasselbe. Der Unterschied ist, daß Hitler an das Böse glaubt, sein Evangelium ist das Böse – Eroberungen, Völkermord, Rassismus. Stalin dagegen muß sagen, daß er an das Gute glaubt, an freie

Arbeit, das Verschwinden des Staates, daß man jedem soviel geben muß, wie es seine Bedürfnisse verlangen. Er trägt das Evangelium eines Zivilen Gottes vor.«

»Täuscht er deshalb so viele Leute?«

»Hitler trägt das Evangelium des Teufels vor. Er begeht seine Verbrechen im Namen des Bösen: Das ist seine Schandtat. So etwas hat man nie zuvor erlebt. Wer ihm folgt, muß seine bösartigen Absichten teilen, sie alle, Göring, Goebbels, Himmler, Ribbentrop, die Aristokraten wie Papen, die Lumpenproletarier wie Ernst Rohm, die preußischen Junker wie Keitel. Stalin begeht seine Verbrechen im Namen des Guten, und ich weiß nicht, ob das eine noch größere Schandtat ist, denn wer ihm folgt, handelt im guten Glauben, das sind keine Faschisten, sondern im allgemeinen gute Menschen, die, wenn sie die stalinistischen Schandtaten durchschauen, selbst eliminiert werden: Trotzki, Bucharin, Kamenjew, alles Genossen aus den heroischen Zeiten, die sich geweigert haben, Stalin zu folgen, weil sie dem wahren Kommunismus lieber bis in den Tod gefolgt sind. Sind das keine Helden – Bucharin, Trotzki, Kamenjew? Kannst du mir einen einzigen Nazi nennen, der Hitler aus Treue zum Nationalsozialismus verlassen hätte?«

»Und du, Jorge , mein spanischer Liebster?« »Ich, Laura, meine Veracruzaner Liebste? Ich bin ein spanischer Intellektueller und, wenn du willst, ein Herrensöhnchen, ein Aristokrat wie die, die Robespierre auf die Guillotine geschickt hat.«

»Du bist eine zerrissene Seele, mein kleines spanisches Herrensöhnchen…«

»Nein, ich sehe nur das nazistische Übel und den stalinistischen Verrat. Aber ich bin mir auch bewußt, wie edelmütig die spanische Republik ist, wie sie sich einzig und allein bemüht, aus uns ein normales, modernes Land zu machen, in dem es Achtung, Zusammenleben und die Lösung von Problemen gibt, die, verdammt!, noch aus der Zeit der Goten stammen. Diesem wesentlichen Edelmut der Republik opfere ich meine Zweifel, Laura, meine Liebste. Ich stehe zwischen dem nazistischen Übel und dem kommunistischen Verrat, und ich halte am republikanischen Heroismus des jungen ›Gringos‹ fest, wie ihr sie nennt, dieses Jim, der an den Jarama gekommen war, um dort für uns zu sterben.«

»Glaub nicht, daß ich nichts verstünde, Jorge , ich bin schließlich keine Idiotin. Noch jemand hat durch euch gelitten. Es gibt noch jemanden, der Baltazar, Vidal und dich vereint.« (»Ich muß dir von Pilar Méndez erzählen…«)

Pilar Méndez stand an der Mauer von Santa Fe de Palencia, in einen Umhang aus den Pelzen schwarzer, wilder Tiere gehüllt, der Wirbelwind aus dem Gebirge zerzauste ihr blondes Haar, und sie sah zu, wie die Flammenzeichen auf den Bergen nacheinander erloschen, doch sie lächelte nicht, um ihren Triumph zu bekunden, den Verrat an ihrem Vater, ihren persönlichen Sieg, sie stützte sich auf ihre Überzeugung, daß sie ihren Leuten half, und das war, als helfe man Gott, selbst wenn die Schritte der drei republikanischen Soldaten sie unsicher machten, sie kamen vom römischen Tor zu diesem Platz mit dem lockeren Boden und dem Ochsengebrüll, wo sie,

Pilar Méndez, im Namen ihres Gottes stand, der stärker als jeder politische Glaube war, die Nationalen und die Falange waren mit Gott, und sie, die anderen, Don Äl-varo, ihr Vater, und die drei Soldaten, waren Opfer des Teufels, ohne es zu wissen, obwohl sie glaubten, auf der richtigen Seite zu stehen, sie waren es, sie, die Roten, die Kirchen anzündeten, Pfarrer erschossen und Nonnen vergewaltigten: Domingo Vidal, Jorge Maura und Basilio Baltazar, ihr Geliebter, ihr leidenschaftlicher Liebster, der Mann ihres Lebens, der schon ihr Ehemann war, ohne daß man ein Sakrament dafür brauchte, er lief durch den Staub, zwischen Ochsen, Wind und toten Feuern, zu ihr, seiner Frau, die sich an der Mauer der sterbenden Stadt aufgestellt hatte und in einen langen Umhang aus den Pelzen schwarzer, toter Tiere gehüllt war, eine blonde Spanierin, eine westgotische Göttin mit blauen Augen und einer Haarflut, die goldgelb wie der Sand in der Arena war.

Was würden ihr die drei Männer sagen?

Was konnten sie ihr sagen? Kein Wort. Nur die Erscheinung Basilio Baltazars wie ein doppelter Pfeil aus Lust und Leid des Lebens, die so untrennbar miteinander verbunden waren. Ihren Geliebten empfand sie wie einen Preis, den Preis dafür, die Lebensordnung umzukehren. Das ist die Liebe, dachte Pilar Méndez, als sie die drei Männer näher kommen sah.

Basilio fiel auf die Knie und umarmte Pilars Knie, immer wieder sagte er: »Meine Liebste, meine Liebste, meine Liebste, meine Möse, meine Brüste, nimm mir nichts weg, mein Schatz, Pilar, ich bete dich an…«

»Du, Domingo Vidal? Ein Kommunist, ein Feind?«

fragte Pilar, weil sie dem Liebeskummer Basilio Baltazars gegenüber stark bleiben wollte.

Vidal nickte mit kahlgeschorenem Kopf, die Mütze des Miliz-Soldaten in der Hand, als wäre Pilar eine Jungfrau, die Schmerzensreiche.

»Und du, Jorge  Maura? Ein verräterisches Herrensöhnchen, das zu den Roten übergelaufen ist?«

Jorge  umarmte sie, und sie schrie wie ein Tier, das Abscheu empfand, doch Maura sagte: »Ich lasse dich nicht los, du mußt es verstehen, du bist zum Tode verurteilt, verstehst du mich? Im Morgengrauen werden sie dich erschießen, dein eigener Vater hat den Befehl gegeben, dich zu erschießen, dein Vater, der Bürgermeister, der Âlvaro Méndez heißt, er wird dich töten, trotz unserer Bitten, trotz deiner Mutter…«

Pilar Méndez' wahnsinniges Gelächter entsetzte Baltazar und ließ ihn aufspringen. »Meine Mutter?« Pilar lachte wie ein wildes Tier, eine wunderschöne Hyäne, eine Medusa ohne eigenen Blick. »Meine Mutter? Gibt es jemanden, der meinen Tod sehnlicher herbeiwünscht als diese Frau mit dem Schimpfnamen Clemencia das Dreckstück, sie, die mich fromm bis in den Tod machte, die mir meine Vorstellung von Sünde und Hölle eingeflößt hat? Diese Frau will nicht, daß ich lebe, sie will meinen Märtyrertod, den Tod einer Jungfrau, das glaubt diese dumme Gans, Jungfrau, Basilio, hörst du, wie lieb wäre es mir, wenn uns meine Mutter Clemencia an dem Abend gesehen hätte, als du mein Jungfernhäutchen herausgerissen hast, du hast es mir abgebissen, du hast meine blutige Membrane ausgespuckt, als wäre sie Rotz oder eine verfaulte Hostie,

Basilio, erinnerst du dich, du bist in mich eingedrungen, wie Wolf und Wölfin ineinander eindringen, von hinten, ohne mir ins Gesicht zu sehen, erinnerst du dich daran, in dem alten Haus ohne Möbel, in das ich dich gebracht hatte, mein angebeteter Liebster, mein einziger Mann, glaubst du, du hättest das Recht, mich zu retten, wenn meine eigene Mutter will, daß ich sterbe, als Märtyrerin der nationalen Bewegung, als Heilige, die ihr das Gewissen rettet, Clemencia mit dem guten Namen, die Mutter, die mich haßt, weil ich nicht geheiratet habe, wie sie es wollte, statt dessen habe ich mich einem armen Jungen mit verdächtigen Ideen hingegeben, mein schöner, mein angebeteter Basilio Baltazar, was suchst du hier, was wollen du und deine Freunde, seid ihr verrückt geworden, wißt ihr nicht, daß ihr meine Feinde seid, wißt ihr nicht, daß ich gegen euch bin? Ich ließe euch alle erschießen im Namen Spaniens und Francos, ich will nicht, daß Dornen auf den alten Wegen des spanischen Todes wachsen, die er mit meinem Blut reinigen will…«

Vidal hielt ihr den Mund zu, als verschlösse er eine Kloake, Maura zwang sie, die Arme zu verschränken, Baltazar kniete vor ihren Füßen nieder. Alle sagten es mit ihren eigenen Worten, und doch sagten ihr alle das gleiche: »Wir wollen dich retten, komm mit uns, sieh die Flammenzeichen auf den Bergen, die noch nicht erloschen sind, dort finden wir Zuflucht, dein Vater hat seine Pflicht erfüllt, er hat den Befehl gegeben, dich im Morgengrauen zu erschießen, wir werden gegen unsere Pflicht verstoßen, komm mit uns, laß dich von uns retten, Pilar, selbst wenn der Preis dafür unser eigener Tod ist.«

»Warum, Jorge?« fragte Laura Dïaz.

Trotz des Krieges. Trotz der Republik. Trotz des väterlichen Willens. »Meine Tochter muß im Namen der Gerechtigkeit sterben«, sagte der Bürgermeister von Santa Fe de Palencia. – »Sie muß im Namen der Liebe gerettet werden«, sagte Basilio Baltazar. – »Sie muß gegen alle politische Vernunft gerettet werden«, sagte Domingo Vidal. – »Sie muß im Namen der Ehre gerettet werden«, sagte Jorge Maura.

»Meine zwei Freunde sahen mich an und verstanden. Ich brauchte ihnen nichts zu erklären. Es genügte nicht, uns auf Liebe oder Gerechtigkeit zu berufen. Die Ehre gab uns recht. Ehre durch Gerechtigkeit? Dieses Dilemma war in Domingo Vidais Gesicht zu lesen. Verrat oder Schönheit? Das sagten mir die verliebten Augen Basilio Baltazars. Ich blickte die drei an, sie hatten auf alles verzichtet, ihnen blieb nur die nackte Haut der Wahrheit am Abend jenes verhängnisvollen Tages vor den mittelalterlichen Mauern am lateinischen Tor inmitten der Berge, deren Lichter nacheinander erloschen, die drei, Pilar, Basilio, Domingo, ich sah sie wie eine symbolische Gruppe, Laura, und den Grund würde niemand außer mir damals und dir jetzt verstehen: Die Notwendigkeit der Schönheit geht über die Notwendigkeit der Gerechtigkeit hinaus. Das miteinander verschlungene Trio der Frau, des Geliebten und des Gegners löste sich nicht in der Gerechtigkeit und der Liebe auf, es war ein Akt notwendiger Schönheit, der auf Ehre beruhte.«

Wie lange kann eine Skulptur überdauern, wenn sie nicht aus Statuen, sondern aus lebenden, vom Tod

bedrohten Menschen besteht?

Die plastische Vollkommenheit – Ehre und Schönheit, die über Verrat und Gerechtigkeit triumphierten – löste sich auf, als Jorge der Frau zuflüsterte: »Flieh mit uns in die Berge, rette dich, denn sonst sterben wir vier hier zusammen«, und sie mit zusammengebissenen Zähnen antwortete: »Ich bin nur ein Mensch, ich habe nichts dazugelernt«, obwohl Basilio sie anflehte: »Man kann nichts ohne Mitleid gewinnen, komm mit uns, flieh, noch ist Zeit«, und sie: »Ich bin wie eine Hündin des Todes, ich rieche ihn und verfolge ihn, bis sie mich umbringen, ich werde euch den Gefallen nicht tun, ich kann den Tod riechen, alle Gräber in diesem Land stehen offen, uns bleibt kein anderes Zuhause mehr als das Grab.«

»Rette dich wenigstens für deinen Vater und deine Mutter.«

Pilar starrte die drei mit glühenden, verstörten Augen an und brach in wahnsinniges Gelächter aus.

»Ihr begreift gar nichts. Glaubt ihr, ich sterbe nur, weil ich der nationalen Bewegung treu bin?«

Das Lachen stand für Sekunden zwischen ihnen.

»Ich sterbe, damit mein Vater und meine Mutter sich für immer gegenseitig hassen. Damit sie einander nie verzeihen.«

(»Ich muß dir von Pilar Méndez erzählen…«)

»Ich glaube, du gehörst zu den Menschen, die nur dann sich selbst treu sind, wenn sie ihren Freunden treu sind«, sagte Laura und lehnte den Kopf an Jorges Schulter.

»Nein«, er seufzte erschöpft, »ich bin nur jemand, der

auf sich selbst wütend ist, weil ich es nicht fertigbringe, dir die Wahrheit zu erklären und dabei die Lüge zu vermeiden.«

»Vielleicht bist du stark, weil du zweifelst, mein Spanier. Ich glaube, das habe ich heute nacht herausgefunden.«

Sie liefen über die Aquiles Serdân und gingen zwischen den Marmorsäulen am Eingang des Palastes der Schönen Künste hindurch.

»Ich habe es vorhin im Café gesagt, Liebste, wir alle sind verurteilt. Ich gestehe dir, daß ich sämtliche Systeme hasse, meines und die aller anderen.«

VIDAL: »Begreifst du es endlich? Der Sieg läßt sich nicht ohne Ordnung erringen. Ob wir jetzt gewinnen oder verlieren, ob wir heute siegen oder morgen verlieren, wir brauchen Ordnung und Einigkeit, Hierarchien und Disziplin. Sonst gewinnen sie gegen uns: weil sie Ordnung, Einigkeit, Befehlsgewalt und Disziplin haben.«

BALTAZAR: »Was ist dann der Unterschied zwischen der unerbittlichen Disziplin Hitlers und der Stalins?«

VIDAL: »Die *Ziele,* Basilio. Hitler will eine Welt von Sklaven, Stalin eine Welt von freien Menschen. Wenn auch die Mittel gleichermaßen gewalttätig sind, ihre Zwecke unterscheiden sich grundsätzlich.«

»Vidal hat recht.« Laura lachte. »Du stehst den Anarchisten näher als den Kommunisten.«

Jorge  blieb vor einem Plakat am Palast der Schönen Künste stehen.

»Niemand hat heute nachmittag eine Rolle gespielt,

Laura. Vidal ist wirklich Kommunist, Basilio wirklich Anarchist. Ich hatte dir nicht die Wahrheit gesagt. Ich habe geglaubt, daß wir beide, du und ich, so eine gewisse Distanz gegenüber dem Gespräch wahren könnten.«

Einige Zeit betrachteten sie still das Plakat, gelbes Papier mit schwarzen Buchstaben, das unordentlich in einem Holzrahmen klebte, der des Marmors und der Bronze unwürdig war. Jorge blickte Laura an: »Verzeih mir. Wie schön du aussiehst.«

Carlos Châvez würde das Nationale Sinfonieorchester bei seiner eigenen »Sinfonia India« und bei Prokofjews »Liebe zu den drei Orangen« dirigieren, und der Pianist Nikita Magaloff würde Chopins erstes Klavierkonzert spielen, das Tante Hilda in Catemaco so erfolglos geübt hatte.

»Wie gern hätte ich es, daß unsere Leute kein einziges Verbrechen begangen hätten.«

»So muß Armonia Aznar gewesen sein. Eine Frau, die ich gekannt habe. Oder genauer gesagt, die ich nicht gekannt habe. Ich mußte sie erraten. Ich danke dir, daß du mir das alles ohne Geheimnisse, ohne verschlossene Türen anvertraust. Danke, mein Hidalgo. Durch dich fühle ich mich besser, reiner, klarer im Kopf.«

»Nein, entschuldige. Es ist ja schon beinahe eine Schmierenkomödie. Wir kommen zusammen und wiederholen die gleichen alten, abgedroschenen Sätze wie in einem dieser Madrider Lustspiele von Munoz Seca. Du hast es doch selbst gesehen. Jeder wußte genau, was er sagen mußte. Vielleicht ersticken wir so unseren Kummer.

Ich weiß nicht.«

Er umarmte sie im Säulengang des Palastes, während die trübe und unheimliche mexikanische Nacht sie umfing. »Ich habe diesen endlosen Kampf satt. Ich möchte ohne ein anderes Vaterland als das des Geistes leben, ohne ein anderes Vaterland.«

Sie faßten sich um die Taille, machten kehrt und liefen zur Cinco de Mayo zurück. Ihre Worte erstarben wie die Lichter in den Schaufenstern der Süßwarenläden, Buchhandlungen und Lederwarengeschäfte. Dafür leuchteten die Laternen an der Ave-nida auf und bahnten einen hellen Pfad bis zur Seite der großen, von Juan de Herrera inspirierten Kathedrale, wo sie ein Jahr zuvor, am 18. März, die Nationalisierung des Erdöls gefeiert hatten, sie zusammen mit Juan Francisco, Santiago und Danton, und, von ihnen entfernt stehend, Jorge , der sie mit dem Hut in der hocherhobenen Hand grüßte, ein persönlicher Gruß, aber auch eine politische Freudenbekundung über die Köpfe der Menge hinweg, er begrüßte sie und verabschiedete sich gleichzeitig, erklärte ihr, ich liebe dich, leb wohl, ich bin schon zurückgekehrt und liebe dich weiter…

Im Café de Paris sagte Barreda zu Gorostiza und Villaurrutia, nachdem er sie längere Zeit beobachtet hatte, sie sollten erraten, worüber Spanier bei einer Tertulia sprächen. Über Politik? Kunst? Nein, über Jabugo-Schinken. Er trug ihnen dazu noch zwei Bibelzeilen vor, die ein hirnrissiger Spanier in Verse gebracht hatte und die Belsazars Festmahl schilderten:

»Burgund, Valdelamasa, Rhein: Das müssen viele

Würste sein.«

Villaurrutia erklärte, ihm gefielen die mexikanischen Spanierwitze nicht, und Gorostiza fragte sich, warum die Mexikaner eine solche Geisteshaltung einem Land gegenüber hätten, das ihnen seine Kultur, seine Sprache und sogar die Rassenmischung gegeben habe.

»Frag doch Cuauhtémoc, wie es ihm mit den Spaniern beim gemeinsamen Imbiß ergangen ist.« Barreda lachte. »Da gab es seine gegrillten Beine!«

»Nein«, Gorostiza lächelte, »es geht darum, daß wir nicht gern den Siegern recht geben. Wir Mexikaner haben zu viele Niederlagen erlitten. Wir lieben die Unterlegenen. Die gehören zu uns. Das sind wir.«

»Gibt es Sieger in der Geschichte?« fragte Villaurrutia, der von Traum, Wehmut oder Todesgedanken überwältigt wurde.

Wer kann das wissen? dachte die hübsche, intelligente, schweigsame Carmen Barreda.

## *XIV. Der Ort aller Orte: 1940*

Er fuhr nach Havanna, Washington, New York und Santo Domingo, er schickte ihr Telegramme ins Hotel L'Escargot, und manchmal rief er sie zu Hause an, sagte aber nur etwas, wenn er ihre Stimme hörte und sie erklärte: »Nein, wir haben Ericsson, nicht Mexicana«, das war der vereinbarte Code, daß »die Luft rein war«, daß Ehemann und Kinder nicht da waren, obwohl sich Jorge Maura nicht immer darum kümmerte, dann redete er, und sie schwieg oder gab Albernheiten von sich, weil ihr Mann oder die Kinder in der Nähe waren: »Nein, ich brauche den Klempner noch heute«, »Wann ist das Kleid fertig?« oder auch: »Wie teuer alles geworden ist! Der Krieg kommt also tatsächlich«, während Jorge sagte: »Das sind die besten Tage unseres Lebens, glaubst du nicht? Warum antwortest du nicht?«, und sie lachte nervös, und er sagte: »Wie gut, daß wir ungeduldig waren, meine Liebste, kannst du dir vorstellen, was wäre, wenn wir uns damals in der ersten Nacht zurückgehalten hätten? In wessen Namen hätten wir geduldig sein sollen? Unser Leben verrinnt, meine angebetete Frau, mein munteres Weib.« Und sie schwieg und beobachtete ihren Ehemann, der El Nacional las, oder die Kleinen, die Hausaufgaben machten, während sie zu Maura sagen wollte und es wortlos auch tat, nichts hat meine Lebensunrast besänftigt, bis ich dich fand, und jetzt fühle ich mich zufrieden. Ich verlange nichts weiter, mein Hidalgo, nur daß du heil und gesund zurückkehrst und wir uns treffen und du mich bittest, alles ein für allemal

aufzugeben, das tue ich unverzüglich, daran hindern mich keine Kinder, kein Mann und keine Mutter, nur auf dich kommt es an, weil ich bei dir spüre, daß ich meine Jugend noch nicht ausgeschöpft habe, erlaubst du, daß ich es dir offen sage? Gestern bin ich zweiundvierzig geworden, und es hat mich geschmerzt, daß du nicht hier warst und wir meinen Geburtstag zusammen feiern konnten, Juan Francisco und Danton hatten ihn vollständig vergessen, nur Santiago hat daran gedacht, und ich habe ihm gesagt: »Es ist unser Geheimnis, sag ihnen nichts«, und Santiago hat mich umarmt wie eine Komplizin. Das wäre mein vollständiges Glück, du und ich und mein Lieblingssohn. Warum soll ich es abstreiten? Wie albern ist es, wenn man behauptet, alle Kinder gleich lieb zu haben, es stimmt nicht, wirklich nicht, es gibt Kinder, in denen du das errätst, was dir fehlt, Kinder, die mehr als sie selbst sind, Kinder wie Spiegel vergangener und zukünftiger Zeiten, so ist mein Santiago, der meinen Geburtstag nicht vergessen und mich auf den Gedanken gebracht hat, daß du mir die Rechtfertigung gibst, die eine Frau in meinem Alter braucht, denn, mein Hidalgo, wenn ich das Leben, das du mir bietest, nicht annehme, habe ich überhaupt kein Leben mehr, das ich meinen Kindern, meinem armen Mann, meiner Mutter noch bieten könnte.

Leticia starb, die großartige, abgöttisch verehrte *Mutti,* die zentrale weibliche Leitgestalt in Laura Dïaz' Leben, die Säule, um die sich alle männlichen Efeupflanzen rankten, Großvater Don Felipe, Vater Don Fernando, der ebenfalls abgöttisch verehrte Bruder Santiago, der Leiden bringende und selber leidende Orlando Ximénez, Juan Francisco, der

Ehemann, die Kinder, die von der Großmutter aufgezogen wurden, während sich das Leben des Landes nach einer überaus langen, überaus blutigen (und nun schon so fernen) Revolution beruhigte, während Laura und Juan Francisco vergebens zueinander finden wollten, während Laura und Orlando sich tarnten, um sich nicht zu sehen und nicht gesehen zu werden – sie alle waren Schlingpflanzen, die sich zum Balkon Leticias hinaufwanden, alle außer Jorge Maura, dem ersten Mann, der vom Veracruzaner Stamm unabhängig war, diesem Stamm, genährt durch die Stärke Leticias, ihre Charakterfestigkeit, ihre Sorgfalt, ihre Hingabe an die Pflichten des Alltags, ihre unendliche Fähigkeit, Vertrauen einzuflößen, dazusein, ohne Urteile abzugeben, ihre Diskretion.

Leticia verschwand, und mit ihrem Tod tauchten die Kindheitserinnerungen wieder auf. Der Tod heute läßt das Leben von gestern wiederauferstehen. Laura konnte sich jedoch an kein einziges Wort ihrer Mutter erinnern. Als wäre Leticias Leben ein einziger langer Seufzer gewesen, der von den zahllosen Tätigkeiten verborgen wurde, damit alles im Haus reibungslos weiterging. Ihre Worte, das waren ihre Küche, ihre Sauberkeit, ihre gestärkte Wäsche, ihre sorgfältig aufgeräumten und nach Lavendel duftenden Kleiderschränke, die vierfüßigen Badewannen, die Krüge mit kochendem und die Kannen mit kaltem Wasser. Ihre Gespräche bestanden in ihrem Blick, ihrem klugen Schweigen, um die Dinge ohne Beleidigungen, Lügen oder unnützen Zank zu begreifen und begreiflich zu machen. Ihr Schamgefühl ließ eine im Inneren geborgene Liebe erraten, ohne daß es sich jemals zur Schau stellen mußte. Die

Trennung der ersten Jahre, als Don Fernando mit Santiago in Veracruz lebte und sie in Catemaco, war eine harte Schule für sie gewesen. Aber erhielt Laura, das junge Mädchen, nicht erst durch diese erzwungene Distanz die Möglichkeit, die Gesellschaft ihres Bruders Santiago gerade in dem Moment zu finden, der genau richtig für die Begegnung war: als die beiden zusammen ein bißchen Kinder und ein bißchen Erwachsene sein, zuerst spielen und danach weinen konnten, ohne eine andere Beziehung, die die Reinheit der Erinnerung getrübt hätte, der tiefsten und schönsten in Laura Dïaz' Leben? Es vergeht keine Nacht, ohne daß sie vom Gesicht ihres jungen erschossenen Bruders träumt, der im Meer bestattet wurde und in den Wellen des Golfs von Mexiko untertauchte.

An dem Tag, als ihre Mutter Leticia beerdigt wurde, lebte Laura gleichzeitig zwei Leben. Mechanisch erfüllte sie sämtliche Riten, bewältigte alle Stationen der Totenwache und des Begräbnisses, die beide sehr einsam waren. In Xalapa gab es keine einzige der alten Familien mehr. Die verlorengegangenen Vermögen, die Angst vor den neuen Gouverneuren, Sozialisten, die enteigneten und Pfaffen haßten, die magnetisch wirkende Hauptstadt, die verheißungsvollen neuen Chancen fern der provinziellen Heimat, Täuschungen und Enttäuschungen hatten die alten Freunde und Bekannten weit fort von Xalapa getrieben. Laura besuchte die Hazienda San Cayetano. Es war eine Ruine, und nur ui Lauras Erinnerung waren die Walzer zu hören, das Lachen, das eifrige Hin und Her der Kellner, das Klirren der Gläser, sah die hoch aufgerichtete Gestalt Dona Genoveva Deschamps.

Die *Mutti* stieg in die Erde hinab, doch im zweiten Leben, das ihre Tochter an jenem Tag lebte, wurde die Vergangenheit zur Gegenwart, wie eine Geschichte ohne Reliquien, die Stadt im Gebirge erschien plötzlich am Meeresufer, die alt gewordenen Bäume entblößten ihre Wurzeln, die Vögel schwirrten blitzschnell vorüber, die Flüsse mündeten aschebedeckt im Meer, selbst die Sterne waren aus Staub und der Wald ein orkanartiger Schrei.

Nacht und Tag gab es nicht mehr.

Ohne Leticia war die Welt auf den Morgen zusammengeschrumpft.

Nur der Duft des endlosen Regens in Xalapa riß Laura Dïaz aus ihrem Tagtraum, und sie sagte zu Maria de la O: »Jetzt, Tantchen, jetzt mußt du wirklich mit uns in die Hauptstadt kommen.«

Doch Maria de la O sagte nichts. Sie würde nie wieder etwas sagen. Sie würde Dinge bejahen, verneinen. Mit einer Kopfbewegung. Leticias Tod hatte ihr die Worte geraubt, und als Laura den Koffer der Tante nahm, um das Haus zu verlassen, blieb die alte Mulattin stehen und drehte sich langsam im Kreis, als könnte sie und nur sie die Geister dieses Hauses neu zusammenrufen, ihnen einen Platz geben, sie als Familienmitglieder bestätigen. Laura sah tiefgerührt, wie sich die letzte der Kelsen-Schwestern von dem Veracruzaner Haus verabschiedete, sie, die einst mittellos und gebrandmarkt gekommen war, damit ein guter Mensch sie rettete, Fernando Dïaz, für den Gutes zu tun ebenso natürlich war wie zu atmen.

Bald würde die Spitzhacke das Xalapaer Haus in der

Galle Bocanegra einreißen, zusammen mit seinem nutzlosen Tor für nutzlose Pferdekutschen oder uralte, Benzin fressende Isotta-Fraschinis. Verschwinden würden die Vordächer, die vor dem hartnäckigen Nieselregen des Gebirges schützten, der Innenhof mit den großen Porzellantöpfen und den eingesetzten kleinen Glasscherben, die Küche mit ihren Kohlestücken wie glühenden Diamanten, ihren armseligen Mahlsteinen und ihren Palmblattfächern, das Eßzimmer und die Bilder des von einem Hund gebissenen Straßenjungen. Maria de la O rettete nur die silbernen Serviettenringe ihrer Schwestern. Bald würde die Spitzhacke kommen.

Maria de la O, die letzte Zeugin der Vergangenheit ihrer Sippe, ließ sich geruhsam von Laura zum Bahnhof des Interoceànico führen, ebenso ruhig, wie man Leticias Leichnam zum Friedhof von Xalapa gebracht und neben ihrem Mann beerdigt hatte. Was blieb dem Tantchen anderes übrig, als ihre verstorbene Schwester nachzuahmen und zu behaupten, daß sie, Maria de la O, weiter ihren Familienzweig auf die einzige ihr noch mögliche Weise lebendig erhielt: so reglos und still wie eine Tote, aber so diskret und rücksichtsvoll, wie es ihre unvergeßliche Schwester gewesen war, die als Kind an ihren Geburtstagen immer ein weißes Kleid angezogen hatte und auf den Patio der Hazienda in Catemaco hinausgelaufen war, um zu tanzen:

»Am zwölften Mai schlüpfte die Jungfrau aus dem Ei, schneeweiße Windeln um den Po und im Paletot…«

Die Erinnerungen an die tote Schwester Leticia und an die Nichte Laura gerieten im Gedächtnis Maria de la Os

durcheinander.

Eines Tages, ein Jahr war vergangen, kehrte Jorge Maura überstürzt aus Washington zurück, und Laura Di'az führte alles, seine Eile, seine Traurigkeit, auf das Unvermeidliche zurück: Die Franquisten hatten Barcelona am 26. Januar eingenommen und rückten auf Gerona vor, die Zivilbevölkerung floh über die Pyrenäen.

»Barcelona«, sagte Laura. »Von dort kam Armonïa Aznar.«

»Die Frau, die in deinem Haus lebte und die du nie gesehen hast?«

»Ja. Mein eigener Bruder Santiago hat bei den Anarchosyndi-kalisten mitgemacht.«

»Du hast mir kaum etwas über ihn erzählt.«

»Ich kann nicht gleichzeitig von zwei so großen Lieben sprechen.« Sie lächelte. »Er war ein hochtalentierter Junge, sehr hübsch und sehr mutig. Er war wie der Held im Scharlachroten Jiegek« Nun lachte sie nervös. »Er trat wie ein Geck auf, um seine politische Arbeit zu tarnen. Er ist mein Heiliger, er hat sein Leben für seine Ideen hingegeben, sie haben ihn erschossen, als er zwanzig war.«

Jorge Maura verharrte in einem beunruhigenden Schweigen. Laura sah zum erstenmal, daß er den Kopf senkte, und erst jetzt wurde ihr bewußt, daß er ihn sonst immer stolz, sogar ein wenig arrogant hochreckte. Lag es daran, daß sie beide gerade die Basilika von Guadalupe betraten? Maura hatte darauf bestanden, sie dorthin mitzunehmen, um das Gedächtnis Dona Leticias zu ehren, die er nicht hatte kennenlernen können.

»Bist du Katholik?«

»Ich glaube, sogar die Atheisten in Spanien und Lateinamerika sind Katholiken. Außerdem will ich nicht aus Mexiko fortgehen, ohne zu begreifen, warum die Heilige Jungfrau das Sinnbild der nationalen Einheit Mexikos ist. Weißt du, daß die royalistischen spanischen Truppen das Bild der Heiligen Jungfrau von Guadalupe während des Unabhängigkeitskriegs erschossen haben?«

»Du gehst fort aus Mexiko?« fragte Laura in ganz unbeteiligtem Ton. »Dann muß mich die Heilige Jungfrau vergessen haben.«

Er zuckte mit den Achseln, was bedeuten sollte: »Ich gehe und komme, wie immer, worüber wunderst du dich?« Sie knieten nebeneinander in der ersten Bankreihe der Basilika, dem Altar der Heiligen Jungfrau gegenüber, deren gerahmtes und hinter Glas geschütztes Bildnis, erklärte Laura, sich dem Volksglauben zufolge auf dem Kittel Juan Diegos gezeigt habe, eines armen Indios, eines Tameme oder Lastträgers, dem die Muttergottes an einem Dezembertag des Jahres 1531 erschienen sei, kurz nach dem Ende der spanischen Eroberung, auf dem Hügel El Tepeyac, wo man zuvor eine aztekische Göttin angebetet hatte.

»Wie schlau die Spanier im sechzehnten Jahrhundert waren.« Maura lächelte. »Gleich nach ihrem militärischen Sieg machen sie sich an die geistige Eroberung. Sie vernichten – nun ja, wir vernichten – eine Kultur und die dazugehörende Religion, aber dafür geben wir den Besiegten unsere eigene Kultur mit indianischen Symbolen. Oder haben wir ihnen ihre eigene Kultur zu-

rückgegeben, mit europäischen Symbolen?«

»Wir nennen sie hier die braunhäutige Jungfrau. Da liegt der Unterschied. Sie ist nicht weiß. Sie ist die Mutter, die die verwaisten Indios brauchten.«

»Das ist es, und merkst du, wie genial es ist? Eine christliche und indianische Jungfrau, doch auch die Heilige Jungfrau Israels, die jüdische Mutter des erwarteten Messias, und dazu hat sie einen arabischen Namen, Guadalupe, Wolfsfluß. Wie viele Kulturen machen den Wert eines Bildes aus!«

Das Gespräch wurde von einem geheimnisvollen Hymnus unterbrochen, der hinter ihnen erklang und von der Tür der Basilika wie ein uraltes Echo vordrang. Er ging nicht von den Stimmen der hereinkommenden Pilger aus, sondern begleitete oder empfing sie gar von früheren Jahrhunderten aus. Jorge blickte zum Chor, aber da gab es niemanden, keinen Organisten und keine Chorknaben. Die Prozession kam mit ihrem eigenen Gesang, der dumpf und monoton war wie alle indianische Musik in Mexiko, ohne daß er das Schurren der mühsam durch den Gang geschleiften Knie übertönen konnte. Alle krochen auf den Knien, ein paar mit brennenden Kerzen in der Hand, andere mit kreuzförmig ausgebreiteten Armen, wieder andere mit ans Gesicht gedrückten Fäusten. Die Frauen trugen Skapuliere. Die Männer Opuntienblätter auf den nackten, blutenden Brüsten. Einige Gesichter waren beim Hereinkommen mit im Genick festgebundenen Gaze-masken verhüllt, welche die Mienen zu bloßen Andeutungen werden ließen, die sich hartnäckig bemühten, deutlicher hervorzutreten. Die leisen Gebete klangen wie

Vogelgesang, wie an- und abschwellendes Gezwitscher, das ganz anders war, spürte Maura, als der gleichmäßige Klang der spanischen Sprache, die einen neutralen Rhythmus hatte, damit ihre Wutausbrüche, Befehle und Reden noch energischer klangen: Hier gab es wahrscheinlich keine einzige Stimme, die in Zorn geraten, befehlen oder zu den übrigen in einem Ton sprechen konnte, der lediglich jener eines Ratgebers und vielleicht der des Schicksals war, »aber sie haben ihren Glauben«, Maura hob die Stimme, »ja«, sagte Laura, bevor er weitersprechen konnte, »sie haben ihren Glauben, was ist los mit dir, Jorge , warum sprichst du so?«, sie konnte es nicht verstehen, »du kannst es nicht verstehen, Laura«, »dann erkläre es mir, sprich, Maura«, entgegnete Laura, sie wollte sich von dem bebenden Zweifel, dem kaum beherrschten Zorn, dem ironischen Humor Jorge Mauras in der Basilika von Guadalupe nicht überwältigen lassen, während sie eine Prozession frommer Indios hereinkommen sahen, die einen Glauben ohne Frage bewahrten, einen reinen Glauben, offen für alle Eingebungen der Leichtgläubigkeit: »Es stimmt, ist sicher, weil es unglaublich ist«, sagte Jorge mehrmals, der plötzlich dem Ort, wo er sich befand, der Basilika von Guadalupe, und der Person an seiner Seite, Laura Dïaz, entrückt war, das spürte sie mit unabweislicher Kraft, sie konnte nichts tun, ihre einzige Aufgabe war zuzuhören, sie würde die Flut der Leidenschaft nicht aufhalten, die die Prozession barfüßiger mexikanischer Indios in Maura geweckt hatte, und diese Flut ließ seine gelassene Redeweise, seine vernunftgeleiteten Überlegungen in tausend

Stücke brechen und stürzte ihn in einen Wirbel aus Erinnerungen, Vorahnungen und Niederlagen, die um ein einziges Wort kreisten: »Glaube, der Glaube, was ist der Glaube? Warum glauben diese Indios? Warum glaubte mein Lehrmeister Edmund Husserl an die Philosophie? Warum glaubte meine Geliebte Raquel an Christus? Warum glauben Basilio, Vidal und ich an Spanien? Warum glaubte Pilar Méndez an Franco? Warum glaubt ihr Vater, der Bürgermeister von Santa Fe de Palencia, an den Kommunismus? Warum glauben die Deutschen an den Nazismus? Warum glauben diese schutzlosen, ausgehungerten Männer und Frauen, die von dem Gott, den sie anbeten, niemals eine Belohnung erhalten haben, an ebendiesen Gott? Warum glauben und handeln wir im Namen unseres Glaubens, obwohl wir wissen, daß wir für die Opfer nicht belohnt werden, die er uns als Prüfungen auferlegt? Wohin gehen diese ärmsten Knechte des Herrn?« Wer, wer war die gekreuzigte Gestalt, die Jorge Maura so aufmerksam betrachtete? Denn die Prozession kam nicht, um Christus zu sehen, sondern dessen Mutter, diese Leute waren felsenfest überzeugt, daß sie ihn ohne Sünde empfangen hatte, daß sie vom Heiligen Geist und nicht von einem geilen Zimmermann, dem wahren Vater Jesu, geschwängert worden war. Wußte auch nur ein einziger von diesen Büßern, die auf ihren Knien zum Altar von Guadalupe rutschten, daß Maria Empfängnis nicht unbefleckt war? Warum glaubte er, Jorge Maura, nicht daran? »Warum glauben wir, du, Laura, und ich nicht daran? Woran glauben du und ich? Können wir gemeinsam an Gott glauben, weil er sich der heiligen Straflösigkeit

Jehovas entäußerte und in Christus zum Menschen wurde? Können wir an Gott glauben, weil Gott durch Christus so schwach wurde, daß wir Menschen uns in ihm wiedererkannten? Nahm Christus menschliche Gestalt an, damit wir uns in ihm wiedererkannten, Laura? Mußten wir uns deshalb aber noch mehr erniedrigen? Um Christi würdig und nicht mehr als Er zu sein? Ist das unsere Tragödie, ist das unser Unglück, daß wir, um an Christus zu glauben und seiner Erlösung würdig zu sein, seiner unwürdig und weniger sein müssen als Er, Sünder, Mörder, lüstern und hochmütig? Besteht der wahre Beweis für den Glauben darin, anzuerkennen, daß Gott von uns verlangt, zu tun, was Er nicht erlaubt? Gibt es einen einzigen Indio in diesem Gotteshaus, der so etwas denkt?« – »Nein, Jorge , keiner, das kann ich mir nicht vorstellen.« – »Müssen wir so gut und einfältig und ohne Versuchungen sein wie diese armen Menschen, um Gottes würdig zu werden, oder müssen wir so rational und selbstgefällig wie du und ich, Raquel Mendes-Alemân und Pilar Méndez und ihr Vater sein, der Bürgermeister von Santa Fe de Palencia, um dessen würdig zu werden, woran wir nicht glauben? Der Glaube des mexikanischen Indios, der des deutschen Philosophen, der bekehrten Jüdin, der faschistischen Aktivistin oder der des kommunistischen Aktivisten? Was ist für Gott selbst der beste, der wahrhaftigste Glaube von allen? Sag es mir, Laura.« –»Erzähl du es mir, Jorge … Aber sprich leiser. Was ist heute nur los mit dir?«

»Weißt du was«, antwortete Maura heftig. »Ich sehe diesen armen, barfüßigen und mit einem Umhang bekleideten Indio, und ich sehe ihn gleichzeitig in

gestreifter Häftlingstracht und mit einem grünen Dreieck auf der Brust, weil er ein gewöhnlicher Krimineller ist, mit einem roten Dreieck, weil er ein politischer Agitator ist, mit einem rosa Dreieck für die Schwulen und einem schwarzen, weil er asozial ist; einem Davidstern, weil er Jude ist…«

Sie heißt Raquel Mendes-Alemân. Sie hatten zusammen in Freiburg studiert und das besondere Glück gehabt, die Vorlesungen Edmund Husserls besuchen zu können, der ein großer Lehrmeister und philosophischer Weggefährte war, eine Gestalt, die das unabhängige Denken ihrer Schüler förderte. Raquel und Jorge fanden einander sofort sympathisch, weil Raquel von sephardischen Juden abstammte, die die Katholischen Könige 1492 aus Spanien vertrieben hatten. Sie sprach das Spanisch des 15. Jahrhunderts, und ihre Eltern lasen sephardische Zeitungen im Spanisch des Erzpriesters von Hita und von Fernando de Rojas und sangen hebräische Lieder, die den spanischen Heimatboden ehrten. Wie alle Sephardim hatten sie die Schlüssel ihrer früheren kastilischen Häuser aufbewahrt, sie hingen in ihren neuen deutschen Häusern an einem Nagel und warteten, nach über vier Jahrhunderten, auf den ersehnten Tag der Rückkehr auf die Iberische Halbinsel.

»Spanien«, beteten abends die Eltern und Familienangehörigen Raquels im Chor, »Spanien, du undankbare Mutter, du hast deine jüdischen Kinder verstoßen, uns, die dich so sehr geliebt haben, aber wir hegen keinen Groll gegen dich, du bist unsere geliebte Mutter, und wir möchten nicht eher sterben, als bis wir eines Tages zu dir zurückgekehrt sind, geliebtes Spanien…«

Raquel schloß sich dem Gebet nicht an, weil sie in ihrem Immatrikulationsjahr in Freiburg einen sehr ernsten Entschluß gefaßt hatte. Sie konvertierte zum Katholizismus.

»Sie haben mich heftig kritisiert«, erzählte sie Jorge Maura. »Sogar zu Hause. Sie glaubten, ich wäre Katholikin geworden, weil ich dem jüdischen Stigma entgehen wollte. Die Nazis sammelten sich, um die Macht zu erobern. Im Weimarer Deutschland gab es keinen Zweifel, wer in diesem verarmten, gedemütigten Land am Ende gewinnen würde. Die Deutschen wollten einen starken Mann für ein schwaches Land. Ich habe allen klargemacht, daß ich keinem Stigma entgehen wollte. Ganz im Gegenteil. Es war eine Herausforderung. Es war eine Art, der Welt, meiner Familie, den Nazis zu sagen: Seht her, wir sind alle Semiten. Ich bin Katholikin, weil ich mich grundsätzlich von meinen Eltern unterscheide. Ich glaube, daß der Messias schon gekommen ist. Er heißt Jesus Christus. Sie warten immer noch auf ihn, und diese Erwartung verblendet sie und verdammt sie zur Verfolgung, denn jemand, der die Ankunft des Erlösers erwartet, ist immer ein Revolutionär, ein Element der Unordnung und Gewalt: auf den Barrikaden wie Trotzki, an der Wandtafel wie Einstein, mit der Kamera in der Hand wie Eisenstein, im Hörsaal wie unser Lehrer Husserl, der Jude stört und verändert, beunruhigt und revolutioniert… Er kann nicht anders. Er wartet auf den Erlöser. Wenn du dagegen wie ich anerkennst, Jorge , daß der Erlöser längst auf Erden erschienen ist, kannst du die Welt in seinem Namen umgestalten, ohne von der chiliastischen Erwartung

gelähmt zu werden, von der Hoffnung auf das Jahrtausend, das gleich bei seinem Beginn alles verändern wird.«

»Du redest, als wären die modernen Anhänger des Fortschritts, einschließlich der Marxisten, Erben des jüdischen Mes-sianismus«, rief Jorge .

»Das sind sie auch, merkst du das denn nicht?« antwortete Raquel schnell. »Und es ist gut so. Sie hoffen auf den Umsturz durch das Tausendjährige Reich, und unterdessen werden sie von ihrer Ungeduld getrieben, einerseits die Relativität, den Film oder die Phänomenologie zu entdecken, wodurch sie andererseits der Gefahr ausgesetzt sind, alle erdenklichen Verbrechen im Namen der Verheißung zu begehen. Ohne es selbst zu bemerken, sind sie die Henker gerade jener Zukunft, die sie so sehr herbeisehnen.«

»Aber die schlimmsten Feinde der Juden sind diese Nazis, die mit ihren kaffeebraunen Uniformen und ihren Hakenkreuzen überall auf den Straßen herumlaufen.«

»Das kommt, weil es nicht zwei auserwählte Völker geben kann. Entweder sind es die Juden oder die Deutschen.«

»Aber die Juden töten keine Deutschen, Raquel.«

»Das ist der Unterschied. Der hebräische Messianismus wird in Kunst, Wissenschaft und Philosophie schöpferisch sublimiert. Er wird zu einem schöpferischen Messianismus, weil er sonst wehrlos ist. Die Nazis haben kein schöpferisches Talent. Ihr Geist hat nur ein Ziel: den Tod. Sie sind der Geist des Todes. Aber fürchte den Tag, an dem Israel beschließt, sich zu bewaffnen, und im Namen des

militärischen Erfolgs seinen schöpferischen Geist verliert.«

»Vielleicht lassen die Nazis ihnen als Volk keine andere Wahl. Vielleicht bekommen es die Juden irgendwann satt, die ewigen Opfer der Geschichte zu sein. Die Lämmer.«

»Ich bete, daß sie niemals zu Henkern eines anderen werden. Daß die Juden nicht irgendwann ihre eigenen Juden haben.«

»Die katholische Kirche hat sich bei Verbrechen nicht zurückgehalten, liebe Raquel. Denk daran, daß ich Spanier bin, und du in mancher Hinsicht auch.«

»Mir ist der Zynismus der katholischen Kirche lieber als das Pharisäertum der kommunistischen Kirche. Wir Katholiken verurteilen…«

»Es lebe der zwanghafte Plural. Ich küsse dich, meine Liebste.«

»Spiel nicht den Clown, Jorge . Ich möchte dir sagen, daß wir die Verbrechen der Kirche verurteilen, weil sie eine bereits erfüllte Verheißung verraten, die eine Pflicht ist: die Nachfolge Christi. Die Kommunisten dagegen dürfen die Verbrechen ihrer Kirche nicht verurteilen, weil sie fühlen, daß sie eine in der Zukunft liegende Verheißung verraten, die noch nicht Gestalt angenommen hat.«

»Würdest du in einen religiösen Orden eintreten? Muß ich mich dann in einen Don Juan verwandeln, um dich im Kloster zu verführen?«

»Oh, mach keine Spaße. Halt die Hände still, Don Juan.«

»Nein, ich rede nicht im Spaß. Wenn ich dich richtig verstehe, gehört zur christlichen Reinheit die gehorsame Befolgung der Lehre Jesu, die man nur ganz einhalten

kann, wenn man sich in ein Kloster zurückzieht. *Get thee to a nunnery, Rachel!«*

»Nein. Man muß sie in der Welt einhalten. Außerdem, wie soll ich Nonne werden, nachdem ich dich kennengelernt habe?«

Mit fast sakraler Andacht hatten sie gemeinsam die Vorlesungen Husserls gehört. Sie lernten von ihm, ohne dabei jedoch seine leitende Hand zu spüren, denn Husserl lenkte die Dinge diskret und von sich unabhängig, er arbeitete mit Studenten, die von ihm angeregt, aber frei waren, weil er ihnen Flügel verlieh.

»Mal sehen, Georg, was will der Meister sagen, wenn er von regionaler Psychologie‹ spricht?«

»Ich glaube, er meint die konkrete Daseinsform der Emotionen, der Akte, der Erkenntnis. Er verlangt von uns, mit unserer Meinung zurückzuhalten, solange wir nicht all diese Dinge als Urphänomene sehen, wie er sagt, ›aus Fleisch und Blut‹. Zuerst müssen wir die Augen weit offenhalten, um das zu beobachten, was uns in unserer ›Region‹ umgibt, dort, wo wir wirklich sind. Danach kommt die Philosophie.«

Nachts liefen sie lange durch die alte Universitätsstadt am Rand des Schwarzwalds, eingehend betrachteten sie die verschiedenen Seiten des gotischen Münsters und verirrten sich in den mittelalterlichen Passagen, gingen über die Brücken der Dreisam, die sich schnell mit dem Rhein vereinen wollte.

Freiburg war wie eine altehrwürdige Königin aus Stein, mit den Füßen im Wasser und einer Fichtenkrone, und die

beiden Studenten durchstreiften die Stadt, erarbeiteten und verarbeiteten immer wieder die Lehren des Tages; er und sie, zuerst hielten sie sich am Arm und nun bei den Händen gefaßt, waren erstaunt, daß der Meister selbst diese Lehren gerade erst erarbeitete, nervös und großherzig, mit seiner hohen Stirn, die das sorgenvolle, bedrohliche Brauenrunzeln aufhellte, mit seiner geradlinigen Nase, die Ideen witterte, und dem großen Bart, der langgezogene Lippen bedeckte, sie waren so lang wie die eines philosophischen Tiers, ein Mutant, der dem nährenden Wasser der ersten Schöpfung entstiegen war und ein unbekanntes Land betreten hatte, der sich hartnäckig bemühte, mehr Ideen als die zur Sprache zu bringen, die eine Rede fassen konnte. Husserls Worte erreichten nicht die Schnelligkeit seines Denkens.

Alle nannten ihn »den Meister«. Er offenbarte sich ganz vor den Augen seiner Schüler, bot ihnen eine Philosophie ohne Dogmen, ohne Schlußfolgerungen, die stets Berichtigungen und die Kritik des Lehrers und seiner Schüler zuließ. Alle wußten, daß der Freiburger Husserl nicht der Hallenser Husserl war, als er ausgehend von einer einfachen These die Phänomenologie begründet hatte: Als erstes akzeptiert man die Erfahrung, danach denkt man. Er war nicht mehr der Göttinger Husserl, der seine Aufmerksamkeit hauptsächlich auf das konzentriert hatte, was noch nicht interpretiert war, denn da kann das Geheimnis der Dinge liegen. Er war der Freiburger Husserl, der Lehrmeister Jorges und Raquels, nach dessen Auffassung die sittliche Freiheit des Menschen von einer einzigen Sache abhängt: daß man das Leben gegen alles

verteidigt, was es bedroht. Er war der Husserl, der den Zusammenbruch der europäischen Kultur im Ersten Weltkrieg gesehen hatte.

»Das verstehe ich nicht, Georg. Er verlangt von uns, die Phänomene auf das reine Bewußtsein zu reduzieren, auf so etwas wie ein Kellergeschoß, unter dem es nichts Reduzierbares mehr gibt. Können wir nicht tiefer graben, weiter nach unten gelangen?«

»Also ich glaube, in diesem Kellergeschoß, wie du es nennst, sind Natur, Körper und Geist. Das ist schon ziemlich viel. *E dopoï* Wohin will uns der Alte führen?«

Als könnte er die Gedanken seiner Schüler mit seinen Adleraugen lesen, deren Ungestüm sie so sehr von seinem unbeweglichen Taubenhals unterschied, von seinem Vorhemd, seiner Weste, über der eine Uhrkette baumelte, von seinem altmodischen schwarzen Gehrock, seiner Hose, deren Beine oft über die schwarzen Halbstiefel herabhingen – als könnte er Gedanken lesen, sagte Husserl zu ihnen, nach dem Großen Krieg sei die europäische Geisteswelt zusammengebrochen, und wenn er eine Reduktion des Denkens auf die Grundlagen von Geist und Natur selbst vertrete, so geschehe das nur, um das Leben Europas, seine Geschichte, seine Gesellschaft und seine Sprache zu erneuern.

»Ich begreife die Welt nicht ohne Europa und Europa nicht ohne Deutschland. Ein europäisches Deutschland, das zum Besten gehört, was Europa der Welt verheißen hat. Ich treibe keine abstrakte Philosophie, meine Damen und Herren. Ich bin im Besten verwurzelt. Was wir getan haben. Was uns überleben wird. Unsere Kultur. Was Ihre

Kinder und Enkel inspirieren kann. Ich werde es nicht erleben. Darum lehre ich es. Ich eile meinem Tod voraus.«

Danach gingen die beiden aus, um in einem fröhlichen Studentenkeller zu feiern, den sie sonst meist wegen der dort herrschenden lärmenden Geselligkeit mieden, doch in dieser Nacht staunten und lachten alle über die Trinksprüche, die Raquel und Jorge mit hocherhobenen Bierkrügen ausbrachten: »Hoch die Intersubjektivität! Hoch die Gesellschaft, die Sprache und die Geschichte, die alles miteinander in Beziehung setzen! Wir sind nicht voneinander getrennt! Wir sind ein Wir, das durch Sprache, Gemeinschaft und Vergangenheit verbunden ist!«

Sie erregten Gelächter, Sympathie, Tumult und laute Rufe: »Wann heiratet ihr? Können sich zwei Philosophen im Bett vertragen? Stimmt es, daß euer erster Sohn ›Sokrates‹ heißen wird? Oh, Intersubjektivität, komm zu mir, erlaube mir, daß wir uns gegenseitig durchdringen!«

Sie betraten den Dom, nachdem sie mit erstaunten, verstehenden und sinnlichen Blicken an seinen Seiten entlanggelaufen waren, denn gerade dort, an diesem berühmten, im frühen 16. Jahrhundert fertiggestellten Münster, hatten sie eine vollkommene Veranschaulichung dessen entdeckt, was sie beschäftigte, als kehrten die Lehren des Meisters auf dem Tympanon wieder, nicht um zu ergänzen, sondern um dort wiedergeboren zu werden: Das Tympanon stellte die Erbsünde dar, hier, an der Domseite, ging sie der Schöpfung voraus, die an der Archivolte geschildert wurde und ihnen mitteilte, daß die Schöpfung sie von der Sünde erlöst hatte und sie hinter sich zurückließ. Der Sündenfall war nicht die Folge der

Schöpfung, es gibt keinen Sündenfall, sagten sich die Freiburger Liebenden, es gibt einen Ursprung, und danach gibt es die Schöpfung.

An der Westseite des Gebäudes dagegen tritt Satan als »Fürst dieser Welt« auf und führt eine Prozession an, die sich nicht nur von der Erbsünde, sondern auch von der göttlichen Schöpfung entfernt. Dem teuflischen Zug gegenüber öffnet sich jedoch das Hauptportal des Doms, und dort, nicht draußen, sondern drinnen, oder vielmehr im Eingang des Kirchenraums, wird die Erlösung dargestellt und erklärt.

Sie traten durch dieses Portal, und fast so wie bei der Kommunion, nebeneinander auf den Knien, ohne die geringste Angst, sich lächerlich zu machen, beteten sie laut:

»Wir werden zu uns selbst zurückkehren, wir werden so denken, als gründeten wir eine Welt, wir werden lebendige Subjekte der Geschichte sein, wir werden die Welt des Lebens erleben.«

Die Nazis vertrieben Husserl aus Freiburg und aus Deutschland. Der alte Emigrant lehrte in Wien und Prag weiter, während sich ihm die Wehrmacht immer wieder bedrohlich näherte. Zum Sterben ließen sie ihn in sein geliebtes Freiburg zurückkehren, der Philosoph hatte ja schon gesagt, daß es im Inneren jedes Juden eine absolute Neigung und Liebe zum Martyrium gebe. Seine Schülerin Edith Stein hingegen, die tatsächlich als Nonne in ein Karmeliterinnenkloster eingetreten war, nachdem sie Israel entsagt und sich zum Christentum bekehrt hatte, sollte im selben Jahr erklären: »Unheil wird über Deutschland

hereinbrechen, wenn Gott die an den Juden verübten Greuel rächt.« Es war das Jahr der Kristallnacht, die Goebbels organisierte, um die Synagogen, die jüdischen Geschäfte und die Juden selbst zu vernichten. Hitler kündigte seine Absicht an, die jüdische Rasse in Europa für immer auszurotten.

Es war das Jahr, in dem Jorge Maura in Mexiko Laura Dïaz kennenlernte und in dem Raquel Mendes-Alemân, die einen Davidstern an der Brust trug, die SS mit dem Ruf »Gelobt sei Jesus Christus!« auf der Straße begrüßte und das auch am Boden wiederholte, als sie blutete, getreten und geschlagen wurde. »Gelobt sei Jesus Christus!«

Am 3. März 1939 lief der Dampfer »Prinz Eugen« des Lloyd Triestino von Hamburg aus, er hatte zweihundertvierundzwanzig jüdische Passagiere an Bord, die überzeugt waren, daß sie Deutschland nach dem Terror des 9. November 1938, der Kristallnacht, als letzte verlassen konnten, was sie einer ganzen Reihe von Umständen zu verdanken hatten, von denen einige mit den wahnsinnigen Zahlenspielen der Nazis zu tun hatten (wer ist Jude? – das Kind eines jüdischen Vaters und einer jüdischen Mutter oder auch das eines einzigen hebräischen Elternteils, beziehungsweise die Nachkommen von weniger als drei arischen Großelternteilen und so weiter, bis zur Generation Abrahams?), andere mit dem Reichtum einiger Juden, die ihre Freiheit erkaufen konnten, indem sie Geld, Gemälde, Villen, Möbel (wie die Familie Ludwig Wittgensteins in dem vom Reich annektierten Österreich) an die Nazis ablieferten, wieder andere mit alten Bekannten, die nun Nazis waren, jedoch herzliche Erinnerungen an ihre

früheren hebräischen Freunde bewahrten, und manche Frauen hatten sich einem Bonzen des Regimes hingegeben, um wie Judith ihre Eltern und Geschwister zu retten: Aber der Holofernes des Hakenkreuzes war unsterblich. Anderen schließlich hatten Konsularbeamte geholfen, die sich mit oder ohne Genehmigung ihrer Regierungen für einzelne Juden einsetzten.

Raquel trug seit dem Tag, an dem die SS sie geschlagen hatte, das Kreuz Christi neben dem Davidstern, und am Ende schloß sie sich in ihrem kleinen Hamburger Studierzimmer ein, weil diese doppelte Herausforderung bedeutete, daß man an ihrer Haustür auf sie warten würde, mit scharfen Hunden ohne Maulkorb und mit Knüppeln in den Fäusten: »Komm heraus, wage es, du jüdische Hure, du verdorbener Same Abrahams, du slawische Pest, du levantinische Laus, du zigeunerisches Krebsgeschwür, komm heraus, wage es, du andalusische Dirne, versuch doch, Essen zu finden, wühle in den Winkeln deines Schweinestalls, du Sau, friß Staub und Schaben. Wenn ein Jude Gold fressen kann, dann kann er auch Ratten fressen.«

»Sie haben die Nachbarn gewarnt, wenn sie mir zu essen gäben, verlören sie selber als erstes ihre Rationen, und wenn sie rückfällig würden, müsse man sie in ein Lager schicken: Ich, Raquel Mendes-Alemân, habe beschlossen, für meine jüdische Rasse und meine katholische Religion den Hungertod zu erleiden, ich habe beschlossen, Georg, die Zeugin meiner Zeit zu sein, uneingeschränkt, und ich habe erfahren, daß es keine Rettung für mich gibt, als die Nazipartei erklärte, daß ›unsere schlimmsten Feinde die katholischen Juden sind‹. Da habe ich mein Fenster

aufgerissen und zur Straße hinuntergerufen: ›Der heilige Paulus hat gesagt: Ich bin Hebräer! Ich bin Hebräer! Ich bin Hebräer!‹ Und meine eigenen Nachbarn haben mich mit Steinen beworfen, und zwei Minuten später hat eine Maschinengewehrgarbe meine Fensterscheiben zersplittert, und ich mußte mich in eine Ecke ducken, bis der mexikanische Konsul, Salvador Elizondo, mit einem Passierschein kam und mir sagte, daß du dich für mich eingesetzt hättest, damit ich an Bord der Prinz Eugen gehen und in die Freiheit, nach Amerika, fahren könne. Ich hatte mir geschworen, in Deutschland zu bleiben und in Deutschland als Zeugin meines Glaubens an Christus und Moses zu sterben. Doch ich gab nach, ferner Liebster, und ich wußte, warum, nicht aus Angst vor ihnen, nicht aus Angst davor, daß sie mich zu einem von jenen Orten brachten, deren Namen wir alle kannten –Dachau, Oranienburg, Buchenwald –, sondern aus Scham, weil meine eigene Kirche und mein eigener Vater, der Papst, nicht ihre Stimme erhoben, um für uns einzutreten, für alle Juden, aber auch für die katholischen Juden wie mich. Rom ließ mich verwaist zurück, Pius XII. hat nie gesprochen, um das Menschengeschlecht zu verteidigen, nicht nur die Juden, Georg. Der Heilige Vater hat dem Menschengeschlecht nie die Hand gereicht. Du hast sie mir gereicht, Mexiko hat sie mir gereicht. Es gab keine größere Chance als die Fahrt mit der Prinz Eugen, die uns nach Amerika bringen würde. Der mexikanische Präsident Lâzaro Cârdenas wollte mit Franklin Roosevelt sprechen, damit man uns in Florida landen ließ.

Während der neuntägigen Überfahrt freundete ich mich

mit den übrigen jüdischen Flüchtlingen an, ein paar wunderten sich über meinen katholischen Glauben, andere äußerten Verständnis, aber alle dachten, es sei ein fehlgeschlagenes Manöver gewesen, mit dem ich versucht hätte, dem Konzentrationslager zu entgehen. Es gibt keine einheitlichen Gemeinschaften, doch Husserl hatte recht, als er uns fragte: ›Können wir nicht alle zusammen in eine Welt zurückkehren, wo man das Leben neu begründen kann, und dort uns selbst als unseresgleichen wiederfinden?‹

Ich wollte die heilige Kommunion empfangen, doch der lutherische Pastor an Bord weigerte sich, meine Bitte zu erfüllen. Ich erinnerte ihn daran, daß es sein rechtmäßiges Amt auf einem Schiff sei, nicht nur die eigene Konfession zu sehen und gleichermaßen jeden Glauben zu achten. Er wagte es, mir zu sagen: ›Schwester, das jetzt sind keine rechtmäßigen Zeiten.‹

Ich bin eine Provokateurin, Georg, das gebe ich zu. Doch wirf mir nicht Hochmut vor, jene griechische Hybris, die man uns in Freiburg erklärt hat. Ich bin eine demütige Provokateurin. Alle Tage während des gemeinschaftlichen Frühstücks im Speisesaal nehme ich als erstes ein Stück Brot mit einer Hand, mache das Kreuzeszeichen mit der anderen und sage mit gleichmütiger Stimme: ›Dies ist mein Leib‹, bevor ich das Stückchen zum Munde führe. Ich empöre, reize und verärgere die anderen. Der Kapitän hat mir gesagt: ›Sie gefährden Ihre eigenen Rassen-brüder.‹ Ich habe ihm ins Gesicht gelacht. ›Es ist das erste Mal, daß man uns aus rassischen Gründen verfolgt, können Sie sich das vorstellen, Herr Kapitän? Immer hat man uns aus

religiösen Gründen verfolgte Das war eine Lüge. Isabella und Ferdinand haben uns vertrieben, um ihre ›Reinheit des Bluts‹ zu schützen. Aber der Kapitän war nicht um eine Antwort verlegen. ›Frau Mendes, es gibt Agenten der deutschen Regierung an Bord. Sie überwachen uns alle. Sie sind entschlossen, diese Fahrt scheitern zu lassen, wenn sie den kleinsten Vorwand finden. Wenn sie die Fahrt erlaubt haben, so deshalb, weil sie Roosevelt ein Zugeständnis machen wollen, als Gegenleistung dafür, daß die Vereinigten Staaten an ihren beschränkten Aufnahmequoten für deutsche Juden festhalten. Beide Seiten stellen sich auf die Probe. Das müssen Sie verstehen. So hat der Führer immer gehandelt. Wir haben eine kleine Chance. Beherrschen Sie sich. Machen Sie diese Chance nicht zunichte, sich selbst und Ihre Leute zu retten. Beherrschen Sie sich.‹

Georg, mein Liebster, alles war umsonst. Die amerikanischen Behörden haben uns in Miami nicht erlaubt, an Land zu gehen. Sie verlangten vom Kapitän, nach Havanna zu fahren und dort die amerikanische Genehmigung abzuwarten. Die wird nicht kommen. Roosevelt steht unter dem Druck der öffentlichen Meinung, die nicht will, daß noch mehr Ausländer in die Vereinigten Staaten einreisen. Die Quoten, heißt es, seien ausgeschöpft. Niemand setzt sich für uns ein. Niemand. Man hat mir erzählt, daß der frühere Papst, Pius XL, eine Enzyklika über die ›von Rassisten und Antisemiten bedrohte Einheit des Menschen-geschlechts‹ fertiggestellt hatte. Er starb, bevor er sie veröffentlichen konnte. Meine Kirche verteidigt uns nicht. Die Demokratie verteidigt uns nicht. Georg, ich hänge von dir ab. Bitte, Georg, rette mich.

Komm nach Havanna, bevor deine Raquel nicht einmal mehr weinen kann. Hat Jesus nicht gesagt: ›Wenn sie dich aber in einer Stadt verfolgen, so flieh in eine andere‹? Gelobt sei Jesus Christus!«

MAURA: »Ich frage dich eines, Vidal: Wird nicht jedesmal das von dir verteidigte Ideal unmöglich, wenn man auch nur ein einziges Individuum wegen der Sünde beseitigt, zusammen mit uns, aber anders als wir zu denken? Denn wir Republikaner sind alle für die Republik und gegen den Faschismus, doch wir unterscheiden uns voneinander, Azafia ist nicht wie Prieto, Companys nicht wie Durruti, José Dîaz nicht wie Largo Caballero und Enrique Lister nicht wie Juan Negrm; und doch keiner von ihnen Franco, Mola, Serrano Sufier oder Doval, der Unterdrücker Asturiens.«

VIDAL: »Wir haben niemanden zurückgewiesen. Alle haben ihren Platz in der breiten Front der Linken.«

MAURA: »Das gilt so lange, wie die Linke nach der Macht strebt. Aber wenn sie an die Macht kommt, übernimmt es die KP, all jene zu beseitigen, die nicht wie sie denken.«

VIDAL: »Zum Beispiel?«

MAURA: »Bucharin.«

VIDAL: »Nenn mir einen anderen außer diesem Verräter.«

MAURA: »Victor Serge. Eine Frage: Ist es revolutionär, sich nicht für das Schicksal eines Genossen zu interessieren, dem man seine öffentliche Position genommen hat, den man ohne Gerichtsurteil deportiert und

für immer von seinen Angehörigen getrennt hat, allein deshalb, weil er ›nur ein Individuum‹ ist und ein einzelnes, einsames Individuum im großen kollektiven Epos der Geschichte nicht zählt? Ich entdecke keinen Verrat bei Bucharin, der Rußland mit seinem Projekt eines pluralistischen, humanen, freien und aus all diesen Gründen stärkeren Sozialismus vor dem stalinistischen Terror hätte retten können.«

VIDAL: »Ziehen wir endlich einen Schlußstrich und *revenons à nos moutons*. Was sollte eurer Meinung nach, Maura und Balta-zar, die Republik tun, um Sieg und Ethik gemeinsam zu erreichen?«

MAURA: »›Man muß das Leben ändern‹, hat Rimbaud gesagt. ›Man muß die Welt verändern‹, hat Marx gesagt. Beide irren sich. Man muß das Leben vielgestaltiger machen. Man muß die Welt vervielfältigen. Man muß die romantische Illusion aufgeben, daß die Menschheit erst glücklich wird, wenn sie die verlorene Einheit wiedererlangt. Man muß die Illusion der Totalität aufgeben. Das Wort sagt es schon, vom Verlangen nach Totalität ist es nur ein Schritt zur totalitären Realität.«

VIDAL: »Du hast durchaus das Recht, die Einheit geringzuschätzen. Aber ohne Einheit gewinnt man keinen Krieg.«

MAURA: »Dafür aber eine bessere Gesellschaft. Wollen wir das nicht alle?«

VIDAL: »Wie denn, Maura?«

MAURA: »Indem wir die Unterschiede achten.«

VIDAL: »Und die Identität?«

MAURA: »Die Identität wird von einer Kultur der Unterschiede gestärkt. Oder glaubst du, eine befreite Menschheit wäre eine vollkommen geeinte, identische, einförmige Menschheit?«

VIDAL: »Was du sagst, hat keine Logik.«

MAURA: »Die Logik ist nur eine Sache, sie ist eine Art zu sagen: Nur das hier hat einen Sinn. Du als Marxist solltest an die Dialektik denken, die zumindest eine Alternative ist, ein ›dies hier oder jenes anderem«

VIDAL: »Das die Einheit der Synthese ergibt.«

MAURA: »Die sich sofort wieder in These und Antithese aufspaltet.«

VIDAL: »Also, woran glaubst du dann?«

MAURA: »An ein sowohl als auch und an noch mehr. Hältst du das für Wahnsinn?«

VIDAL: »Nein. Ich halte es für politisch unbrauchbar.«

BALTAZAR: »Darf ich etwas sagen, meine sokratischen Freunde? Ich glaube nicht an ein glückliches Jahrtausend. Ich glaube an die Chancen der Freiheit. In jeder Stunde. An allen Tagen. Wenn du sie vorbeigehen läßt, kehren sie nicht wieder, wie die Schwalben in dem Gedicht Bécquers. Und wenn ich mir das kleinste Übel aussuchen soll, entscheide ich mich lieber für gar keines. Ich glaube, Politik ist für die persönliche Anständigkeit zweitrangig, denn ohne Anständigkeit lohnt es sich nicht, in einer Gesellschaft zu leben. Und ich fürchte sehr, wenn wir, die Republik, die wir alle sind, nicht beweisen, daß wir die Moral höher achten als die Mittel, die Mittel zum Zweck, wird sich das Volk von uns abwenden und sich

dem Faschismus anschließen, weil der Faschismus keine Zweifel hat, was unmoralisch ist; wir aber.«

MAURA: »Und deine Schlußfolgerung, Basilio?«

BALTAZAR: »Daß der wahre Revolutionär nicht von der Revolution sprechen darf, weil in der gegenwärtigen Welt nichts diesen Namen verdient. Ihr werdet die wahren Revolutionäre daran erkennen, daß sie nie von der Revolution sprechen. Was sagst du, Jorge?«

MAURA: »Daß ich zwischen zwei Wahrheiten stehe. Die eine ist, daß die Welt sich retten wird. Die andere, daß sie verurteilt ist. Beides trifft in doppeltem Sinne zu. Die korrupte Gesellschaft ist verurteilt, aber die revolutionäre Gesellschaft ist es auch.«

Ihre Intuition sagte Laura in jener Nacht, daß dies die Ter-tulia des Abschieds war. Daß es Spannung, Trauer, Resignation, Scham und, alles umfassend, Liebe in den Blicken der drei gegeben hatte, die einer unabwendbaren Trennung Vorgriffen, und gerade deshalb wogen die Argumente so schwer wie ein Grabstein. Es war ein Abschied: Es waren für immer verlorene Visionen, die Lügen des Himmels, die auf der Erde »Politik« heißen. Dazwischen gestalten wir eine schmerzliche Wahrheit, »die Geschichte«. Und trotzdem, was gab es in dem glänzenden, traurigen Blick Basilio Baltazars anderes als eine Lagerstatt mit den Spuren seiner Liebe, was gab es in Domingo Vidais finsterem Blick anderes als eine Folge immer verlorener Visionen? Was gab es in dem melancholischen, sinnlichen Blick ihres eigenen Jorge , Jorge Mauras…? Was gab es, wenn man weiter zurück-ging, im Blick des Bürgermeisters von Santa Fe de

Palencia anderes als das öffentliche Geheimnis, daß er seine Tochter erschießen ließ, um zu beweisen, daß er ein Vaterland, Spanien, und eine Ideologie, den Kommunismus, über alles liebte? Und gab es in Clemencias Blick vor dem Spiegel nur das widerwärtige Bild einer bigotten Alten, die sich freute, die Schönheit und Jugend ihrer möglichen Rivalin, der eigenen Tochter, zu zerstören?

Basilio umarmte Jorge und sagte: »Wir haben soviel geweint, daß wir die Zukunft erkennen, wenn sie kommt.«

»Das Leben geht weiter.« Zum Abschied umarmte Vidal die beiden Kameraden gleichzeitig.

»Und das Glück ist wetterwendisch, Bruder«, sagte Maura.

»Packen wir die Gelegenheit beim Schöpf«, lachte Vidal. »Spotten wir nicht über das Glück, und verzichten wir auf unzeitgemäße Vergnügen. Wir sehen uns in Mexiko wieder.«

Aber sie waren ja in Mexiko. Sie verabredeten sich zum Abschied am selben Ort, an dem sie sich längst befanden. Sprachen die drei von der Niederlage? Nein, dachte Laura Dïaz, sie sprachen von dem, was nun begann: dem Exil, und das Exil hat kein Vaterland, es heißt nicht Mexiko, Argentinien oder England. Das Exil ist eine andere Nation.

Sie steckten ihr einen Knebel in den Mund und ordneten an, alle Fenster rund um den Platz von Santa Fe zu schließen. Trotzdem, als könnte nichts den Skandal ihres Todes ersticken, verfolgten die zum Tode Verurteilte vom römischen Tor bis zur Stierkampfarena laute Schreie,

barbarische Schreie, die vielleicht nur sie vernahm, wenn nicht alle Nachbarn gelogen haben, denn alle schwören, an jenem Morgen hätten sie Schreie oder Lieder gehört, wie vom Grund der sterbenden Nacht.

Die geschlossenen Fenster. Das geknebelte Opfer. Nur Pilar Méndez' Augen schrien, denn ihr Mund war verschlossen, als hätte die Erschießung schon stattgefunden. »Hindere sie am Reden«, bat die Mutter Clemencia den gerechtigkeitsbesessenen Bürgermeister, ihren Mann, »mein einziger Wunsch ist, daß ich sie nicht schreien höre, ich will nicht wissen, daß sie geschrien hat.«

»Es wird eine saubere Hinrichtung. Quäle dich nicht, Frau.«

Ich kann den Tod riechen, sagte Pilar Méndez zu sich selbst, sie hatte ihren Umhang aus Pelzen abgelegt und trug nur das Chorhemd einer Karmeliterin, das ihre Brustspitzen nicht verbarg, sie war barfuß und spürte es mit den Füßen und ihrem Geruchssinn: Ich kann den Tod riechen, alle Gräber Spaniens stehen offen. Was bleibt von Spanien außer dem Blut, das die Wölfe trinken werden? Wir Spanier sind die Hirtenhunde des Todes, wir riechen und verfolgen ihn, bis man uns tötet.

Vielleicht dachte sie das. Oder vielleicht dachten es die drei Freunde, alle drei Soldaten der Republik, sie blieben vor den Stadttoren, lauschten mit aller Kraft, achteten nur auf das Krachen der Gewehre, das den Tod der Frau verkünden würde, während sie bereit gewesen waren, für ihr Leben mehr als nur das eigene zu geben, ihre Ehre als republikanische Soldaten, aber auch ihre Ehre als Männer, denn das Eintreten für diese Frau, die von einem der drei

geliebt wurde, vereinte sie.

Es heißt, daß man sie schließlich durch den Sand der Arena schleifte, mit ihren Füßen wirbelte sie den Staub des Platzes auf, bis sie sich selbst mit Erde bedeckte und in Wolkenschleiern verschwand. Feuer und Sturm, diese Todfeinde, gingen an jenem Morgen einen Pakt ein, gemeinsam fielen sie über die kleine Stadt Santa Fe de Palencia her und erstickten das Krachen der Gewehre, als sich Basilio, Domingo und Jorge der Welt zuwandten, um so das Leben der geopferten Frau zum letztenmal zu ehren, sie blickten einander an und liefen in die Berge, um die Herolde zu warnen: nicht das Feuer zu löschen, die Zitadelle der Republik sei nicht besiegt.

»Was für einen Beweis bringt ihr?«

»Eine Handvoll Asche.«

Sie sahen nicht den in Blättern erstickenden herbstlichen Fluß, der sich schon eifrig bemühte, nach der trockenen Sommerzeit neues Leben zu gewinnen.

Sie ahnten nicht, daß das Eis des nächsten Winters die Flügel der Adler mitten im Flug lahmen wurde.

Sie waren längst weit weg, als die Menge mit ihrem Geschrei wie mit einer Peitsche den Platz heimsuchte, auf dem Pilar Mén-dez erschossen worden war und ihr Vater, der Bürgermeister, zum Volk sagte: »Ich habe es für die Partei und für die Republik getan.« Dabei wagte er nicht, zu dem Fenstergitter hochzublicken, wo ihn seine Frau Clemencia mit befriedigtem Haß beobachtete und ihm insgeheim mitteilte: »Sag ihnen die Wahrheit, sag sie ihnen, du hast sie töten lassen, aber ich, ihre Mutter, habe

sie gehaßt, ich habe sie getötet, obwohl ich sie liebte, ihre Mutter wollte sie retten, obwohl sie sie haßte, obwohl wir beide Franco unterstützten, zur selben Partei gehörten, beide katholisch waren, uns aber an Alter und Schönheit unterschieden.« Clemencia lief zum Spiegel ihres Schlafzimmers und versuchte, in ihrem gealterten Gesicht die Züge ihrer toten Tochter wiederzufinden, nach ihrem Tod würde Pilar noch weniger sein als eine alte, unbefriedigte Frau, die von plötzlichen Wallungen und dem zwischen ihren Beinen begrabenen Gurgeln geplagt wurde. Sie zeichnete die Züge ihrer jungen Tochter auf ihr eigenes, altes Gesicht.

»Löscht nicht die Feuer. Die Stadt hat sich nicht ergeben.«

Laura und Jorge entfernten sich auf der Cinco de Mayo, der Alameda entgegen. Basilio lief in umgekehrter Richtung los, zur Kathedrale. Vidal pfiff, um den Bus Roma-Mérida anzuhalten, und erwischte ihn mitten in der Fahrt. Alle drehten sich noch einmal um und sahen sich ein letztes Mal an, als teilten sie sich eine abschließende Botschaft mit. »Man verläßt nicht den Freund, der einen im Unglück begleitet haï. Freunde retten sich gemeinsam, oder sie sterben gemeinsam.«

## *XV. Colonia Roma:*

Als Jorge  Maura wegging, kehrte Laura Dîaz nach Hause zurück, sie ging nachts nicht mehr aus und verschwand auch nicht mehr für ewig lange Tage. Sie war verunsichert. Sie hatte Juan Francisco nicht die Wahrheit gesagt und sich zunächst Vorwürfe gemacht: »Aber ich habe richtig gehandelt, alles ist vorbei. Ich hatte recht, vorsichtig zu sein. War ich feige? War ich überklug? Hätte ich Juan Francisco alles sagen und mich darauf verlassen müssen, daß er sich damit abfindet, hätte ich einen Bruch riskieren sollen und wäre dann wieder allein geblieben, ohne einen von beiden, ohne Jorge , ohne Juan Francisco? Hat Maura nicht gesagt, es sei unsere ganz persönliche Sache und damit heilig, es gebe keinen Grund, keine Moral, die uns zwingen könnte, jemandem von etwas so Intimem zu erzählen?«

Sie besah sich häufig im Spiegel, nachdem sie in das Haus an der Avenida Sonora zurückgekehrt war. Ihr Gesicht veränderte sich nicht, so viele Stürme sie auch in ihrem Inneren erschüttert hatten. Bis jetzt. Doch von diesem Augenblick an war sie manchmal das frühere Mädchen und dann wieder eine unbekannte Frau – eine *andere.* Wie sahen ihre Söhne, ihr Mann sie? Santiago und Danton sahen sie nicht an, sie wichen Lauras Augen aus, liefen schnell, manchmal rannten sie, wie junge Menschen rennen, die hochspringen, als wären sie noch Kinder, wenn auch nicht fröhlich, vielmehr zogen sie sich von ihr zurück, um weder ihre Anwesenheit noch ihre Abwesenheit

anzuerkennen.

»Um nicht zugeben zu müssen, daß ich nicht treu war. Daß ihre Mutter untreu war.«

Sie sahen Laura nicht an, aber Laura hörte sie. Das Haus war nicht groß, und die Stille zog die Echos in die Länge. Das Haus war zu einem Schneckengehäuse geworden.

»Warum zum Teufel haben Papa und Mama geheiratet?«

Die Spiegel waren ihre einzige Gesellschaft. Sie betrachtete sich und sah nicht allein zwei Lebensalter. Sie sah zwei Persönlichkeiten. Die vernünftige und die impulsive Laura, die lebensbejahende Laura und die resignierte. Sie nahm wahr, wie ihr Gewissen und ihr Verlangen auf einer Glasfläche miteinander kämpften, glatt wie jene Seen, die in den Schlachtszenen der russischen Filme zu sehen waren. Sie wäre mit Jorge Maura weggegangen; wenn er es von ihr verlangt hätte, wäre sie mit ihm gegangen, hätte alles verlassen.

Eines Abends setzte sie sich auf den kleinen, offenen Balkon des Hauses, der zur Avenida Sonora hinausging. Sie stellte noch vier Stühle hin und setzte sich schließlich in den fünften, den in der Mitte. Nach einer Weile näherte sich das Tantchen Maria de la O mit schlurfenden Schritten und nahm seufzend neben ihr Platz. Dann kehrte Lopez Greene von der Gewerkschaft zurück, blickte die beiden an und setzte sich zu Laura. Etwas später kamen die Jungen von der Straße, betrachteten die ungewohnte Szene und setzten sich auf die beiden links und rechts übriggebliebenen Stühle.

Nicht ihre Mutter hat sie gerufen, sagte sich Laura, uns

rufen der Ort und die Stunde. Die Stadt Mexico an einem Abend des Jahres 1941, wenn die Schatten länger werden und es so aussieht, als schwebten die Vulkane strahlend-weiß auf einem glühenden Wolkenbett, wenn der Leierkastenmann das Lied von den »Schwalben« spielt und sich die Plakate des letzten Wahlkampfs langsam in Fetzen auflösen, »ÂVILA CAMACHO/ALMAZÂN«. An diesem ersten Abend enthält die schweigende Wiederbegegnung der Familie alle zukünftigen Abende, Abende voller Staub-wirbel und Abende voller Regen, der den ruhelosen Staub besänftigt und das Tal, in dem die Stadt liegt, die unschlüssig zwischen ihrer Vergangenheit und ihrer Zukunft innehält, mit Wohlgerüchen erfüllt. Der Leierkastenmann spielt »Du kleine noch ganz junge Liebe«, die Dienstmädchen hängen Wäsche auf den Dachterrassen auf und singen »Ich geh auf den Wegen der Tropen«, die jungen Leute auf der Straße tanzen, »Trommeln und noch mehr Trommeln, doch was kommt dann?«, die Fotingos und die freien Taxis, die Eishändler und die Verkäufer von Jïcama-Knollen mit Zitronensaft und Chilipulver kommen vorbei, der Süßigkeitenstand wird aufgemacht, mit Adams-Kaugummis und Mimi-Lutschern, Milchgelee und Süßkartoffeln, zugemacht wird der Zeitungsstand mit seinen alarmierenden Nachrichten über den Krieg, den die Alliierten gerade verlieren, und seinen Bildergeschichten über den Chamaco und den Pepin, seinen exotischen argentinischen Zeitschriften für Damen, »Leo-plan« und »El Hogar«, und Kinder, der »Billiken«. Mexikanische Filme mit Sara Garcia, den Brüdern Soler, Sofia Alvarez, Gloria Marin und Arturo de Córdova

werden in den Kinos des Viertels angekündigt, die Jungen kaufen heimlich Zigaretten der Marken Alas, Faros und Delicados im Tabakladen an der Ecke, die Kinder spielen Himmel und Hölle, zielen mit Pfirsichkernen auf kleine, frisch ausgehobene Löcher, tauschen Kronkorken von Orange Crush und von Chaparrita-Traubensaft, die grünen Busse Roma-Piedad lassen sich auf Wettrennen mit den braunen und cremefarbenen Bussen Roma-Mérida ein, und der moos- und eukalyptusgrün aussehende Bosque de Chapultepec erhebt sich hinter den mexikanischen Villen im Bauhausstil und steigt bis zum symbolträchtigen Wunder des Schlosses an, zu dem Danton und Santiago jeden Nachmittag hinaufklettern, bevor sie heimkommen, als eroberten sie tatsächlich ein steil emporragendes, mysteriöses Schloß, zu dem man über abschüssige Pfade, asphaltierte Straßen und verschlungene Wege gelangt, die überraschend auf der großen Terrasse über der Stadt enden mit ihren auffliegenden Taubenschwärmen, im Schloß selbst die geheimnisumwitterten Säle mit dem Mobiliar aus dem neunzehnten Jahrhundert.

Die Jungen saßen neben Laura, Juan Francisco und der alten Tante, und sie waren dankbar, daß die Stadt diese Fülle von Bewegungen, Farben, Düften, Liedern und die Krone Mexicos für sie bereithielt, dieses Schloß, das sie alle daran erinnerte: Es gibt mehr, als wir uns in der Welt vorstellen können, es gibt viel mehr.

Jorge Maura war weggegangen, und etwas, das Laura bereitwillig »die Wirklichkeit« nannte, so, ausdrücklich in Anführungszeichen, tauchte aus dem romantischen Nebel auf. Zuerst ihr Mann, er erschien als erster wieder und

sagte zu den Jungen (Santiago war achtzehn, Danton ein Jahr jünger): »Ich liebe sie.«

Er akzeptiert mich, sagte sie sich voller Grausamkeit und ohne Großmut, er akzeptiert mich, obwohl ich ihm nie die Wahrheit gesagt habe, er akzeptiert mich, weil er weiß, daß seine eigene Grausamkeit und Borniertheit mir diese Freiheit gegeben hat. Ich hätte einen Bäcker heiraten sollen, der sich nicht um die Brote kümmert, die er backt. Dann erkannte sie: Wenn Juan Francisco vor den Kindern erklärte, daß er sie liebte, so war das ein Beweis für sein Scheitern, gleichzeitig konnte es aber auch einer für seine Seelengröße sein. Laura Dïaz dachte, daß alle, Eltern und Kinder, durch eine Liebe wiedergeboren werden konnten, die sie mit einer solchen Stärke erlebt hatte, daß ihr noch mehr als genug davon übrigblieb.

Sie wachte neben ihrem Mann auf – sie schliefen wieder in einem Bett – und hörte jeden Morgen seine ersten Worte: »Etwas ist nicht in Ordnung.«

Diese Worte retteten ihn und versöhnten sie. Um sie durch seine wiederentdeckte und ihm vielleicht wesenseigene Seelengröße zufriedenzustellen, war es Juan Francisco, der Danton und Santiago von ihrer Mutter erzählte und daran erinnerte, wann sie sich kennengelernt hatten, wie sie war, so ruhelos, so unabhängig, sie sollten sich bemühen, sie zu verstehen. Plötzlich fühlte Laura sich beleidigt: Sie hätte ihrem Mann für seine Vermittlung dankbar sein müssen, doch in Wirklichkeit beleidigte er sie, auch wenn die Beleidigung nicht sehr lange nachwirkte; während einer jener abendlichen Zeremonien in der Dämmerung, den Blick über das Tal von Mexiko auf

das Schloß von Chapultepec und die Vulkane dahinter gerichtet, während einer jener Zeremonien, die fast schon besagten, trotz alledem sind wir zusammen, erklärte sie mit erhobener Stimme: »Ich hatte mich in einen Mann verliebt. Deshalb bin ich nicht nach Hause gekommen. Ich war bei diesem Mann. Ich hätte mein Leben für ihn hingegeben. Seinetwegen hätte ich euch im Stich gelassen. Aber er hat mich verlassen. Darum bin ich wieder mit euch zusammen. Ich hätte allein bleiben können, doch ich hatte Angst. Ich bin zurückgekehrt, um Schutz zu suchen. Ich fühlte mich wehrlos. Ich bitte euch nicht um Vergebung. Ich bitte euch, Kinder, daß ihr in eurem Alter allmählich versteht, daß das Leben nicht leicht ist, daß wir alle Fehler machen und die verletzen, die wir lieben, weil wir uns selbst lieber als alles andere haben, sogar als den Menschen, der uns einmal fasziniert hat. Wenn sich die Gelegenheit bietet, werdet ihr beide, Danton, Santiago, eher euren eigenen Weg als den gehen, den sich euer Vater oder ich für euch vorgestellt haben. Denkt an mich, wenn ihr es tut. Verzeiht mir.«

Es folgten keine Worte und keine Gefühlsäußerungen. Nur Maria de la O ließ an ihren vom Star getrübten Augen alte Erinnerungen vorbeiziehen, die eines Mädchens in einem Veracruza-ner Bordell und eines Herrn, der sie aus ihrer verzweifelten Lage rettete und in diese Familie brachte, sich über alle Rassen- und Klassenvorurteile und eine Moral hinwegsetzte, die unmoralisch war: Im Namen der Gebote des Anstands richtet sie das Leben zugrunde, anstatt neues Leben zu schenken.

Laura und Juan Francisco forderten sich gegenseitig zum Nachgeben auf, und die Jungen machten damit Schluß,

umher-zurennen, zu balgen und sich auf dem Boden zu wälzen – alles, um ihrer Mutter nicht ins Gesicht blicken zu müssen. Santiago schlief und lebte mit offener Schlafzimmertür, was seine Mutter als einen Akt der Freiheit und Aufrichtigkeit deutete, allerdings vielleicht auch als eine schuldhafte Rebellion: *Ich* habe nichts zu verbergen. Danton lachte ihn aus: »Welchen Schwachsinn hast du als nächstes vor, Brüderchen? Willst du dir etwa mitten auf der Straße einen runterholen?« – »Nein«, antwortete der ältere Bruder, »ich will damit nur sagen, daß wir allein zurechtkommen.« – »Wer, du und ich?« – »Das würde mir gefallen, Danton.« – »Na, ich komme auf jeden Fall allein zurecht, aber hinter verschlossenen Türen, sicher ist sicher. Sieh dir die ›Vea‹ an, meine Zeitschriftensammlung, wann immer du willst, lauter nackte, geile Weiber…«

So wie sich Laura nach ihrer Rückkehr im Spiegel betrachtete und so gut wie davon überzeugt war, daß sich ihr Gesicht nicht veränderte, wie viele Schicksalsschläge sie auch heimsuchen mochten, ebenso entdeckte sie, daß auch Santiago sein Gesicht studierte, vor allem in den Fenstern, und daß es schien, als überraschte er sich selbst, als entdeckte er ständig einen anderen, der mit ihm zusammen war. Aber vielleicht dachte auch nur seine Mutter so etwas. Santiago war kein Kind mehr, er war etwas Neues. Vor dem Spiegel bestätigte sich Laura, daß sie manchmal die Frau von früher, manchmal aber auch eine Unbekannte war, eine andere. Ob sich ihr Sohn genauso sah? Bald würde sie vierundvierzig.

Sie wagte es nicht einzutreten. Die offene Tür war eine

Einladung, auf eine eifersüchtige, paradoxe Weise jedoch auch ein Verbot. Sieh mich an, aber komm nicht herein. Er zeichnete. Mit einem runden Spiegel, um sich aus den Augenwinkeln zu beobachten und das Gesicht Santiagos zu schaffen – nicht zu kopieren, nicht nachzugestalten –, ein Gesicht, das seine Mutter sofort erkannte und sich einprägte, als sie das Selbstporträt ihres Sohnes sah: Die Zeichnung wurde zum wahren Gesicht, sie offenbarte es und zwang Laura zu der Feststellung, daß sie fort gewesen und zurückgekehrt war, ohne ihre Kinder eigentlich je richtig angesehen zu haben. Mit vollem Recht blickten sie ihr nicht ins Gesicht, liefen umher und entwischten, wo ihre Mutter ja auch für sie keinen Blick übrig hatte. Sie warfen ihr eher vor, daß sie sie nicht richtig ansah, als daß sie die Familie im Stich gelassen hatte: Sie wollten von ihr gesehen werden, und weil sie ihnen keinen Blick gönnte, entdeckte sich Santiago zuerst in einem Spiegel, der ihm die Blicke ersetzte, die er so gern von seinen Eltern, von seinem Bruder und der Gesellschaft erhalten hätte, einer Gesellschaft, die sich jungen Männern gegenüber stets feindselig verhielt, die mit ihren Zukunftserwartungen und ihrem Unwissen in sie einzudringen versuchte. Ein Porträt und dann ein Selbstporträt.

Und Danton entdeckte sich gewiß selbst in den leuchtenden Schaufenstern der Stadt.

Sie war zurückgekehrt, als wären sie nicht da und fühlten sich nicht vergessen, benachteiligt, sehnten sich nicht danach, ihr das mitzuteilen, woran Santiago gerade arbeitete: an einem Porträt, auf dem sie ihn wiedererkennen konnte, wenn sie nicht da war, einem Porträt, das der Junge

seiner Mutter hätte schicken können, wenn Laura, wie sie es sich gewünscht hatte, mit ihrem Spanier, ihrem »Hidalgo«, zusammengeblieben wäre.

»Sieh dir das an, Mutter. Das bin ich. Komm nicht wieder.«

Laura stellte sich vor, daß sie ihrem Sohn nie ein anderes Gesicht als das geben dürfte, das der Sohn ihr jetzt gab: die breite Stirn, bernsteinfarbene, weit auseinanderliegende Augen, die nicht so dunkel wie in Wirklichkeit waren, die geradlinige Nase, schmale, herausfordernde Lippen, glattes, wirres Haar von einem prächtigen, glänzenden Nußschalenbraun, das vibrierende Kinn – sogar auf dem Selbstporträt vibrierte das Kinn, das dem Gesicht entkommen wollte, wagemutig, aber allen Schlägen der Welt ausgesetzt war. Er war Santiago der Jüngere.

Mehrere Bücher standen ringsum aufgeschlagen da. Van Gogh und Egon Schiele.

»Wo hast du die her? Wer hat dir die gegeben?«

»Ich habe sie aus der Deutschen Buchhandlung in der Colo-nia Hipödromo.«

Laura wollte schon sagen, das liegt ihm im Blut, das deutsche Erbe ist bei ihm durchgebrochen, doch er kam ihr zuvor: »Mach dir keine Sorgen, das sind deutsche Juden, die nach Mexiko emigriert sind.«

»Gerade rechtzeitig.«

»Ja, Mama, gerade rechtzeitig.«

Sie beschrieb Santiagos Gesichtszüge, die sein Selbstporträt ihr vorstellte und veranschaulichte, war sich aber nicht der dichten Linien und des düsteren Lichts

bewußt, das es dem Betrachter erlaubte, in dieses auserwählte Gesicht einzudringen, als hätte der junge Künstler entdeckt, daß ein Gesicht den tragischen Zwang jedes Lebens, doch auch die mögliche Freiheit offenbarte, sich über Mißerfolge hinwegzusetzen. Laura betrachtete das Porträt ihres Sohns und dachte an Raquel Mendes-Alemâns Tragödie und an das Drama, das Jorge Maura mit ihr verband. Gab es einen Unterschied zwischen dem düsteren, unseligen Schicksal Raquels, das sie mit dem ganzen jüdischen Volk teilte, und der dramatischen, ehrenhaften, aber im Grunde zwecklosen Reaktion des spanischen Hidalgos Jorge Maura, der nach Havanna gefahren war, um Raquel zu retten, so wie er Pilar in Spanien hatte retten wollen? Santiago gab Laura mit seinem Selbstporträt eine Erklärung, eine Antwort, die sie beherzigen wollte. Man muß die Ereignisse mit Geduld aufnehmen. Man muß zulassen, daß das Leid auf seine Weise zur Erkenntnis wird. Warum kündigte das Selbstporträt ihres Sohns diese Gedanken an?

Dann glichen sie einander, er und sie. Santiago sah sie an und akzeptierte es als etwas Normales, daß sie ihn von der Schwelle des Schlafzimmers aus betrachtete.

Sie trennte die beiden Jungen nicht. Sie waren zu unterschiedlich. Santiago eignete sich alles an, Danton verwarf und überging, was ihm in die Quere kam und ihn störte, er konnte im Unterricht einen wichtigtuerischen Lehrer rettungslos lächerlich machen oder einen Mitschüler, der ihn ärgerte, in der Pause blutig schlagen. Trotzdem widersetzte sich Santiago den Regeln der Welt erfolgreicher, während Danton sie nach heftiger Abwehr

schließlich akzeptierte. Danton stand bei den Demonstrationen um Unabhängigkeit in vorderster Reihe, nicht nur während der Pubertät: »Ich bin groß, das ist mein Leben, nicht eures, ich komme nach Hause, wann ich will, ich bestimme über meine Zeit.« Und er kehrte betrunken heim, prügelte sich, holte sich einen Tripper und bat schamrot um Geld; er war freier, doch auch abhängiger. Er offenbarte sich, um leichter zu kapitulieren.

Santiago, noch in der Schule, fand eine Arbeit bei der Restaurierung der Fresken José Clémente Orozcos, danach schickte ihn Laura zu Frida und Diego, damit er dem Maler bei den Wandbildern half, die er im Nationalpalast begonnen hatte. Santiago übergab seiner Mutter gewissenhaft das verdiente Geld, wie ein Kind in einem Dickens-Roman, das in einer Gerberei ausgebeutet wird. Sie lachte und versprach, es allein für ihn aufzuheben.

»Das ist unser Geheimnis.«

»Hoffentlich ist es nicht das einzige«, antwortete Santiago und küßte seine Mutter ungestüm.

»Du liebst ihn mehr, weil er dir verziehen hat«, erklärte Danton frech, und Laura konnte sich nicht beherrschen und gab ihm eine Ohrfeige.

»Besser, ich halte den Mund«, sagte Danton.

Laura Dîaz hatte ihre Leidenschaft für und mit Jorge Maura verheimlicht, und nun beschloß sie, ihre Leidenschaft für und mit ihrem Sohn Santiago nicht zu verheimlichen, was wie eine unbewußte Kompensation für das Schweigen war, das die Liebe zu Maura umgeben hatte. Sie wollte nicht verleugnen, daß sie Santiago

gegenüber Danton vorzog. Sie wußte, daß so etwas aus konventioneller Sicht nicht annehmbar war. »Entweder sind alle Söhne oder alle Stiefsöhne.« Es machte ihr nichts aus. Sie war bei ihm, sah ihm zu, wenn er zu Hause arbeitete, fortging, frühzeitig heimkam, ihr das Geld übergab und von seinen Plänen erzählte, und so entwickelte sich tatsächlich eine Komplizenschaft zwischen Mutter und Sohn. Er hatte auch den bevorzugten Vornamen, der bedeutete, daß man ihn an die erste Stelle setzen mußte – diesen Platz nahm Santiago nun im Leben Lauras ein: den ersten Platz. Nachdem sich die Liebe zu Jorge Maura in Nichts aufgelöst hatte und Laura Dïaz vor ihrem eigenen Blick als einzigartige, unverwechselbare, unersetzliche, aber auch vergängliche und schließlich sterbliche Frau neu entstand, doch auch als die geliebte Frau, die leidenschaftliche Frau, die alles für einen Geliebten aufgeben würde, war es so, als würde die ganze Leidenschaft auf Santiago übertragen, nicht allein die Leidenschaft der Mutter für den Sohn, denn das war nur Liebe oder gar Bevorzugung, vielmehr wurde daraus auch die Leidenschaft des Jungen zu Leben und Schöpfung, die sich wiederum auch Laura zu eigen machte, unabhängig von sich selbst, frei von Eitelkeit vermittelte Santiago sie ihr.

Santiago, ihr Sohn, der zweite Santiago, war das, was er tat: Er liebte, was er tat, vermittelte, was er tat, machte rasch Fortschritte, eignete sich an, was er auf Reproduktionen in Büchern und Zeitschriften sah oder an den mexikanischen Wandgemälden studierte. Er entdeckte den anderen, der in ihm war, zusammen mit seiner Mutter.

Der Junge vibrierte in schöpferischen Vorahnungen, als er zunächst ein weißes Stück Papier und später eine Staffelei vor sich hatte, die ihm Laura zu seinem neunzehnten Geburtstag schenkte.

Er übertrug seine Vibrationen, bannte seine Gefühle auf die Leinwand, die er zu einem Teil seiner selbst machte, wie er auch die Gefühle dessen in seinen Bann zog, der ihm beim Arbeiten zusah. Er war ein hingebungsvoller Mensch.

Laura begann überschwenglich von den künstlerischen Vibrationen ihres Sohns zu zehren. Sie sah, wie er arbeitete und Fortschritte machte, ließ sich von seinen Vorahnungen anstecken, denn sie waren wie ein Fieber, das der Junge in seinem Inneren schürte. Trotzdem war er ein fröhlicher Junge. Er aß gern, wollte alle möglichen mexikanischen Leckerbissen haben und lud Laura zu yukatekischen Festessen im Circulo del Sureste an der Galle de Lucerna ein, wo es Papadzul gab, ein Gericht aus Kürbiskernen, Tomaten und Tortillas mit Eier- und Mandelsauce, oder auch die überwältigend süße neapolitanische Creme. Er lud sie in den Patio des Bellinghausen an der Calle de Londres ein, in derm es mit Avocadopüree übergossene Schmetterlingsraupen – Gusanos de Maguey – gab, ins Danubio an der Calle de Uruguay, um die »Callos de hacha« genannten Seemuscheln mit ein paar Tropfen Zitronensaft und dickflüssiger Chili-Sauce zu genießen, die Wohlgeruch verströmte und köstlicher war als alle anderen scharf gewürzten Speisen.

Ich bezahle, Mama, ich lade dich ein.

Der Blick Dantons verfolgte sie, die schlurfenden

Schritte Juan Franciscos in den alten Hausschuhen verfolgten sie, doch Laura Dïaz kümmerte sich nicht darum, das Zusammensein mit Santiago war für sie ganz einfach das Leben in diesem Jahr 1941, als sie zu ihrer Familie heimgekehrt war und, manchmal mit Schuldgefühlen, ihre Liebe zu Maura in der Liebe zu Santiago weiterbewahrte. Santiago der Zweite, in dem auch ihre Liebe zum ersten Santiago fortbestand, als gäbe es keine Macht im Himmel oder auf Erden, die ihr eine Ruhepause, die ihr die Einsamkeit auf zwingen könnte, und so war es nebensächlich, ob das Schuld oder Erlösung bedeutete. Nach ein paar Abenden auf dem Balkon, während derer sie den rauschenden Park und die erloschenen Vulkane betrachtete, ließ sich zwischen Bruder, Geliebtem und Sohn keine Kluft mehr wahrnehmen.

»Ich fahre nach Havanna und hole Raquel Mendes-Aleman heraus. Die Prinz Eugen durfte nicht in den Vereinigten Staaten anlegen, und die Kubaner tun, was die Amerikaner befehlen. Oder wenigstens das, von dem sie sich einbilden, daß es die Amerikaner wünschen. Das Schiff fährt zurück nach Deutschland. Da überlebt keiner von ihnen. Hitler hat den Demokratien wieder einmal eine Falle gestellt. Er hat ihnen gesagt: Selbstverständlich, passen Sie auf, ich schicke Ihnen ein Schiff voller Juden, geben Sie ihnen Asyl.‹ Jetzt wird er sagen: ›Sie sehen ja, Sie wollen sie nicht, und ich noch viel weniger, alle ab in die Gaskammer, und es ist Schluß mit dem Probleme Laura, wenn ich rechtzeitig komme, rette ich Raquel.«

»Schließen wir denn nie Frieden, Juan Francisco?«

»Was willst du noch von mir? Ich habe dich in meinem

Haus wieder aufgenommen und unseren Kindern gesagt, daß sie dich respektieren sollen.«

»Merkst du nicht, daß noch jemand in diesem Haus mit uns zusammenlebt?«

»Nein. Wer ist dieses Gespenst?«

»Zwei Gespenster. Du und ich. Wie wir früher waren.«

»Ich begreife das alles nicht. Beruhige dich, Frau. Was macht deine Arbeit?«

»Sie läuft gut. Die Riveras können nicht mit Papieren umgehen, sie brauchen jemanden, der ihnen ihre Briefe beantwortet, Dokumente ablegt, Verträge überprüft.«

»Sehr gut. Ich gratuliere. Aber kostet dich das nicht viel Zeit?«

»Ich bin dreimal in der Woche dort. Ich will mich gründlich um das Haus kümmern.«

Dieses »sehr gut« ihres Mannes sollte heißen: Es wurde auch allmählich Zeit. Doch Laura ging darüber hinweg. Manchmal dachte sie, ihn geheiratet zu haben, sei so ähnlich, als hielte sie dem Schicksal auch noch die andere Wange hin. Das machte etwas zu einer alltäglichen Wirklichkeit, das nach wie vor ein Rätsel für sie war und vielleicht immer bleiben sollte: das wahre Leben des Juan Francisco Lopez Greene, das so weit von ihr entfernt schien. Sie wollte ihn nicht laut fragen, was sie sich so oft selbst fragte: Was tat ihr Mann? Wo hatte er versagt? War er ein Held gewesen und hatte es satt bekommen, einer zu sein?

Später verstehst du das, sagte er.

Später verstehe ich das, wiederholte sie so lange, bis sie überzeugt war, daß der Satz von ihr stammte.

»Laura, ich bin müde. Ich bekomme ein gutes Gehalt von der CTM und vom Unionskongreß. Im Haus fehlt es an nichts. Wenn du dich um Diego und Frida kümmern willst, ist das deine Sache. Soll ich noch dazu wieder ein Held werden, wie 1908, wie 1917, im Haus des Weltarbeiters und in den Roten Bataillonen? Ich kann dir eine Liste mit den Helden der Revolution aufstellen. Man hat uns gerecht belohnt, von den Toten abgesehen.«

»Nein, ich will es endlich wissen. Warst du wirklich ein Held?«

Juan Francisco brach in gewaltiges Gelächter aus, er brüllte so, daß er Schleim ausspuckte.

»Es hat keine Helden gegeben, und wenn es welche gab, hat man sie ganz schnell umgebracht und ihnen Standbilder errichtet. Ungeheuer häßliche Standbilder, damit man nichts Falsches glaubt. In diesem Land ist sogar der Ruhm schäbig. Alle Denkmäler sind aus Kupfer, du brauchst bloß die dünne Vergoldung abzukratzen. Was erwartest du von mir? Warum respektierst du nicht einfach, und Schluß?«

»Ich gebe mir Mühe, dich zu verstehen, Juan Francisco. Wenn du mir schon nicht verrätst, woher du kommst, sag mir wenigstens, was du heute bist.«

»Ein Wächter. Ein Ordnungshüter. Ein Verwalter der Stabilität. Wir haben die Revolution gewonnen. Es war sehr schwer, Frieden und eine regelmäßige, friedliche Machtübergabe ohne Militärputsche zu erreichen, um Land verteilen, das Bildungswesen einrichten, Straßen bauen zu

können. Hältst du das für zuwenig? Soll ich etwa dagegen auftreten? Soll ich wie alle Unzufriedenen enden, wie Serrano und Arnulfo Gomez, Escobar und Saturnino Cedillo, der Philosoph Vasconcelos? Die haben es nicht einmal zum Helden gebracht, die haben sich bloß zu Tode geärgert. Was willst du von mir, Laura?«

Ich suche nach einem kleinen Spalt in deinem Panzer, damit ich dich lieben kann, Juan Francisco. So albern bin ich.

Da hast du dir den Richtigen ausgesucht. Das fehlte gerade noch!

Während Santiago malte, wollte sie dem Jungen erklären, daß sie von seinem künstlerischen Schwung begeistert sei. Dabei hatte sie die Erklärungen seines Vaters noch ganz frisch in Erinnerung.

»Diego benutzt dafür das Wort Elan. Er hat lange in Frankreich gelebt.«

Santiago malte gerade das schonungslose Bild eines Mannes und einer Frau, die beide nackt und voneinander getrennt dastanden und sich anblickten, einander mit dem Blick erforschten. Sie hielten die Arme verschränkt. Laura sagte, es sei sehr schwer, einander immer zu lieben, weil der Gemütszustand zweier Menschen beinahe nie übereinstimme, es gebe einen Moment der vollständigen Identifikation, der uns leidenschaftlich begeistere, ein Gleichgewicht, das leider bereits die Ankündigung sei, daß einer der beiden mit dem anderen brechen werde.

»Das mußt du verstehen, wenn es um deinen Vater und mich geht.«

»Du bist ihm nur zuvorgekommen, Mama. Du hast ihm klargemacht, daß du keine traurige Rolle spielen wolltest, die hast du ihm überlassen.«

Santiago machte seine Pinsel sauber und sah seine Mutter an.

Wie konnte ich einen so schwachen Mann im Stich lassen, sagte sich Laura, bevor sie energisch und schamhaft reagierte: Was man verändern muß, das sind die Spielregeln, sie wurden von Männern aufgestellt, für Männer *und* Frauen, die Männer erlassen Gesetze für beide Geschlechter, die Regeln des Mannes gelten gleichermaßen für das treue und häusliche Leben einer Frau wie für ihre untreue, ruhelose Seite: Die Frau ist immer schuld, im einen Fall, weil sie unterwürfig, im anderen, weil sie aufsässig ist; sie ist schuld wegen ihrer Treue, die das Leben wie in einem kalten Grab vorbeiziehen läßt, zusammen mit einem Mann, der sie nicht begehrt, oder sie ist wegen ihrer Untreue schuld, weil sie Lust bei einem anderen Mann sucht, genau wie der Ehemann diese Lust bei einer anderen Frau sucht, für sie ist das eine Sünde, für ihn eine Auszeichnung, er ist ein Don Juan, sie eine Hure. Um Himmels willen, Juan Francisco, warum hast du mich nicht in großem Stil betrogen, mit einer großen Liebe, sondern bloß mit den Flittchen deines Chefs, des Dickbauchs Morones? Warum hattest du keine Affäre mit einer so starken, mutigen Frau, stark und mutig wie Jorge Maura?

Juan Franciscos Beziehung zu Danton glich der Lauras zu Santiago: Es waren zwei Parteien. Der Alte – er war neunund-fünfzig geworden, aber er sah aus wie siebzig –

verzieh dem jüngeren Sohn alle Schwindeleien, gab ihm Geld und ließ ihn so Platz nehmen, daß sich beide ins Gesicht blickten, denn keiner von beiden machte den Mund auf, wenigstens nicht, solange Laura und Santiago, die Rivalen im Haus, dabei waren. Trotzdem ahnte die Mutter, daß Juan Francisco und Danton miteinander redeten. Die aus eigenem Willen stumme Maria de la O bestätigte das an einem Abend, an dem wieder einmal die tröstliche Balkonzeremonie, dieser die Familie vereinigende Ritus, stattfand. Es kam so, daß sich Maria de la O notgedrungen zwischen den Vater und den jüngeren Sohn setzen mußte, sie trennte die beiden, ohne dabei Laura aus den Augen zu lassen. Dann erst, als die alte, stets schwarzgekleidete Mulattin die Aufmerksamkeit Lauras ganz auf sich gezogen hatte, verdrehte sie schnell die Augen, als wäre sie ein dunkler Adler mit zweigeteiltem Blick, der gleichzeitig in zwei Richtungen sehen könnte, mehrmals blickte sie von Juan Francisco zu Danton und vom Sohn zum Vater und teilte Laura dadurch etwas mit, das möglicherweise bedeutete: Sie verstehen sich. Das wußte Laura schon. Oder: Sie sind einander gleich. Das ließ sich schwer begreifen: Der geschmeidige, lebenslustige, ungenierte Danton schien ganz das Gegenteil des bedächtigen, zurückhaltenden und kleinmütigen Juan Francisco. Worin bestand ihre Beziehung? Maria de la Os Intuition täuschte sie nur selten.

Eines Nachts, als Santiago neben einer neuerworbenen Staffelei, einem Geschenk Diego Riveras, eingeschlafen war, breitete Laura, der es erlaubt war, ihm beim Malen zuzusehen, eine Decke über ihn, rückte seinen Kopf

zurecht, so gut sie es vermochte, und strich ihm sanft über die breite Stirn. Als sie hinausging, hörte sie Lachen und Flüstern im ehelichen Schlafzimmer, sie trat ein, ohne zu klopfen, und entdeckte Juan Francisco und Danton, die mit übereinandergeschlagenen Beinen auf dem Boden saßen und eine ausgebreitete Landkarte des Staates Tabas-co studierten.

»Entschuldigung«, unterbrach Laura sie. »Es ist spät, und du hast morgen Unterricht, Danton.«

Der Junge lachte. »Meine beste Schule ist hier, bei meinem Papa.«

Sie hatten getrunken. Die Rumflasche der Marke Potrero war halbleer, und Juan Franciscos alkoholbedingte Schwerfälligkeit machte es ihm unmöglich, die ausgestreckte Hand von der Landkarte seines Heimatstaates zu lösen. »Ins Bett, junger Herr.«

»Oh, ödet mich das an. Wo wir's so toll hatten.« »Morgen bist du ganz hinüber, wenn du nicht schläfst.« »Toll, hinüber, carajo, als war's der Sohn von Avila Camacho«, trällerte Danton und verschwand.

Laura blickte ihren Mann und die Landkarte eindringlich an. »Worauf hast du den Finger gelegt?« fragte sie lächelnd. »Laß mal sehn. Macuspana. Ist das ein Zufall? Oder bedeutet dir der Ort etwas?«

»Ein Ort, der mitten im Urwald versteckt ist.« »Das kann ich mir vorstellen. Was bedeutet er für dich?« »Elzevir Almonte.«

Laura konnte nichts sagen. Schlagartig tauchte in ihrem Geist die Gestalt des Pueblaner Priesters wieder auf, der

eines Tages nach Catemaco gekommen war, um Intoleranz zu verbreiten, lächerliche moralische Beschränkungen durchzusetzen, Unschuldige im Beichtstuhl zu verwirren und dann eines schönen

Tages mit den Weihegeschenken für das Jesuskind von Zongoli-ca zu entfliehen.

»Elzevir Almonte«, wiederholte Laura wie in Trance und erinnerte sich an die Frage des Pfarrers während der Beichte: »Würde es dir gefallen, das Geschlecht deines Vaters zu sehen, Mädchen?«

»Er war nach Tabasco geflohen, hatte sich als Zivilist ausgegeben, natürlich, und niemand wußte, woher er sein Geld nahm. Einmal im Monat ging er nach Villahermosa, und am nächsten Tag bezahlte er auf einen Schlag alle seine Schulden. An dem Tag, als meine Mutter im Sterben lag, war kein einziger Pfarrer in der ganzen Gegend von Macuspana zu finden. Ich rannte durch die Straßen und schrie: ›Meine Mutter will beichten, sie will in den Himmel kommen, gibt es hier keinen Pater, der sie segnen kann?‹ Da verriet Almonte, daß er Priester war, und er hat meiner Mutter in ihrer letzten Stunde geistlichen Beistand gewährt. Nie vergesse ich das friedliche Gesicht, das meine liebe Alte gemacht hat. Als sie starb, dankte sie mir, daß ich sie in den Himmel schickte. Ich habe Pater Elzevir gefragt, warum er sich versteckte. Er erzählte es mir, und ich habe zu ihm gesagt: ›Es wird Zeit, daß Sie sich davon frei machen.‹ Ich nahm ihn mit nach Rio Blanco zum Streik. Er hat sich um die gekümmert, die von der Landpolizei verwundet wurden. Die Armee brachte zweihundert Leute um, Almonte hat alle und jeden einzelnen gesegnet. Das

konnten sie ihm nicht verbieten, obwohl sie es eilig hatten, die Leichen in offene Güterwagen zu laden und sie in Veracruz ins Meer zu kippen. Aber Pfarrer Elzevir war unverbesserlich. Er machte gemeinsame Sache mit Margarita Ramfrez, einer mutigen Arbeiterin, die hat den Fabrikladen in Brand gesteckt. Nun suchte man ihn aus doppeltem Grund. Die Kirche verfolgte ihn wegen seines Diebstahls in Catemaco und die Regierung wegen seiner Rebellion in Rio Blanco. Schließlich habe ich mich gefragt, wozu Priester gut sind: Alles, was Pater Elzevir machte, konnte man auch ohne die Kirche machen. Meine Mutter wäre mit oder ohne Segen gestorben. Porfirio Dïaz hatte seine Armee geschickt, um die Arbeiter von Rio Blanco zu töten, und er ließ sie ins Meer werfen, mit der Erlaubnis des Herrn Pfarrers oder ohne, und Margarita Ramîrez hatte ebenfalls keinen Pfarrer nötig, um den Laden anzuzünden. Ich habe mich aufrichtig gefragt, wofür zum Teufel die Kirche gut war, und als wollte Elzevir meine Zweifel bestätigen, hat er ganz schnell gezeigt, was in ihm steckte: Er ging nach Veracruz und erklärte, diese Sache in Rio Blanco sei eine anarchistische Verschwörung‹ gewesen. Er erschien in den Zeitungen zusammen mit dem amerikanischen Konsul und beglückwünschte die Regierung zu ihrem entschlossenen Durch-greifen‹. Alles, um sich seinen Diebstahl und seine Flucht aus Catemaco vergeben zu lassen. Er hatte den Verrat im Blut. Er benutzte mich, als er glaubte, daß wir gewinnen würden, und er verriet uns, sobald wir verloren hatten. Er wußte nicht, daß wir auf lange Sicht gewinnen würden. Damals fing ich an, die Kirche tief zu verachten, ja, sie zu hassen. Deshalb war ich

einverstanden, als Galles die Kirche verfolgte, und deshalb habe ich die Nonne Soriano ausgeliefert. Sie sind eine Plage, man muß unerbittlich mit ihnen sein.«

»Du hast ihnen also nichts zu verdanken?« »Doch, dem Pfarrer ja. Elzevir Almonte hat mir von deiner Familie erzählt. Er hat dich das hübscheste Mädchen von Veracruz genannt. Ich glaube, er hat dich begehrt. Er hat mir erzählt, wie du bei ihm gebeichtet hast, und es hat mich begeistert. So habe ich beschlossen, dich kennenzulernen, Laura. Ich bin nach Xalapa gekommen, um dich kennenzulernen.«

Juan Francisco faltete sorgfältig die Karte zusammen. Er hatte bereits den Pyjama an und legte sich ins Bett, ohne noch ein Wort zu sagen.

Sie konnte nicht schlafen, und sie dachte lange an die maßlose Selbstrechtfertigung, die ein Mensch empfinden mag, der sich auf altgewohnte Gefühle stützt, als hätte er den Schierlingsbecher des Lebens ganz ausgetrunken und ihm bliebe nichts weiter übrig, als sich hinzusetzen und auf den Tod zu warten. Muß man das Leiden verinnerlichen, um jemand zu werden? Es empfangen oder es suchen? Die Geschichte Pater Almontes, den sie als Flüchtling, mehr ein Schatten als ein Mann, in der Xalapaer Pension von *Mutti* Leticia gesehen hatte, wurde von Juai^ Francisco vielleicht eher als Leid und nicht so sehr als Sünde verstanden, ohne daß er es selbst merkte. Wer weiß, welch tiefreligiöse Wurzeln es in den Menschen und Familien dieses Landes gab, wer weiß, ob eine Empörung gegen die Religion nur eine weitere Möglichkeit war, religiös zu sein. Und die Revolution selbst, ihre patriotischen Zeremonien, ihre zivilen Heiligen und ihre kriegerischen Märtyrer,

waren sie nicht eine Art parallele, weltliche Kirche, und glaubte diese nicht ebenso zuversichtlich, das Heil zu bewahren und zu spenden, wie die römisch-apostolische Kirche, die seit der Conquista die Mexikaner erzogen, geschützt und ausgebeutet hatte – alles durcheinander? Aber nichts von alldem erklärte oder rechtfertigte schließlich den Verrat an einer Frau, die Asyl in einem Haus gefunden hatte, dem ihren, dem von Laura Dïaz.

Juan Francisco hatte keine Vergebung verdient. Er würde sterben – Laura schloß die Augen, um einzuschlafen –, ohne daß ihm seine Frau verziehen hätte. In jener Nacht fühlte sie sich eher als die Schwester Gloria Sorianos und nicht so sehr als die Frau Juan Francisco Lopez Greenes. Eher als Schwester und nicht als Ehefrau, eher als Schwe…

Sie wollte die Veränderung im Leben ihres Mannes, dieses energischen, hochherzigen Arbeitertribunen der Revolution, der zu einem zweitrangigen Politiker und Funktionär geworden war, so grübelte sie am Morgen weiter, nicht auf die Zwänge des bloßen Überlebens zurückführen. Vielleicht lieferte das Spiel von Vater und Sohn mit der Landkarte den Schlüssel zum Verständnis Juan Franciscos, der sich nicht allein durch die armselige Saga des Paters Almonte ergründen ließ, und Danton, der ein Geheimniskrämer sein konnte, war oft auch geschwätzig, sogar angeberisch, wenn es für seine Selbstachtung, seinen Ruf und seine Chancen vorteilhaft war. Nein, sie wolle nicht verheimlichen, welche Sympathien und Unterschiede es hier in ihrem Haus gebe, hier solle man fortan die Wahrheit sagen, wie sie es schon getan habe, als sie vor allen ein Beispiel gegeben habe, sie

habe ihrer Familie gebeichtet und dabei nicht deren Achtung verloren, sondern statt dessen mehr dazugewonnen.

Das sagte sie an jenem Wochenende zu Danton. »Ich war vollkommen aufrichtig, mein Sohn.«

»Du beichtest einem machtlosen Ehemann, einem schwulen Sohn, einem zweiten, der ein Säufer ist, und einer Tante, die in einem Bordell geboren wurde. O ja, wie mutig!«

Sie hatte ihn schon einmal geschlagen. Sie schwor, es nicht wieder zu tun.

»Was soll ich dir über meinen Vater erzählen? Wenn du mit ihm schlafen würdest, könntest du ihm all seine Geheimnisse entlocken. Habe mehr Mut, Mama. Das sage ich dir in aller Freundschaft.«

»Du bist ein kleiner Lump.«

»Nein, ich hoffe, den Grad eines großen Lumpen zu erwerben, das siehst du dann schon, Junge, wie Kiko Mendive sagt, guatschatschatscharatscha! «

Er machte einen Tanzschritt, zog die blau- und gelbgestreifte Krawatte fester und sagte: »Mach dir keine Sorgen, Mamacita, mein Bruder und ich kommen in der Welt allein zurecht, jeder auf seine Art. Das ist sonnenklar. Wir werden später keine Last für dich.«

Laura behielt ihren Zweifel für sich. Danton würde alle Hilfe der Welt brauchen, und weil die Welt keinem umsonst hilft, würde er dafür bezahlen müssen. Sie wurde von einer heftigen Abneigung gegen ihren jüngeren Sohn überwältigt und stellte sich überflüssige Fragen: Von wem

hat er das? Was liegt Juan Francisco im Blut? Denn von mir…

In Santiagos Leben begann eine fieberhafte Periode. Er vernachlässigte die Arbeit bei Rivera im Nationalpalast und machte aus dem Schlafzimmer in der Avenida Sonora ein Atelier voller provozierender Farben und Terpentin. Wenn man den Raum betrat, war es, als dringe man in einen barbarischen Wald aus Tannen, Kiefern, Lärchen und Terebinthen vor. Die Wände waren bekleckst wie eine konkave Fortsetzung der Leinwand, das Bett war mit einem Tuch bedeckt, das den liegenden Körper eines anderen Santiago verbarg, der schlief, während sein Zwillingsbruder, der Künstler, malte. Ein Vogelschwarm verdunkelte das Fenster, den ein derart unwiderstehlicher Ruf wie der Drang nach Süden zur Herbst-Tagundnachtgleiche hergelockt hatte. Beim Malen rezitierte Santiago laut, er selber wurde von so etwas wie einer Schwerkraft im Süden angezogen:

»Ein Zweig ward geboren, inselgleich,

ein Blatt nahm Schwertgestalt an,

eine Traube rundete ihre Substanz,

eine Wurzel senkte sich hinab in die Finsternis…

Es war die Morgenhelle der Leguan-Echse…«

Er deklamierte zusammenhanglose Dinge, während er malte: »Jeder Künstler ist ein gezähmtes Tier, ich bin ein wildes Tier.« Und das stimmte, er war ein Mann mit langer Mähne, einem kindlichen, jedoch spärlichen Bart, einer hohen, klaren, fieberhaft glühenden Stirn und Augen, die von solch leidenschaftlicher Liebe erfüllt waren, daß sie

Laura erschreckten. Sie entdeckte in ihrem Sohn einen vollkommen neuen Menschen, in ihm »waren eingezeichnet der Erde Initialen«, weil ihr Sohn Santiago der »junge Krieger aus Dunkelheit und Kupfer« des Großen Gesangs war, den Pablo Neruda, der größte Dichter Amerikas, soeben in Mexiko veröffentlicht hatte. Mutter und Sohn lasen ihn gemeinsam, und Laura dachte an die nächtlichen Feuer in Madrid, die Jorge Maura geschildert hatte, Neruda auf einem flammenden Dach unter den Bomben der faschistischen Luftwaffe, in einer europäischen Welt, die in den Zustand der elementaren Ode unseres fortwährend zerstörten und wiedererschaffenen Amerikas zurückgekehrt war, »tausend Jahre aus Luft, Monate, Wochen aus Luft«, »der erhabene Sitz des menschlichen Morgenrots, das höchste Gefäß, das die Stille barg: ein Leben aus Stein nach so vielen Leben«. Diese Worte nährten Leben und Werk ihres Sohns.

Sie wollte gerecht sein. Ihre beiden Söhne hatten sie an den Extremen überflügelt, Santiago wie Danton wuchsen an den Orten der Dämmerung auf, beide waren »hohe Gefäße« für die verheißungsvolle Stille zweier erwachender Leben. Bisher hatte sie sich die Menschen, die älter als sie oder ihre Zeitgenossen waren, als erkennbare Wesen vorgestellt. Ihre Söhne waren auf wunderbare und abenteuerliche Weise ein Mysterium. Sie fragte sich, ob sie selber irgendwann auf ihre Verwandten so undurchschaubar gewirkt hatte wie heute ihre Kinder auf sie. Vergebens suchte sie eine Erklärung bei denen, die sie verstand, bei Maria de la O, die wirklich an einem Extrem des Lebens gelebt hatte, an der Grenze der

Verlassenheit, in der es keine Nacht und keinen Tag gab, bei ihrem Mann Juan Francisco, von dem sie zunächst nur eine Legende, dann einen entwerteten Mythos und schließlich einen alten Groll kennengelernt hatte, der zusammen mit einer übervernünftigen Resignation fortbestand.

Ganz selbstverständlich und trotz alledem vertieften sich die Bündnisse zwischen Eltern und Kindern. »In jeder Familie gibt es Gravitationskräfte, die sich ebensowenig aufhalten lassen wie diejenigen, die zwischen den Gestirnen wirken, damit sie nicht herunterfallen«, hatte ihr Maura eines Tages erklärt, »gerade weil die einen von den anderen angezogen werden, sich gegenseitig stützen und sich unversehrt erhalten, trotz der beharrlichen, unaufhaltsamen Kraft eines sich ständig ausdehnenden Universums, und das gilt von seinem Ursprung (falls es je einen gab) bis zu seinem Ende (falls es eines geben wird).

Schwerkraft ist nicht mit freiem Fall gleichzusetzen, wie das Volk glaubt, Laura. Sie bedeutet Anziehung. Die Anziehung, die uns nicht nur vereint, sondern auch größer macht.«

Laura und Santiago stützten sich gegenseitig: Die künstlerischen Pläne des Sohns fanden ihren Widerhall in der moralischen Freimütigkeit der Mutter, und Lauras Fortsetzung ihrer gescheiterten Ehe ließ sich durch ihre schöpferische Gemeinschaft mit dem Sohn vollkommen rechtfertigen. Santiago sah in seiner Mutter die Entscheidung verkörpert, frei zu sein, die seinem eigenen Drang zu malen entsprach. Die Annäherung zwischen Juan Francisco und Danton hingegen stützte sich zuerst auf

einen gewissen männlichen Stolz des Vaters: Da war der lebenslustige, freie, großmäulige, liebestolle Sohn wie in den ungeheuer populären Filmen mit Jorge Negrete, die sich die beiden in den Kinos der Stadtmitte zusammen anschauten, etwa im soeben eröffneten Palacio Chino in der Galle de Iturbide, einem Mausoleum mit Pappmache-Pagoden, lächelnden Buddhas und Sternenhim-meln – einer conditio sine qua non für jede »Filmkathedrale« der damaligen Zeit –, wie dem Alameda und dem Colonial mit ihren Reminiszenzen an den Churriguerismus des Vizekönigreichs, dem Lindavista und dem Lido mit ihren Ambitionen, Hollywood nachzueifern und *streamlined* zu sein, wie es die Damen der guten Gesellschaft nannten, wenn sie von ihrer Ausstattung, ihren Autos und Küchen sprachen. Der Vater ermunterte seinen Sohn, sich auf äußerst zahlreiche Ehrenhändel, gewagte Reiterkunststücke, Kneipenschlägereien und Serenaden – die, beiden schmolzen dahin, wenn sie den feuchten Schlafzimmerblick Gloria Marins sahen – für die kleine Freundin einzulassen, eine Heilige, die zuvor zur lieben Jungfrau gebetet hatte, daß der Mann »fallen« solle. Selbst wenn ein Draufgänger aus Jalisco, ein *charro,* glaubte, daß er die Frau zu Fall brachte, fiel nämlich immer er ihren Kunstgriffen zum Opfer und mußte sich unter das Joch der Männer erobernden Jungfrauenschar beugen, einer Legion von Señoritas aus Guadalajara, die Esther Fernândez, Maria Luisa Zea oder Consuelito Frank hießen.

Danton wußte, daß sein Vater die Geschichten von Kneipen, Herausforderungen und Serenaden genießen würde, die auf Vorstadtebene die Heldentaten Jorge

Negretes, des »singenden Charros«, nachgestalteten. Im Gymnasium bestraften sie ihn für diese Eskapaden. Juan Francisco dagegen freute sich über sie, und sein Sohn fragte sich erstaunt, ob sein Vater den Abenteuern der eigenen Jugend nachtrauerte oder ob er sie durch den Sohn jetzt erst nachholte. Über seine persönliche Vergangenheit sprach Juan Francisco nie. Wenn Laura darauf vertraute, daß ihr Mann dem jüngeren Sohn das Geheimnis seiner Herkunft verraten würde, so geschah das nie, es gab einen geschützten Bereich in Lopez Greenes Leben, und zwar gerade den, in dem sich seine Persönlichkeit herausgebildet hatte: War er schon immer der anziehende, wortgewandte und tapfere Führer gewesen, den sie mit siebzehn im Casino von Xalapa kennengelernt hatte, oder gab es etwas vor dem Ruhm und nach ihm, eine Mißbilligung, die den zurückhaltenden, teilnahmslosen und furchtsamen Mann erklärte, den, der heute mit ihr zusammenlebte?

Juan Francisco belehrte seinen Lieblingssohn über die ruhmreiche Geschichte der Arbeiterbewegung und ihren Kampf gegen die Diktatur von Porfirio Dïaz. Schon 1867, als das Kaiserreich Maximilians zusammenbrach – »denk nur, das ist nicht viel mehr als ein halbes Jahrhundert her« –, hatte sich Juarez in der Hauptstadt gutorganisierten Anarchistengruppen gegenübergesehen, insgeheim waren sie zusammen mit den ungarischen, österreichischen, tschechischen und französischen Truppen eingedrungen, die den habsburgischen Erzherzog unterstützt hatten. Sie blieben, als die Franzosen abzogen und Maximilian auf Juârez' Befehl erschossen wurde. Sie hatten sich in sogenannten »Widerstandsgesellschaften« zusammenge-

schlossen, die vornehmlich aus Handwerkern bestanden. Schon 1870 wurde der Große Arbeiterverein Mexikos gegründet, danach, 1876, führte die bakunistische Geheimgruppe La Social den ersten allgemeinen Arbeiterkongreß der Republik Mexiko durch.

»Da siehst du, Junge, daß die mexikanische Arbeiterbewegung nicht erst gestern entstanden ist, obwohl sie gegen uralte koloniale Vorurteile ankämpfen mußte. Es nahm auch eine anarchistische Delegierte teil, Soledad Soria. Man wollte sie ausschließen, weil die Anwesenheit einer Frau die geltenden Regeln verletzte, wie man sagte. Der Kongreß hatte schließlich achtzig-tausend Mitglieder, stell dir das vor. Darauf kann man stolz sein. Dïaz hatte gute Gründe, als er mit der Unterdrückung anfing, die ihren Höhepunkt in der schrecklichen Strafaktion gegen unsere Mitkämpfer in Cananea erreichte. Don Porfirio begann gerade dort mit seinen Repressalien, weil die amerikanischen Konzerne, die die Kupfergesellschaft beherrschten, knapp hundert bewaffnete Männer aus Arizona herübergeschickt hatten, die Rangers, um das Leben und Eigentum der Amerikaner zu schützen. Es ist immer die alte Geschichte mit den Gringos: Sie besetzen ein Land, um Leben und Eigentum zu schützen. Und auch bei den Bergleuten war es das gleiche wie immer: der Achtstundentag, Löhne, Wohnungen, Schulen. Auch sie wollten ein Leben und Dinge besitzen. Man hat sie abgeschlachtet. Aber die Diktatur bekam dabei erste Risse, und die haben sich nie wieder geschlossen. Sie haben nicht damit gerechnet, daß ein einziger Riß ein ganzes Gebäude zum Einsturz bringen kann.«

Es begeisterte Juan Francisco, einen aufmerksamen Zuhörer zu haben, der zudem noch sein eigener Sohn war, wenn er an die heroischen Episoden der mexikanischen Arbeiterbewegung erinnerte, die ihren Höhepunkt im Streik der Textilarbeiter 1907 in Rio Blanco fanden, wo Yves Limantour, Dïaz' Finanzminister, die französischen Unternehmer unterstützte, um nicht von der Zensur genehmigte Bücher zu verbieten und Passierscheine für das Betreten und Verlassen der Fabrik zu verlangen, in denen man den Lebenslauf jedes Arbeiters und seine rebellische Haltung verzeichnete, als wäre die Fabrik ein anderes Land.

»Wieder war es eine Frau, sie hieß Margarita Romero, die den Marsch zum Fabrikladen anführte und ihn anzündete. Die Armee rückte an und ermordete zweihundert Arbeiter. Die Truppen konzentrierten sich in Veracruz, und dann bin ich gekommen und habe den Widerstand organisiert…«

»Und vorher, Papa?«

»Ich glaube, meine Geschichte beginnt mit der Revolution. Vorher hatte ich keine eigene Biographie, Sohn.«

Er nahm Danton mit in die Büros der CTM; dort, in einem Kämmerchen, erhielt Juan Francisco häufig Anrufe, die immer mit einem »Jawohl!«, »Wie Sie meinen«, »Sie bestimmen, Señor« endeten, und danach ging Juan Francisco in den Kongreß, um die Anweisungen des Präsidialamtes und der Ministerien an die Abgeordneten der Arbeiterbewegung weiterzugeben.

Damit brachte er den Tag zu. Doch auf den Wegen vom Büro des Gewerkschaftsverbandes zum Parlament und zurück ins Büro entdeckte Danton eine Welt, die ihm nicht gefiel. Alles wirkte wie ein großer Jahrmarkt geheimer Absprachen, wie ein Ballett von Vereinbarungen, die von oben, von den wirklichen Machtinstanzen, diktiert und unten, im Kongreß und in den Gewerkschaften, mechanisch nachgebetet wurden, ohne daß man darüber diskutierte oder sie anzweifelte, vielmehr geschah das alles in einem nicht enden wollenden Reigen von Umarmungen, Schulterklopfen, ins Ohr geflüsterten Geheimnissen, versiegelten Briefumschlägen, gelegentlichen Lachsalven, ordinären Ausdrücken, die offenkundig bezweckten, die beeinträchtigte Mannesehre der Funktionäre und Abgeordneten zu retten, immer neuen Einladungen zu Festessen, die ihren Höhepunkt um Mitternacht im Haus von La Bandida finden mochten, verständnisinnigem Augenzwinkern bei Fragen, die mit Sex und Zaster zu tun hatten, und Juan Francisco bewegte sich zwischen ihnen allen im Kreis. »Das sind Anweisungen…«

»Das ist am zweckmäßigsten…«

»Natürlich ist das Gemeindeland, aber die Strandhotels versorgen die ganze Gemeinde mit Arbeit…«

»Das Krankenhaus, die Schule, die Straße, das alles erschließt Ihr Gebiet besser, Herr Abgeordneter, vor allem die Straße, die an Ihrem Land vorbeiführt…«

»Also, ich weiß ja, daß es eine komische Idee der Señora ist, wir tun ihr den Gefallen, was verlieren wir dabei? Der Herr Minister wird uns zeitlebens dafür dankbar sein…«

»Nein, es ist in höherem Interesse, diesen Streik zu beenden. Damit ist Schluß, verstehen Sie mich? Auf gesetzlichem Weg und durch ein Schlichtungsverfahren, ohne Streit, kann man alles erreichen. Bedenken Sie, Herr Abgeordneter, die Daseinsberechtigung der Regierung besteht darin, daß es Stabilität und sozialen Frieden in Mexiko gibt. *Das* ist heute revolutionär.«

»Ich weiß, daß euch Präsident Cârdenas eine Genossenschaft versprochen hat, Companeros. Und die kriegen wir auch. Es ist nur so, daß die Produktionsbedingungen eine starke Führung verlangen, die auf nationaler Ebene mit der CTM und der Partei der Mexikanischen Revolution verbunden ist. Sonst, Genossen, geratet ihr wieder in die Fänge der Pfaffen und Latifundisten, wie immer.«

»Habt Vertrauen.«

Wollte er denn nicht ein Büro beantragen, das ein bißchen großartiger war?

»Nein«, antwortete Juan Francisco auf Dantöns Frage, »so ein bescheidener Raum ist genau der richtige für mich, in dem kann ich besser arbeiten. Damit beleidige ich keinen.«

»Aber ich glaube, die Moneten sind dazu da, um damit Eindruck zu machen.«

»Dann werde Börsenmakler oder Unternehmer, denen verzeiht man alles.«

»Warum?«

»Sie schaffen Arbeitsplätze. So lautet die Formel.«

»Und du?«

»Wir alle müssen eine Rolle spielen. Das ist das Gesetz der Welt. Welche Rolle gefällt dir, mein Sohn? Politiker, Unternehmer, Journalist, Offizier…?«

»Keine, Vater.«

»Was willst du dann tun?«

»Was für mich am besten ist.«

## *XVI. Chapultepec-Polanco: 1947*

Während Miguel Alemân im Dezember 1946 das Amt des Präsidenten übernahm, kam es im Haus an der Avenida Sonora zu einem erstaunlichen Ereignis. Tante Maria de la O fand die Sprache wieder. »Er ist ein Veracruzaner«, sagte sie über den neuen, jungen und stattlichen Staatschef, den ersten Zivilisten, der nach den vielen Militärs Präsident wurde, die sich an der Macht abgelöst hatten. Alle, Laura Dïaz und Juan Francisco, Santiago und Danton, waren verblüfft, doch damit endeten die Überraschungen längst noch nicht, für die das Tantchen sorgte, denn ohne jeden ersichtlichen Grund fing sie an, trotz der geschwollenen Knöchel ständig La Bamba zu tanzen.

»Alter schützt vor Torheit nicht«, spottete Danton.

Schließlich, zu Anfang des nächsten Jahres, gab Maria de la O ihre sensationelle Neuigkeit bekannt.

»Schluß mit dem Trübsinn. Ich gehe nach Veracruz. Ein alter Freund aus dem Hafen hat mir vorgeschlagen, daß wir heiraten. Er ist in meinem Alter, wenn ich auch nicht weiß, wie alt ich bin, weil meine Mama mich nicht hat registrieren lassen. Ich sollte schnell groß werden, damit ich bei ihrem lustigen Leben mitmachen konnte. Die alte Ziege, hoffentlich schmort sie in der Hölle. Für mich steht allein fest, daß Matias Matadamas, so heißt mein Verehrer, den Danzôn wie ein Engel tanzt und mir versprochen hat, mich zweimal in der Woche zum Tanzen auf den Hauptplatz mitzunehmen, mitten unter die Leute dort.«

»Niemand heißt ›Matïas Matadamas‹ – ›Damentöter‹«, erklärte der Spielverderber Danton.

»Rotznase«, widersprach das Tantchen. »Der heilige Matthias ist der letzte Apostel, der nach der Kreuzigung an die Stelle des Verräters Judas getreten ist, damit das Dutzend wieder voll war. Damit du's weißt.«

»Apostel und Verlobter, wenn's Matthäi am letzten ist.«

Danton lachte. »Als wäre Jesus ein Hausierer, der die Heiligen im Dutzend billiger verkauft.«

»Du wirst schon erleben, ob die letzte Stunde nicht manchmal die erste ist, du Ungläubiger«, schimpfte Maria de la O, die eigentlich nicht zum Schimpfen, sondern zum Tanzen aufgelegt war. »Ich sehe mich schon, wie ich mich an ihn drücke«, erzählte sie mit gefühlvoller, träumerischer Miene weiter, »Wange an Wange, wie wir auf einem Ziegelstein tanzen, denn so muß man den Danzön tanzen, dabei bewegt man den Körper fast überhaupt nicht, bloß die Füße, in einem langsamen, wonnevollen, aufreizenden Rhythmus. He, Familie, jetzt fängt das Leben an!«

Niemand konnte sich das Wunder erklären, das mit Tante Maria de la O geschehen war, und niemand konnte sie an ihrer Absicht hindern, nicht einmal zum Zug durfte man sie begleiten, und noch viel weniger nach Veracruz.

»Er ist *mein* Bräutigam. Es ist *mein* Leben. Und *meine* Stunde. Ich habe es endgültig satt, bei anderen das Gnadenbrot zu essen. Bis zum Grab gibt's für mich bloß noch karibische Lebensfreude und durchtanzte Nächte. ›Es ist schon mal wer beim Karten-mischen gestorben!‹ Zum Teufel damit! Ich nicht!«

Mit diesen Worten, einem durchaus nicht ungewöhnlichen Beispiel, wie die Alten ihrer Zunge freien Lauf lassen können, wenn sie nichts mehr zu verlieren haben, stieg Maria de la O erleichtert und verjüngt in den Interoceänico. Ein Wunder.

Obwohl nun der Stuhl des Tantchens leer blieb, hielt Laura Dîaz an der abendlichen Zeremonie fest, sich auf den Balkon zu setzen und dem Verkehr zuzusehen. Die Stadt hatte sich unter General Avila Camacho bis zur Machtübernahme durch den Anwalt Alemân äußerlich wenig verändert, allerdings war Mexico-Stadt während des Krieges zu einem lateinamerikanischen Lissabon geworden (einem Casablanca mit Feigenkakteen, würde der unverbesserliche Orlando sagen), einem Zufluchtsort etlicher Männer und Frauen, die sich aus dem europäischen Konflikt retten wollten. An spanischen Republikanern kamen insgesamt zweihunderttausend, und Laura sagte sich, daß sich Jorge  Maura nicht vergebens bemüht hatte. Unter ihnen waren die Größen der spanischen Intelligenz, was einen schrecklichen Aderlaß für die schändliche Franco-Diktatur bedeutete, gleichzeitig jedoch eine großartige Verstärkung des akademischen, literarischen,

künstlerischen und wissenschaftlichen Lebens Mexikos. Gleichsam als Dank für die Gastfreundschaft führten die spanischen Republikaner eine kulturelle Erneuerung Mexikos herbei und gaben dem Land jenen Universalismus, der eine Kultur vor den nationalistischen Viren bewahrt.

Dort in der Stadt, auf die Laura vom Balkon sah, lebte bescheiden in einer winzigen Wohnung an der Galle de

Lerma, der große Lyriker Emilio Prados mit seiner Blindenbrille und angegrauter, wirrer Haarmähne. Prados hatte in seinen Gedichten über den »verfolgten Leib« bereits »Flucht« und »Ankunft« vorausgesehen. Laura lernte diese Gedichte auswendig und las sie Santiago vor. Der Dichter wollte fliehen, wie er sagte. »Ich bin es müde, mich im Geäst zu verstecken… Ich bin dieser Wunde müde. Da sind Grenzen«, las Laura mit lauter Stimme und hörte Jorge Maura aus der Ferne, als wäre Dichtung die einzige Form zeitgemäßer Wahrhaftigkeit, die der ewige Gott seinen armen sterblichen Geschöpfen vergönnte. Emilio Prados, Jorge Maura, Laura Dïaz, und vielleicht auch Santiago Löpez-Dïaz, der ihrem Vortrag zuhörte, sie alle wollten ankommen: »mit meinem starren Leib… der sich bewegt gleich einem wasserlosen Fluß, aufrecht geht er durch einen Traum, mit fünf spitzen, in die Brust gerammten Flammen«.

Elegant wie ein englischer Flaneur wanderte auch Luis Cernuda dort draußen umher, mit seinen *Hound's-tooth-Jacken* und seinen *Duke-of-Windsor-Krawatten,* seinem geglätteten Haar und seinem Oberlippenbärtchen eines französischen Filmliebhabers. Er schenkte der Stadt die schönsten Liebesgedichte der spanischen Sprache. Santiago las sie seiner Mutter vor, fieberhaft eilte er von einem Gedicht zum anderen, ohne ein einziges zu beenden, immer auf der Suche nach der vollkommenen Zeile, unvergeßlichen Worten:

»Welch ein trauriges Geräusch machen zwei Leiber, die sich lieben. Könnte er seinen Leib hinabstürzen, einzig die Wahrheit seiner Liebe zurücklassend… Freiheit kenne ich

nicht, nur die Freiheit, Gefangener in einem Menschen zu sein… Ich küßte seine Spur…«

Luis Buñuel kam mit vierzig Dollar in der Tasche aus New York nach Mexiko, ihn hatten die Klatschgeschichten und Verleumdungen seines einstigen Gefährten Salvador Dali vertrieben, der zu »gierig auf Dollars« geworden war. Jorge Maura hatte Laura Dïaz auf Buñuel aufmerksam gemacht, ihr seinen Film über die spanische Region Las Hurdes gezeigt, deren Leid und Einsamkeit unerträglich waren; die Republik hatte den Film zensiert.

In der Galle de Amazonas lebte Don Manuel Pedroso, der ehemalige Rektor der Universität Sevilla, von Erstausgaben Hobbes', Machiavellis und Rousseaus umgeben, inmitten seiner Schüler. Ein Kommilitone aus der Juristischen Fakultät nahm Danton zu einer dieser Tertulias mit, und als sie über den Paseo de la Reforma liefen, weil sie im Bellinghausen an der Galle de Londres zu Abend essen wollten, sagte er: »Er ist ein faszinierender alter Herr. Aber seine Ideen sind utopisch. Diesen Weg gehe ich nicht.«

Am Nebentisch im Bellinghausen aß Max Aub zusammen mit anderen emigrierten Schriftstellern. Er war ein kleingewachsener, konzentriert wirkender Mann mit lockigem Haar und gewaltiger Stirn, Augen, die sich am Grund eines gläsernen Bassins verirrt zu haben schienen, und einer Miene, in der sich Zorn und Lächeln wie die beiden Seiten einer Medaille nicht voneinander trennen ließen. Während des Kriegs hatte Aub an den Abenteuern André Malraux' teilgenommen und Franco einen »wahrhaftigen Tod« vorausgesagt, der nicht mit irgendeinem

Kalenderdatum übereinstimmen würde, weil er mehr als überraschend käme, der Tod des Diktators werde dem Diktator selbst unbekannt bleiben.

»Meine Mama kennt ihn«, sagte Danton zu seinem Kommilitonen. »Sie kommt viel mit Intellektuellen zusammen, weil sie bei Diego Rivera und Frida Kahlo arbeitet.«

»Und weil sie die Freundin eines kommunistischen spanischen Spions war«, sagte Dantons Kommilitone, und das war das letzte, was er sagte, denn der Sohn von Laura Dïaz brach ihm mit einem Schlag die Nase, die Stühle stürzten um, Gläser und Terrinen ergossen sich über die Tischtücher, und Danton wich wütend vor den Kellnern zurück und verließ das Restaurant.

Doch in diesem Mexiko vor Laura Dïaz' Balkon füllte auch Manolete die Stierkampfarenen. Er war Franquist, in Wirklichkeit aber eine postume Ausgeburt El Grecos: Der hagere, trübsinnige, stilisierte Manuel Rodrîguez »Manolete« kämpfte unerschütterlich und kerzengerade von vorn. Er und Pepe Luis Vaz-quez machten sich gegenseitig den Triumph streitig, erfuhr Danton von Juan Francisco, als Vater und Sohn die neue Plaza Monumental besuchten und sich unter sechzigtausend Stierkampf-liebhaber mischten, nur um Manolete zu sehen. Pepe Luis war der orthodoxe Sevillaner und Manolete der abweich-lerische Corduaner, der die klassischen Gesetze mißachtete und das rote Tuch nicht allein vorstreckte, um ihn zu beherrschen und zum Kampf herauszufordern, sondern sich ihm selbst stellte, der den Stier reizte, täuschte und beherrschte, ohne sich von der Stelle zu rühren, und so

setzte er sich der Gefahr aus, daß der Stier gegen ihn selbst, den Torero, anstürmte. Und wenn der Stier den unbeweglichen Stierkämpfer angriff, schrie die ganze Arena vor Angst, hielt den Atem an und brach in ein triumphierendes »Ole!« aus, sobald der wunderbare Manolete die Spannung mit einem überaus langsamen Degenstoß löste und den Stahl in den Leib des Stiers rammte. »Hast du gesehen?« fragte Juan Francisco seinen Sohn, als sie in der dicht zusammengedrängten Menge die Arena verließen und dabei durch lange, die Plaza wie eine Bienenwabe durchziehende Gänge liefen. »Hast du gesehen? Er ist die ganze Zeit nicht zurückgewichen, er hat den Stier von unten heraus beherrscht, während uns allen das Herz stehengeblieben ist!« Doch Danton hatte nur eines behalten: Stier und Stierkämpfer blickten einander ins Gesicht; zwei Gesichter des Todes. Nur scheinbar starb der Stier, und der Stierkämpfer überlebte. In Wahrheit war der Torero sterblich und der Stier unsterblich, der Stier lebte weiter und weiter und weiter, kam wieder und immer wieder heraus, einmal und noch einmal, von der Sonne geblendet, auf den vom Blut eines einzigen unsterblichen Stiers besudelten Sand, der eine Generation sterblicher Toreros nach der anderen vorbeiziehen sah. Wann würde Manolete sterben, in welcher Arena würde er den Tod finden, den er nur scheinbar jedem Stier brachte, wie würde der Stier heißen, der Manuel Rodrîguez »Manolete« den Tod bringen würde, wo wartete er auf ihn?

»Manolete verzaubert den Stier«, sagte Juan Francisco melancholisch. Allein mit seinem Sohn Danton aß er im El Parador nach der Corrida zu Abend.

Sein Sohn wollte die Lektion jenes Nachmittags geheimhalten: Sieg und Ruhm sind vergänglich, wir müssen einen Stier nach dem anderen töten, um unsere eigene Niederlage hinauszuzögern, den Tag, an dem unser Stier uns tötet. Alle Tage, die unser Leben dauert, müssen wir ihm Ohr und Schwanz abschneiden und über ihn triumphieren…

»Es heißt, die Leute verkaufen sogar ihre Autos und ihre Betten, um sich Eintrittskarten für die Arena leisten zu können und Manolete zu sehen. Ob das stimmt?« fragte Danton.

»Zum erstenmal gibt es wöchentlich drei Corridas auf der Plaza«, erklärte Juan Francisco. »Das hat bestimmt seinen Grund.«

Der galante Torero frequentierte die Zentren des Nachtlebens der neuen kosmopolitischen Stadt – das Casanova, das.Minuit und das Sans Souci, zusammen mit Fernanda Montel, einer Frau von Walkürengröße, die die Tiefe ihres Dekolletes durch die Höhe ihrer Frisuren ausglich, wahrhaftige Türme in blauen, grünen und rosa Farbtönen.

In Coyoacân führte der entthronte rumänische König Carol seine Pudel spazieren, er hatte einen Schnurrbart wie eine Regenwolke, Austernaugen und ein zurückweichendes Kinn, und er war mit seiner Geliebten Magda Lupescu zusammen, die sich mehr um ihre Silberfüchse als um ihren König im Exil kümmerte. An einem Tisch des Giro's im Hotel Reforma entwarf Carmen Cortina mit ihren alten Bundesgenossen – der Schauspielerin Andrea Negrete, dem Dickarsch del Rosal und der englischen Malerin

Felicity Smith – Schlachtpläne, um die ganze internationale Fauna zusammenzutrommeln, die mit der Flut des Krieges nach Mexiko gekommen war. »Gott segne dich, Adolf Hitler!« flüsterte die Gastgeberin Cortina seufzend ihrer Gruppe zu, die nicht weit vom Chef des Ciro's saß, einem Zwerg mit Krawattennadel, der A.C. Blumenthal hieß und Strohmann des Hollywoodgangsters »Bugsy« Siegel war, dessen abgelegte Geliebte Virginia Hill – deren zitterndes Kinn und ausgeblichenes Haar jenen plötzlichen Trübsinn bezeugten, der manche Frauen aus Los Angeles befällt – einen Martini nach dem anderen trank, wie sie auch der Romancier John Steinbeck mit seinen Gordon's-Gin-Augen voller verlorener Schlachten seinem abgerichteten Krokodil mit einer Saugflasche einflößte. Er war für die Verfilmung seines Romans »Die Perle« nach Mexiko gekommen und übertrumpfte die prahlerischen Kühnheiten des Regisseurs Emilio »El Indio« Fernândez noch, der gern all die mit der Waffe in der Hand bedrohte, die nicht mit seinen Drehbuchideen einverstanden waren, und der in die Schauspielerin Olivia de Havilland verliebt war: Ihr zu Ehren hatte er der Straße, in der er wohnte, den Namen »Dulce Olivia« gegeben, er wohnte in einem Schloß, das sich »El Indio« mit den Gagen seiner Erfolgsfilme hatte bauen lassen – »Flor Silvestre«, »Maria Can-delaria«, »Enamorada«…

Laura Dïaz mußte ins Ciro's, weil Diego Rivera dort gerade eine Reihe von Frauenakten malte, inspiriert von seiner meteorhaften Liebe zu der Schauspielerin Paulette Goddard, einer intelligenten, ehrgeizigen Frau, die nur mit Laura sprach, um Diego demonstrativ nicht zu beachten

und so zu reizen, während Laura mit einer Ironie, die so sanft war wie der Name jener Straße, in der »El Indio« wohnte, die zusammengeströmten Leute betrachtete, die sie seit fünfzehn Jahren nicht mehr gesehen hatte: Carmen Cortina und die Satelliten, die ihren Tisch aufsuchten und wieder verließen, wie den Maler Tizoc Ambriz aus Guadalajara, der sich hartnäckig, obwohl er längst die Fünfzig erreicht hatte, als Eisenbahner kleidete. Die unauslöschliche Spur der Zeit war allen Gesichtern eingeprägt, die in ihren Ambitionen unverwundbar blieben, in Wirklichkeit aber zerfressen waren wie ein Pantheon aus Wachsfiguren: Die »Bunte Kuh« Andrea war äußerst dick, der ehemals dicke und rotwangige Spanier Onomastico Galan war zusammengeschrumpft und runzlig wie ein benutztes Kondom, der britische Maler James Saxon ähnelte in seiner Gesamterscheinung immer mehr dem Haus Windsor, und seine alte Gefährtin aus Xalapa, Elizabeth Dupont-ex-Caraza, war schlaff wie eine Mumie, ihre eine Hand zitterte hartnäckig, während sie mit der anderen die Hand eines jungen, braunhäutigen, schnurrbärtigen Mannes drückte, der den unerschütterlichen Eindruck eines Zuhälters machte.

Jemand berührte Lauras Schulter. Sie erkannte Laura Rivière, die Geliebte des Artemio Cruz, die die vergangenen fünfzehn Jahre siegreich überstanden hatte, was sie einer eleganten, funkelnden Schönheit verdankte, die sich in ihrem melancholischen, zärtlichen, nie alternden Blick verdichtete.

»Besuche mich, wann du willst. Warum hast du mich nie besucht?«

Und da trat mit einem Homburg in der Hand Orlando ein, Orlando Ximénez, und Laura verlor jedes Zeitmaß und konnte in seinem Gesicht nur das gleiche jugendliche Gesicht wie bei den Bällen auf der Hazienda San Cayetano vor bereits dreißig Jahren sehen. Sein Bild betäubte sie, das Bild jenes jungen Mannes, der sie auf den nach nächtlichen Orangenbäumen und schlafenden Kaffeeplantagen duftenden Terrassen umworben hatte. Sie bat um Entschuldigung und lief davon.

»Schwerkraft ist kein freier Fall, sie bedeutet Annäherung, gegenseitige Annäherung«, sagte Laura zu ihrem Sohn Danton, der, seit er seinen Vater ins CTM und auch ins Abgeordnetenhaus begleitet hatte, überzeugt war, daß das nichts für ihn war: »Papa hat recht, aber was ist dann meine Sache?« Auch er betrachtete vom Balkon aus den Bosque de Chapultepec und wußte, hinter dem Park lagen Las Lomas de Chapultepec, und dort lebten die Reichen, die neuen oder alten, darauf kam es ihm nicht an, aber dort baute man die neuen Villen mit Garagen für drei Autos und Innenausstattungen, die Pani und Paco – der von La Granja – entworfen hatten, mit Swimmingpools und Rasenflächen für *Gardenparties* und »aufsehenerregende Hochzeitsfeste« mit Kleidern von Valdés Peza und kleinen Hüten von Henri de Châtillon, bei Matsumoto bestellten Blumen und von Mayita ausgerichteten Banketten.

Wie konnte jemand, der schlicht und einfach arm war wie er, der weder ein altes noch ein neues Vermögen hatte, dorthin gelangen? Denn das hatte sich Danton Lopez Dïaz vorgenommen, als er über die bescheidenen Vorschläge seines Vaters nachdachte: Sollte er Politiker, Unternehmer,

Journalist, Offizier werden? Danton entschloß sich, sein Schicksal in die eigene Hand zu nehmen, sein eigenes Vermögens zu machen, und weil es in Mexiko schwer war, ohne Geld in die höhere Klasse aufzusteigen, blieb dem jungen Jurastudenten kein anderer Ausweg, als sich eine sichere Methode auszudenken, an welches zu kommen. Er brauchte nur die Gesellschaftsnachrichten in den Zeitschriften durchzusehen, um festzustellen, welchen Unterschied Geld machte. Es gab die neue revolutionäre Gesellschaft, die reiche, die in Las Lomas lebte, die unbeständig, aber kühn war, braun-

häutig, mit gepudertem Gesicht und die schamlos mit ihrem rechtmäßig oder unrechtmäßig, in jedem Fall erst vor kurzem erworbenen Besitz glänzte: dunkelhäutige Männer – Militärs, Politiker, Unternehmer –, die mit hellhäutigen Frauen – mittellosen und leidgeprüften Kreolinnen – verheiratet waren. Bei ihrem bewaffneten Marsch vom Norden herab hatten die Revolutionäre die hübschesten jungfräulichen Blumen aus Hermosillo und Culiacân, Torreön und San Luis, Zacatecas und El Bajïo gepflückt. Die Mütter ihrer Kinder. Die Vestalinnen ihrer Heimstätten. Die sich schicksalsergeben mit den Liebschaften ihrer mächtigen Sultane abfanden.

Und es gab die alte aristokratische, verarmte Gesellschaft, die in den Straßen mit den Namen europäischer Städte zwischen Insurgentes und Reforma lebte. Diese Leute bewohnten kleine, aber elegante, um 1918, 1920 erbaute, zweigeschossige Häuser mit Steinfassaden, Balkon und Kutschenschuppen, zur Straße gehender Beletage, wo man Reminiszenzen der Vergangenheit

entdecken konnte, Gemälde und Porträts, eingerahmte, auf Samt gebettete Medaillen, Nippes und mit Patina überzogene Spiegel und, hinter dem Empfangssaal, die geheimnisumwitterten Schlafzimmer, das unbekannte Alltagsleben ehemaliger Besitzer von Haziendas, die so groß wie Belgien waren und die ihnen Za-pata, Villa und Cärdenas weggenommen hatten: Wo badeten sie, wie kochten sie, wie überlebten sie nach dem Zusammenbruch ihrer Welt?

Wie beteten sie? Das war deutlich zu sehen. Jeden Sonntag kurz vor ein Uhr gingen die Jungen und Mädchen der guten Gesellschaft zur Messe in der La-Votiva-Kirche an der Ecke von Génova und Reforma. Nach der Zeremonie kamen die jungen Leute im baumbestandenen Abschnitt des Paseo zusammen, sie schwatzten, kokettierten und überlegten, wo sie essen sollten. Wo? Irn El Parador von José Luis, gleich um die Ecke in der Galle de Niza? Im 1-2-3 von Luisito Munoz, in der Galle de Liverpool? Im Jockey Club, im Hipodromo de las Américas? Oder bei einem von jenen Typen mit den pittoresken, vertraulichen Namen: El Regalito, La Bebesa, La Bola, La Nena, La Rana, El Palillo, El Chapetes, El Buzo, El Gato? In Mexiko waren nur die Aristokraten und die Ganoven mit ihren Spitznamen bekannt. Wie hieß eigentlich der Räuber, der Dantöns Urgroßmutter mit einem Machetenhieb die Finger abgeschnitten hatte? Der Protz von, von wo?

Danton erkundete das Terrain, stellte Berechnungen an und beschloß, dort zu beginnen: bei der Ein-Uhr-Messe in der weißblauen La-Votiva-Kirche, die maurisch war wie eine reuevolle Moschee.

Beim erstenmal drehte sich niemand nach ihm um. Beim zweitenmal blickten sie ihn erstaunt an. Beim drittenmal kam ein blonder, schlanker junger Mann zu ihm und fragte, wer er sei.

»Ich bin Lopez.«

»Lopez?«

»Ja, Lopez, der bekannteste Name im Telefonbuch.«

Das reizte den großen Jungen zum Lachen, er warf den Kopf mit dem welligen Haar und den langen Hals nach hinten, so daß sein Adamsapfel lebhaft auf- und abtanzte.

»Lopez! Lopez! Lopez und wie weiter?«

»Dïaz.«

»Und, und?«

»Und Greene. Und Kelsen.«

»Hört mal, Leute, der Kerl hier hat mehr Namen als wir alle zusammen. Komm mit zum Essen in den Jockey Club. Du gefällst mir.«

»Danke, nein, ich habe schon eine Verabredung. Nächsten Sonntag vielleicht.«

»Vielleicht, vielleicht, vielleicht? Der reinste Bolero. Haha. Kein Schuhputzer-Bolero, sondern von Agustm Lara, haha. Wer weiß… Ein Land von Schuhputzern und Boleros!«

»Und du? Wie heißt du, Blondkopf?«

»Blondkopf! Der sagt ›Blondkopf‹ zu mir! Nein, Mann, mich nennen alle ›den Pfarrer‹.«

»Warum?«

»Das weiß ich nicht. Womöglich, weil mein Papa

Doktor ist. Mein zweiter Name ist Landa, ich stamme vom letzten Gouverneur ab, den diese Stadt früher mal hatte. Landa ist der Name meiner Mami.«

»Und wie heißt dein Papi?«

»Haha, lach nicht.«

»Du lachst doch selbst, Ochse.«

»Ochse! Der nennt mich einen ›Ochsen‹! Hahaha, nein, mich nennen sie den ›Pfarrer‹, mein Vater heißt auch Lopez, wie deiner. Das ist ungeheuer lustig! Hintenrum sind wir Namensvettern! Anastasio Lopez Landa. Nächsten Sonntag darfst du nicht fehlen. Du gefällst mir. Aber kauf dir eine geschmackvollere Krawatte. Die hier sieht aus wie eine Fahne.«

Was war eine geschmackvolle Krawatte? Wen sollte er danach fragen? Am nächsten Sonntag erschien er in Reitkleidung, mit Breeches und Stiefeln, kaffeebrauner Jacke und offenem Hemd. Und mit einer Reitgerte in der Hand.

»Wo reitest du, he du… wie heißt du?«

»Lopez, wie du. Danton Lopez.«

»Die Guillotine, hahaha! Was für ungeheuer originelle Eltern mußt du haben!«

»Die sind der Witz in Person. Der Zirkus Atayde engagiert sie immer, wenn weniger Zuschauer kommen.«

»Hahahaha, Danton! *You're a real scream, you know.«*

*»Yeah, I'm thé cat's pyjamas«,* wiederholte Danton einen Spruch aus einer amerikanischen Filmkomödie.

»Hört mal, Leute, der hier weiß alles. *He's the bee's*

*knees!* Schlau wie die Mama von Tarzan!«

»Aber klar, ich hab das Ei des Kolumbus gefunden.«

»Und das Ei ist immer rund, hahaha. Ich wohne hier um die Ecke in der Amberes. Komm vorbei, und ich leih dir eine Krawatte, *old sport.«*

Er machte aus La Votiva und dem Jockey seine sonntäglichen Pflichtaufgaben, sie waren ihm heiliger als die Kommunion, die er empfing, um sich mit seinen neuen Bekannten gutzustellen, ohne gebeichtet zu haben.

Zuerst rief er Verwunderung hervor. Eingehend studierte er die Art, wie sich die jungen Leute kleideten, und ließ sich nicht von den abweisenden Manieren der Mädchen beeindrucken, obwohl er – er, der mit der ewigen Trauer und den geblümten Seidenkleidern der Provinz aufgewachsen war – noch nie so viele junge Mädchen in Kostüm oder Schottenrock mit Pullover, mit einer Strickjacke über dem Pullover und einer Perlenkette über dem Ganzen gesehen hatte. Ein spanisches Mädchen, Maria Luisa Elïo, fiel ihm durch ihre Schönheit und Eleganz besonders auf, sie war aschblond, groß und schlank wie ein junger Torero, trug eine Baskenmütze wie Michèle Morgan in den französischen Filmen, die sich alle im Trans Lux Prado ansahen, und dazu eine karierte Jacke und einen Plisseerock, und sie stützte sich auf einen Regenschirm.

Danton vertraute auf seine Potenz und Männlichkeit, ja, auch auf seine fremdartige Erscheinung. Er war braunhäutig wie ein Zigeuner und hatte nie seine kindlichen Wimpern verloren, sie beschatteten mehr denn je die grünen Augen und olivenfarbenen Wangen, die

kurze Nase und die vollen, femininen Lippen. Er war einen Meter siebzig groß, breit gebaut und sportlich, besaß jedoch, wie man ihm gesagt hatte, die Hände eines Pianisten, wie die Chopin spielende Tante Virginia in Catemaco. Voller Vulgarität sagte sich Danton: »Diese feinen Stuten brauchen einen, der ihnen sein Zeichen in den Hintern brennt.« Und er bat Juan Francisco um Geld, er konnte nicht jeden Sonntag als Schmarotzer dabeisein, er mußte auch einmal zahlen: »Ich habe neue Freunde, Papa, erstklassige Leute, du willst doch nicht, daß ich dich und die Familie schlecht dastehen lasse? Du siehst ja, daß ich die ganze Woche meine Pflicht tue, ich fehle nie um acht im Lehrsaal, lege die Prüfungen für das Diplom ab, immer mit neun und zehn Punkten, und ich habe ein gutes Gedächtnis für Gesetze. Ich schwöre dir, Vater, was du mir borgst, gebe ich dir mit Zinseszins zurück, ich schwöre es dir beim Allmächtigen… Wann habe ich dich je einmal enttäuscht?«

Die ersten Logen des Hippodroms wurden von Generalen besetzt, die sich nach ihren eigenen, nunmehr längst vergangenen Ritten zurücksehnten, danach kamen einige Unternehmer, deren Ursprünge noch weniger weit als die der Militärs zurücklagen, paradoxerweise hatten sie sich durch die radikalen Reformen des Präsidenten Lâzaro Cârdenas bereichert: Seine Reformen hatten dazu geführt, daß die Landarbeiter ihre Haziendas verließen und als billige Arbeitskräfte in die neuen Fabriken von Monterrey, Guadalajara und Mexico-Stadt abwanderten. Weniger paradox war, daß die neuen Vermögen durch die kriegsbedingte Nachfrage, durch Warenaufkäufe und

Ausfuhren von strategischen Gütern, durch die steigenden Nahrungsmittelpreise entstanden.

Zwischen allen Gruppen lief Bruno Pagliai hin und her, ein zwergenhafter, lächelnder, sorgfältig gekleideter Italiener, Geschäftsführer des Hippodroms und unwiderstehliches Schelmengemüt, der die bäuerische Geriebenheit auch noch des verschlagensten Generals oder mexikanischen Millionärs in den Schatten stellte, was diese schamrot werden ließ. Die Welt von La Votiva, des »Pfarrers« Lopez Landa und seiner Freunde, beanspruchte die Bar, die Sessel und die Tanzfläche des Clubs und überließ den Reichen die gesunde frische Luft des Hippodroms. Die Kinder der Generale und Unternehmer blieben ebenfalls am Rand, sie genossen kein hohes Ansehen und gehörten, wie die junge Chatis Larrazâbal sagte, zur »Plebs«. Und gerade dort entdeckte Danton eines Tages das schönste Mädchen, das er jemals erblickt hatte, seine Traumfrau.

»Die Traumfrau« war eine fremdländische – levantinische oder orientalische – Schönheit aus jener Erdenregion, die in den kleinen Büchern der Weltgeschichte von Malet und Isaac »Vorderasien« genannt wurde. Das »Vorderasien« der Magdalena Ayub Longoria ließ aus ihren scheinbaren Unvollkommenheiten – den zusammengewachsenen Augenbrauen, der markanten Nase, der quadratischen Kinnlade – den Kontrapunkt oder Rahmen für die träumerischen, samtenen, ausdrucksstarken Augen einer arabischen Prinzessin werden, unter Lidern, die ölig und erregend wie ein verborgenes Geschlecht waren. Ihr Lächeln war derart gefühlvoll, lieblich und

offenherzig, daß es gerechtfertigt hätte, sie verschleiert in einen Serail zu stecken, wo sie vor allen verborgen gewesen wäre, außer vor ihrem Herrn. Sie war groß und schlank, doch ihre Figur kündigte hier und da auch kaum vorstellbare Rundungen an: So, mit diesen Worten, beschrieb Danton sie sich selbst.

Seine Phantasie stimmte ihm zu.

Er sah sie zum erstenmal, als sie an einem »Shirley Temple« nippte, und nannte sie fortan und für immer »meine Traumfrau.« Magdalena war die Tochter des syrisch-libanesischen Kaufmanns, eines »Türken«, wie man sie in Mexiko bezeichnete, Simon Ayub, der vor gerade erst zwanzig Jahren ins Land gekommen war und nun bereits ein riesiges Vermögen und das kitschigste neubarocke Haus der Colonia Polanco besaß. Wie hatte er sein Geld gemacht? Indem er seit der Zeit von Obregõn und Galles massenhaft Waren aufkaufte, deren Preise während des Krieges in die Höhe schössen, und indem er Sisalhanf exportierte, der für den Kampf der Alliierten von entscheidender Bedeutung war, er kaufte ihn billig von den yukatekischen Dorfgenossenschaften, um ihn anschließend um so teurer an die nordamerikanischen Unternehmen weiterzuverkaufen. Im Winter hatte er die Truppen der Yankees mit Gemüse versorgt, hatte pharmazeutische Betriebe gegründet, als die Gringos keine Arzneimittel mehr lieferten und es billiger war, sie in Mexiko zu produzieren. In Mexiko selbst hatte er Sulfonamide und Penizillin eingeführt. Er hatte den schwarzen Zwirn und vielleicht sogar das Aspirin erfunden. Darum nannte man ihn den Aspirin-Ayub, wobei man sich an jenen

Revolutionsgeneral erinnern mochte, der die Kopfschmerzen seiner Soldaten kurierte, indem er ihnen einen Schuß genau in die Schläfe verpaßte. Und wenn er auch häßlicher als die Sünde war, so hatte er doch eine hübsche Frau aus einem Grenzort im Norden geheiratet, eines von jenen Prachtweibern, die den Papst in Versuchung führen und den heiligen Joseph zum- Bigamisten machen können. Dona Magdalena Longoria de Ayub. Danton beobachtete sie prüfend, weil es hieß, daß eine Braut im Lauf der Zeit immer mehr der Schwiegermutter ähnelte: alle Bräute allen Schwiegermüttern. Magdalena die Altere bestand die Prüfung. Sie war, wie Danton zum »Pfarrer« sagte, »gut erhalten«. Sie wollte gar nicht in ihr Atlaskleid passen.

»Ehrenwort, Dan, sieh dir Mutter und Tochter dort in ihrer Loge an und sag mir, an welche du dich wirklich ranmachen willst.«

»An alle beide, wenn ich Glück habe«, antwortete Danton mit einem Manhattan in der rechten Hand und einer Pall Mall in der linken.

Er machte sich an die Tochter heran und hatte Erfolg. Er forderte sie zum Tanz auf, holte sie aus der Isolation der Neureichen und führte sie in die Gemeinschaft der alten Gesellschaft ein. Er selber staunte, daß er es war, Danton Lopez Dîaz (und Greene und Kelsen), der das reiche Prinzeßchen an der Hand nahm und in den exklusiven Kreis der ruinierten Könige einführte.

»Das ist Magdalena Ayub. Wir wollen heiraten.«

Sie riß den Mund mit der Verwunderung eines neunzehnjährigen Mädchens auf. Der Junge machte Spaß.

Sie hatten sich ja gerade erst kennengelernt.

»Paß auf, mein Schatz. Willst du zurück in die Loge zu deinen Eltern und sehen, wie hier die Stuten vorbeilaufen? Oder willst du selber eine edle Stute sein, wie man die feinen Mädchen nennt? Hat sich jemand außer mir getraut und ist zu deiner Loge gegangen, hat deine Alten begrüßt und dich zum Tanz aufgefordert? Was kommt jetzt? Ich führe dich in die Gesellschaft ein, obwohl ich selbst gar nicht dazugehöre, damit du siehst, wen du heiratest, meine Traumfrau. Ich erreiche, was ich will, merkst du das? Und ich mache mir auch keine Gedanken um deine Eierstöcke und woher du stammst – entschuldige den Ausdruck, aber so bin ich, und es ist besser, wenn du dich daran gewöhnst –, damit du dann ohne mich weiter allein und herrenlos in dieser Welt bleibst. Was ist los? Brauchst du mich oder brauchst du mich doch, mein Häschen?«

Sie gingen zu den Bällen, tanzten Wange an Wange, und sie gestand ihm nach und nach »Freiheiten« zu: daß er ihre Schulter streichelte, den Hals, die sorgfältig ausrasierte Achselhöhle, daß er ihr ins Ohrläppchen biß, es kam der erste Kuß, der zweite, Tausende Küsse, die Bitte »draußen, meine Traumfrau«, »nein, Dan, ich habe meine Regel«, »zwischen deinen Schenkeln, meine Traumfrau, ich nehme mein Taschentuch, erschrick nicht«, »ja, mein Liebster«, »ach, meine Traumfrau, du gefällst mir so«, »von solchen Sachen habe ich nichts gewußt, ich habe nie einen wie dich kennengelernt, wie stark du bist, wie sicher, wie anspruchsvoll…«

»Ich habe eine Schwäche, Magdalena…«

»Welche, Liebster?«

»Ich tue alles, Hauptsache, man bewundert mich. Begreifst du, was ich meine?«

»Das Gefühl gebe ich dir, das schwöre ich dir. Dann brauchst du nichts anderes mehr.«

*»Blue moon, I saw you shining along…«*

Magdalenas Familie musterte ihn von Kopf bis Fuß. Er war so unverschämt, das gleiche mit ihnen zu tun.

»Dieses Haus braucht eine neue Ausstattung«, urteilte er und betrachtete geringschätzig die übertriebene barocke Pracht der Bleiglasfenster, der falschen Altäre und verschnörkelten Gitter der Villa in Polanco. »Zum Glück wirst du mit mir in geschmackvolleren Räumen leben, meine Traumfrau.«

»Ach ja?« donnerte Ayub wütend. »Und wer bezahlt Ihren Luxus, junger Herr?«

»Sie, mein großzügiger Schwiegervater.«

»Meine Tochter braucht keine Großzügigkeit, sie braucht Komfort«, äußerte mit albernem Hochmut die Mutter aus dem Norden.

»Was Ihre Tochter braucht, ist ein Mann, der sie respektiert, beschützt und ihr nicht das Gefühl gibt, unterlegen und isoliert zu sein, denn so weit haben Sie sie gebracht«, dröhnte Danton nachdrücklich und schlug die Tür so heftig zu, daß er beinahe die Kirchenfenster mit dem Bildnis des Papstes Pius XII. zerbrach, der die Stadt, den Erdkreis und die Familie Ayub Longoria segnete.

Er solle zurückkommen. Malenita komme nicht aus ihrem Schlafzimmer heraus. Sie rühre keinen Bissen an. Sie weine den ganzen Tag, naja, eben wie eine Magdalena.

»Ich will nichts geschenkt haben, Don Simon. Lassen Sie mich ausreden und sehen Sie mich nicht mit diesem ungeduldigen Gesicht an, weil mich das ungeduldig macht. Beherrschen Sie sich. Nicht *Sie* tun mir einen großen Gefallen, den tue ich Ihnen, und ich sage Ihnen, warum, entschuldigen Sie… Ich biete Ihrer Tochter, was sie nicht ist und was sie sein möchte. Reich ist sie schon. Was sie braucht, ist Anerkennung.«

»Das ist der Gipfel. Du bist ein Niemand, du armer Teufel.«

»Duzen wir uns? Okay, Mister Aspirin, ich bin etwas, was du nicht mehr sein kannst. Genau das. Ich bin das, was sein wird. Was kommt. Du hast dich zwanzig Jahre lang äußerst schlau angestellt. Aber denk dran, mein liebster Schwiegervater, du bist in dieses Land hier gekommen, als Caruso in der alten Arena gesungen hat. Deine Zeit ist zu Ende. Der Krieg ist zu Ende. Jetzt kommt eine neue Welt. Jetzt horten wir keine Waren mehr. Jetzt gibt es in den Vereinigten Staaten alles im Überfluß. Wir sind keine unentbehrlichen Verbündeten mehr, nur noch entbehrliche Bettler. Sage ich dir etwas damit, mein Mr. Aspirin?«

»Sie, Señor Danton, *Sie*... bitte.«

»Also sage ich *Ihnen* etwas. Heute leben wir vom einheimischen Markt – oder wir können nicht überleben. Wir müssen den Reichtum im Land selbst schaffen, und wir brauchen Leute, die das kaufen, was wir produzieren.«

*»Wir?* Sie benutzen den Plural zu Unrecht, Danton.«

»Wir hatten einander so lieb… Jawohl, lieber Herr Don Simon. Sie und ich, wenn Sie sich clever anstellen, wenn

Sie nicht mehr Sisalhanf horten und die armen Mayas ausbeuten und statt dessen in Restaurantketten einsteigen, in Großhandelsgeschäfte, in Waren des täglichen Bedarfs, billige Limonaden für ein tropisches Land mit vielen Durstigen, in Staubsauger, damit die Hausfrauen Arbeit sparen, Kühlschränke, damit das Essen nicht verdirbt und die unbequemen und leicht auftauenden Eisschränke verschwinden, in Rundfunkgeräte, die für Unterhaltung sorgen, selbst bei den Ärmsten… Wir werden ein Mittelklasseland, merken Sie das nicht? Steigen Sie ein, Chef, geben Sie nicht auf.«

»Sie sind sehr geschickt im Reden, Danton. Machen Sie weiter.«

»Ich soll weitermachen? Möbel, Konserven, preiswerte und geschmackvolle Kleidung anstelle von Umhängen und Ledersandalen, anständige Restaurants im nordamerikanischen Stil, mit Eisbar und allem Drum und Dran, keine Kneipen und Chinesencafes mehr, billige Autos für alle, keine Busse mehr für die Armen und Cadillacs für die Reichen. Wissen Sie, daß mein Urgroßvater Deutscher war? Also, merken Sie sich diesen Namen: Volkswagen, das Auto für das Volk. Bringen Sie die deutschen Fabriken wieder in Gang, besorgen Sie sich am besten gleich die VW-Lizenz für Mexiko, geben Sie mir die Hälfte der Aktien, und dann auf in den Kampf, verehrter Herr Aspirin. Dann gibt es keine Kopfschmerzen mehr. Das schwöre ich Ihnen beim Allmächtigen!«

Alle kannten einander, erklärte er Laura, Juan Francisco und Santiago. Aber das war auch das einzige, was sie kannten. Sich selbst, selbst, selbst. »Ich stelle sie der

heutigen Welt vor, diese lausigen porfiristischen Mumien. Ich habe gelernt, die anderen nachzumachen, den Tonfall, wißt ihr, den Kleidungsstil, die Redensarten, etwa, daß man ›ciao!‹ und ›Gott bewahre!‹ und ›Kleinwagen‹ sagt. Ich habe die Gesellschaft bearbeitet, wie man Fleisch in einem Restaurant zu einem Braten macht. Wißt ihr was? Ich habe durch den jungen Lopez Landa gelernt, daß ein junger Mann an einem anderen jungen Mann das bewundert, was er nicht ist. Das habe ich herausbekommen und denen vom Jockey Club das geboten, was sie nicht sind, um mich interessant zu machen. Das gleiche biete ich Magdalena, nämlich das, was sie nicht ist, aber sein möchte: reich und trotzdem glamourös. Ich mache ihr klar, du bist nicht alles, was du sein könntest, meine Traumfrau, aber ich erreiche es für dich. Die Ayubs hatten geglaubt, sie würden mir einen großen Gefallen tun und könnten mir alle möglichen Schwierigkeiten machen. Nichts da! In diesem Leben muß man die Schwierigkeiten den übrigen so aufhalsen, als wären sie ein Geschenk, das ist der Witz.«

»Deine Eltern mögen mich nicht, meine Traumfrau.«

»Ich schaffe es, daß sie dich mögen, Danton.«

»Ich will dir keine Mühe machen.«

»Das ist keine Mühe. Das ist mein Geschenk für dich, mein Liebster, mein Dan…«

»Sie sind unmenschlich reich«, erzählte Danton lachend seinen Eltern und seinem Bruder. »Ihr ganzes Leben haben sie massenhaft Geld gemacht, für einen Tag, der nie kommen wird. Sie haben die Gründe für ihren Reichtum aus den Augen verloren. Ich will ihnen neuen Schwung

geben. Jetzt bestimme ich die Gründe. Mama, Papa, die Hochzeit ist im nächsten Monat, sobald ich als Anwalt zugelassen werde. Ich bin erfolgreich, warum gratuliert ihr mir nicht?«

»Mein Bruder bringt mich ganz durcheinander«, sagte Santiago zu Laura, »er gibt mir das Gefühl, unterlegen, dumm zu sein, er hat auf alles im voraus eine Antwort, mir fallen die Antworten immer erst ein, wenn alles schon vorüber ist. Warum bin ich nur so?«

Sie antwortete, er und sein Bruder seien eben sehr unterschiedlich: »Danton ist für die äußere Welt geschaffen und du für die innere, in der die Antworten nicht schnell oder witzig sein müssen, Santiago, weil das, was zählt, die Fragen sind.«

»Nein, manchmal gibt es überhaupt keine Antwort«, erklärte der lächelnd im Bett liegende Santiago. »Es gibt nur Fragen. Du hast recht.«

»Ja, Sohn. Ich glaube an dich.«

Er stand mühsam vom Bett auf und ging zur Staffelei. Das Zittern des Fiebers, das ihn seit einiger Zeit auf unerklärliche Weise ergriffen hatte, und das der schöpferischen Vorahnungen ließen sich schwer auseinanderhalten. Als er vor der Leinwand saß, übertrug er dieses Fieber, diesen Zweifel. Laura betrachtete ihn und spürte ihn so, als steckte er in ihrer Haut: So ist er immer gewesen, seit er seine Berufung zum Maler entdeckt hat, alle Tage staunt er über sich selbst, fühlt sich wie verwandelt, entdeckt den anderen, der sich in seinem Inneren befindet.

»Auch ich entdecke ihn, Juan Francisco, aber ich sage es ihm nicht. Kümmere dich ein bißchen um ihn.«

Juan Francisco schüttelte den Kopf. Er wollte es nicht zugeben, aber Santiago lebte in einer Welt, die er nicht verstand, er wußte nicht, was er seinem Sohn sagen sollte, die beiden hatten einander nie nahegestanden. Wäre es nicht eine Täuschung, wenn er sich ihm jetzt näherte, weil er krank war?

»Es ist mehr als das, Juan Francisco. Santiago ist nicht nur krank.«

Juan Francisco begriff nichts von der Nähe dieser beiden Dinge: Künstler zu sein und zugleich krank. Das war so, als stellte man sich einen Spiegel vor, der zwei Bilder reflektiert und doch nur einer war, und jedes Bild gab eine andere Wirklichkeit wieder, Krankheit und Kunst, die nicht notwendig ein Zwillingspaar, wohl aber manchmal verschwistert waren. Was lag den leidvollen Tagen Santiagos zugrunde und was nährte sie, die Kunst oder die Krankheit?

Laura betrachtete ihren schlafenden Sohn. Sie saß gern an seinem Bett, wenn er aufwachte. Das sah sie: Er wachte überrascht auf, doch man konnte nicht wissen, ob es die Überraschung war, daß er den Morgen erlebte, oder das Staunen, daß er noch einen Tag zum Malen hatte.

Sie fühlte sich von dieser täglichen Wahl ausgeschlossen und bekannte, daß sie gern Teil dessen gewesen wäre, was sich Santiago jeden Tag aussuchte: Laura, meine Mutter Laura Dïaz ist Teil meines Tages. Sie verbrachte den Tag zusammen mit ihm, an seiner Seite, sie hatte alles

aufgegeben, um den Jungen zu pflegen, doch Santiago äußerte keine Dankbarkeit für diese Gesellschaft, er ließ sie lediglich zu, sagte sich Laura.

Vielleicht hat er für nichts zu danken, und ich muß es verstehen und respektieren.

An einem Nachmittag fühlte er sich kräftiger und bat seine Mutter, ihn ins Wohnzimmer zu bringen, auf den Balkon der abendlichen Zusammenkünfte. Er hatte so sehr abgenommen, daß ihn Laura hätte tragen können, etwas, das ihr entgangen war, als er ein kleines Kind war und fern von ihr bei ihrer Mutter und den Tanten in Xalapa aufwuchs. Nun hätte sich die Mutter vorwerfen können, daß sie ihn damals mit unlauteren Begründungen im Stich gelassen hatte. Laura wollte ein unabhängiges Leben führen, die Kinder und sogar der Mann waren ihr zuviel, sie war ein Mädchen aus der Provinz, das mit zweiundzwanzig Jahren einen sechzehn Jahre älteren Mann geheiratet hatte, nun war sie an der Reihe, zu leben, etwas zu wagen und zu lernen. War die Nonne Gloria Soriano nur ein Vorwand gewesen, um die Familie zu verlassen? Wäre die Zeit mit Orlando Ximénez und Carmen Cortina, mit Diego und Frida in Detroit nicht eigentlich die Zeit für ein hoffnungsvolles Kind gewesen, das sie auf den Arm nehmen konnte, diesen Santiago mit seiner so breiten Stirn, daß man auf ihr Ruhm, Schöpferkraft und Schönheit lesen konnte? Nie, schwor sie sich selbst, nie wieder würde sie ein Kind vernachlässigen, das immer, immer die ganze Hoffnung, Schönheit, Liebe und Schöpferkraft dieser Welt in sich barg.

Nun hatte diese verlorene Zeit plötzlich ein schuldhaftes

Aussehen angenommen. Äußerte Santiago darum keine Dankbarkeit für ihre mütterliche Fürsorge? Weil sie zu spät kam? Wenn man Mutter war, hatte das nichts mit Dankbarkeit oder Anerkennung zu tun. Sie mußte sich ohne Erwartungen zufriedengeben, als genügte der Augenblick der Zärtlichkeit.

Laura setzte sich mit ihrem Sohn vor die Stadtlandschaft, die inzwischen zu einem Wald aus wuchernden Pilzen wurde. Überall tauchten Wolkenkratzer auf, die alten »freien« Taxis wurden von neuen Wagen mit Taxametern abgelöst, die den Fahrgästen zunächst unverständlich und verdächtig schienen, an die Stelle der alten ramponierten Busse traten riesige neue, die schwarzen Rauch wie Fledermausdunst ausspuckten, und die gelben Straßenbahnen mit ihren gefirnißten Holzbänken und ihren »Fahrscheinblocks« wurden durch Trolleybusse ersetzt, die bedrohlich wie vorsintflutliche Tiere wirkten. Die Leute kehrten um vierzehn Uhr nicht mehr zum Essen nach Hause zurück und kamen auch nicht um siebzehn Uhr wieder zur Arbeit, man lebte mit der von den Gringos erfundenen neuen »durchgehenden Arbeitszeit«.

Allmählich verschwanden die Drehorgelspieler, die Trödler, die Messerschärfer und Scherenschleifer. Nach und nach starben die Krämerläden aus, die Verkaufsbuden und Stände an jeder Ecke, und endlich schlössen sich die rivalisierenden Telefon-

gesellschaften zusammen, Laura erinnerte sich an Jorge (sie dachte sonst kaum noch an ihn) und verpaßte, was der auf dem Balkon sitzende Santiago sagte, der einen

Morgenmantel trug und nackte Füße hatte: »Ich liebe dich, Stadt, meine Stadt, ich liebe dich, weil du es wagst, die Seele in deinem Körper zu zeigen, ich liebe dich, weil du mit deiner Haut denkst und mir gestattest, dich zu sehen, ohne dich wie die Konquistadoren zuvor erträumt zu haben, denn obwohl du ausgetrocknet bist, Lagunenstadt, hast du Mitgefühl und füllst meine Hände mit Wasser, wenn ich die Tränen zurückhalten muß, weil du mir nur erlaubst, dich zu beschreiben, wenn ich dich sehe, und dich nur zu sehen, wenn ich dich beschreibe, ich danke dir, daß du mich erfunden hast, damit ich dich aufs neue erfinden kann, du Stadt Mexico, ich danke dir, daß du mir erlaubst, ohne Gitarren, Farben und Schüsse mit dir zu sprechen, dich vielmehr mit dem Versprechen des Staubs und den Versprechen des Windes zu besingen, dem Versprechen, dich nicht zu vergessen, dem Versprechen, dich wiederzuerwecken, wenn ich auch selbst untergehe, dich zu beschreiben, dich im Dunkeln zu sehen, du Stadt Mexico, als Gegengabe für ein einziges Geschenk von dir: Sieh mich weiter, wenn ich nicht mehr hier bin, nicht mehr auf dem Balkon sitze, mit meiner Mutter neben mir…«

»Zu wem sprichst du, Sohn?«

Zu deinen wunderschönen Händen, Mama…

… zur Kindheit, die meine zweite Mutter ist, zur Jugend, die es nur einmal gibt, zu den Nächten, die ich nicht mehr sehen werde, zu den Träumen, die ich euch hier hinterlasse, damit die Stadt sie für mich hütet, zur Stadt Mexico, die immer weiter auf mich warten wird…

Ich liebe dich, Stadt, ich habe dich gern.

Als Laura ihn ins Bett zurückbrachte, begriff sie, daß alles, was ihr Sohn der Welt sagte, auch an sie gerichtet war. Das mußte er nicht ausdrücklich erklären. Wenn man eine Liebe der freien Luft aussetzte, konnte sie vertrocknen, während sie im tiefen, feuchten Boden des alltäglichen Zusammenseins ohne Worte gelebt hatte. Das Schweigen zwischen den beiden konnte vielsagend sein.

Ich will keinem auf die Nerven gehen, ich will niemandem zur Last fallen.

Schweigen. Ruhe. Einsamkeit. Das vereint uns, dachte Laura, während sie Santiagos glühende Hand in ihren Händen hielt. Nichts bedeutet größere Achtung und Liebe, als wenn man gemeinsam schweigt, der eine für den anderen lebt, ohne es jemals zu sagen. Ohne daß man es sagen muß. Sie zu kennen, konnte ein Verrat an dieser tiefen Liebe sein, während sie sich durch ein Schweigen offenbarte, das sich mit einem Knäuel von Komplizenschaften, Vorahnungen und Dankesbekundungen vergleichen ließ.

All das erlebten Laura und Santiago, während der Sohn im Sterben lag, und beide wußten, daß es so war, doch sie waren Komplizen, errieten und dankten einander, denn das, was sie durch ihren gemeinsamen, wortlosen Entschluß verbannten, war das Mitleid. Der glänzende Blick des Jungen aus den immer tieferen Augenhöhlen sagte der Welt und seiner Mutter, die sich im Geist des Sohnes für immer vereinten: Wer darf mich bemitleiden? Verratet mich nicht durch euer Erbarmen. Bis zum Ende will ich ein Mann sein.

Ihr fiel es sehr schwer, kein Bedauern für den Sohn zu

empfinden, nicht nur kein Bedauern zu zeigen, sondern es auch aus ihrem Geist und ihren Gefühlen zu verbannen. Es nicht nur zu verbergen, es vielmehr gar nicht zu haben, so erfaßten es Santiagos wache, elektrisierte Sinne sofort. »Durch sein Mitleid kann man Verrat üben« – diese Worte wiederholte Laura, wenn sie, wie nun jede Nacht, im Feldbett neben ihrem fiebernden, abgemagerten Sohn einschlief, dem Sohn der Verheißung, dem endlich inniggeliebten Kind.

»Sohn, was brauchst du, was kann ich für dich tun?«

»Nein, Mama, was kann ich für dich tun?«

»Weißt du, ich möchte allen Ruhm und alle Tugenden dieser Welt rauben, um sie dir zu schenken.«

»Danke. Das hast du schon getan, wußtest du das nicht?«

»Was noch? Noch etwas.«

Was noch? Noch etwas? Laura Dïaz saß am Bettrand des kranken Santiago und erinnerte sich plötzlich an ein Gespräch der beiden Brüder, das sie eines Nachts ungewollt mitgehört hatte, und das nur, weil Santiago, der seine Schlafzimmertür immer offenstehen ließ, Danton ausnahmsweise bei sich im Zimmer gehabt hatte.

»Papa und Mama fühlen sich unseretwegen unsicher«, das hatte Danton erraten, »sie stellen sich zu viele Wege vor, denen wir beide folgen könnten…« – »Wie gut, daß sich unsere Ansprüche nicht in die Quere kommen«, entgegnete Santiago, »wir lahmen uns nicht gegenseitig.« – »Du glaubst trotzdem, daß dein Anspruch gut und meiner schlecht ist, nicht wahr?« fragte Danton hartnäckig weiter.

– »Nein«, sagte Santiago, »es geht nicht darum, daß deiner schlecht und meiner gut wäre, oder umgekehrt, wir sind dazu verdammt, unsere Ansprüche zu erfüllen oder es wenigstens zu versuchen.« – »Verdammt?« Danton lachte. »Verdammt?«

Danton war mittlerweile mit Magdalena Ayub Longoria verheiratet und lebte, wie er es immer gewollt hatte, in Las Lomas de Chapultepec, in der Avenida de los Virreyes, er hatte sich die neubarocken Scheußlichkeiten Polancos erspart, aber nicht etwa, weil das seinen Schwiegereltern so gefallen hätte. Es war ein Haus mit geraden und geometrischen Linien, die ihn nicht ablenkten. Laura sah ihren zweiten Sohn immer seltener. Sie nahm Zuflucht zu dem Vorwand, daß auch er sie nicht besuchte, wobei sie zugab, sich eifrig um Santiago zu bemühen. Ihn brauchte sie nicht zu besuchen, sie hatte ihn, von immer wiederkehrenden Krankheiten geschwächt, im Haus der Familie. Santiago war ein Künstler, der einen Schicksalsweg beschritt, den niemand blockieren konnte, weil er der Weg der Kunst, der Werke war, die den Künstler schließlich überleben würden.

Laura berührte Santiagos fieberheiße Stirn und fragte sich, ob dieser junge Künstler, der ihr Sohn war, nicht allzusehr Initiation und Schicksal miteinander verschwisterte. Die gemarterten, erotischen Gestalten seiner Bilder waren keine Verheißung, sondern ein Abschluß. Kein Anfang, sondern ein unabänderlicher Ausgang. Sie alle bedeuteten ein Ende. Laura Dïaz verstand das, und es machte ihr angst, weil sie in ihrem Sohn die vollständige Verwirklichung einer Persönlichkeit sehen wollte, deren

Freude von ihrer Schöpferkraft abhing. Es war nicht gerecht, daß sein Körper ihn verriet und sich nicht seinem Willen – und ihrem – unterwarf.

Sie war nicht bereit, sich abzufinden. Sie beobachtete ihren Sohn, wie er gedankenversunken und fasziniert arbeitete, allein und nur für sich malte, so wie es sein mußte. Ganz gleich, welches Schicksal dieses Bild hat, mein Sohn wird seine Begabung offenbaren, auch wenn er keine Zeit für den Triumph hat, er wird arbeiten, seine Phantasie entwickeln, obwohl er keine Zeit hat, ein großes Werk zu schaffen: Dennoch, seine Malerei läßt sich nicht unterdrücken, das ist die Belohnung, mein Sohn tut etwas, was sich nicht ersetzen läßt, was nur er tut, es kommt nicht darauf an, wie lange, in seinem Werk gibt es keinen Fehlschlag, selbst wenn sein Leben unvollendet bleibt. Seine Fortschritte sind erstaunlich; wenn man sich der Kunst widmet, gibt es eine Offenbarung nach der anderen, immer aufs neue gerät man in Erstaunen.«

»Es gibt nichts Gutes außer der Arbeit«, sagte der junge Santiago oft, während er malte. »Der Künstler existiert nicht.«

»Du bist ein Künstler.« Laura hatte den Mut, ihm das zu sagen. »Dein Bruder ist käuflich. Darin liegt der Unterschied.«

Santiago lachte und hätte ihr beinahe vorgeworfen, auf vulgäre Art eindeutig zu sein.

»Mama, wie gut, daß wir uns unterscheiden, anstatt innerlich gespalten zu sein.«

Sie bereute ihre Äußerung. Sie wollte keine gehässigen

oder herabsetzenden Vergleiche anstellen. Sie wollte ihm sagen: Es war wunderbar, dir zuzusehen, wie du aufgewachsen bist und dich verändert hast, wie du neues Leben hervorgebracht hast, ich betrachte dich beim Malen, und ich sehe dich so, als würdest du hundert Jahre leben, mein inniggeliebter Sohn, ich habe dir vom ersten Augenblick an zugehört, seitdem du wortlos gebeten hast: Mutter, Vater, Bruder, helft mir, das hervorzubringen, was ich im Inneren habe, erlaubt mir, mich darzustellen.

Laura erinnerte sich an ein anderes Gespräch der Brüder, dem sie unbemerkt zugehört hatte. Danton hatte damals zu Santiago gesagt: »Das Gute am Körper ist, daß er uns in jedem Augenblick befriedigen kann.« Und Santiago antwortete: »Er kann uns auch jeden Augenblick verraten.« – »Deshalb muß man das Vergnügen im Flug erwischen«, entgegnete Danton. Und Santiago: »Andere Freuden kosten Mühe, man muß sich für sie anstrengen.« Und die beiden wie aus einem Munde: »Sie entgehen uns.« Darauf folgte das gemeinsame Gelächter der Brüder.

Danton fürchtete sich vor nichts, außer vor Krankheit und Tod. So geht es vielen Männern. Sie sind zum Nahkampf in einem Schützengraben fähig, wären jedoch unfähig, die Schmerzen einer Entbindung zu ertragen. Danton suchte und fand Vorwände, das Elternhaus in der Avenida Sonora immer seltener zu besuchen. Lieber rief er an und fragte nach Santiago, obwohl der Telefone haßte, wie gut war es in seiner Kindheit gewesen, als es die zwei Systeme gab, Ericsson und Mexicana, und so schwierig war, eine Verbindung herzustellen. Er sah Laura an.

Dann folgten die Krankheiten immer schneller

aufeinander, und die Ärzte konnten sich die zunehmende Schwäche des Jungen, seine geringe Widerstandskraft gegen Infektionen und die unbegreifliche Schädigung seines Immunsystems nicht erklären. Und was die Mediziner nicht sagten, das sagte Laura Dïaz: Mein Sohn muß sein Leben vollenden, darum kümmere ich mich, ich lasse mich von nichts aufhalten, nicht von der Krankheit, den wirkungslosen Medikamenten, den Ratschlägen der Ärzte, ich muß meinem Sohn alles geben, was mein Sohn bekommen müßte, wenn er hundert Jahre alt würde, ich gebe meinem Sohn Liebe, Freude und die Überzeugung, daß es ihm in seinen Lebensjahren an nichts gefehlt hat, nichts, nichts, nichts…

Nachts bewachte sie ihn, während er schlief, und sie fragte sich: Was kann ich von meinem Sohn, dem Künstler, bewahren, etwas, das sich über den Nachhall des Todes hinaus erhält? Und mit einem plötzlichen Schmerz in der Brust gab sie zu: daß nicht nur ihr Sohn alles haben sollte, was er verdiente, sondern auch sie, Laura Dîaz, wollte alles das, was der Sohn ihr geben konnte. Er hatte es nötig, etwas zu empfangen. Sie auch. Sie wollte geben. Er auch?

Als Santiago der Jüngere sich noch mühelos bewegen konnte, hatte er es wie alle Maler gern, von seinen Bildern zurückzutreten und sie aus einer gewissen Entfernung zu betrachten.

»Ich suche sie wie Geliebte, aber ich schaffe sie wie Gespenster«, erklärte der Junge und versuchte zu lachen.

Später antwortete sie schweigend auf diese Worte, als Santiago sich nicht mehr aus dem Bett rühren konnte und sie sich neben ihn legen mußte, um ihn zu trösten, wirklich

an seiner Seite zu sein, ihn zu unterstützen. »Ich will dich nicht verlieren.«

Sie wollte nicht jenen Teil ihrer selbst verlieren, der ihr Sohn war.

»Erzähle mir von deinen Plänen, deinen Ideen.«

»Du redest, als würde ich hundert Jahre leben.«

»Hundert Jahre haben Platz in einem erfolgreichen Tag«, murmelte Laura, ohne sich vor der Banalität zu fürchten.

Santiago lachte und sagte nur: »Lohnt es sich, Erfolg zu haben?«

»Nein.« Sie erriet seine Gedanken. »Die Abwesenheit, das Schweigen sind manchmal besser.«

Laura wollte keine Liste aufstellen, was ein hochtalentierter junger Mann, der als Siebenundzwanzigjähriger im Sterben lag, alles nicht tun, kennenlernen oder genießen würde. Der junge Maler war wie ein Rahmen ohne Bild, und sie hätte gewünscht, ihn mit eigenen Erfahrungen und gemeinsamen Verheißungen zu füllen, wie gern hätte sie ihren Sohn mit nach Detroit genommen, um das Wandgemälde Diegos im Kunstinstitut zu sehen, es hätte ihr gefallen, gemeinsam mit ihm die legendären großen Museen zu besuchen, die Uffizien, den Louvre, das Mauritshuis, den Prado.

Es hätte ihr gefallen…

Mit dir zu schlafen, in dein Bett zu kommen, aus Nähe und Schlaf Formen, Visionen, Herausforderungen zu gewinnen, die eigene Kraft, die ich dir geben möchte, wenn ich dich berühre, wenn ich dir ins Ohr flüstere, die

Schwäche deines Endes bedroht mich mehr als dich, und ich will dir deine Kraft beweisen, dir sagen, daß deine und meine Kraft voneinander abhängen, daß meine Zärtlichkeiten, Santiago, deine Zärtlichkeiten sind, die du nicht empfangen hast und nie empfangen wirst, sei darum mit meiner Nähe einverstanden, sei mit dem Körper deiner Mutter einverstanden, du sollst nichts tun, mein Sohn, ich habe dich geboren, dich in mir getragen, ich bin du, und du bist ich, was ich tue, ist das, was du tun würdest, deine Wärme ist meine Wärme, mein Körper ist dein Körper, tu nichts, ich tue es für dich, sag nichts, ich sage es für dich, vergiß diese Nacht, ich werde mich an deiner Stelle immer an sie erinnern.

»Sohn, was brauchst du, was kann ich für dich tun?« »Nein, Mama, was kann ich für dich tun?« »Weißt du, ich möchte allen Ruhm und alle Tugenden der Welt rauben, um sie dir zu schenken.«

»Danke. Das hast du schon getan, wußtest du das nicht?«

Das würden sie einander nie sagen. Santiago liebte, als träumte er. Laura träumte, als liebte sie. Die Körper wurden wieder wie zu allem Anfang, zum Samen des einen im Leib des anderen. Sie wurde in ihm wiedergeboren. Er tötete sie in einer einzigen Nacht. Sie wollte an nichts denken, ließ Tausende flüchtiger und stürmischer, verschwundener Bilder im Geist an sich vorüberziehen, den Duft des Regens in Xalapa, den Inga-Baum in Catemaco, die juwelengeschmückte Göttin von El Zapotal, die blutigen Hände, die man im Fluß wusch, den Peitschenstrauch in der Wüste, die Araukarie in Veracruz,

den sich brüllend in den Golf ergießenden Fluß, die fünf Stühle auf dem Balkon, Chapultepec gegenüber, die sechs Bestecke und die in Silberringen eingerollten Servietten, die Puppe Li Po, ihren Bruder Santiago, der tot im Meer versank, die abgeschnittenen Finger der Großmutter Côsima, die arthritischen Finger Hildas, die versuchten, Klavier zu spielen, die mit Tinte bespritzten Finger der dichtenden Virginia, die ungeduldigen und eifrigen Finger Leticias, die einen Schnapperfisch in den Küchen von Catemaco, Veracruz und Xalapa zubereitete, die geschwollenen Füße des Tantchens, das Danzön auf dem Hauptplatz tanzte, die ausgebreiteten Arme Orlandos, der sie in der Hazienda aufforderte, einen Walzer mit ihr zu tanzen, die Liebe Jorges, die Liebe, die Liebe… »Danke. Wußtest du das nicht?« »Was noch? Noch etwas.« »Laß die Vogelkäfige nicht offen.«

»Die Vögel würden zurückkommen. Es sind gute Tiere, die ihr Zuhause lieben.«

»Aber die Katzen lieben sie nicht.«

Er umarmte sie sehr kräftig. Sie hielt die Augen geöffnet, während sie ihren Sohn umschlang. Rundum sah sie die weißen Rahmen, die bereits fertigen Bilder lehnten aneinander wie schlafende Infanteristen, eine bunte Heerschar, eine Parade möglicher Blicke, die der Leinwand vorübergehend oder nie Leben geben konnten, so daß jedes Bild eine doppelte Existenz besaß, die, angesehen zu werden oder nicht.

»Ich habe geträumt, wie es den Bildern ergeht, wenn die Museen schließen und sie die ganze Nacht allein bleiben.«

Darin bestand das Thema Santiagos des Jüngeren: die nackten Paare, die einander anblicken und nicht berühren, als wären sie sich schamhaft bewußt, daß man ihnen zusah. Die Körper auf seinen Bildern waren nicht von klassischer Schönheit, vielmehr wirkten sie abgemagert und sogar dämonisch. Sie bedeuteten eine Versuchung, aber nicht die, sich zu vereinigen, sondern angesehen, in dem Augenblick überrascht zu werden, wenn sie ein Paar bilden wollten. Das war ihre Schönheit, die in blaßgrauen Tönen oder einem sehr zarten Rosa dargestellt wurde, in dem das Fleisch wie eine von Gott unvorhergesehene Störung hervortrat, als hätte sich Gott in der künstlerischen Welt Santiagos niemals jenen Störenfried vorgestellt, seinen Rivalen, den Menschen.

»Glaube nicht, daß ich mich nicht mit dem Leben abfinde. Ich finde mich nicht damit ab, nicht mehr zu arbeiten. Ich weiß nicht, seit ein paar Tagen scheint mir die Sonne nicht mehr wie früher jeden Morgen ins Gesicht. Machst du die Vorhänge nicht mehr auf, Mama?«

Nachdem Laura die Vorhänge zurückgezogen hatte, damit Licht hereindrang, sah sie wieder zu Santiagos Bett hinüber. Ihr Sohn war nicht mehr da. Eine wortlose Klage schwebte weiter in der Luft.

## *XVII. Lanzarote: 1949*

Du hättest nicht herkommen sollen. Diese Insel gibt es nicht. Sie ist eine Fata Morgana der afrikanischen Wüsten. Ein steinernes Floß, das sich von Spanien losgerissen hat. Ein Vulkan, der es vergessen hat, bis nach Mexiko vorzudringen. Du wirst glauben, was du siehst, und wenn du weggehst, merkst du, daß da eigentlich nichts ist. Im Dampfer näherst du dich einer schwarzen Festung, die aus dem Atlantik wie ein von Europa fernes Phantom aufragt. Lanzarote ist das steinerne Schiff, das einen unsicheren Ankergrund vor den Sandwüsten Afrikas gefunden hat, aber der Stein der Insel glüht heißer als die Sonne in der Wüste.

Alles, was du siehst, ist falsch, es ist unsere tägliche Katastrophe, sie hat sich gestern nacht ereignet, ihr blieb keine Zeit, Geschichte zu werden, und bald wird sie so verschwinden, wie sie gekommen ist, über Nacht. Du betrachtest die Feuerberge, die die Landschaft beherrschen, und du erinnerst dich, daß sie vor kaum zwei Jahrhunderten noch gar nicht da waren. Die höchsten und mächtigsten Gipfel der Insel sind gerade erst entstanden, und bei ihrer Geburt haben sie alles ringsum vernichtet, mit glühender Lava begruben sie die kümmerlichen Weinberge, und kaum daß sich der erste Ausbruch beruhigt hatte, riß der Vulkan vor hundert Jahren wieder das Maul auf, verbrannte mit seinem Hauch alle Pflanzen und überzog alle Dächer.

Du hättest nicht herkommen sollen. Was hat dich wieder zu mir getrieben? Nichts hier ist wahr. Wie sollen in einen Krater im Meer ein Sandgebirge und ein See hineinpassen, dessen Blau kräftiger ist als das des Meeres und des Himmels? Was hast du davon, wenn du dich dort unter den Wellen verabredest, wo wir, du und ich, uns wie zwei Gespenster des Ozeans wiedersehen, der uns für immer trennen sollte? Werden du und ich jetzt auf einer bebenden Insel zusammenkommen, in der das Feuer lebendig begraben ist?

Stell dir vor: Man braucht einen Baum bloß weniger als einen Meter tief zu pflanzen, damit seine Wurzeln verbrennen. Man braucht einen Krug bloß in irgendeinem Loch auszuschütten, damit das Wasser kocht. Hätte ich in das Lava-Labyrinth fliehen können, das der unterirdische Bienenkorb Lanzarotes ist, dann hätte ich es getan, und du hättest mich nie gefunden. Warum hast du mich gesucht? Wie hast du mich gefunden? Niemand darf wissen, daß ich hier bin. Du bist gekommen, und ich wage nicht, dich anzusehen. Nein, das ist eine Lüge: Du bist gekommen, und ich will nicht, daß du mich ansiehst. Ich will nicht, daß du mich mit dem Mann vergleichst, den du vor zehn Jahren zum erstenmal in Mexiko gesehen hast – zwischen jener Begegnung und dieser hier liegen ungefähr zehn Jahrhunderte, wenn die Hölle überhaupt eine Geschichte hat und der Teufel die Zeit berechnet: Auch er ist Teil der Ewigkeit. Heute ist nicht damals, als ich zu dir gesagt habe: »Bleib noch ein bißchen.«

Kannst du dich noch an unsere Streitgespräche mit Basilio Baltazar und Gregorio Vidal erinnern? Du wirst

lachen, Laura, unsere triftigen Argumente damals sind alle widersinnig, sind zu Verlust, Tod, unerklärlichen Grausamkeiten und Mordanschlägen geworden. Was bleibt von uns, Laura? Nur mein Blick von vor zehn Jahren, als sich meine Augen in deinen und deine in meinen festsaugten und du dich fragtest, warum ich anders als alle übrigen war, und ich dir ohne ein Wort gesagt habe: Weil ich nur dich ansehe?

Bleibt die Wahrheit bestehen, die du heute siehst? Du siehst deinen ehemaligen Geliebten, der sich auf eine Insel vor der afrikanischen Küste geflüchtet hat. Zum letzten Mal hast du ihn in Mexiko gesehen, in deinen Armen, in einem verschwiegenen Hotel neben einem Park mit Kiefern und Eukalyptusbäumen. Ist das hier derselbe Mann wie der damals? Weißt du, was jener Mann gesucht hat und was der hier sucht? Ist er dasselbe, oder sind es zwei unterschiedliche Wesen? Denn dieser Mann ist auf der Suche, Laura, nur dir wage ich es zu sagen, dieser Mann, der dich einst geliebt hat, sucht etwas. Wagst du es, mich anzusehen und mir die Wahrheit zu sagen? Was siehst du?

Eine zehnjährige Trennung und das Recht, unser Leben in falschem Licht erscheinen zu lassen, um unsere Liebe zu erklären und zu rechtfertigen, was mit unseren Gesichtern geschehen ist.

Ich könnte dich belügen, wie ich mich selbst jahrelang belogen habe. An dem Tag damals, als wir uns getrennt haben, war ich zu spät. Die Prinz Eugen war schon auf der Rückfahrt nach Deutschland, als ich in Kuba eintraf. Ich konnte nichts tun. Die amerikanische Regierung hatte sich geweigert, den Passagieren Asyl zu gewähren, alles aus

Deutschland geflohene Juden. Die kubanische Regierung folgte vielleicht nicht den Anweisungen, wohl aber dem Beispiel der Vereinigten Staaten. Womöglich hatte das öffentliche Bewußtsein Nordamerikas noch gar nicht richtig begriffen, in welcher Lage sich die Juden unter Hitler befanden. Die am weitesten rechts stehenden Politiker predigten den Isolationismus, sich Hitler entgegenzustellen sei eine gefährliche Illusion, ein Täuschungsmanöver der Linken, Hitler habe Deutschland Ordnung und Wohlstand zurückgegeben, er sei eine vom »perfiden Albion« erfundene Gefahr, um die Yankees in einen weiteren unheilvollen europäischen Krieg zu verwickeln. Roosevelt sei ein unverschämter Kerl, der die internationale Krise herausfordere, um sich unentbehrlich zu machen und eine Wiederwahl nach der anderen zu gewinnen. Sollte Europa doch allein Selbstmord begehen. Juden zu retten war kein populäres Vorhaben in einem Land, in dem man den Hebräern nicht erlaubte, Golfclubs, teure Hotels und öffentliche Schwimmbäder zu betreten, als verbreiteten sie die Pest von Golgatha. Roosevelt war ein pragmatischer Präsident. Er vermochte keine Unterstützung zu finden, um die vom Kongreß genehmigte Einwandererzahl zu erhöhen. Er gab nach. *Fuck you.*

Ich könnte dich belügen. Ich bin in der Woche nach Kuba gekommen, in der ich dich verließ, und erhielt die Erlaubnis, an Bord des Schiffs zu gehen. Ich hatte einen spanischen Diplomatenpaß, und der Kapitän war ein anständiger Kerl, ein Seemann der alten Schule, den es störte, daß sich Gestapo-Agenten auf seinem Schiff befanden. Als die hörten, daß von Spanien gesprochen

wurde, hoben sie den Arm zum Faschistengruß. Sie hielten den Krieg für gewonnen. Ich erwiderte ihren Gruß. Was machten mir schon Symbole aus. Ich wollte Raquel retten.

Mir fiel die außerordentliche jugendliche Schönheit eines Agenten auf, eines höchstens fünfundzwanzigjährigen, blonden, treuherzigen Siegfrieds, in seinem Gesicht gab es keine Grenze zwischen der sorgfältig rasierten Kieferpartie und den mit einem blonden Flaumbart bedeckten Wangen, während sein Gefährte, ein kleiner, ungefähr sechzigjähriger Mann, Bankbuchhalter, Straßenbahnfahrer oder auch Konservenverkäufer hätte sein können, wenn man ihm seine schwarze Uniform, die Stiefel und die Nazi-Armbinde abgenommen hätte. Sein kleiner Kneifer, sein winziges Oberlippenbärtchen, das wie zwei Insektenflügel an beiden Seiten der Lippenspalte hervorwuchs, die das Schwert des Gottes Israels mit einem Schlag am Mund der Neugeborenen öffnet, damit sie ihr unermeßlich großes, bei der Zeugung geschaffenes und der Geburt vorausgehendes Gedächtnis verlieren. Die Augen des Männchens verloren sich wie zwei tote Heringe am Grund seines kurzgeschorenen Kopfes, der wie ein Schmortopf aussah. Er konnte alles mögliche darstellen, nur keinen Polizisten, keinen Henker.

Sie begrüßten mich mit hochgerecktem Arm, und das Männchen rief: Es lebe Franco! Ich erwiderte seinen Gruß.

Als ich sie entdeckte, kauerte sie am Bug, neben der Fahnenstange, an der die rote Flagge mit dem schwarzen Hakenkreuz hing. Sie blickte nicht hinüber zur Festung Castillo del Morro und zur Stadt. Sie sah aufs Meer, wieder aufs Meer, als könnte ihr Blick nach Freiburg, zu unserer

Universität und unserer Jugend zurückkehren.

Ich berührte sie sanft an der Schulter, und sie brauchte mich nicht anzusehen, mit geschlossenen Augen umschlang sie meine Beine, drückte das Gesicht an meine Knie, ließ ein zerknirschtes Schluchzen hören, beinahe einen Schrei, der nicht mehr ihr gehörte und am Himmel von Havanna widerhallte wie ein Chor, der nicht aus Raquels Rufen entstand, vielmehr war sie die Adressatin einer Hymne, die aus Europa gekommen war und in der Stimme der Frau, die ich retten wollte, Unterschlupf gefunden hatte.

»Um den Preis meiner Liebe zu dir, für…«

»Unsere Liebe, uns…«

»Warum hilft uns niemand?« fragte sie schluchzend. »Warum erlauben uns die Amerikaner nicht die Einreise, warum geben uns die Kubaner kein Asyl, warum antwortet der Papst nicht auf die flehentlichen Bitten seines Volkes und des meinen, *Eli, eli, lama sabachthani?,* warum hast du uns verlassen, bin ich nicht eine unter vierhundert Millionen Gläubigen, die der Heilige Vater aufbieten kann, um mich zu retten, nur mich, eine zum katholischen Glauben konvertierte Jüdin?«

Ich sei gekommen, um sie zu retten, sagte ich, während ich ihr Haar streichelte. Das an diesem Februarmorgen vom stürmischen, kalten Wind zerzauste Haar. Ich sah Raquels Haar und spürte, wie stark der Wind wehte, und trotzdem hing die Reichsfahne am Bug reglos, ohne zu flattern, als wäre sie mit Blei beschwert.

»Du?«

Raquel hob den dunklen Blick. Schwarze, zusammengewachsene Brauen, braune sephardische Haut, zum Gebet halbgeöffnete Lippen, Tränen, das Abbild einer Frucht, eine lange und vibrierende Nase. Ich sah ihre Augen wieder.

Ich sagte zu ihr, ich sei da, um sie vom Schiff zu holen, sei gekommen, um sie zu heiraten, das sei die einzige Möglichkeit, damit sie in Amerika bleiben könne, als meine Frau wäre sie spanische Staatsbürgerin, sie könnten sie dann nicht mehr anrühren, die kubanischen Behörden seien einverstanden, ein kubanischer Richter komme für die Zeremonie an Bord.

»Und der Kapitän? Hat der Kapitän nicht das Recht, uns zu trauen?«

»Wir sind in kubanischen Hoheitsgewässern, er hat nicht…«

»Du belügst mich. Natürlich hat er das Recht dazu. Aber seine Angst ist größer. Wir alle haben Angst. Diese Bestien haben es geschafft, die ganze Welt einzuschüchtern.«

Ich packte sie bei den Armen, das Schiff sollte in wenigen Stunden die Rückfahrt antreten, und niemand würde ins Reich heimgekehrte Juden wiedersehen, »niemand, Raquel, vor allem nicht dich und die Passagiere auf diesem Schiff, ihr habt euch schuldig gemacht, weil ihr fortgegangen seid und keine Zuflucht gefunden habt, stell dir nur den Lachanfall des Führers vor: ›Wenn niemand sie haben will, was will ich dann mit ihnen?‹«

»Warum wendet sich der Nachfolger des .heiligen Petrus, der ein jüdischer Fischer war, nicht öffentlich gegen

jene, die seine Nachfahren, die Juden, verfolgen?«

Sie solle nicht an so etwas denken, sie werde meine Frau, und dann könnten wir gemeinsam gegen das Übel kämpfen, denn wir hätten das Gesicht des Bösen schließlich in allen Leiden dieser Zeit kennengelernt, sagte ich zu ihr. »Zumindest das eine haben wir gewonnen: Du weißt, welches Gesicht der Satan hat, Hitler hat ihn bloßgestellt, weil er ihm das Gesicht gegeben hat, das ihm Gott genommen hatte, als er ihn in den Abgrund stürzte: Zwischen Himmel und Erde löschte ein Orkan wie der, der sich jetzt Kuba nähert, die Züge Luzifers aus und ließ ihn mit einem Gesicht zurück, das weiß wie ein Laken war, und das Laken stürzte in den Höllenkrater und bedeckte den Leib des Teufels, der fortan auf den Tag seiner Wiederkunft wartete, genau wie Johannes es angekündigt hatte: ›Ich sah ein Tier aus dem Meer steigen, das hatte sieben Häupter und zehn Hörner, und das Volk betete das Tier an, wer könnte mit ihm kämpfen? Und aus seinem Mund kamen prahlerische und lästerliche Reden, und es ward ihm Macht gegeben, mit den Heiligen Krieg zu führen und sie zu besiegen.‹ Heute wissen wir, wer das Tier ist, das Johannes vorausgeahnt hat. Wir werden gegen das Tier kämpfen. Es ist ein Kotfleck auf der Fahne Gottes.«

Meine Liebste.

»Als Katholikin bete ich für das jüdische Volk, das bis zur Ankunft Christi die Offenbarung bewahrt hat.«

»Christus hatte auch ein Gesicht.«

»Du willst sagen, Christus hatte wirklich ein Gesicht. Er

wählte Magdalena aus, um den einzigen Beweis seines Bildes zu hinterlassen.«

»Dann kennst du das Gesicht des Guten, aber auch das Gesicht des Bösen, das Gesicht Jesu und das Gesicht Hitlers.«

»Ich will nicht das Gesicht des Guten kennenlernen. Wenn ich Gott sehen könnte, müßte ich auf der Stelle erblinden. Gott darf nie angesehen werden. Es wäre das Ende des Glaubens. Gott läßt sich nicht ansehen, damit wir an Ihn glauben.«

Er mußte sie außerhalb des Klosters empfangen, weil die Mönche die Anwesenheit von Frauen nicht erlaubten. Sie hatten ihm zwar eine Zelle gegeben, ihm aber auch eine Hütte in der Nähe des Dorfes San Bartolomé eingerichtet. Dort blies ein heißer Wind, der den Wüstenstaub aus Afrika herbrachte und die Bauern zwang, ihre armseligen Saatfelder mit dornenbekrönten Mauern zu schützen.

»Die ganze Insel ist von Steinmauern durchzogen, um die Ernten zu sichern, die Erde selbst mit einer Lapilli-Decke geschützt, um die nächtliche Feuchtigkeit zurückzuhalten, damit die Weinstöcke besser wachsen.«

Sie blickte sich in der Steinhütte um. Hier drinnen gab es nur ein Feldbett, einen Tisch mit einem einzigen Stuhl und ein armseliges Regal, darauf ein paar Teller und Zinnbestecke für einen einzigen Benutzer sowie ein halbes Dutzend Bücher.

Sie hatten ihm die Hütte gegeben, damit er sich nicht als vollberechtigtes Mitglied des Klosters fühlte, aber auch, damit sie den Behörden sagen konnten, sollten die sich

erkundigen, daß er nicht im Kloster lebe, ein Angestellter sei, ein Gärtner. Als sie ihn aufnahmen, wichen sie von ihrer eigenen Regel ab, jedoch unter der Bedingung, daß er sich mit der Gefahr abfand, das Kloster immer wieder verlassen und betreten zu müssen, sich nie ganz sicher zu fühlen.

Jorge Maura verstand, was das Angebot der Mönche bedeutete. Sollte es ein Problem geben, konnten sie immer sagen, daß Maura nicht bei ihnen lebte, er verrichte seine Andachten in der Kapelle, arbeite in Haus und Garten, ja, es sei eine Art unsichtbare Gartenarbeit, ein dem Stein abgerungenes Bildhauerwerk, eine Saat im vulkanischen Felsen, doch stehe er nicht unter dem Schutz des Ordens. Der Beweis war, daß er draußen lebte, im Dorf San Bartolomé, und den umherwehenden Staub atmen mußte, der anscheinend nach seiner Sanduhr, seiner Glasröhre suchte, um eine Zeit zu messen, die ohne Behältnis wie der Sand selbst verlorengehen würde: die Dïazpora der Wüste.

Sie sagten es nicht geradeheraus, doch gaben sie es ihm beharrlich und zaghaft zu verstehen. Sie hatten eine Dankesschuld der Familie Maura gegenüber, deren Schenkung es ermöglicht hatte, das Kloster auf Lanzarote zu bauen. Dabei hätte es, um ihm Schutz anzubieten, schon reichen sollen, daß er während des Krieges mit Hilfsorganisationen zusammengearbeitet hatte, die Decken, Medikamente und Nahrungsmittel für die Ärmsten bereitstellten, für Bombenopfer, Kriegsgefangene, Häftlinge in den Konzentrationslagern, darunter zahlreiche katholische Nazigegner. Hitler verspottete die katholische Frömmigkeit der Franquisten, für ihn waren die Katholiken ebensolche

Feinde wie die Kommunisten oder die Juden, Abschaum, und Pius XII. sagte kein Wort, um Katholiken oder Juden zu verteidigen. Der Heilige Vater war ein verachtungswürdiger Feigling.

Jorge Maura war als Heimatvertriebener nach Stockholm übergesiedelt, wo er mit den Hilfsorganisationen zusammenarbeitete, die von der schwedischen Regierung und vom Roten Kreuz ins Leben gerufen wurden. Nach dem Krieg lebte er in London und wurde britischer Staatsbürger. England hätte Hitler in Spanien aufhalten können, und es hatte seine Preisgabe der spanischen Republik heldenhaft gesühnt. Während *the Blitz,* Hitlers Großangriffe, auf London niedergingen, widerstanden die Engländer den täglichen Bombardements der Luftwaffe, ohne daß ihnen jemand half. Nach dem Krieg fuhren die reiselustigen Briten wieder nach Spanien. Aber Jorge Maura suchte nicht Sonne und Exotik. Er hatte für die Republik gekämpft, und der Rachedurst des Franquismus war längst nicht befriedigt. Ob sie einen Untertanen S. M. Georgs VI. respektieren würden? Oder sähen sie eine Möglichkeit, einen Roten gerichtlich zu belangen, der ihnen entwischt war?

Die Mönche verstanden das alles. Warum richteten sie es trotzdem so ein, daß er das Kloster verlassen und der Guardia Civil begegnen konnte, daß er womöglich erkannt oder denunziert wurde? Suchte er selbst, Maura, dieses Wagnis? Warum suchte er es? Um die Mönche von jeder Verantwortung freizusprechen? Oder wollte er sich der Gefahr aussetzen, sich selbst beweisen, die unverdiente Sicherheit verweigern, wie er Laura an dem Tag sagte, als

er sie traf, an dem Tag, als sie nach Lanzarote kam, um ihn zu besuchen? Eine Sicherheit, auf die niemand ein Recht hatte, weder er noch ein anderer.

»Wozu soll ich dich belügen, Liebster. Ich bin deinetwegen hier. Ich bitte dich, mit mir nach Mexiko zurückzukommen. Ich will, daß du in Sicherheit bist.«

Sie wollte ihn verstehen. Ganz freimütig hatte sie ihm gesagt, doch wer weiß, ob dies auch klug war: »Ich liebe dich immer noch, ich brauche dich mehr als je zuvor, komm mit mir zurück. Entschuldige, daß ich mich so aufdränge, aber du fehlst mir sehr. Niemanden habe ich je so geliebt, wie ich dich auch heute noch liebe.«

Da sah er sie mit einer Miene an, die sie für Traurigkeit hielt, dann aber allmählich als Distanz begriff. Sie spürte, wie sich etwas in ihr sperrte, als er sagte, er wolle an einem Ort sein, wo er sich in Gefahr befinde und Schutz brauche, um sich nicht zu stark zu fühlen. Die Gefahr nahm ihm nicht die Kraft, sondern gab ihm Kraft, Widerstand zu leisten, sich nicht behaglich zu fühlen.

Lauras Abwehrreaktion war unwillkürlich. Sie saß auf dem einzigen Stuhl in der Hütte, während er stehenblieb und sich an die nackte Wand lehnte. Worüber war sie überrascht, hatte es in Jorge Maura nicht immer schon etwas Mönchisches, Strenges mit gelegentlichen aktiven Phasen gegeben? Und das aktive, geistige Leben dieses Mannes, den sie liebte, war immer, wie die Erde von der Atmosphäre, in die Haut der Sinnlichkeit eingeschlossen gewesen. Sie kannte ihn nicht ohne seine Sexualität. Er sah sie an und erriet ihre Gedanken.

»Glaube nicht, daß ich ein Heiliger bin. Ich bin ein zugrunde gerichteter Narziß, das ist etwas anderes. Diese Insel ist mein Gefängnis und meine Zuflucht.«

»Du wirkst wie ein König, der verbittert ist, weil die Welt ihn nicht verstanden hat«, sagte sie und spielte mit der Streichholzschachtel, die in diesem einsamen Raum, in den nie elektrisches Licht gelangt war, nicht fehlen durfte.

»Jedenfalls ein verletzter König.«

War er etwa aus Überzeugung hier, weil er sich bekehrt hatte, weil sich auch jene Frau zum katholischen Glauben bekehrt hatte und er nun ebenfalls nach einer Möglichkeit suchte, in den Schoß der Kirche zurückzukehren und an Gott zu glauben? Raquel und Jorge , das andere Paar.

Jorge  lachte. Er hatte sein Lachen nicht verloren, er war nicht der heilige Märtyrer auf dem Gemälde Zurbarâns, während er genau danach aussah in diesem helldunklen Raum, der Laura beeindruckte und in eine Bildwelt einführte, deren Zentralfigur den Verlust des Stolzes als Möglichkeit der Erlösung verkörperte. Doch gleichzeitig konnte man an dieser Figur erkennen, daß die Erlösung ihr Stolz war. Duldete Gott den Hochmut des Heiligen? Durfte es einen heldenhaften Heiligen geben? Wenn Gott unsichtbar war, konnte er sich dann im Heiligen offenbaren?

Sie blickte auf und sah in Mauras Augen. Das Gesicht des Mannes hatte sich in den zehn Jahren sehr verändert. Weißes Haar hatte er schon immer gehabt, seit seinem zwanzigsten Lebensjahr, doch keine so tiefliegenden, so sehr ins Gehirn verliebten Augen, kein derart abgemagertes

Gesicht; der weiße Bart verdeutlichte die abgelaufene Zeit, die früher, in der langen Jugend, reine, verheißene Zeit gewesen war. Das Gesicht hatte sich verändert, und trotzdem war es das gleiche, wie sie erkannte: Es war kein anderes, selbst wenn es sich gewandelt hatte.

»Ich kann mich von mir selbst entfernen, aber nicht von meinem Körper.« Er blickte sie an, als durchschaute er sie.

»Erinnere dich, daß unsere Körper große Lust aneinander hatten. Ich wäre gern wieder mit dir zusammen.«

Er sagte ihr, daß sie die Welt sei, und sie bat ihn: »Sag mir, warum du nicht in der Welt sein kannst.«

Jorge Mauras Schweigen war nicht aufschlußreich, doch versuchte sie weiter seine Gedanken zu erraten, weil er ihr keine andere Möglichkeit gab, als zu vermuten. Suchte er Einsamkeit, Glauben oder beides? Floh er vor der Welt? Warum floh er?

»Du bist im Kloster, und du bist nicht dort.«

»So ist es.«

»Glaubst du an die Religion oder nicht?«

Sie glaubte, daß er ihr etwas erklären sollte. Das war er ihr schuldig, nach so langer Zeit.

»Du und ich, wir haben uns immer verstanden.«

Er antwortete ihr sehr indirekt und mit einem distanzierten Lächeln. Er erinnerte sie an das, was sie schon wußte. Daß er einer der privilegierten Studenten spanischer und europäischer Universitäten gewesen war, als Spanien, sagte er lächelnd, den Escorial verließ und in

Europa ankam, während es seine Wunden leckte, die es sich im verlorenen Krieg mit den Vereinigten Staaten zugezogen hatte, durch den endgültigen Verlust des spanischen Imperiums in Amerika, Kubas und Puerto Ricos, den ewigen letzten Kolonien. Spanien schloß sich Europa an, und das war dem Genie Ortegas zu verdanken, dessen Schüler Maura war. Das prägte ihn für immer. Dann studierte er bei Husserl in Freiburg, zusammen mit Raquel. Er war ein Privilegierter. Er mußte hartnäckig auf seinem Willen bestehen, damit sie ihn gegen die Feinde der Kultur kämpfen ließen, gegen Franco und die Falange, die mit ihren kotbeschmierten Stiefeln die Hörsäle schändeten und dazu schrien: »Tod der Intelligenz!« Sie gönnten ihm keine Ruhe, ließen ihn die bitteren Eindrücke und die Maschinengewehrsalven am Jarama erleben, und danach sagten sie: »Du bist nützlicher als Diplomat, als überzeugend wirkender Mann, als vertrauenswürdiger Kurier…« Er war ein Republikaner von aristokratischer Herkunft. Er stand auf der richtigen Seite. Die Welt gehörte ihm. Selbst wenn er sie verlöre, würde sie ihm immer gehören. Dem Volk, das in Madrid, am Ebro und am Jarama kämpfte, fühlte er sich näher als den grausamen Bourgeois und den vulgären Lumpenproletariern auf der faschistischen Seite. Er haßte Franco, Millân Astray und dessen berühmten Ruf »Tod der Intelligenz«, Queipo de Llano und dessen Rundfunkansprachen aus Sevilla, in denen er die spanischen Frauen herausforderte, sie sollten sich zumindest ein einziges Mal von Mauren in Andalusien besteigen lassen, denn das seien richtige Männer.

»Und jetzt hast du nichts.« Laura sah ihn ungerührt an,

weil sie von Jorges politischer Geschichte genug hatte.

Sie wollte ihm sagen, daß er die Welt verloren hatte, doch glaubte und spürte sie nicht, daß Jorge Maura nach Lanzarote gekommen war, um Gott mit seinem Opfer zu gewinnen. »Denn das hier ist ein Opfer, das erkenne ich, nicht wahr?« »Willst du damit sagen, nach dem Ende des Krieges hätte ich mich wieder meiner geistigen Berufung widmen, an meine Lehrer Ortega und Husserl denken und schreiben sollen?« »Warum nicht?«

Er lachte. »Weil es das allerletzte ist, wenn du kreativ sein willst und weißt, daß du kein Mozart oder Keats bist. Verdammich, ich habe es endgültig satt, in meiner Vergangenheit herumzuwühlen. In mir gibt es nichts, was einen schöpferischen Anspruch rechtfertigt. Da ist zuallererst und vor allem, vor dir, vor Raquel, meine eigene Leere, das Bewußtsein meiner eigenen Grenzen, meiner Unproduktivität. Gefällt dir nicht, was ich sage? Du willst mir eine Illusion verkaufen, an die ich nicht glaube, die mich aber glauben läßt, daß du borniert bist, wie ihr es nennt, oder daß du meine Intelligenz unterschätzt? Warum läßt du mich nicht allein, damit ich die Leere auf meine Art ausfülle? Laß mich die Dinge selbst erkennen, damit ich weiß, ob in meiner Seele noch etwas wachsen kann, eine Idee, ein Glauben, denn ich schwöre dir, Laura, daß meine Seele noch trostloser ist als diese Felslandschaft, die du da draußen siehst… Warum?«

Sie umarmte ihn, kniete nieder und umschlang seine Beine, lehnte ihren Kopf an seine Knie, wurde rot, als sie sah, daß die graue Baumwollhose feucht und durchgescheuert war, als hätte er sie so oft gewaschen, als

bliebe ihm keine Zeit mehr, sie zu trocknen, und als bewahrte sie selbst dann noch den Uringestank, ebenso das Hemd, das er schnell ausgespült und wieder angezogen hatte, weil es das einzige war, und selbst so verschwanden nicht die üblen Gerüche, der Geruch des irdischen Leibs, des animalischen Körpers, der es satt hatte, Säfte, Scheiße, Samen auszustoßen. »Jorge , mein Liebster, mein Jorge , ich weiß nicht mehr, wie ich dich küssen soll…«

»Ich habe nicht mehr die Kraft, weiter nach meinen Wurzeln zu graben. Das spanische und spanisch-amerikanische Übel. Wer sind wir?«

Sie bat ihn um Verzeihung, weil sie ihn provoziert hatte.

»Nein, es ist schon gut. Steh auf. Erlaube, daß ich dich genau ansehe. Du siehst so sauber aus, so sauber.«

»Was willst du mir damit sagen?«

Laura erinnerte sich später nicht mehr, welche Haltung ihr Geliebter mit seiner feuchten, frischgewaschenen Kleidung eingenommen hatte, die alt war und nach einer von keiner Seife zu beseitigenden Niederlage roch. Sie erinnerte sich nicht mehr, ob der Mann gestanden oder auf dem Feldbett gesessen, ob er den Kopf gesenkt oder nach draußen geblickt hatte. Ob zur Decke oder in Lauras Augen.

»Was ich dir sagen will? Was weißt du?«

»Ich kenne deine Biographie. Von der Aristokratie zur Republik, zur Niederlage, zum Exil, zum Stolz. Lanzarote und der Stolz.«

»Die Sünde Luzifers.« Jorge lachte. »Du läßt viele Lücken, weißt du?«

»Ja, das weiß ich. Aber Lanzarote und der Stolz? Das ist keine Lücke. Das ist hier und heute.«

»Ich mache die Latrinen der Mönche sauber und sehe unmögliche Zeichnungen an den Wänden. Als hätte ein reuevoller Maler etwas begonnen, ohne es je zu beenden, und hätte, weil er das wußte, den demütigsten und demütigendsten Ort des Klosters ausgesucht, um ein Rätsel aufzudecken. Denn das, was ich sehe oder mir vorstelle, ist ein Mysterium, und die Stätte des Mysteriums ist der Ort, wo die guten Brüder, ob sie es wollen oder nicht, kacken und urinieren, sie sind Leib, und ihr Leib erinnert sie daran, daß sie niemals vollständig Geist sein können, wie sie es gern hätten. Vollständig.«

»Glaubst du, daß sie es wissen? Sind sie so naiv?«

»Sie haben den Glauben. Gott ist Fleisch geworden«, sagte Maura mit einer Art gebändigter Ekstase. »Gott hat sich seiner heiligen Straflösigkeit entäußert und ist in Christus zum Menschen geworden. Das hat Gott so schwach gemacht, daß sich die Menschen in ihm wiedererkennen konnten.«

»Haben wir ihn deshalb getötet?«

»Christus ist Fleisch geworden, damit wir uns in Ihm wiedererkennen.«

»Doch um Christi würdig zu sein, mußten wir uns noch mehr erniedrigen, durften nicht mehr sein als Er.«

»Das muß ein Mönch denken, wenn er kackt. Das ist der Glaube. Gott ist in den niedrigsten Dingen gegenwärtig, hat die heilige Thérèse gesagt.«

Ob er nach ihm suche, fragte Laura, nach dem Glauben?

»Christus mußte auf eine unsichtbare Heiligkeit verzichten, damit er Fleisch werden konnte. Warum verlangt man von mir, daß ich zum Heiligen werde, damit ich ein wenig von der Heiligkeit Jesu verkörpere?«

»Weißt du, was ich gedacht habe, als mein Sohn Santiago im Sterben lag? Ist das der größte Schmerz meines Lebens?«

»Hast du das wirklich gedacht? Oder hast du es dich nur gefragt? – Es tut mir leid, Laura.«

»Nein. Ich dachte, wenn Gott uns etwas nimmt, dann deshalb, weil Er auf alles verzichtet hat.«

»Auf Jesus, seinen eigenen Sohn?«

»Ja. Ich muß ständig daran denken, seit Santiago von mir gegangen ist. Er war der zweite, weißt du? Mein Bruder und mein Sohn. Beide. Santiago der Ältere und Santiago der Jüngere. Beide. Es tut dir leid? Stell dir vor, wie es mir geht!«

»Du mußt darüber hinwegkommen. Gott hat auf alles verzichtet. Er mußte auf seine eigene Schöpfung verzichten, auf die weit, um uns die Freiheit zu geben.«

Gott hat uns im Namen unserer Freiheit verlassen, sagte Jorge , und weil wir die Freiheit zum Bösen und nicht nur zum Guten benutzen, mußte er Fleisch werden in Christus, um uns zu zeigen, daß Gott Mensch sein und trotzdem das Böse meiden konnte.

»Das ist unser Konflikt«, erklärte er weiter. »Daß wir frei sind, um Böses oder Gutes zu tun und zu wissen: Wenn ich Böses tue, versündige ich mich an der Freiheit, die Gott mir gegeben hat, wenn ich aber Gutes tue, versündige ich

mich auch an Gott, weil ich es wage, ihn nachzuahmen, wie Er zu sein, die Sünde des Stolzes wie Luzifer zu begehen. Du selbst hast es gerade gesagt.«

Es war entsetzlich, das zu hören: Laura ergriff Jorges Hand.

»Was sage ich denn so Schreckliches?«

»Daß Gott von uns verlangt, das zu tun, was er nicht erlaubt. Ich habe nie etwas Grausameres gehört.«

»Du hast nie so etwas gehört? Ich habe es erlebt.« ..,,

Weißt du, warum ich mich dem Glauben an Gott widersetze? Weil ich fürchte, Ihn eines Tages zu sehen. Ich fürchte, wenn ich Gott sehen könnte, würde ich auf der Stelle erblinden. Ich kann Gott nur so weit nahen, wie Er sich von mir entfernt. Gott muß unsichtbar sein, damit ich an einem wahrscheinlichen Glauben festhalten kann, gleichzeitig aber fürchte ich die Unsichtbarkeit Gottes, weil ich in dem Fall keinen Glauben mehr, sondern Klarheit hätte. Da, nimm und lies den »Aufstieg zum Berge Karmel« von San Juan de la Cruz, betritt mit mir zusammen, Laura, die dunkelste Nacht der Zeit, die Nacht, in der ich heimlich aufgebrochen war, die Geliebte zu suchen, damit wir uns verwandeln konnten, die in den Geliebten verwandelte Geliebte, mir schwanden die Sinne, und mein Hals wurde von einer Hand verletzt, die mir sagte: Sieh und vergiß nicht… Wer hat mich von der Geliebten getrennt, Gott oder der Teufel?

Flüchtig sah ich sie, weniger als zehn Sekunden, als unser Lastwagen des schwedischen Roten Kreuzes am Stacheldrahtzaun von Buchenwald vorbeifuhr, in diesem

kurzen Moment sah ich Raquel, verloren in der Menge der Häftlinge.

Es war sehr schwer, jemanden in dieser Masse von abgemagerten, hungrigen Wesen in gestreifter Tracht und mit dem Davidstern an der Brust zu erkennen, sie hüllten sich in Decken, die von der Februarkälte durchdrungen wurden, und sie hielten sich umschlungen. Nur sie nicht.

Wenn sie uns erlaubten, das zu sehen, was würde es dann jenseits des Sichtbaren geben, was verbargen sie vor uns, merkten sie nicht, wenn sie uns ihr bestes Gesicht vorführten, daß sie uns zwangen, uns Gedanken über das wirkliche Gesicht zu machen, das verborgene Gesicht? Wenn sie uns dieses schreckliche Gesicht als ihr bestes zeigten, wollten sie uns dann nicht sagen, daß es das schlimmste gar nicht gab – nicht mehr? War dies das Gesicht des Todes?

Ich sah Raquel.

Sie wurde von einem Uniformierten gestützt, einem Nazi-sachter, der ihr half, ich weiß nicht, ob man ihm befohlen hatte, Mitgefühl zu zeigen, indem er eine hilflose Person stützte. Ich weiß nicht, ob es deshalb geschah, damit Raquel nicht wie ein Lumpenhaufen zusammenbrach, weiß nicht, ob es zwischen den beiden, Raquel und dem Wächter, eine hingebungsvolle, dankbare Beziehung mit winzigen Gefälligkeiten gab, die ihr ungeheuer groß vorkommen mußten, eine Extraportion, eine Nacht im Bett des Feindes, vielleicht auch ein bloßes, menschliches Quantum Mitgefühl, vielleicht Theater, eine Pantomime der Menschlichkeit, um die Besucher zu beeindrucken – oder vielleicht eine neue, unvorhersehbare

Liebe zwischen Opfer und Henker, die beide Schaden erlitten hatten und nur imstande waren, den Schaden zu ertragen, wenn sie sich in einer unerwarteten Gemeinschaft zusammenschlössen, wobei sich der Henker durch seinen qualvollen Gehorsam mit dem Opfer und dessen qualvollem Gehorsam identifizierte: beide gehorsame Menschen, jeder gehorchte den Befehlen eines Stärkeren. Hitler hatte es gesagt, Raquel hatte es mir wiederholt: Nur zwei Völker stehen einander gegenüber, die Deutschen und die Juden.

Vielleicht sagte sie mir gerade: Siehst du, warum ich in Havanna nicht mit dir das Schiff verlassen habe? Ich wollte, daß mit mir geschah, was jetzt geschieht. Ich wollte mich meinem Schicksal nicht entziehen.

Da riß sich Raquel vom Arm des Naziwächters los und packte den Stacheldrahtzaun, stand zwischen ihrem Henker oder Liebhaber oder Beschützer oder Komödianten und mir, Jorge Maura, ihrem jungen Geliebten von der Universität, mit dem sie eines Tages das Freiburger Münster betreten hatte, und wir beide knieten damals Seite an Seite, ohne die Angst, uns lächerlich zu machen, und beteten laut:

»Wir werden zu uns selbst zurückkehren, wir werden so denken, als gründeten wir eine Welt, wir werden lebendige Subjekte der Geschichte sein, wir werden die Welt des Lebens erleben.«

Jene Worte, die wir damals in tiefer geistiger Erregung sagten, kommen nun wieder, Laura, als erdrückende Wirklichkeit und unerträgliche Tatsache, nicht etwa, weil sie sich verwirklicht hätten, sondern gerade deshalb, weil

sie nicht möglich wurden, der Schrecken der Zeit verbannte sie, doch auf eine geheimnisvolle und wunderbare Weise machte er sie auch möglich, sie waren die abschließende Wahrheit meiner flüchtigen, schrecklichen Begegnung mit einer Frau, die ich liebte und die mich liebte…

Raquel drückte die Hände in den Draht, riß sie dann von den Eisenstacheln des Zauns los und zeigte sie mir, sie bluteten wie… Ich weiß nicht, wie, weil ich es nicht weiß und auch nicht wissen will, ich will die schönen Hände Raquel Mendes-Alemâns mit nichts anderem vergleichen, diese Hände, die dazu geschaffen waren, meinen Körper so zu berühren, wie sie die Seiten eines Buchs berührte, wie sie die Tasten bei einem Impromptu Schuberts berührte, wie sie meinen Arm berührte, um sich zu wärmen, wenn wir im Winter zusammen durch die Straßen Freiburgs liefen: Jetzt bluteten ihre Hände wie die Wundmale Christi, und das zeigte sie mir: Sie mir nicht ins Gesicht, sieh meine Hände an, bedaure meinen Körper nicht, hab Mitleid mit meinen Händen, Georg, hab Erbarmen, Freund… Danke für mein Schicksal. Danke für Havanna.

Der Nazikommandant, der uns begleitete und der seine Beunruhigung und seinen Ärger über Raquels Tat hinter einem Lächeln verbarg, sagte leichthin: »Sie sehen ja, das Märchen stimmt nicht, daß der Stacheldraht in Buchenwald unter Strom steht.«

»Verbinden Sie ihr die Hände. Sehen Sie doch, wie sie bluten, Herr Kommandant.«

»Sie hat den Draht angefaßt, weil sie das wollte.«

»Weil sie frei ist?«

»So ist es. So ist es. Sie sagen es.«

»Ich bin schwach. Nur du bleibst mir. Deshalb bin ich nach Lanzarote gekommen.«

Ich bin schwach.

Als die Nacht kam, liefen sie zum Kloster zurück. Vor allem in dieser Nacht wollte Jorge in die religiöse Gemeinschaft zurückkehren und seine fleischliche Schwäche beichten. Laura hatte gespürt, daß der Mann für sie neu war, als hätten sich ihre Körper nie zuvor vereint, als hätte Laura diesmal ausnahmsweise nur feste Gestalt angenommen, um sich selbst zu gleichen, und er nur, um sich nackt vor ihr zu zeigen.

»Woran denkst du?«

»Daran, daß Gott etwas rät, was er nicht erlaubt. Christus nachzustreben!«

»Es ist nicht so, daß er es nicht erlaubt. Er macht es schwer.«

»Ich stelle mir vor, daß Gott die ganze Zeit zu mir sagt: Ich hasse an dir das gleiche, was du an den anderen gehaßt hast.«

»Was ist das?«

Er lebte hier nur in halber Sicherheit, unschlüssig, ob er eine vollständige, zuverlässige körperliche und geistige Rettung oder ein Wagnis wollte, das der Sicherheit erst ihren Wert gab. Deshalb lief er täglich vom Kloster zur Hütte und abends zurück, von der ungeschützten Außenwelt zur Zufluchtsstätte, und ohne mit der Wimper

zu zucken schaute er zu den Zivilgardisten hinüber, die sich schon an ihn gewöhnt hatten und ihn grüßten, er arbeitete bei den Mönchen, er war ein Knecht, ein unbedeutender kleiner Mann.

Er bewegte sich von einem Steinhaus zum anderen, auf einem steinernen Pfad. Er stellte sich einen steinernen Himmel und ein steinernes Meer um Lanzarote herum vor.

»Den ganzen Tag hast du mich gefragt, ob ich an Gott glaube oder nicht, ob ich den Glauben meiner katholischen Kultur, meinen Kinderglauben wiedergefunden habe.«

»Und du hast mir nicht geantwortet.«

»Warum bin ich Republikaner und Kirchenfeind geworden? Wegen der Scheinheiligkeit und der Verbrechen der katholischen Kirche, wegen ihrer Unterstützung für die Reichen und Mächtigen, wegen ihres Bündnisses mit den Pharisäern und gegen Jesus, wegen ihrer Geringschätzung der Armen und Schutzlosen, während sie das Gegenteil predigte. Hast du die Bücher gesehen, die ich in der Hütte habe?«

»San Juan de la Cruz und den Band von Sor Juana Inès de la Cruz, den wir zusammen in einem Antiquariat an der Calle de Tacuba gekauft haben, in Mexico-Stadt. Sie wirken wie Geschwister, aber er ist heilig und sie nicht. Man hat sie gedemütigt und zum Schweigen gebracht, man hat ihr ihre Bücher und Gedichte entrissen. Sogar Papier, Tinte und Feder hat man ihr weggenommen.«

»Sieh dir ein Buch an, das gerade in Frankreich erschienen ist und das mir ein Mönch gegeben hat. ›Schwerkraft und Gnade‹ von Simone Weil, einer zum

Christentum konvertierten Jüdin. Lies es. Sie ist eine außergewöhnliche Philosophin, die uns zu sagen vermag, daß wir nie an einen geliebten und von uns getrennten Menschen denken sollen, ohne uns vorzustellen, daß dieser andere vielleicht gestorben ist. Sie nimmt eine unglaubliche Homer-Auslegung vor. Die Ilias, sagt sie, enthalte drei Lehren: Bewundere nie die Macht. Verachte nie die Leidenden. Und hasse deine Feinde nicht. Nichts bleibt vor dem Schicksal bewahrt. Sie ist während des Krieges gestorben. An Tuberkulose und Hunger, vor allem an Hunger, weil sie sich weigerte, mehr als die Ration zu essen, die man ihren jüdischen Brüdern in den Nazilagern gab. Aber das tat sie als Christin, im Namen Jesu.«

Jorge Maura blieb einen Moment vor der schwarzen und mit Vertiefungen übersäten Erde stehen und sah zum Timanfaya hinüber. Der Berg hatte eine glühendrote Farbe wie ein feuriges Evangelium.

Ich habe alle Verbrechen der Geschichte verziehen, weil sie läßliche Sünden im Vergleich mit diesem einen Verbrechen sind: das unmögliche Böse zu tun. Das haben die Nazis getan. Sie haben bewiesen, daß das unvorstellbare Böse nicht nur vorstellbar, sondern auch möglich ist. Sie haben Jahrhunderte voller Verbrechen der politischen Macht, der Kirchen, der Armeen, der Fürsten aus meinem Gedächtnis verdrängt. Alles, was je geschehen war, konnte man sich vorstellen. Nicht das, was die Nazis taten. Bis dahin hatte ich geglaubt, daß das Böse existierte, sich jedoch nicht sehen ließe, sondern versuchte, sich zu verstecken. Oder daß es sich als notwendiges Mittel verkleidete, um einen guten Zweck zu erreichen. Du

erinnerst dich, daß Gregorio Vidal die Verbrechen Stalins auf diese Weise darstellte, als Mittel zu einem guten Zweck. Außerdem beruhten sie auf einer Theorie des Gemeinwohls, dem Marxismus. Basilio Baltazar strebte mit allen Mitteln nur nach der menschlichen Freiheit, indem er Macht, Führer und Hierarchie abschaffen wollte.

Beim Nazismus ging es nicht darum. Er war das laut verkündete Böse, das stolz ausposaunte: »Ich bin das Böse. Ich bin das vollkommene Böse. Ich bin das sichtbare Böse. Ich bin das Böse, das stolz ist, böse zu sein. Ich rechtfertige nichts als die Ausrottung im Namen des Bösen. Den Tod als Böses durch das Böse. Den Tod als Gewalttat und nur als Gewalttat und nichts weiter als Gewalttat, ohne jede Erlösung und ohne die Schwäche einer Rechtfertigung. «

»Ich will diese Frau sehen«, sagte ich dem Kommandanten von Buchenwald.

»Nein, Sie irren sich, die Frau, von der Sie sprechen, ist nicht hier, sie war nie hier.«

»Raquel Mendes-Aleman. So heißt sie. Ich habe sie gerade hinter dem Stacheldrahtzaun gesehen.«

»Nein, diese Frau existiert nicht.«

»Haben Sie sie schon getötet?«

»Nehmen Sie sich in acht. Sagen Sie nichts Unüberlegtes.«

Hatte man sie umgebracht, weil sie sich von mir sehen ließ? Weil sie mich gesehen und wiedererkannt hatte?

»Nein. Die Frau existiert nicht. Es gibt keine Akten über sie. Komplizieren Sie nicht alles. Schließlich haben Sie es dem wohlwollenden Entgegenkommen des Reichs zu

verdanken, daß Sie hier sind. Damit Sie sehen, wie gut die Häftlinge behandelt Werden. Das hier ist nicht das Hotel Adlon, einverstanden, aber Wenn Sie am Sonntag gekommen wären, hätten Sie das Häftlingsorchester gehört. Sie haben die Parsifal-Ouvertüre gespielt. Eine christliche Oper, wissen Sie?«

»Ich verlange, das Häftlingsregister zu sehen.«

»Das Register?«

»Stellen Sie sich nicht dumm. Sie nehmen es doch sehr genau. Ich will das Register sehen.«

Beim Buchstaben in war eine Seite eilig herausgerissen, Laura. Sie, die so genau waren, so ordentlich, hatten sich nicht darum gekümmert, daß vom linken Rand der verlorengegangenen Seite ein paar Reste übrigblieben, die scharfkantig und ungleichmäßig wie die Bergrücken von Lanzarote waren.

Ich habe nichts weiter über das Schicksal Raquel Mendes-Alemâns erfahren.

Als der Krieg zu Ende war, bin ich wieder nach Buchenwald gefahren, aber die in Massengräbern verscharrten Toten waren zu einem anonymen Gemenge geworden, die eingeäscherten Leichen hatten sich in Staub aufgelöst, der sich auf den Haaren Goethes und Schillers abgelagert hatte. Die beiden Dichter reichten sich in Weimar die Hand, im Athen des Nordens, wo einst Cranach, Bach und Franz Liszt gewirkt hatten. Niemandem wäre der Spruch eingefallen, den die Nazis am Eingang des Konzentrationslagers angebracht hatten. Nicht das wohlbekannte »Arbeit macht frei«, sondern etwas unendlich

Schlimmeres: »Jedem das Seine«. Raquel. Ich will mich an sie erinnern, wie sie am Bug der vor Havanna ankernden Prinz Eugen stand, als ich ihr anbot, sie zu heiraten, um sie vor dem Holocaust zu retten. Ich will mich an Raquel erinnern.

»Nein«, sie blickte mich mit ihren Augen an, die tief waren wie eine unheilschwangere Nacht. »Warum soll ich die Ausnahme sein, die Privilegierte?«

Ihre Worte reichten aus, alle meine eigenen Erfahrungen Revue passieren zu lassen, in diesem halben Jahrhundert, das zum Paradies des Fortschritts hatte werden sollen und das die entwürdigende Hölle war. Nicht nur das Jahrhundert des faschistischen und stalinistischen Terrors, ein Jahrhundert des allgemeinen Terrors, vor dem sich auch diejenigen nicht bewahrten, die gegen das Böse kämpften. Niemand hat sich davor bewahrt, Laura! Die Engländer haben sich nicht davor bewahrt, sie versteckten die Reisvorräte vor den Bengalen, damit die sich nicht zu einem Aufstand entschließen und mit Japan verbünden konnten; auch die mohammedanischen Kaufleute, die mit den Engländern zusammenarbeiteten, haben sich nicht davor bewahrt, ebensowenig wie jene Engländer, die den für die Unabhängigkeit ihrer Heimat kämpfenden indischen Rebellen die Beine brachen und es nicht erlaubten, daß man sie ärztlich versorgte; nicht davor bewahrt haben sich die Franzosen, weder die, die am Völkermord der Nazis mitwirkten, noch die, die gegen die Besetzung ihres Vaterlandes protestierten, es jedoch für ein göttliches Recht Frankreichs hielten, Algerien, Indochina und den Senegal zu besetzen; nicht davor bewahrt haben sich die

Amerikaner, die die Diktatoren der Karibik und Mittelamerikas an der Macht hielten – Hauptsache, sie unterstützten die Vereinigten Staaten –, während dort die Gefängnisse überfüllt waren und es auf den Straßen von Bettlern wimmelte. Wer kann sich davor bewahren? Die, die Schwarze gelyncht, hingerichtet oder eingesperrt haben? Die ihnen verboten haben, in Mississippi, der Heimat Faulkners, an der Seite eines Weißen zu trinken oder zu urinieren?

»Von unserer Zeit an ist das Böse nicht mehr eine Möglichkeit, sondern eine Pflicht.«

»Ich will nicht bemitleidet werden, Jorge . Mir ist es lieber, daß man mich verfolgt.«

Das sind die letzten Worte, die ich von Raquel gehört habe, und ich weiß nicht, ob ich leide, weil ich sie nicht gerettet habe oder weil auch sie gelitten hat. Der Blick, den Raquel ihrem Henker im Lager zuwarf, sagte mir mehr noch als die Art, wie sie mich anblickte, daß sie bis zur letzten Minute ihre Menschlichkeit bewies und mir eine Frage stellte, die für immer mit mir weiterlebt. »Was ist die Tugend deiner Tugend, mein Liebster, die Liebe meiner Liebe, die Gerechtigkeit meiner Gerechtigkeit, das Mitleid meines Mitleids?«

»Ich will deine Leiden teilen, wie du die Leiden deines Volks geteilt hast. Das ist die Liebe meiner Liebe.«

Laura ließ Jorge auf der Insel allein. Als sie den kleinen Dampfer bestieg, wußte sie, daß sie nie zurückkommen würde. Jorge  Maura würde nie wieder eine konkrete Gestalt sein, sondern verschwommen aus einer immer

gegenwärtigen Vergangenheit auftauchen, deren genaue Bestimmung der letzte Beweis wäre, daß er existierte, aber nicht mehr da war.

»Na los«, sagte sie, »sei ein Heiliger, sei ein Stylit, steige auf deine Säule in der Wüste, sei ein Märtyrer ohne Martyrium.«

Er antwortete, sie sei ihm gegenüber sehr hart.

Sie erwiderte: »Weil ich dich liebe. – Wozu versteckst du dich auf einer Insel? Du wärest besser in Mexiko geblieben. Es gibt kein besseres Versteck.«

»Ich habe keine Kraft mehr. Entschuldige.«

»Nun ja, du bist Spanier. Du kannst darauf vertrauen, daß dich der Tod mit Verspätung holt.«

Ob ihr die Wiederbegegnung so weh tue?

»Nein, aber ich habe gelernt, mich vor denen zu fürchten, die mich mit ihrer Liebe verformen, nicht denjenigen, die mich hassen. Als du nach Kuba gingst, habe ich mich tausendmal gefragt, kann ich ohne ihn leben, kann ich ohne seinen Beistand sein? Ich brauchte dringend deinen Beistand, damit ich mir eine eigene Welt schaffen konnte, in der kein einziger geliebter Mensch geopfert wurde. Du hast mich unterstützt, damit ich nach Hause zurückkehrte und meiner Familie die Wahrheit sagte, was auch immer geschehen sein mochte. Ohne den Beistand deiner Liebe hätte ich das nie gewagt. Ohne die Erinnerung an dich wäre ich eine von vielen Ehebrecherinnen gewesen. Weil es dich gab, hat sich niemand getraut, den ersten Stein auf mich zu werfen. Ich fühle mich frei, weil du mich begleitest.«

»Laura, das Schrecklichste ist längst vorbei. Beruhige dich. Denke daran, daß ich aus eigenem Willen allein hierbleibe.«

»Allein? Ich verstehe dich nicht. Wie willst du ohne die Welt religiös sein, wie willst du zu Gott kommen, ohne über dich hinauszugehen? Du siehst doch, wie zwiespältig du lebst, zwischen dem Kloster und der Welt. Glaubst du, daß die Mönche dort drinnen, die keine Frauen zu sich hereinlassen, Gott schon gefunden haben, glaubst du, daß sie ihn ohne die Welt finden können? Wie anmaßend du bist, ein anmaßender Dreckskerl! Willst du die Sünden des zwanzigsten Jahrhunderts sühnen, indem du dich auf dieser steinernen Insel versteckst? Damit verkörperst du genau jenen Stolz, den du so verabscheust. Du bist dein eigener Luzifer. Wie willst du dir deinen Hochmut verzeihen lassen, Jorge?«

»Indem ich mir vorstelle, daß Gott zu mir sagt: Ich hasse an dir das gleiche, was du an den anderen gehaßt hast.«

»Indem du es dir vorstellst? Nur das?«

»Indem ich es höre, Laura.«

»Weißt du was? Ich werde deine Gleichgültigkeit und deine abgeklärte Weisheit bewundern… Für mich gilt das nicht.«

»Raquel ist in einem namenlosen Grab beerdigt, mitten unter Hunderten von nackten Leichen. Sind wir mehr als sie? Ich bin nicht besser. Ich bin anders. Genau wie du.«

»Warum meinst du, daß du dich befreit hast?« fragte sie ungläubig.

»Weil du gekommen bist und voller Unglauben mit mir

gesprochen hast. Du bist die wahre Ungläubige. Ich bin der ehemalige Ungläubige. Ich finde das Heil, weil ich sehe, daß es einen Menschen gibt, der weniger Glauben hat als ich. Wie wenig wir sind, Laura.«

Er bat sie, auf die Frage antworten zu dürfen, die sie ihm stellte, seit sie nach Lanzarote gekommen war (»du hättest nicht herkommen sollen, diese Insel gibt es nicht, du wirst glauben, was du siehst, doch wenn du weggehst, merkst du, daß da eigentlich nichts ist«); auf die Frage: Glaubst du, oder glaubst du nicht?

»Das ist so, als fragte man: Ist das Christentum wahr oder eine Lüge? Und ich antworte dir, daß deine Frage keine Bedeutung hat. Während ich mein Leben zwischen dem Kloster und jenem Leben teile, wie du es verstehst (zwischen Sicherheit und Gefahr), will ich hier auf Lanzarote eine Antwort darauf finden, ob der Glaube dem Wahnsinn, auf Erden zu sein, einen Sinn geben kann.«

Und was hatte er entdeckt?

»Daß das Leben Christi für einen Christen immer möglich [ls]t, daß es aber niemand wagt, dem Beispiel dieses Lebens zu folgen.«

»Wagen sie es nicht, oder können sie es nicht?«

»Sie glauben, es bedeute, wie Christus zu sein, wenn man wie Christus handle, daß man Tote erwecke, Brote vermehre… Sie machen aus Christus eine aktive Ideologie, Laura. Christus sucht uns nur, wenn wir nicht an ihn glauben. Christus findet uns, wenn wir ihn nicht suchen. Das ist die Wahrheit Pascals: Du hast mich gefunden, weil du mich nicht gesucht hast. Und es ist heute meine

Wahrheit. Geh fort, Laura. Denk daran, daß ich keine Freude habe. Jeder Abend auf dieser Insel ist tieftraurig.«

Ich bin gekommen, weil dein Platz leer war, sagte sich Laura, als sie sich von der nächtlichen Küste Lanzarotes entfernte und nach Teneriffa fuhr, während die Nacht immer schwärzer und die Insel immer roter wurde. Ich habe es nicht mehr ausgehalten. Es ist gefährlich, an einem leeren Platz zu leben und dem Leben, das mein Sohn nicht hatte, und der Liebe, die du mir geraubt hast, nachzutrauern. Ich habe meinen Sohn verloren, und du Raquel. Wir haben beide etwas Kostbares hingegeben. Vielleicht erkennt Gott, wenn er existiert, diesen Verlust an und nimmt unseren Kummer wahr. Ich will fortan nicht mehr an dich denken. An dich zu denken tröstet mich zu sehr und erhebt meine Gedanken. Ich will vollständig auf dich verzichten. Ich habe dich nie kennengelernt.

Als sie sich am Klostereingang trennten, war Laura verwirrt gewesen und wartete einen Augenblick. Warum erlaubten sie ihr nicht einzutreten? Sie stellte fest, daß nichts sie daran hinderte, einzutreten und ein letztes Mal zu Jorge zu gehen, seine warmen Lippen ein letztes Mal zu spüren und ihm jene Worte zu sagen, die sie von nun an für immer verschweigen würde.

»Ich liebe dich von ganzem Herzen.«

Im Refektorium kroch er auf allen vieren und leckte den Fußboden mit der Zunge ab, hartnäckig und diszipliniert, eine Steinplatte nach der anderen.

*XVIII. Avenida Sonora: 1950*

Es kommt eine Zeit im Leben, in der nichts wichtig ist, außer die Toten zu lieben. Für die Toten muß man alles tun. Wir, du und ich, können leiden, weil der Tote abwesend ist. Seine Gegenwart ist nicht gewiß. Seine Abwesenheit ist das einzig Gewisse. Doch die Sehnsucht, die wir nach dem Toten haben, ist weder Gegenwart noch Abwesenheit. Bei mir zu Haus gibt es niemanden mehr, Jorge . Wenn du denken möchtest, daß mich meine Einsamkeit zu dir zurückgeführt hat, so gebe ich dir die Erlaubnis dazu.

Mein Mann Juan Francisco ist tot.

Das Tantchen Maria de la O ist tot.

Aber der Tod meines inniggeliebten Sohns Santiago ist für mich der einzige wirkliche Tod, er enthält alle anderen und gibt ihnen einen Sinn.

Der Tod des Tantchens freut mich sogar. Sie ist gestorben, wie es ihr gefiel, in ihrem geliebten Veracruz, während sie mit einem winzigen Männchen tanzte, das Matias Matadamas hieß und sich ganz taubenblau kleidete, um meine Tante zweimal wöchentlich zum Hauptplatz mitzunehmen und mit ihr auf einem Ziegelstein Danzön zu tanzen.

Der wahre Tod Juan Franciscos war schon lange vor seinem Ende eingetreten. Das bestätigte sein lebloser Körper. Er näherte sich dem Tod mit schlurfenden Schritten. »Mit mir geschieht nichts mehr«, sagte er und

fragte: »Hätten du und ich nicht heiraten sollen?« Am Tag seines Todes habe ich ihn gebeten, daß wir uns keine Vorwürfe mehr machen sollten.

»Ich habe zuviel Zeit verloren, weil ich dich gehaßt habe.« Und ich, weil ich dich vergessen 'wollte.«

Wer von uns hat das gesagt, Jorge , er oder ich? Ich weiß es nicht mehr. Ich weiß auch nicht mehr, wer von uns beiden gesagt hat, sag mir nicht, ob ich deinen Haß verdient habe, und ich sage dir nicht, ob du mein Vergessen verdient hast.

Ich möchte glauben, daß ich ihn nicht geliebt habe, als er starb. Seit ich zurückgekommen war, als du nach Kuba fuhrst, habe ich mich unablässig gefragt: Warum nimmt er mich wieder auf? Die mexikanischen Machos verstoßen ihre Frauen und behandeln sie nicht mit Nachsicht. War Juan Francisco mehr, als ich mir vorstellte oder glaubte, von ihm zu wissen?

Von meinen Söhnen konnte ich sagen, sie sind stark, größer, als ich gedacht habe, aber bei ihm konnte ich mich nur fragen: Ist er schwach oder pervers? Bekennt er sein Scheitern, um die einzige Form der Liebe zu erbitten, die ihm bleibt: Mitleid? Wie konnte ich einen so schwachen Mann verlassen?

Santiago läßt mich jeden Tag daran denken, daß alles, was ich, liebe, gestorben ist.

Ich tröste mich, wie wir es alle tun. Die Zeit heilt alle Wunden. Schließlich werde ich es ertragen, daß er nicht mehr da ist.

Dann wieder reagiere ich heftig und will, daß mein

Schmerz nie vorbeigeht, daß die Abwesenheit meines Sohns immer, für immer unerträglich bleibt.

Dann überwältigt mich mein eigener Stolz. Ich frage mich, ob eine Liebe, die sich nur auf die Erinnerung stützen kann, nicht am Ende erträglich wird. Ich frage mich, ob eine Liebe, die immer ein Schmerz sein will, die Liebkosung des Gedächtnisses besiegen und eine Leere beanspruchen muß, eine große Leere, in der Erinnerung und Zärtlichkeit keinen Platz haben, sondern nur die Abwesenheit, daß man sich mit keinem Trost abfindet…«

Es kam von dort, woher sie es am wenigsten erwartet hatte. Das Mitleid.

Es waren die Tränen Juan Franciscos, die er an Santiagos Leichnam vergoß. Der Vater beweinte den Tod des Sohns, als hätte niemand auf Erden ihn inniger, tiefer, weniger auffällig geliebt. Hatte er sich deshalb von ihm ferngehalten und die Nähe Dantons gesucht? Um weniger zu leiden, wenn Santiago gehen müßte? Weinte er, weil er ihm nie nahe war, oder weinte er, weil er ihn mehr als jeden anderen geliebt hatte und ihm nur der Tod erlaubte, seine Gefühle zu offenbaren?

Als Laura den Vater am Leichnam seines Sohns weinen sah, erinnerte sie sich an zahllose, wie Ohrfeigen wirkende Beleidigungen, als wiederholte sich alles, was ihr Mann und sie einander im Lauf der Jahre gesagt hatten, um sich zu verletzen, nun mit größerer Erbitterung: »Daß ich dich geheiratet habe, war, als hätte ich dem Schicksal die andere Wange hingehalten, rede mit mir nicht wie der Heilige mit der Versucherin, sprich mich an, sieh mir ins Gesicht, warum hast du mich nicht nach meinem Willen beurteilt,

dich zu lieben, Juan Francisco, statt mich zu verurteilen, weil ich dich betrüge? Ich weiß nicht, warum ich mir vorgestellt habe, du wärst ein aufregender, mutiger Mann, das haben sie von dir erzählt, immer warst du ein ›von ihm erzählt man sich‹, ein Gerücht, nie die Wirklichkeit, zwischen dir und mir hat es nie Liebe gegeben, es gab eine Illusion, ein Trugbild, keine Liebe, die auf Achtung und Bewunderung beruhte, die bleiben nie bestehen, das Leben mit dir hat mich besiegt, hat mich ratlos und krank gemacht, ich hasse dich nicht, du ermüdest mich, du liebst mich zu sehr, ein wahrer Liebender darf uns nicht zu sehr lieben, er darf uns nicht lästig werden, Juan Francisco, unsere Ehe ist tot, alles oder nichts hat sie getötet, wer weiß, aber wir müssen sie begraben, mein Lieber, sie stinkt, sie stinkt…«

Und nun könnte sie ihm sagen: Danke, dank deiner allzu bequemen Liebe und Bewunderung konnte ich mich zu etwas Besserem erheben, zu jener ständigen Erwartung, die für die Leidenschaft notwendig ist, durch dich bin ich zu Jorge Maura gekommen, der Widerspruch zu dir hat es mir ermöglicht, Jorge so zu verstehen und zu lieben, wie ich dich niemals lieben konnte.

»Ich dachte, ich hätte mehr Kraft, als ich wirklich habe, Laura. Verzeih mir.«

»Ich darf nicht den besten Teil meines Wesens dazu verurteilen, im Grab der Erinnerungen zu ruhen. Verzeih du mir.«

Und nun sah sie, daß er an der Leiche des ausgemergelten Sohns weinte, und sie hätte ihn, Juan Francisco, gern um Verzeihung gebeten, weil es ihr dreißig

Jahre lang nicht gelungen war, über den Schein hinauszugelangen, über die Legenden, die Unkenntnis um seine Herkunft, den Mythos seiner Vergangenheit, den Verrat seiner Gegenwart.

Schrecklich war, daß ihnen erst der Tod des Sohns erlaubte, endlich miteinander zu reden.

Schrecklich war, daß sich beide, Laura und Juan Francisco, im anderen wiedererkannten und so verrieten, daß sie insgeheim Santiago den Jüngeren mit der gleichen Liebe betrachteten und dasselbe dachten: Er hat alles, Schönheit, Talent, Seelengröße, alles außer Gesundheit, alles außer dem Leben und der Zeit, es zu leben. Erst jetzt entdeckten Vater und Mutter, daß sie beide es ablehnten, Santiago zu bemitleiden, weil niemand das Recht hatte, jemanden in diesem Haus zu bedauern. Durch Mitleid kann man einen geliebten Menschen verraten.

Hast du dich deshalb so auffällig Danton zugewandt, Juan Francisco?

Laura hatte sich gerühmt, wie beredt das Schweigen zwischen Mutter und Sohn war. Einsamkeit und Ruhe hatten sie vereint. Galt das auch für die Beziehung zwischen Juan Francisco und Santiago? War es eine Beleidigung, wenn man sich klar über das äußerte, was geschah? War es Verrat? Mutter und Sohn hatten ein ganzes Knäuel von Komplizenschaften, Vorahnungen, Dankbarkeit erlebt, alles außer Mitleid, dem verdammten, verbotenen Mitleid… Hatte der Vater der beiden Söhne das gleiche aus der Ferne erlebt und gefühlt, während er den anderen Sohn feierte?

Jede Mutter weiß, daß es Kinder gibt, die auf sich allein aufpassen können. Jeder Versuch, sie zu beschützen, ist eine Zudringlichkeit. So war Danton. Die Nähe des Vaters kam ihm wie eine Anmaßung vor. Juan Francisco verstand nichts, dem Sohn, der nichts verlangte, gab der Vater alles, diesem Danton, der schon als kleines Kind den ganzen Tag herumgetollt war und sich nicht darum gekümmert hatte, was im Schatten und Schweigen des Elternhauses geschah, in dem sein Bruder wohnte. Laura wußte zwar instinktiv, daß Danton keine Fürsorge brauchte, dafür aber Santiago, daß es für den schwachen Jungen jedoch verletzender und schädlicher als für den starken gewesen wäre, wenn man sie ihm übermäßig gezeigt hätte. Der eine Sohn, Danton, bewegte sich in der Welt und vereinnahmte alles zu seinem Vorteil. Der andere, Santiago, schloß alles aus, außer dem, was ihm wesentlich schien für seine Malerei, seine Musik, seine Dichtung, seinen van Gogh und seinen Egon Schiele, seinen Baudelaire und seinen Rimbaud, seinen Schubert.

Als Laura nun beide, Vater und Sohn, Juan Francisco und Danton, am schönen, asketischen Leichnam des jungen Santiago weinen sah, begriff sie, daß sich die Brüder geliebt hatten, jedoch mit dem Schamgefühl, sich nicht beim anderen einzuschmeicheln; die brüderliche Gemeinschaft ist auf eine andere Art männlich, die brüderliche Gemeinschaft muß manchmal bis zum Augenblick des Todes warten, um sich als Liebe, Zuneigung, Zärtlichkeit zu beweisen. Laura Dïaz machte sich Vorwürfe. Hatte sie alle Glorie dieser Welt geraubt, um sie nur Santiago zu schenken? War alles nur für den Schwachen dagewesen, verdiente der Starke nichts? Hatte

sie nun in Wirklichkeit beide Söhne verloren?

»Weißt du«, sagte Juan Francisco nach dem Begräbnis, »in einer Nacht habe ich sie überrascht, wie sie ein Männergespräch führten. Beide sagten, wir kommen allein zurecht. Sie erklärten sich unabhängig von dir und mir, Laura. Was ist das für eine Geschichte, wenn du deine Jungen im Augenblick der Unabhängigkeitserklärung überraschst? Wobei nur Santiago es ernst meinte. Er kam allein zurecht. Danton nicht. Danton braucht Erfolg, Geld, Gesellschaft. Er kommt nicht allein zurecht, er täuscht sich. Deshalb braucht er uns mehr als je zuvor.«

Würde genug Zeit bleiben, um die Fehler eines dreißigjährigen gemeinsamen Lebens wiedergutzumachen, in denen zwei Kinder aufwuchsen, von denen das eine nun schon tot war? Vor dem Tod hatte Santiago ein Gedicht geschrieben, Laura zeigte es Juan Francisco und wies ihn vor allem auf eine Zeile hin, in der es hieß: »Wir sind übersetzte Leben.« Was wollte er damit sagen? Was bedeuteten die alltäglichen Sätze des Jungen: »Laß den Vogelkäfig nicht offen, Vögel lieben ihr Zuhause und bleiben da, Katzen nicht, die verschwinden und kommen zurück, um anderen zu schaden.« – »Nicht immer scheint mir die Sonne auf den Kopf.« Vielleicht bedeuteten sie, daß sich Santiago von sich selbst lösen, sich wandeln und den anderen entdecken konnte, der in ihm war. Sie entdeckte ihn auch, doch sie sagte es ihm nicht.

»Und du, Juan Francisco?«

»Meine Söhne sind mein Leben, Laura. Ich habe kein anderes.«

»Und ich?«

»Du auch, meine Alte.«

Bestand darin das Geheimnis Juan Franciscos, daß sein Leben ohne Geheimnis war, weil es keine Vergangenheit hatte, daß sein Leben nur äußerlich war, war das der Ruhm Juan Franciscos, des

Redners, des Führers, des Revolutionärs? Und dahinter, was gab es dahinter? Nichts?

»In Villahermosa lebte ein mongoloides Mädchen. Es drohte, schlug und spuckte wütend. Seine Mutter mußte ihm Scheuklappen anlegen wie einer Stute, damit es die Welt nicht sah und sich beruhigte.«

»War das deine Nachbarin in Tabasco?«

Nein, er hatte keine Nachbarn, sagte er mit einem Kopfschütteln.

»Wer bist du? Woher kommst du? Willst du es mir niemals sagen?«

Wieder schüttelte er den Kopf.

»Weißt du, daß uns das trennt, Juan Francisco, daß du mir wieder einmal die Geschichte deines Lebens vorenthältst, wo wir uns beinahe verstehen?«

Diesmal nickte er.

»Was hast du getan, Juan Francisco? War dein Heldentum eine Lüge? Weißt du, daß ich soweit bin, das zu glauben? Welchen Mythos willst du an deine Söhne weitergeben, an den lebenden und an den toten, hast du darüber nachgedacht? Was willst du uns vererben? Die ganze Wahrheit? Die halbe Wahrheit? Den guten Teil? Den

schlechten Teil? Welcher Teil ist für den lebenden Danton? Welcher für den toten Santiago?«

Nur die Zeit, die sich wie Rauch verflüchtigte, würde das eifersüchtig gehütete Geheimnis ihres Mannes Juan Francisco Lopez Greene offenbaren. Wie oft hatte der eine den anderen tatsächlich zum Nachgeben aufgefordert? Konnten sie nie sagen, noch heute vertraue ich dir alles an?

»Später wirst du es verstehen…«, sagte der Mann, der immer mehr resignierte.

»Weißt du, wozu du mich zwingst? Du zwingst mich dazu, dich zu fragen: Was muß ich dir geben, was willst du von mir, Juan Francisco? Soll ich wieder ›mein Liebster, mein Schatz‹ zu dir sagen, während du ganz genau weißt, daß ich diese Worte einem anderen Mann und meinen Kindern vorbehalte? Du bist mein Mann, Juan Francisco, nicht mein Bester, mein Schatz, mein Liebster (mein Hidalgo, mein kleiner angebeteter Spanier…).«

Sie fürchtete oder wollte auch nur glauben, daß Juan Francisco irgendwann aus seiner Lethargie aufwachen und sie mit einer anderen Stimme rühren würde, der neuen und zugleich alten Stimme des Endes. Sie nahm sich vor, geduldig diesem Ende entgegenzusehen, das kommen würde, das offensichtlich bereits nahte, gemessen am körperlichen Verfall dieses großgewachsenen Mannes mit den hohen Schultern und den riesigen Händen, dem langgestreckten Oberkörper und den kurzen Beinen, wie sie manche Angehörige seiner Kaste hatten – ja, seiner Kaste, Laura wollte Juan Francisco wenigstens das zuschreiben: eine Rasse, Kaste, Vorfahren, Familie, Vater und Mutter, Geliebte, eine erste Ehefrau, uneheliche oder

eheliche Kinder, was kam es schon darauf an? Eines Tages wäre sie beinahe im Interoceânico nach Veracruz zurückgekehrt und von dort per Boot und Bus nach Tabasco weitergefahren, um das Personenstandsregister einzusehen. Doch schon fühlte sie sich wie eine erbärmliche Schnüfflerin, sie führte ihr tägliches Leben weiter und half Frida Kahlo, die mehr als je zuvor litt: Man hatte ihr ein Bein amputiert, sie war ans Bett und an Rollstuhl gefesselt. Laura nahm an den Versammlungen der Riveras teil, die sie zu Ehren der neuen Emigranten durchführten, jener Nordamerikaner, die vom »Ausschuß zur Untersuchung unamerikanischer Umtriebe« des Kongresses verfolgt wurden.

Ein neuer Krieg hatte begonnen, der Kalte Krieg, Churchill hatte ihn in einer berühmten Rede sanktioniert: »Von Stettin an der Ostsee bis nach Triest am Adriatischen Meer ist ein eiserner Vorhang gefallen.« Stalin gab den Demokratien recht. Der Verfolgungswahn des alten Diktators erreichte irrwitzige Extreme, er ließ nicht nur seine schimärischen Feinde einsperren und umbringen, sondern auch seine Freunde, weil er befürchtete, daß sie eines Tages zu seinen Feinden würden, er praktizierte vorbeugende, grausame, entsetzenerregend unnötige Morde und Verhaftungen… Picasso malte derweil das »realistische« Porträt Stalins und eine Taube als seine Weggefährtin, weil dieses absonderliche Ungeheuer, das Domingo Vidal, Basilio Baltazar und Jorge Maura bei ihren Tertulias im Café de Paris während des Spanienkriegs so kontrovers kommentiert hatten, für ihn der Vorkämpfer des Friedens und Gegner der

nordamerikanischen Imperialisten schien, die im Handumdrehen ihren eigenen antikommunistischen Verfolgungswahn ersannen und stalinistische Agenten unter jedem Teppich, auf jeder New Yorker Bühne und in jedem Hollywood-Film erahnten. Diese neuen Emigranten fanden sich bei den Riveras zusammen. Viele kamen nicht wieder, weil sie den marxistischen Wortschwall Diegos satt hatten oder über die Verehrung Fridas für Väterchen Stalin empört waren, dem sie ein Porträt und maßlose Lobeshymnen widmete, obwohl (oder vielleicht weil) Stalin den Geliebten Fridas, Leo Trotzki, ermorden ließ.

Laura erinnerte sich an Jorge Mauras Worte: »Man soll nicht das Leben ändern, man soll nicht die Welt verändern. Man muß das Leben vielgestaltiger machen, muß die Illusion aufgeben, daß die wiedergefundene Einheit der Schlüssel zu einem neuen Paradies wäre. Man muß die Unterschiede würdigen. Unterschiede stärken die Identität.« Jorge hatte gesagt, er stehe zwischen zwei Wahrheiten. Die eine sei, daß die Welt sich retten werde, die andere, daß sie verurteilt sei. Beide Wahrheiten träfen zu. Die korrupte Gesellschaft des Kapitalismus sei verurteilt, die idealistische Gesellschaft der Revolution ebenso.

»Glaub an die Chancen der Freiheit«, flüsterte eine herzliche Stimme in Lauras Ohr und setzte sich gegen die tiefsinnigen Debatten und oberflächlichen Plaudereien bei den Riveras durch. »Denke daran, daß Politik für die persönliche Anständigkeit zweitrangig ist, denn ohne Anständigkeit lohnt es sich nicht, in einer Gesellschaft zu leben…«

»Jorge!« rief Laura mit unvergleichlicher Erschütterung. Sie fuhr herum und blickte in das Gesicht des noch jungen Manns, der volles, aber nicht mehr wie früher schwarzes, sondern mit weißen Büscheln gesprenkeltes Haar und ebensolche Augenbrauen hatte.

»Nein. Es tut mir leid, daß ich dich enttäuschen muß. Basilio. Basilio Baltazar. Erinnerst du dich an mich?«

Sie umarmten sich mit einer Rührung, die sich mit einer Wiedergeburt vergleichen ließ, wirklich so, als würden die beiden in diesem Augenblick wiedergeboren und könnten sich durch die erregende Begegnung auf der Stelle verlieben und wieder die jungen Leute von vor fünfzehn Jahren sein, nur daß beide bereits in Begleitung waren. Jetzt und für immer. Laura Dïaz in der Begleitung Jorge Mauras, Basilio Baltazar in Begleitung von Pilar Méndez. Und Jorge auf seiner Insel in der Begleitung Raquels, der anderen Mendes.

Sie sahen sich mit unermeßlicher Zärtlichkeit an und konnten für eine Weile nicht sprechen. »Da siehst du es.« Basilio lächelte trotz seiner feuchten Augen. »Wir sind nie aus den Problemen herausgekommen. Wir haben nie aufgehört, andere zu verfolgen oder selbst verfolgt zu werden.«

»Ich weiß«, sagte sie mit gebrochener Stimme.

»Es gibt ziemlich hübsche Leute unter diesen Gringos. Beinahe alle sind Film- und Theaterregisseure, Schriftsteller, außerdem gibt es den einen oder anderen Veteranen aus unserem Krieg und aus der Lincoln-Brigade, erinnerst du dich?«

»Wie sollte ich das vergessen, Basilio?«

»Fast alle leben in Cuernavaca. Warum fahren wir nicht an einem Wochenende zusammen hin und schwatzen mit ihnen?«

Laura Dïaz konnte ihrem alten Freund, dem spanischen Anarchisten, nur einen Kuß auf die Wange drücken, als küßte sie wieder Jorge Maura, als erblickte sie zum erstenmal das stets verborgene Gesicht Armonia Aznars, als stiege das Bild ihres angebeteten Bruders vom Meeresgrund auf. Basilio Baltazar wurde zum Katalysator einer Vergangenheit, der Laura Dïaz nachtrauerte und die sie für auf ewig verloren hielt.

»Ach, nein. Du läßt unsere Vergangenheit wieder aufleben, Basilio. Danke.«

Nach Cuernavaca zu fahren und über Politik zu diskutieren, diesmal aber mit Nordamerikanern und nicht mit Spaniern oder mexikanischen Arbeiterführern, die von der Revolution, von Galles und Morones, verraten worden waren – die Vorstellung störte und bekümmerte sie, als sie spät in die Avenida Sonora heimkehrte, wo allein Juan Francisco auf sie wartete, keine Maria de la O und kein Santiago und kein Danton, der verheiratet war und in Las Lomas wohnte, am Ende nun doch in einem grauenhaften neubarocken Tortenhaus, das Laura schon aus ästhetischem Empfinden nie betreten würde, wie sie geschworen hatte.

»Du hast gesagt, du würdest den Geschmack deiner Schwiegereltern ändern, Danton.«

»Warte noch ein bißchen, Mama. Es ist ein Entgegenkommen, ein Kompromiß. Ich muß meinem

Schwiegervater Mister Aspirin diesen Gefallen tun, um die Oberhand zu gewinnen. Er ist schon halb verkalkt, mach dir keine Sorgen, der blickt nicht mehr durch…«

»Und deine Frau?«

»Mami, ich schwöre dir, die arme Magda ist völlig ahnungslos, die wußte nicht mal, wie man rülpst.«

»Du bist gut gelungen, aber ein vulgärer Kerl.« Laura konnte ein Lachen nicht unterdrücken.

»Ach was, ich habe sie überzeugt, daß der Klapperstorch das Kind aus Paris bringt.«

»Das Kind?« fragte Laura und umarmte ihren Sohn.

Mit zweiundfünfzig werde ich Großmutter, sagte sich Laura auf dem Rückweg von Coyoacân, wo sie ihrem Freund Basilio Baltazar wiederbegegnet war. Sie war vierzig gewesen, als sie Jorge Maura kennenlernte. Jetzt lebe ich allein mit Juan Francisco, aber ich werde Großmutter.

Als ihr Juan Francisco in Morgenmantel und Pantoffeln die Tür öffnete, erinnerte sie das an die Tatsache, daß sie noch eine Ehefrau war, ob es ihr gefiel oder nicht. Widerwillig verwarf sie einen allzu großmütigen Gedanken, der ihr in diesem Augenblick gekommen war. Man überlebte nur in der Familie. Nur diejenigen, die in der Familie blieben, konnten sich behaupten. Die Glühwürmchen, die in der Welt nach Lichtern suchten, verbrannten sich und gingen zugrunde. Gewiß hatte das ihr Großvater gedacht, Don Felipe Kelsen, der alte Deutsche, der den Ozean überquerte, um sich in Catemaco auf seine Kaffeeplantage zurückzuziehen und sie nie wieder zu

verlassen. War er glücklicher gewesen als seine Nachkommen? Man durfte die Kinder nicht nach den Eltern beurteilen, und noch viel weniger die Enkel. Die Vorstellung, daß die Trennung zwischen den Generationen niemals so tief wie heute gewesen war, stimmte nicht. Die Welt bestand aus Generationen, die voneinander durch Abgründe getrennt waren. Aus Paaren, die manchmal durch ein himmelschreiendes Schweigen geteilt waren, wie jenes, das Großvater Felipe selbst von seiner schönen, verstümmelten Gattin Dona Côsima getrennt hatte, aus deren geistesabwesendem Blick die gefährliche und stattliche Gestalt des Protzes von Pa-pantla niemals verschwunden war. Als sie Juan Francisco jetzt so ansah, wie er die Tür in Morgenmantel und Pantoffeln aufmachte – der rechte Hausschuh hatte ein Loch, damit der große rechte Zeh ins Freie hinaussehen konnte, der Morgenmantel war aus Plüsch und hatte grellbunte Streifen wie ein als Handtuch benutzter Umhang –, überkam sie ein zwanghaftes Lachen, weil sie daran dachte, daß ihr Mann womöglich ein heimlicher Sohn jenes Protzes von Papantla war.

»Worüber lachst du, Frau?«

»Darüber, daß wir Großeltern werden, Alter«, stieß sie unter hysterischen Lachsalven hervor.

Die Nachricht, daß seine Schwiegertochter, die kleine Ayub Longoria, schwanger war, bedeutete das Todesurteil für Juan Francisco, ohne daß er sich dessen bewußt wurde. Die Ankündigung einer bevorstehenden Geburt schien das Opfer eines vorzeitigen Todes zu verlangen, damit das Neugeborene den Platz einnehmen konnte, den der

nutzlose Alte besetzt hielt, der schon über die Fünfundsechzig hinaus war. Eine Zahl, die sie ungefähr schätzte, sagte sich Laura lächelnd, denn schließlich hatte niemand seine Geburtsurkunde gesehen. Seit jener Nacht, als er ihr die Tür des einsamen Hauses aufmachte, sah sie ihn als Toten. Sie entzog ihm die Zeit, die ihm noch vergönnt war.

Es blieb keine Zeit mehr für ein paar trübsinnige Zärtlichkeiten.

Sie sah ihm zu, wie er die Tür zumachte, zweimal den Schlüssel umdrehte und das Schloß vorlegte, als gäbe es in dieser armseligen Stätte etwas, das es wert wäre, gestohlen zu werden.

Es blieb keine Zeit mehr, um zu sagen, daß er alles in allem ein glückliches Leben geführt hatte.

Mit den Pantoffeln schlurfend ging er in die Küche, weil er sich einen Kaffee kochen wollte, der ihn einschläfern und ihm gleichzeitig das Gefühl geben würde, etwas Nützliches, etwas Selbständiges ohne Lauras Hilfe zu tun.

Es blieb keine Zeit mehr, um dieses winterlich starre Lächeln abzulegen.

Langsam schlürfte er den Kaffee und tunkte die Reste eines Weißbrots in das Gebräu.

Es blieb keine Zeit mehr, eine gealterte Seele zu verjüngen, selbst wenn man an ihre Unsterblichkeit glaubte, könnte man sich nicht vorstellen, daß Juan Franciscos Seele überlebte.

Er stöberte mit einem Zahnstocher zwischen den Zähnen.

Es blieb keine Zeit mehr, umzukehren, die Jugendideale wiederzufinden und eine unabhängige Gewerkschafts-bewegung zu schaffen.

Er stand auf und ließ das schmutzige Geschirr auf dem Tisch stehen, das Dienstmädchen sollte es abwaschen.

Es blieb keine Zeit mehr für einen neuen, ersten, niemals gesuchten oder vorausgesehenen, überraschenden Liebesblick.

Er verließ die Küche und sah sich kurz die alten Zeitungen an, die für den Warmwasserboiler bestimmt waren.

Es blieb keine Zeit mehr für das Mitleid, das die Alten verdienen, selbst wenn sie die Liebe und Achtung ihrer Mitmenschen verloren haben.

Er ging durch das Wohnzimmer mit den Samtmöbeln, in dem Laura vor vielen Jahren ihre langen Wartezeiten verbracht hatte, während ihr Ehemann im Speisezimmer über Arbeiterpolitik diskutierte.

Es blieb keine Zeit mehr, sich zu entrüsten, wenn man von ihm Ergebnisse und keine Worte verlangte.

Er drehte sich um und kehrte ins Speisezimmer zurück, als hätte er etwas vergessen, eine Erinnerung, ein Versprechen.

Es blieb keine Zeit mehr, sich mit der Erklärung zu rechtfertigen, er sei in die offizielle Partei eingetreten, um die Regierenden von ihren Fehlern zu überzeugen.

Er schwankte und hielt sich am Treppengeländer fest.

Es blieb keine Zeit mehr, um zu versuchen, die Dinge

von innen, innerhalb von Regierung und Partei, zu verändern.

Für jede Stufe brauchte er ein Jahrhundert.

Es blieb keine Zeit mehr, sich von ihr beurteilt zu fühlen.

Jede Stufe wurde zu Stein.

Es blieb keine Zeit mehr, sich verurteilt oder zufrieden zu fühlen, daß nur sie und kein anderer ihn beurteilte.

Er konnte in den zweiten Stock hinauf gelangen.

Es blieb keine Zeit mehr, daß ihn sein eigenes Gewissen verurteilte.

Er fühlte sich verwirrt. Wo lag das Schlafzimmer, welche Tür ging zum Bad?

Es blieb keine Zeit mehr, das jahrelang erworbene und in einem einzigen Augenblick verlorene Ansehen zurückzugewinnen, als zählte nur jener Augenblick, in dem sich die Welt von dir abwandte.

Ach ja, dort war das Bad.

Es blieb keine Zeit mehr, ihre Worte: »Was hast du heute gemacht?«, zu hören und zu antworten: »Das gleiche wie immer, du weißt ja.«

Er klopfte schamhaft mit den Fingerknöcheln.

Es blieb keine Zeit mehr, sie in jeder Sekunde zu überwachen, Detektive auf ihre Spur zu setzen, sie ein wenig zu demütigen, weil er sie allzusehr liebte.

Er ging ins Bad.

Es blieb keine Zeit mehr, von Überdruß und Geringschätzung zu Liebe und Zärtlichkeit überzugehen. Nie

mehr.

Er besah sich im Spiegel.

Es blieb keine Zeit mehr, daß ihn die Arbeiter liebgewannen, daß er sich von den Arbeitern geliebt fühlte.

Er nahm Messer, Napf und Pinsel.

Es blieb keine Zeit mehr, die historischen Kampftage des Streiks von Rio Blanco nachzuerleben.

Langsam erzeugte er Schaum mit dem feuchten Pinsel und der Rasierseife.

Es blieb keine Zeit mehr, noch einmal die Roten Bataillone der Revolution aufzustellen.

Er bedeckte die Wangen, die Oberlippe und den Hals mit dem Seifenschaum.

Es blieb keine Zeit mehr, das Haus des Weltarbeiters wiederzubeleben.

Er rasierte sich langsam.

Es blieb keine Zeit mehr, daß man seine revolutionären Verdienste anerkannte, niemand erinnerte sich mehr an sie.

Er hatte die Gewohnheit, sich nachts zu rasieren, bevor er sich hinlegte, so gewann er morgens Zeit, um eher zur Arbeit gehen zu können.

Es blieb keine Zeit mehr, daß man ihm seinen richtigen Platz gab, verdammt noch mal, er war jemand, er hatte etwas geleistet, er verdiente einen Platz.

Er rasierte sich fertig.

Es blieb nur noch Zeit, seinen Mißerfolg anzuerkennen.

Er trocknete sich das Gesicht mit einem Tuch ab.

Es blieb keine Zeit mehr für die Frage: Wo habe ich versagt?

Lange lachte er den Spiegel an.

Es blieb keine Zeit mehr, eine Tür für die Liebe zu öffnen.

Er sah einen unbekannten Alten, einen anderen, der er selber war und der sich vom Grund des Spiegels auf ihn zubewegte, um mit ihm zusammenzutreffen.

Es blieb keine Zeit mehr zu sagen: Ich liebe dich.

Er sah die Falten an den Wangen, das herabgesunkene Kinn, die merkwürdig langgezogenen Ohren, die Augensäcke, die überall wachsenden weißen Haare, an den Ohren, am Kopf, an den Lippen, wie vereistes Heu. Eine alte Sumpfzypresse.

Er verspürte eine ungeheure, schmerzliche und zugleich wonnevolle Lust, sich hinzusetzen und zu scheißen.

Es blieb keine Zeit mehr, die Verheißung eines bewundernswerten, ruhmreichen und vererbbaren Schicksals zu verwirklichen.

Er ließ die gestreifte Pyjamahose herunter, ein Geburtstagsgeschenk seines Sohns Danton, und setzte sich auf den Abort.

Es blieb keine Zeit mehr…

Er drückte mit aller Kraft und fiel nach vorn, sein Bauch entleerte sich, und sein Herz blieb stehen.

Erbärmliche alte Sumpfzypresse.

Bei der Totenwache für Juan Francisco nahm sich Laura vor, ihren Mann zu vergessen, alle Erinnerungen

auszulöschen, die wie ein vorzeitiger Grabstein auf ihr lasteten, das Grab ihrer Ehe. Anstatt Juan Francisco zu betrauern, schloß sie die Augen und dachte an die Geburtswehen, sie dachte daran, wie sie ihre Kinder geboren hatte, unter welch großen Schmerzen und ewig langen Pausen zwischen den einzelnen Kontraktionen der ältere Sohn zur Welt gekommen war, während der zweite sanft geboren wurde, als schluckte man Milchgelee hinunter, flüssig und sanft wie geschmolzene Butter. Mit der Hand auf dem Sarg ihres Mannes beschloß sie, die Geburtswehen zu durchleben, nicht den Schmerz des Todes, und sie begriff, daß fremdes Leid und der Tod eines anderen unserem Geist im Grunde fremd sind, weder Danton noch Santiago hatten die Wehen ihrer Mutter gespürt, der Eintritt in die Welt war für sie ein Schrei, der kein Glück und keine Trauer verkündete, es war der Triumphschrei des Neugeborenen, sein »Hier bin ich!«, während die Mutter litt, vielleicht wie bei ihrer eigenen Geburt, bei der sie einen schrecklichen traumatischen Schock erlitt, schrie sie gemeinsam mit Santiago, ohne sich darum zu kümmern, daß der Arzt und die Krankenschwestern sie hörten: »Verdammt! Wozu habe ich einen Sohn bekommen? Wie entsetzlich! Warum hat man mich nicht gewarnt? Das halte ich nicht aus, das halte ich nicht aus, bringt mich lieber um, ich will sterben, verdammter Knirps, der soll auch sterben!«

Und jetzt war Juan Francisco tot und wußte es nicht. Er spürte keinen Schmerz.

Sie auch nicht. Deshalb erinnerte sie sich lieber an die Geburtswehen, damit die Gäste der Totenwache –

ehemalige Genossen, Gewerkschafter, kleine Regierungsbeamte, der eine oder andere Abgeordnete und, in schreiendem Gegensatz zu ihnen, die Familie und die wohlhabenden Freunde Dantöns – in ihrem Gesicht die Spuren eines gemeinsamen Schmerzes erkannten, auch wenn er vorgetäuscht war. Nur der Hingerichtete spürt ihn, wenn ihn die Kugeln durchbohren, nicht das Erschießungskommando oder der Offizier, der den Befehl gibt, nur der Kranke spürt den Schmerz, nicht die Krankenschwestern.

Laura wußte nicht, warum, doch sie erinnerte sich an das Bild der Spanierin Pilar Méndez vor den Toren der kleinen Stadt Santa Fe de Palencia, die mitten in der Nacht schrie, damit ihr Vater sie ohne Mitleid behandelte, sondern mit der Gerechtigkeit, wie diese vom politischen Fanatismus verstanden wurde: der Erschießung im Morgengrauen, weil sie die Revolution verraten und die Sache der Nationalen unterstützt hatte. Wie sie hätte Laura gern geschrien, aber nicht wegen ihres Manns oder ihrer Kinder, sondern ihrer selbst wegen, weil sie sich auf so banale, schreckliche Weise an ihre Schmerzen als Gebärende erinnerte. Es heißt, daß das Sprachvermögen vom Schmerz gelähmt wird. Man kann dann nur noch einen Schrei, ein Wimmern, einen unartikulierten Ruf ausstoßen. *Über* den Schmerz reden die, die ihn nicht spüren. Wahrer Schmerz hat keine Worte, doch Laura Dïaz wollte bei der nächtlichen Totenwache für ihren Mann nicht schreien.

Mit geschlossenen Augen erinnerte sie sich an die zwei Sant-[la]gos, ihren Halbbruder Santiago Dïaz Obregõn, der als Einundzwanzigjähriger in Veracruz erschossen wurde,

und an ihren Sohn Santiago Lopez Dïaz, der mit siebenundzwanzig Jahren in Mexico-Stadt eines natürlichen Todes gestorben war. Zwei gleichermaßen schöne Tote. Ihnen widmete sie ihre Trauer. Ihre beiden Santiagos, der Ältere und der Jüngere, vereinten in jener Nacht die zerstreute, aufs Geratewohl über die Jahre verteilte Welt, um ihr eine eigene Gestalt zu geben, die Gestalt zweier junger, schöner Körper.

Juan Franciscos Genossen wollten die rote Fahne mit Hammer und Sichel auf seinen Sarg legen. Laura wies sie ab. Symbole waren überflüssig. Sie hatten kein Recht, ihren Mann mit einem roten Tuch zu identifizieren, das eher in eine Stierkampfarena gehörte.

Beleidigt, aber schweigend gingen die Genossen fort.

Der Priester in der Trauerkapelle bot seine Dienste für ein Rosenkranzgebet an.

»Mein Mann war nicht gläubig.«

»Gott in seiner Barmherzigkeit nimmt uns alle auf.«

Laura Dïaz riß das Kruzifix ab, das den Sargdeckel schmückte, und gab es dem Pfarrer.

»Mein Mann war ein Gegner der Kirche.«

»Señora, beleidigen Sie uns nicht. Das Kreuz ist heilig.«

»Nehmen Sie es. Das Kreuz ist ein Folterinstrument. Warum bringen Sie nicht lieber einen kleinen Galgen oder eine Guillotine an? In Frankreich hätte man Jesus Christus guillotiniert, wissen Sie?«

Das entsetzte, mißbilligende Gemurmel, das aus den Reihen der Familienangehörigen und Freunde ihres Sohns

Danton kam, freute Laura. Sie wußte, daß sie etwas Unnötiges getan hatte. Eine Provokation. Sie war ihr ganz natürlich über die Lippen gekommen. Sie konnte es nicht verhindern. Es machte ihr Vergnügen. Es schien ihr plötzlich so etwas Ähnliches wie ein Akt der Befreiung, wie der Beginn von etwas Neuem. Wer war sie schließlich von nun an? Eine einsame Frau, eine Witwe ohne Gesellschaft, ohne weitere Familienangehörige als einen fernen Sohn, der in einer Welt gefangen war, die Laura Dïaz für abscheulich hielt.

Allmählich zogen sich die Leute gedemütigt oder beleidigt zurück: Laura wechselte Blicke mit dem einzigen Menschen, der sie mit Sympathie ansah. Es war Basilio Baltazar. Doch bevor sie ein Wort wechseln konnten, trat ein sehr kleiner, gebrechlicher Mann auf sie zu, der zusammengeschrumpft wie ein zu heiß gewaschener Pullover aussah und sich in einen für ihn viel zu großen Umhang hüllte, ein Männchen mit scharfen und zugleich von der Zeit verwischten Gesichtszügen, mit einem kleinen Haarbüschel wie verbranntem Gras über jedem Ohr. Er übergab ihr einen Brief und sagte mit einer Stimme, die aus der Tiefe der Zeit kam: »Lies ihn, Laura, er spricht von deinem Mann…«

Er trug kein Datum, doch es war eine alte Schrift, die wie die eines Geistlichen wirkte und eher für Tauf- und Sterberegister, das Alpha und Omega des Lebens, als dafür geeignet schien, sich einem Mitmenschen mitzuteilen. In der Nacht las sie den Brief.

»Liebe Laura! Darf ich Sie so nennen? Schließlich kenne ich Sie seit Ihrer Kindheit, und obwohl uns tausend

Lebensjahre trennen, erhält sich meine Erinnerung an Sie stets frisch. Ich weiß, daß Ihr Mann Juan Francisco gestorben ist und das Geheimnis seiner Herkunft für sich behalten hat, als wäre sie etwas Verächtliches oder gar Schändliches. Und ist Ihnen bewußt, daß er genauso gestorben ist, anonym, ohne Aufsehen zu erregen? Wenn ich Sie heute darum bäte, könnten Sie mir erklären, wie das Leben Ihres Mannes während der letzten zwanzig Jahre gewesen ist? Nein, meine liebe Laura, es gäbe nichts zu erzählen. Aber glauben Sie denn, daß der Großteil der Menschen, die in diese Welt hineingeboren werden, etwas Außerordentliches über ihr Leben zu erzählen hat? Sind sie darum weniger wichtig, verdienen sie weniger Achtung und, manchmal, Liebe? Ich schreibe Ihnen, meine liebe Freundin, die ich Sie seit Ihrer Kindheit kenne, um Sie zu bitten, daß Sie sich nicht länger quälen, wenn Sie daran denken, was und wer Juan Francisco Lopez Greene war, bevor er Sie kennenlernte und heiratete. Bevor er als Kämpfer für die Gerechtigkeit bei den Streiks von Veracruz und der Aufstellung der Roten Bataillone während der Revolution bekannt wurde. Das war das Leben Ihres Mannes. Jene zwanzig Jahre des Ruhms, der Volksreden und der Kühnheit. Er hatte kein Leben vor und nach diesem Augenblick des Ruhms, wenn Sie mir gestatten, es so zu nennen. Bei Ihnen hat er den Ruhehafen eines ermüdeten Helden gesucht. Haben Sie ihm den Frieden gegeben, um den er Sie gebeten hat? Oder haben Sie von ihm etwas verlangt, das er nicht mehr geben konnte? Ein müder Held, der erlebt hatte, was man nicht zweimal erlebt, seinen Augenblick des Ruhms.

Er kam aus weiter Ferne und von tief unten, Laura. Als ich ihn als ganz jungen Mann in Macuspana kennenlernte, irrte er wie ein kleines, herrenloses Tier ohne Familie umher und stahl hier und da etwas Essen, wenn ihm die Bananen nicht genügten, die es in Tabasco für den hungrigsten Armen umsonst gibt. Ich habe ihn aufgenommen. Ihm Kleidung gegeben. Ihm Lesen und Schreiben beigebracht. Sie wissen ja, daß so etwas in Mexiko immer wieder vorkommt: Ein blutjunger Pfarrer bringt einem armen Kind bei, in der Sprache zu lesen und zu schreiben, die dieser Junge, wenn er groß ist, gegen unsere heilige Mutter Kirche benutzen wird. So war Juârez, und so war Lopez Greene. Dieser Name. Wo hatte er ihn her, wenn er weder Vater noch Mutter noch einen Hund hatte, der ihm nachbellte, wie es bei uns in einer anschaulichen Redensart heißt? ›Vom Hörensagen, Pater…‹ Lopez ist ein weitverbreiteter Namen unter den Nachkommen der Spanier, und Greene heißen nicht selten Familien in, Tabasco, die von englischen Piraten der Kolonialzeit abstammen, als Sir Henry Morgan höchstpersönlich die Küsten des Golfs von Campeche angriff und die Häfen plünderte, aus denen das Gold und Silber Mexikos nach Spanien abtransportiert wurde. Und Juan? Ebenfalls der am weitesten verbreitete Vorname der spanischen Sprache. Allein Francisco deshalb, weil ich ihn die Tugenden des bewundernswertesten Heiligen der Christenheit, des frommen Mannes von Assisi, lehrte…

Ach, meine liebe kleine Laura, der Heilige Franziskus gab ein verschwenderisches, wonnevolles Leben auf, um zum fahrenden Sänger Gottes zu werden. Mir, das wissen

Sie, ist das Gegenteil geschehen. Zuweilen erlahmt der Glaube. Es wäre kein Glaube, wenn es keinen Zweifel gäbe. Ich war noch jung, als ich nach Ca-temaco kam und einen inniggeliebten Pfarrer ersetzte, Pater Jesus Morales, Sie erinnern sich an ihn. Dazu möchte ich Ihnen mehreres gestehen. Mich erbitterte die Aureole der Heiligkeit, die Pfarrer Morales umgab. Ich war sehr jung, phantasievoll und auch pervers. Wenn Sankt Franziskus von der Sünde zur Heiligkeit gelangt war, so wollte ich das gleiche tun, vielleicht umgekehrt, zuerst würde ich ein perverser, sündhafter Pfarrer sein –welch grauenhafte Dinge habe ich Ihnen ins Ohr gesagt, Laura, und so das oberste Gebot Unseres Herrn Jesus Christus mißachtet, den Kindern kein Ärgernis zu geben. Habe ich ein größeres Verbrechen begangen als das, aus dem Ort zu fliehen und den Schatz der Ärmsten mitzunehmen, die Weihgeschenke für das Jesuskind von Zongolica? Glauben Sie mir, Laura, ich habe gesündigt, um ein Heiliger werden zu können. Das war mein Vorsatz, mein pervertiertes Franziskanertum, wenn Sie so wollen. Man nahm mir mein Priesteramt, und so haben Sie mich in Xala-pa entdeckt, während ich von dem gestohlenen Geld überlebte, als Gast Ihrer lieben Mama, Gott habe sie selig. Sie haben Ihrem Mann wohl davon erzählt. Er hat sich an mich erinnert und ist zu mir gekommen. Er hat mir für meinen Unterricht gedankt. Er kannte meine Sünde und beichtete mir seine. Er hatte die Nonne ausgeliefert, die angeblich Carmela hieß, Mutter Gloria Soriano, die in die Ermordung des gewählten Präsidenten Ălvaro Obre-gön verwickelt war. Er habe es aus revolutionärer Überzeugung getan, sagte er mir. Die

Politik verfolgte damals das Ziel, den Klerikalismus zu vernichten, der in Mexiko die Armen ausgebeutet und die Ausbeuter unterstützt hätte. Er zögerte nicht, sie auszuliefern: Es war seine Pflicht.

Er hätte nie gedacht, daß Sie, Laura, wo Sie nicht einmal gläubig waren, sich das dermaßen zu Herzen nehmen würden. Wie erstaunlich, aber wie schlimm das war. Wir überblicken die moralischen Folgen unserer Taten nicht. Wir glauben, unsere Pflicht gegenüber hehren Zielen zu erfüllen, als Revolutionäre, Klerikale, Liberale, Konservative oder Cristero-Kämpfer, und dabei rinnt uns jene kostbare Flüssigkeit durch die Finger, die wir die Seele nennen, weil uns ein besseres Wort fehlt. Als Sie die Auslieferung Mutter Sorianos so heftig verurteilten, brachte das Juan Francisco völlig durcheinander und nahm ihm allen Mut. Das war gewissermaßen der Grabstein für seine Laufbahn. Es war zu Ende mit ihr. Er tat lächerliche Dinge, wie etwa, daß er einen bezahlten Fahnder beauftragte, Sie zu überwachen. Er hat seine Dummheit bereut, das versichere ich Ihnen. Aber einmal Priester, immer Priester, das wissen Sie, selbst wenn man mir die Fingerspitzen abhackt, kann ich es nicht lassen, andere anzuhören und ihnen zu vergeben. Laura: Juan Francisco hat mich um Vergebung dafür gebeten, daß er Mutter Gloria Soriano ausgeliefert hatte. Das war seine Art, mir dafür zu danken, daß ich ein barfüßiges, unwissendes Kind aufgenommen hatte, um es zu erziehen, vor nun schon achtundsechzig Jahren, stellen Sie sich das nur vor. Aber er hat noch mehr getan. Er hat den Schatz des hei-ugen Jesuskindes von Zongolica zurückgegeben.

Als die Einheimischen eines Abends zum Vespergottesdienst die Kirche betraten, entdeckten sie den Schmuck und die Weihgeschenke. Alles, was sie geerbt und zusammengetragen hatten, lag wieder auf seinem Platz. Sie haben nicht davon erfahren, weil derartige Nachrichten aus Catemaco nicht über Catemaco hinauskommen. Doch das staunende Volk schrieb es einem Wunder des heiligen Jesuskindes selbst zu, das es vermocht hätte, seinen eigenen Schatz neu zu erschaffen und an jene Stelle zurückzubringen, wo er von Rechts wegen sein mußte. Es war, als hätte es ihnen gesagt: ›Wenn ich euch warten ließ, so deshalb, damit ihr das Fehlen meiner Geschenke spüren und euch noch mehr freuen solltet, sobald ihr sie wiederbekamt.‹ – ›Womit hast du das alles bezahlt?‹ habe ich Juan Francisco gefragt. – ›Mit den Beiträgen der Arbeiten, hat er mir gestanden. – ›Wußten sie das?‹ – ›Nein, ich habe ihnen gesagt, es wäre für die Opfer einer Epidemie nach der Überschwemmung des Rio Usumacinta.‹ Niemand hat darüber auch nur Buch geführt.

Laura, hoffentlich kommst du eines Tages in deinen Heimatort zurück und siehst, wie hübsch der Altar aussieht, was Juan Francisco zu verdanken ist. Laura, verzeih den Menschen, die nicht mehr als das geben können, was sie in ihrem Inneren tragen. Oder wie man in meiner Heimat sagt: Dieses Leder gibt nicht mehr Riemen her – und dieser Pfarrer hat nicht mehr Oblaten zu bieten. Ich glaube nicht, daß wir uns wiedersehen. Ich möchte nicht, daß wir uns wiedersehen. Es hat mich große Überwindung gekostet, heute im Bestattungsunternehmen vor dir aufzutreten. Wie gut, daß du mich nicht erkannt hast. Her-gottverdammich!

Nicht einmal ich selber erkenne mich mehr, ach, zum Teufel!

Erinnere dich mit ein bißchen Liebe an Elzevir Almonte«

Am Wochenende lieh sich Basilio Baltazar einen Wagen, und die beiden, Laura und ihr alter Freund, der spanische Anarchist, fuhren zusammen nach Cuernavaca.

## *XIX. Cuernavaca: 1952*

Laura tauchte in dem dicht von Bougainvilleen überwachsenen Swimmingpool unter und streckte dann den Kopf am Beckenrand aus dem Wasser. An den Seiten unterhielt sich eine große Gruppe von Ausländern, Männern und Frauen. Die meisten waren Nordamerikaner, ein paar trugen Badeanzüge, der Großteil war jedoch vollständig angezogen, die Frauen in weiten Röcken und »mexikanischen« Blusen mit kurzen Ärmeln und geblümtem Dekollete, die Männer in kurzärmeligen Hemden und Sommerhosen, und fast alle gewöhnten ihre Füße an die einheimischen Ledersandalen; ausnahmslos alle hielten ein Glas in der Hand, sie waren Gäste des großartigen englischen Kommunisten Fredric Bell, dessen Haus in Cuernavaca als Zufluchtsort derer diente, die in den Vereinigten Staaten zu Opfern der Verfolgungen McCarthys geworden waren.

Beils Frau Ruth war Nordamerikanerin, und sie glich die Ironie ihres großgewachsenen britischen Gatten mit einer erdverbundenen, bodennahen Derbheit aus, als schleppte sie die Wurzeln aus ihrem Chicagoer Geburtsviertel mit sich herum. Sie war eine Frau der großen Seen und endlosen Prärien, die zufällig inmitten der Asphaltwüste der »Stadt der breiten Schultern« zur Welt gekommen war, wie Chicago vom Lyriker Carl Sandburg genannt wurde. Ruths Schultern trugen mühelos ihren Ehemann Fredric und seine Freunde, sie war der Sancho Pansa Fredrics, jenes blauäugigen Briten mit der breiten Stirn und dem

schneeweißen, schütteren Haar rund um den Schädel mit der fleckigen Haut.

»Ein Quijote der verlorenen Kämpfe«, sagte Basilio Baltazar zu Laura.

Ruth besaß die Stärke eines Stahlwürfels, von den Zehenspitzen ihrer nackten, auf dem Rasen stehenden Füße bis zum natürlich gelockten, ergrauten kurzen Haar.

»Fast alle sind Regisseure und Drehbuchautoren beim Film«, hatte Basilio erzählt, als sie auf der erst vor kurzem eingeweihten Autobahn nach Cuernavaca fuhren, die es ermöglichte, diese Strecke von Mexico-Stadt in nurmehr fünfundvierzig Minuten zurückzulegen. »Außerdem gibt es den einen oder anderen Lehrer, vor allem aber Theaterleute.«

»Du bist gerettet, du gehörst zur Minderheit«, sagte Laura lächelnd. Sie hatte sich ein Tuch um den Kopf gebunden, um der stürmischen Fahrt in dem offenen MG standzuhalten, den der im mexikanischen Exil lebende Lyriker Garcia Ascot seinem Freund Basilio geliehen hatte.

»Kannst du dir mich als Lehrer vorstellen, wie ich nordamerikanischen Fräulein der guten Gesellschaft im Vassar College spanische Literatur nahebringe?« fragte Basilio boshaft und heiter, während er geschickt die Kurven meisterte.

»Hast du dort diesen Haufen Roter kennengelernt?«

»Nein. Ich bin das, was man einen Moonlighter nennt, das heißt, an den Wochenenden habe ich einen unbezahlten Nebenjob an der New School for Social Research in New York. Dorthin kommen Arbeiter, Erwachsene, die früher

keine Zeit für ihre Bildung hatten. Ich habe viele der Leute da getroffen, die du jetzt auch kennenlernen wirst.«

Sie wollte Basilio um etwas bitten: daß er ihr gegenüber kein Mitleid zeigte; daß er in ruhiger, schweigsamer Rückschau die ihnen wohlbekannte Vergangenheit akzeptierte, deren Verluste und Freuden ihre Spuren an ihnen beiden hinterlassen hatten.

»Du bist immer noch eine schöne Frau.«

»Ich bin über fünfzig, ein bißchen darüber.«

»Also, hier gibt es Frauen, die zwanzig Jahre jünger sind als du und nicht den Mut zu einem einteiligen Badeanzug haben.«

»Ich schwimme gern. Ich bin an einem See geboren und am Meer aufgewachsen.«

Aus guter Erziehung musterte man sie nicht, als sie ins Becken sprang, doch als sie zwischen den Bougainvilleen wieder hochkam, sah sie die neugierigen, zustimmenden, lächelnden Blicke der Gringos, die sich an diesem Sonnabend in Cuernavaca zum Essen zusammengefunden hatten, im Haus des roten Fredric Bell; und wie auf einem Wandgemälde Diego Riveras oder in einem Film King Vidors entdeckte sie *the crowd,* die zusammengehörende und zugleich aus Einzelgängern bestehende Menge. Laura wußte, daß alle durch ein und dasselbe Problem vereint wurden, die Verfolgung, und daß es ihnen dennoch gelungen war, ihre Individualität zu bewahren, sie waren keine »Masse«, so sehr sie auch an sie glaubten. Stolz lag in ihren Blicken, in der Art, wie sie dastanden, ihr Glas hielten und das Kinn hoben: wie diese Männer und Frauen

sich selbst gehörten; das beeindruckte Laura, dieses offenkundige Bewußtsein, in ihrer Würde getroffen zu sein und daß sie Zeit brauchten, um sie zurückzugewinnen. Sie befand sich in einem Pflegeheim für politische Rekonvaleszenten.

Sie wußte einiges über deren Geschichten. Während der Fahrt hatte ihr Basilio verschiedene Dinge erzählt: Sie mußten an ihrer Individualität festhalten, weil die Verfolgung eine Rotte, eine rote Bande, Schafe der kommunistischen Herde aus ihnen machen und ihnen ihre Einzigartigkeit entreißen wollte, um sie in Feinde zu verwandeln.

»Haben Sie an der Ehrung für Dmitri Schostakowitsch im Waldorf Astoria teilgenommen?«

»Ja.«

»Wußten Sie, daß es sich bei ihm um eine Galionsfigur der sowjetischen Propaganda handelt?«

»Ich weiß nur, daß er ein großer Komponist ist.«

»Wir reden hier nicht über Musik, sondern über Subversion.«

»Wollen Sie damit sagen, Senator, daß die Musik Schostakowitschs ihre Zuhörer zu Kommunisten macht?«

»Genau das. Das sagt mir meine Überzeugung als amerikanischer Patriot. Für diesen Ausschuß ist es jedoch offensichtlich, daß Sie diese Überzeugung nicht teilen.«

»Ich bin ebenso Amerikaner wie Sie.«

»Aber Ihr Herz schlägt in Moskau.«

(»Es tut uns sehr leid. Sie können nicht mehr bei uns

arbeiten. Unsere Gesellschaft darf nicht in Kontroversen verwickelt werden.«)

»Stimmt es, daß Sie ein Festival mit Charlie-Chaplin-Filmen in Ihrem Fernsehprogramm geplant haben?«

»So ist es. Chaplin ist ein großer Komödiant.«

»Er ist ein armseliger tragischer Possenreißer, meinen Sie. Ein Kommunist.«

»Möglich. Aber das hat nichts mit seinen Filmen zu tun.«

»Stellen Sie sich nicht dumm. Diese roten Botschaften unterwandern uns heimlich, ohne daß es jemand merkt.«

»Aber, Senator, es sind Stummfilme, die Chaplin vor 1917 gedreht hat.«

»Was hat es 1917 gegeben?«

»Die sowjetische Revolution.«

»Aha, dann ist Charlie Chaplin nicht nur Kommunist, sondern hat auch noch die russische Revolution vorbereitet, das wollen Sie also vorführen, ein als Komödie getarntes Lehrbuch für den Aufstand…«

(»Es tut uns sehr leid. Unsere Gesellschaft kann Ihre Sendereihe nicht bringen. Die Firmen, die in unserem Programm werben, haben damit gedroht, uns ihre Unterstützung zu entziehen, wenn Sie weiter subversive Filme bringen.«)

»Sind oder waren Sie Mitglied der Kommunistischen Partei?«

»Ja. Und das sind oder waren auch die vierzehn Veteranen, die mich vor diesem Ausschuß begleiten und

die sämtlich Kriegsinvaliden sind.«

»Die rote Brigade, haha.«

»Wir haben im Pazifik für die Vereinigten Staaten gekämpft.«

»Sie haben für die Russen gekämpft.«

»Die waren unsere Verbündeten, Senator. Wir haben nur Japaner getötet.«

»Der Krieg ist zu Ende. Meinetwegen können Sie nach Moskau gehen und dort glücklich werden.«

»Wir sind loyale Amerikaner, Senator.«

»Beweisen Sie es. Nennen Sie dem Ausschuß die Namen anderer Kommunisten…«

(…in der Armee, im State Department, aber vor allem beim Film, im Rundfunk und im gerade entstehenden Fernsehen: Für die Inquisitoren des Kongresses war es ein ganz besonderes Vergnügen, Schauspieler zu überprüfen, mit ihnen in Tuchfühlung zu kommen, mit Robert Taylor, Gary Cooper, Adolphe Menjou und Ronald Reagan abgebildet zu werden, sämtlich Denunzianten, oder mit Lauren Bacall, Humphrey Bogart, Fredric March, Lillian Hellman und Arthur Miller, die den Mut hatten, die Inquisitoren anzuprangern…)

»Es ging um diese Alternative: Sie wollten uns unsere Individualität nehmen, um uns entweder zu Feinden oder zu Kollaborateuren zu machen, zu Spitzeln und Denunzianten, das ist das Verbrechen des McCarthyismus.«

Lauras Kopf tauchte aus dem Wasser empor, sie sah die

Menschen um das Schwimmbecken, dachte an das alles, und überraschend fiel ihr ein kleiner Mann mit schmalen Schultern und melancholischem Blick auf, er hatte dünnes Haar und ein derart sorgfältig rasiertes Gesicht, daß es wie ausgelöscht wirkte, als entrisse ihm das Rasiermesser allmorgendlich seine Physiognomie, die sich darauf den ganzen restlichen Tag darum bemühte, neu hervorzutreten und sich selbst wiederzuerkennen. Er trug ein ärmelloses, weites khakifarbenes Hemd und eine ebenfalls weite Hose in derselben Farbe, die von einem Gürtel aus Schlangenhaut festgehalten wurde, wie man sie in den Tropen bekommt, wo alles verwendet wird. Er trug keine Schuhe. Seine nackten Füße schmiegten sich in den Rasen.

Laura stieg aus dem Becken und beobachtete ihn unablässig weiter, obwohl er sie nicht ansah, er sah niemanden an… Laura stieg aus dem Wasser. Niemand beachtete sie, den Körper einer fünfzigjährigen, aber appetitlichen Matrone. Die große und aus rechten Winkeln bestehende Laura hatte schon als Mädchen dieses Profil mit dem dreisten, herausfordernden Nasenrücken, keinem Kindernäschen wie einer Rosenknospe. Schon als Mädchen hatte sie jene fast goldenen Augen, die in einem Schleier von Augenringen verborgen lagen, dem Schleier des Alters, mit dem manche bereits geboren werden, wenn er sich normalerweise auch erst mit den Jahren einstellt. Ihre Lippen waren schmal wie die der Madonnen Memlings, als hätte jener Engel sie nie heimgesucht, der mit seinem Schwert die Oberlippe spaltet und bei der Geburt das Vergessen beschwört.

»Das ist eine alte jüdische Sage«, erklärte Ruth, während

sie einen neuen Krug Martini mixte. »Wenn ein Mensch geboren wird, steigt ein Engel mit einem Schwert vom Himmel herab, versetzt uns damit einen Schlag zwischen Nasenspitze und Oberlippe, und damit erzeugt er diese Spalte, die sonst unerklärlich wäre.« Ruth kratzte sich mit einem unbemalten Fingernagel an einem imaginären Oberlippenbärtchen, so einem wie dem des Erzkommunisten Chaplin. »Der Sage zufolge läßt uns diese Spalte alles vergessen, was wir vor unserer Geburt wußten, all unsere kurzzeitigen Erinnerungen im Inneren der Gebärmutter, einschließlich der Geheimnisse unserer Eltern und der Ruhmesgeschichte unserer Großeltern. Salud!« sagte die große Mutter der Völkerschaft von Cuernavaca – diesen Namen hatte ihr Laura unverzüglich gegeben, und lachend teilte sie ihn Basilio mit. Der Spanier gab ihr recht. »Das kann sie nicht verhindern, obwohl niemand hier wird zugeben wollen, daß er so eine Mutter braucht. Aber wer braucht keine Mama?« fragte Basilio lächelnd. »Vor allem, wenn sie jedes Wochenende eine unerschöpfliche Schüssel Spaghetti kocht.

Die Hexenjäger haben eine Schmähschrift mit dem Titel *Red Channels* veröffentlicht. Um sich zu rechtfertigen, haben sie sich auf ihren Patriotismus und ihren wachsamen Antikommunismus berufen. Ohne Denunziationen wären sie und ihr Machwerk jedoch erfolglos geblieben. Fieberhaft haben sie nach Personen gesucht, die sich in die Sache hineinziehen ließen, manchmal aus derart grotesken Gründen wie etwa, daß sich jemand Schostako-witsch angehört oder Chaplin angesehen hatte… Wenn man in den *Red Channels* denunziert wurde, so war das der Anfang

einer Kettenreaktion von Verfolgungen, die mit Briefen an die weitergingen, die den Verdächtigen beschäftigten, mit drohenden Anzeigen gegen die schuldige Gesellschaft, mit Telefonanrufen, die das Opfer einschüchtern sollten, bis das Ganze seinen Höhepunkt darin fand, daß der ›Ausschuß zur Untersuchung unamerikanischer Umtriebe‹ den Betreffenden zu einer Anhörung vor den Kongreß lud.«

»Du wolltest mir von einer Mutter erzählen, Basilio.« »Frag irgendeinen von ihnen nach Mady Christians.« »Mady Christians war eine österreichische Schauspielerin, sie spielte die Hauptrolle in dem berühmten Theaterstück *I remember Mamma«,* beteiligte sich ein großer Mann mit einer schweren Schildpattbrille. »Sie arbeitete als Schauspiellehrerin an der Universität New York, aber ihre ständige Sorge war es, politischen Emigranten und Kriegsflüchtlingen zu helfen.«

»Auch uns spanischen Emigranten hat sie ihren Schutz angeboten«, erinnerte sich Basilio. »So habe ich sie kennengelernt. Sie war eine sehr schöne Frau, ungefähr vierzig, blond, mit dem Profil einer nordischen Göttin und einem Blick, der sagte, ich gebe mich nicht geschlagen.«

»Uns deutsche Schriftsteller hat sie geschützt, als uns die Nazis aus dem Reich vertrieben«, setzte ein Mann mit breiter Kinnlade und erloschenen Augen hinzu. »Sie hat ein Komitee zum Schutz der im Ausland Geborenen gegründet. Das war ein Verbrechen, das den *Red Channels* genügte, um sie als sowjetische Agentin anzuprangern.«

»Mady Christians.« Basilio Baltazar lächelte zärtlich. »Ich habe sie vor ihrem Tod gesehen. Sie wurde von

Kriminalbeamten befragt, die es ablehnten, sich auszuweisen. Sie bekam anonyme Anrufe. Man bot ihr keine Rollen mehr an. Dann wagte es doch jemand, aber die Inquisitoren schritten ein, und die Fernsehgesellschaft zog das Angebot zurück, obwohl sie sich bereit erklärte, auf ihre Gage zu verzichten. Wie kann man mit dieser Angst, dieser Ungewißheit leben? Die Verteidigerin der Emigranten ging selbst in die innere Emigration. Das ist unglaublich, konnte sie noch sagen, bevor sie fünfzigjährig an einem Gehirnschlag starb. Der Dramatiker Eimer Rice erklärte bei Madys Begräbnis, daß sie die Hochherzigkeit Amerikas verkörperte und man sie dafür mit Verleumdungen und Verfolgungen, Arbeitslosigkeit und Krankheit bestraft habe: ›Es nützt nichts, an das Gewissen der McCarthy-Leute zu appellieren, weil sie keines haben.‹«

In Fredric Beils Haus sammelten sich zahllose Vergangenheiten, und je öfter Laura wiederkam, zuerst mit Basilio und dann allein, als der anarchistische Lehrer in die jungfräuliche Ordnung des Vassar College zurückgekehrt war, desto vollständiger trug sie die Geschichten zusammen und versuchte, die wirklichen Erfahrungen von den verletzten, unnötigen oder eilfertigen Selbstrechtfertigungen zu trennen. Das alles gab es.

So viele Vergangenheiten Laura sammelte, so viele Ursprünge gab es auch. Unter den Wochenendgästen, von denen viele in Cuernavaca lebten, fielen besonders die mitteleuropäischen Juden auf – sie waren die ältesten Gäste, und ihre Frauen bildeten einen Kreis, um sich Geschichten von früher zu erzählen, einer scheinbar grauen Vorzeit, die jedoch nicht länger als ein halbes Jahrhundert

zurücklag. (»So schnell ist die nordamerikanische Geschichte«, sagte Basilio.) Diese Menschen fanden lachend heraus, daß sie manchmal in polnischen Nachbardörfern oder wenige Kilometer von der Grenze zwischen Rumänien und Bessa-rabien geboren worden waren.

Ein kleingewachsener Mann mit zitternden Händen und fröhlichen Augen erklärte es Laura: »Wir waren Schneider, Hausierer und Krämer, man hat uns als Juden diskriminiert, und wir sind nach Amerika ausgewandert. Aber in New York waren wir auch Ausländer, man diskriminierte uns wieder und schloß uns aus, also sind wir nach Kalifornien gegangen, wo es nur Sonne und Meer und Wüste gab, Kalifornien, wo der Kontinent endet, Miss Laura, wir sind alle in diese Stadt mit dem engelhaften Namen übergesiedelt. Engel über Engel. Der geflügelte Verein, der auf uns Juden aus Mitteleuropa zu warten schien, damit wir unser Glück dort machten, in Los Angeles, der Stadt, in der, wie unsere Gastgeberin Ruth erzählt, ein geflügeltes Wesen vom Himmel herabstieg und uns mit einem Schwertschlag die Erinnerung an das nahm, was wir einmal waren und nicht mehr sein wollten. Es stimmt, wir Juden haben nicht nur Hollywood erfunden, wir haben die Vereinigten Staaten so erfunden, wie sie nach unserer Vorstellung sein sollten, inbrünstiger als jeder andere haben wir den amerikanischen Traum geträumt, Miss Laura, wir haben dieses Land mit sofort erkennbaren Guten und Bösen bevölkert, haben den Guten immer zum Sieg geführt, den Guten mit der Unschuld vereint, dem Helden eine unschuldige Braut gegeben, haben ein fiktives,

ländliches, dörfliches, freies Amerika geschaffen, in dem die Gerechtigkeit triumphiert, und tatsächlich wollten die Amerikaner genau das sehen, oder vielmehr wollten sie sich so sehen, in einem Spiegel der Unschuld und Güte, in einem Land, wo Liebe und Gerechtigkeit stets siegen. Das haben wir, die verfolgten mitteleuropäischen Juden, dem amerikanischen Publikum gegeben. Und warum verfolgt man uns jetzt? Wir sollen Kommunisten sein? Wir, die Idealisten?«

»Das gehört nicht hierher«, antwortete McCarthy schreiend.

»Sie, Senator, Sie sind der Rote«, entgegnete der glatzköpfige Mann.

»Der Zeuge macht sich des Vergehens der Mißachtung des Kongresses schuldig.«

»Sie, Senator, stehen im Sold Moskaus.«

»Entfernen Sie den Zeugen.«

»Sie sind die beste Propaganda, die dem Kreml jemals eingefallen ist, Senator McCarthy.«

»Schafft ihn hinaus! Mit Gewalt!«

»Glauben Sie, daß Sie die amerikanische Demokratie verteidigen, wenn Sie wie Stalin handeln? Glauben Sie, daß man die Demokratie verteidigt, indem man den Feind nachmacht?« rief Harry Jaffe – mit diesem Namen sprach ihn Basilio Baltazar an. Sie waren Kampfgefährten von der Jaramafront: Vidal, Maura, Harry, Basilio und Jim. Sie waren Genossen.

»Zur Ordnung! Der Zeuge ist der Mißachtung des Kongresses schuldig«, brüllte McCarthy mit seiner Stimme

eines weinerlichen Kinderdiebs, den Mund zu einem ewig verächtlichen Lächeln verzogen, während ihm schon der Bart nachwuchs, den er erst vor zwei Stunden rasiert hatte, und seine Augen wie die eines Tiers aussahen, das sich selber in die Enge trieb: Joe McCarthy glich einem Tier, das ein Mensch war, der sich nach seiner früheren Freiheit zurücksehnte, nach der Freiheit der Bestie im Dschungel.

»Schuld an allem waren die Warner Brothers«, mischte sich ein anderer ein, »sie haben die Politik in den Film gebracht, die soziale Thematik, Verbrechen, Arbeitslosigkeit, der Kriminalität ausgelieferte Kinder, die Grausamkeit in den Gefängnissen. Diese Filme sagten Amerika, du hast deine Unschuld verloren, du bist kein Agrarland mehr, du lebst in Städten, wo Elend, Ausbeutung, organisiertes Verbrechen und Kriminelle herrschen. Gangster und Bankiers.«

»Wie Brecht gesagt hat: Was ist der Einbruch in eine Bank gegen die Gründung einer Bank?«

»Ich erkläre es dir«, antwortete ein alter Filmproduzent. »Ein Film ist ein Gemeinschaftswerk. Ein Schriftsteller mag noch so pfiffig sein, aber er kann L.B. Mayer oder Jack Warner nicht hereinlegen und ihnen ein rotes X für ein weißes U vormachen. Mayer schluckt keinen Betrug, weil er selber alle Täuschungen erfunden hat, deshalb hat er auch als erster seine eigenen Mitarbeiter denunziert. Der von den Lämmern betrogene Wolf. Der Wolf, der Vergebung findet, weil er die Schäfchen zur Schlachtbank geführt hat, um sich selber vor dem Messer zu retten. Welche Wut mußte ihn gepackt haben, daß McCarthy das Blut aller von Mayer engagierten Schauspieler und Schriftsteller

schlürfte, und nicht er selbst!«

»Rache ist süß, Theodore.«

»Ganz im Gegenteil. Sie ist eine bittere Kost, wenn nicht du das Blut dessen trinkst, der durch deinen Verrat gekreuzigt wurde. Das ist der gallebittere Geschmack des Verrats, daß man schweigen muß, daß man sich nicht im Innern rühmen kann und mit der Schande lebt…«

Harry Jaffe stand auf, steckte sich eine Zigarette an und ging in den Garten. Laura Di'az folgte der Spur seines Glühwürmchens, einer im dunklen Garten brennenden Camel.

»Wir sind alle für einen Film verantwortlich«, erklärte der alte Produzent weiter, der Theodore hieß. »Aber Paul Muni ist nicht verantwortlich für AI Capone, weil er die Hauptrolle in Scarface gespielt hat, Edward Arnold genausowenig für den plutokra-tischen Faschismus, weil er ihn in Meet John Doe verkörpert hat. Wir alle, vom Produzenten bis zum Verleiher, sind allein für *unsere* Filme verantwortlich.«

»Alle gemeinsam, Fuente Ovejuna!« sagte Basilio Baltazar lächelnd, ohne daß er befürchtete, von einem einzigen Gringo verstanden zu werden.

»Nun ja«, sagte Elsa, die Frau des alten Produzenten, in naivem Ton. »Wer weiß, ob sie nicht recht hatten, als sie behaupteten, daß es eine Sache wäre, soziale Themen in der Zeit des New Deal zu behandeln, und eine andere, Rußland während des Kriegs zu verherrlichen.«

»Es waren schließlich unsere Verbündeten!« rief Bell. »Man mußte die Russen sympathisch darstellen!«

»Sie haben von uns verlangt, die prosowjetische Stimmung zu fördern«, griff Ruth ein. »Das haben Roosevelt und Churchill von uns verlangt.«

»Und eines schönen Tages klopft jemand an deine Tür, und sie laden dich vor den ›Ausschuß‹, weil du Stalin als den guten Onkel Joe dargestellt hast, mit seiner Pfeife und seiner bäuerlichen Weisheit, der uns vor Hitler geschützt hat«, sagte der große Mann, den seine schwere Schildpattbrille wie eine Eule erscheinen ließ.

»Und stimmte das etwa nicht?« widersprach lächelnd ein kleiner Mann mit wirrem Lockenhaar, das sich zu einem ungeheuer hohen, natürlich gewachsenen Schöpf auftürmte. »Haben uns die Russen nicht vor den Nazis gerettet? Erinnerst du dich an Stalingrad? Haben wir Stalingrad schon vergessen?«

»Albert«, antwortete der große, kurzsichtige Mann. »Ich werde niemals mit dir streiten. Schließlich sind wir zusammen Seite an Seite gelaufen, beide in Handschellen, weil wir uns geweigert haben, unsere Genossen vor dem McCarthy-Ausschuß zu denunzieren. Du und ich.«

»Da gab es noch etwas mehr«, sagte Harry zu Laura in einer Nacht mit lautem Zikadengezirpe im Garten der Beils. »Es war ein Zeitalter, das Elend eines Zeitalters, aber auch sein Ruhm.

Bevor ich nach Spanien ging, habe ich am Projekt des Negro Théâtre in Roosevelts Works Progress Administration mitgearbeitet, das 193 5 zu den Unruhen in Harlem geführt hat. Dann hat Orson Welles einen schwarzen Macbeth inszeniert, der Furore machte und vom

Theaterkritiker der New York Times heftig verrissen wurde. Eine Woche nach seinem Verriß ist der Kritiker an einer Lungenentzündung gestorben. Das war Voodoo, Laura.« Harry lachte und bat sie um die Erlaubnis, sie bei ihrem Vornamen zu nennen.

»Laura. Ja«, antwortete sie.

»Harry. Harry Jaffe.«

» Basilio hat mir von Ihnen… von dir erzählt.«

»Von Jim. Von Jorge .«

»Ich kenne die Geschichte von Jorge Maura.«

»Weißt du, die ganze Geschichte kennt man nie«, erklärte Harry herausfordernd, melancholisch und verlegen; das alles zusammen, dachte Laura.

»Kennst du die ganze Geschichte, Harry?«

»Nein, natürlich nicht.« Der Mann bemühte sich, wieder eine alltägliche Miene zu zeigen. »Ein Schriftsteller darf nie die ganze Geschichte kennen. Er denkt sich einen Teil aus und fordert den Leser auf, die Geschichte fortzudenken. Ein Buch darf nie abgeschlossen sein. Der Leser muß es weiterführen.«

»Er soll es nicht nur vervollständigen, sondern selbst weiterführen?«

Harry nickte. Basilio hatte ihn beschrieben, wie er 1937 an der Jaramafront war. Seine körperliche Schwäche hatte er mit der Willensstärke eines Kampfhahns ausgeglichen. »Ich muß mir eine Biographie zulegen, die meine sozialen Komplexe kompensiert«, hatte Harry damals gesagt. Sein Glaube an den Kommunismus läuterte ihn von all seinen

Minderwertigkeitskomplexen. Er diskutierte hartnäckig, hatte sich Jorge Maura erinnert, er hatte die ganze marxistische Literatur gelesen, betete sie herunter wie eine Bibel und beendete seine Reden immer mit demselben Satz: »Das sehen wir morgen, *we'll see tomorrow.«* Die Fehler Stalins waren lediglich Episoden, und eine ruhmreiche Zukunft stand bevor. Harry Jaffe sei in Spanien ein moralisch zwiespältiger Mann gewesen, so Maura, denn er habe nicht erkannt, wie schwach jede politische Überzeugung ohne Kritik sei.

»Ich will meine Seele retten«, sagte Harry an der Front des Spanienkriegs.

»Ich will die Angst kennenlernen«, sagte sein unzertrennlicher Freund Jim, der schlaksige New Yorker, der zusammen mit Harry das klassische Paar Don Quijotes und Sanchos bildete, erzählte Maura lächelnd, »oder von Mutt und Jeff«, sagte nun Basilio und vereinte sein Lächeln mit dem des abwesenden Freundes.

»Schluß mit den Krawatten«, sagten Jim und Harry gemeinsam, als Vincent Sheean und Ernest Hemingway auszogen, um Reportagen über den Krieg zu schreiben und miteinander zu diskutieren, wer von den beiden das Privileg haben würde, den Nachruf des anderen zu verfassen.

Der kleine Jude mit Jacke und Krawatte.

Wenn die Schilderung, wie Harry Jaffe vor fünfzehn Jahren ausgesehen hatte, zutraf, dann waren die drei Jahrfünfte danach drei Jahrhunderte für diesen Mann gewesen, der seine Traurigkeit nicht verbergen konnte und

vielleicht auch gar nicht verbergen wollte; seine Trauer verriet sich im unendlich fernen Blick, im bebenden, bekümmerten Mund, im ruhelosen Kinn und in den auf übernatürliche Weise reglosen Händen, die er so ruhig hielt, um keine wirkliche Begeisterung und kein Interesse zu zeigen. Er setzte sich auf seine Hände. Er ballte sie zur Faust. Verzweifelt faltete er sie unter dem Kinn. Harrys Hände zeigten ganz den vom Wüten McCarthys beleidigten, gedemütigten Zeugen.

»Wir haben nie gewonnen, es stimmt nicht, daß wir je gesiegt hätten«, sagte Harry mit seiner staubtrockenen, leidenschaftslosen Stimme. »Es gab Aufregung, *exätement,* das ja. Viel Aufregung. Wir Amerikaner glauben gern an das, was wir tun, wir erregen uns dafür. Wie sollte ein solches Ereignis nicht mit Freude, Glaube und Aufregung aufgenommen werden, ein Ereignis wie die Uraufführung von Clifford Odets' *The Cradle Will Rock* mit seinen kühnen, direkten Hinweisen auf die Tagesereignisse, den Streik der Automobilarbeiter, die Unruhen, die Brutalität der Polizei, die durch Schüsse in den Rücken getöteten Arbeiter? Wie sollten wir uns nicht aufregen und sogar empören, daß damit das Ende der offiziellen Unterstützung des Arbeitertheaters erreicht war? Man beschlagnahmte unsere Dekorationen. Die Bühnenarbeiter wurden entlassen. Na und? Wir hatten keine Bühne mehr. Dann hatten wir die geniale Idee, das Stück an den Ort der Ereignisse zu verlegen, ins Stahlwerk. Wir wollten Arbeitertheater in der Fabrik der Arbeiter machen.«

Wie schwer ich diesen resignierten Blick ertrage, wenn er die Augen öffnet, diesen vorwurfsvollen Blick, wenn er

die Augen schließt. Laura betrachtete aufmerksam, wie sie es immer tat, den kleinen, hilflosen Mann, der auf einem Korbstuhl mit lederner Lehne saß, auf der kleinen Anhöhe im Garten, von der aus man die Zuflucht bietende Stadt überblicken konnte, dieses Cuerna-vaca, wo sich Hernân Cortés einen steinernen, von Türmen und Kanonen geschützten Palast bauen ließ, um der hochgelegenen aztekischen Stadt zu entfliehen, die er erobert, niedergerissen und als eine rechteckige Renaissancestadt, eine Stadt wie einen Bratrost, neu gegründet hatte.

»Was würde Cortés empfinden, wenn er in seinen Palast zurückkäme und sich auf den Wandbildern Riveras als erbarmungsloser Konquistador mit Reptilienblick dargestellt fände?« sagte Harry zu Laura.

»Diego gleicht so etwas aus, indem er Schimmel malt, die einen heroischen Eindruck machen und wie die Rüstungen glänzen. Er kann sich eine gewisse Bewunderung für das Epos nicht versagen. Das geht uns Mexikanern allen so.« Laura streckte ihre Finger denen Harrys entgegen.

»Nach dem Krieg habe ich ein kleines Stipendium bekommen. Ich bin nach Italien gefahren. So hat Uccello die mittelalterlichen Schlachten gemalt. Wohin führst du mich morgen, damit ich Cuernavaca noch besser kennenlerne?«

Gemeinsam besuchten sie den Borda-Park, in den sich Maximilian von Österreich zurückgezogen hatte, um in den verborgenen, üppigen und feuchten Gärten seinen Vergnügungen nachzugehen, fern vom Kaiserhof in Chapultepec und dem unermüdlichen Ehrgeiz seiner Gattin Charlotte.

»Die er nicht anrührte, weil er sie nicht mit Syphilis anstecken wollte«, sagten die beiden lachend wie aus einem Munde und wischten sich den Bierschaum von den Lippen. Sie saßen auf dem Hauptplatz von Cuernavaca, dieser Stadt, die ursprünglich Cuauhnâhuac – »Ort bei den Bäumen« – geheißen hatte. Laura Dïaz hörte Harry Jaffe zu und bemühte sich, das Geheimnis zu ergründen, das sich hinter seinen von gelegentlicher Ironie aufgelockerten Schilderungen verbarg.

»Die Kultur meiner Jugend war die Radiokultur, das Blin-dentheater, und deshalb konnte Orson Welles alle in Schrecken versetzen, als er ihnen weismachte, daß das, was lediglich die Hörspielbearbeitung eines Romans war, den ein anderer Wells – H.G. – geschrieben hatte, etwas sei, das sich tatsächlich gerade in New Jersey abspiele.«

Laura lachte herzlich und bat Harry, dem Text des in Mexiko hochmodernen Cha-Cha-Cha zuzuhören, der aus einer Musikbox der Bar herüberdröhnte:

»Die Marsianer sind schon da. Und sie tanzen Cha-Cha-Cha.«

*»You know?«*

Sie brachten das abgesetzte Theaterstück an den Ort der Ereignisse, das Stahlwerk. Deshalb beschloß die Betriebsleitung, die Belegschaft an jenem Tag zu einem Picknick einzuladen. Die Arbeiter zogen den Tag auf dem Lande einem Kampftag des politischen Theaters vor.

»Als das Stück dann noch einmal aufgeführt wurde, hat der Regisseur die Schauspieler im Publikum verteilt. Die Scheinwerfer suchten nach uns, und plötzlich entdeckten

sie uns. Sie entdeckten mich, das Licht traf mich ins Gesicht und blendete mich, aber es brachte mich zum Reden. ›Gerechtigkeit. Wir wollen Gerechtigkeit.‹ Das war mein ganzer Text, den ich vom Saal aus sagte. Am Ende wurde alles dunkel, und wir gingen nach Hause, um die unsichtbare Wahrheit im Radio zu hören. Hitler benutzte den Rundfunk, Roosevelt und Churchill auch. Wie konnte ich es ablehnen, im Rundfunk zu sprechen, als mich die Regierung der Vereinigten Staaten und die amerikanische Armee darum baten:

›Das ist die Stimme Amerikas, wir müssen den Faschismus besiegen, Rußland ist unser Verbündeter, wir müssen die UdSSR würdigen.‹ Was sollte ich machen? Antisowjetische Propaganda? Stell dir vor, Laura, wenn ich mitten im Krieg antikommunistische Propaganda gemacht hätte. Sie hätten mich als Verräter erschießen lassen. Daß ich es anders gemacht habe, führt aber heute genauso zu meiner Verurteilung als amerikafeindlicher Subversiver. *Damned if you do and damned if you don't.«*

Er lachte nicht, als er das sagte. Später, beim Abendessen, hörte die Gruppe, ein Dutzend Gäste, aufmerksam dem alten Produzenten Theodore zu, der wieder einmal die Geschichte von den jüdischen Einwanderern in Hollywood erzählte, von den jüdischen Künstlern in Hollywood, aber ein jüngerer Drehbuchautor, der niemals seinen Binder ablegte, fuhr ihn grob an, er solle den Mund halten, jede Generation habe ihre eigenen Probleme und erleide sie auf ihre Weise, er sehne sich nicht nach der Depression zurück, nach der Arbeitslosigkeit, den Schlangen von Leuten, die in der Kälte

erstarrt seien und darauf warteten, daß sie einen Napf mit warmer Wassersuppe bekämen, es habe keine Sicherheit gegeben, keine Hoffnung, nur den Kommunismus, die Kommunistische Partei, wie sollte er sich da nicht der Partei anschließen? Wie sollte er jemals seinen Kommunismus verleugnen, wenn ihm die Partei die einzige Sicherheit, die einzige Hoffnung seiner Jugend gegeben hätte?

»Wenn ich verleugnet hätte, daß ich Kommunist war, wäre das so gewesen, als hätte ich verleugnet, jung zu sein.«

»Schade, daß wir uns selbst verleugnet haben«, sagte ein weiterer Gast, ein distinguiert aussehender Herr (er wirkte wie eine Werbung für Arrow-Hemden, kommentierte Harry spöttisch).

»Was meinst du damit?« fragte Theodore.

»Daß wir nicht für den Erfolg geschaffen waren.«

»Wir ja«, murrten der Alte und seine Frau einträchtig. »Elsa und ich ja. Wir ja.«

»Wir nicht«, meldete sich wieder der vornehm aussehende Mann, dem das weiße Haar gut stand und der stolz darauf war. »Wir Kommunisten nicht. Erfolg zu haben war eine Sünde, jedenfalls so etwas Ähnliches wie eine Sünde. Und eine Sünde verlangt Vergeltung.«

»Dir ist es doch sehr gut gegangen«, lachte der Alte.

»Das war das Problem. Die Vergeltung kam. Zuerst die lustlos erledigte kommerzielle Arbeit. Drehbücher für Huren und dressierte Hunde. Dann kamen die Ausschweifungen, um einen Ausgleich zu haben. Die

Huren im Bett, und wir gewöhnten uns besser an den Whisky als Rin Tin Tin an die Dressur. Und schließlich kam die Panik, Theodore. Wir begriffen, daß wir nicht für den Kommunismus geschaffen waren. Wir waren für Vergnügen und Ausschweifungen geschaffen. Klar, daß die Strafe nicht ausblieb. Man denunzierte uns, und wir verloren unsere Arbeit, weil wir Kommunisten waren. McCarthy ist unser Würgengel, das war unvermeidlich. Das verdienen wir, *fuck the dirty weasel.«*

»Und die, die keine Kommunisten waren, die grundlos beschuldigt wurden, die Verleumdeten?«

Alle drehten sich um, weil sie sehen wollten, wer das gesagt hatte. Doch es schien, als käme diese Frage von niemandem. Als hätte ein Phantom sie ausgesprochen. Eine Stimme aus dem Nichts. Nur Laura, die Harry gegenübersaß, bemerkte, daß der ehemalige Spanienkämpfer es gedacht und vielleicht gesagt hatte, aber niemand sonst kam darauf, weil Ruth, die Herrin des Hauses, in diesem Moment ihre Pasta in einer riesigen Schüssel auftrug und dazu trällerte:

*»You're gonna get me into trouble*

*If you keep looking at me like that…«*

Harry hatte gesagt, daß der Rundfunk das unsichtbare Theater, der Appell an die Phantasie sei… Und das Bühnenschauspiel, was war das?

»Etwas, was zusammen mit dem Beifall verschwindet.«

»Und der Film?«

»Ein Phantom, das uns alle überlebt, unsere Stimme und Bewegungen, die wir hinterlassen, um weiterzuleben…«

»Bist du deshalb nach Hollywood gegangen, um Drehbücher zu schreiben?«

Er bejahte, doch ohne sie anzusehen. Es fiel ihm schwer, jemanden anzusehen, und alle vermieden es, ihn anzusehen. Das wurde Laura allmählich klar, eine Tatsache, die ebenso offenkundig wie mysteriös und so unsichtbar wie eine Rundfunksendung war.

Laura spürte, daß Harrys Blicke auf sie gerichtet sein mochten, weil sie neu war, anders, unschuldig. Sie wußte nicht, was die übrigen wußten. Doch alle behandelten Harry mit vollendeter Höflichkeit. Harry war an jedem Wochenende bei den Beils. Jeden Sonntag saß er zusammen mit den übrigen Emigranten beim Abendessen. Nur, daß ihn niemand ansah. Und wenn Harry sprach, tat er es schweigend, stellte Laura beunruhigt fest, niemand hörte ihm zu, deshalb schien es so, als spräche er gar nicht: weil niemand ihn hörte, außer ihr, außer mir, Laura Dïaz, ich schenke ihm Beachtung, und darum hörte nur sie, was der einsame Mann sagte, ohne daß er dabei den Mund aufmachen mußte.

Zu wem hatte er wohl früher gesprochen? Zur Natur? Die war in Cuernavaca ebenso üppig wie die Veracruzaner Landschaft in Laura Dïaz' Kinderzeit, wenn sie sich auch völlig von ihr unterschied.

Es war eine ruhelose Natur, die nach Bougainvilleen und Eisenkraut, nach frisch zerschnittener Ananas und blutender Melone duftete; es roch nach Safran, aber auch nach Kot und Müll, der sich in den tiefen Schluchten rings um jeden Garten, jedes Stadtviertel, jedes Haus ansammelte… Ob der kleine New Yorker Jude Harry Jaffe, der

von Manhattan nach Spanien, von Spanien nach Hollywood und von Hollywood nach Mexiko gegangen war, zu jener Natur gesprochen hatte?

Diesmal war Laura die Fremde im eigenen Land, die andere, zu der dieser sonderbar ruhige, einsame Mann sprechen konnte, nicht mit lauter Stimme, sondern mit einem Murmeln, und sie lernte immer besser, es ihm von den Lippen abzulesen, je mehr sie sich anfreundeten und je öfter sie aus der roten Bastion der Beils in den stillen Borda-Park überwechselten, danach auf die lärmende Plaza und zum leicht und unbewußt berauschenden Kaffee, den sie im Freien vor dem Hotel Marik tranken, in die weltabgeschiedene Einsamkeit der Kathedrale.

Dort wies Harry sie darauf hin, daß die frommen und kitschigen Wandbilder aus dem vorigen Jahrhundert Fresken verbargen, die man übermalt hatte, weil die klerikale Geschmacklosigkeit und Heuchelei sie als primitiv, grausam und wenig gottes-fürchtig ansah.

»Weißt du, was sie zeigen, weißt du das?« fragte Laura, ohne ihre Neugier und Überraschung zu verheimlichen.

»Ja, ein zorniger, ein sehr zorniger Pfarrer hat es mir erzählt. Was siehst du dort?«

»Das Heiligste Herz Jesu, die Jungfrau Maria, die Heiligen Drei Könige«, sagte Laura und mußte an Pater Elzevir Almonte und die Schätze des Jesuskindes von Zongolica denken. »Weißt du, was es darunter gibt?« »Nein.«

»Die Missionsreise des einzigen mexikanischen Heiligen, Philippus von Jesus, von dem seine Amme gesagt

hat: ›An dem Tag, an dem die Christpalme blüht, wird der kleine Philipp ein Heiligere«

»Als ich ein kleines Mädchen war, hat mir ein Diener, den ich sehr liebhatte, Zampayita, diese Geschichte erzählt.«

»Philippus ging im siebzehnten Jahrhundert nach Japan, um das Evangelium zu predigen. Da werden gefährliche und schreckliche Szenen geschildert, doch sie sind verborgen. Die stürmische See. Kenternde Schiffe. Die heldenhafte und einsame Predigt des Heiligen. Schließlich seine Kreuzigung durch die Ungläubigen. Sein langer Todeskampf. Ein großer Film.«

All das war zugedeckt. Von der Frömmigkeit. Von der Lüge. »Ein *pentimento,* Harry?«

»Nein, kein reuevolles Werk, sondern eines, das hochmütig die Wahrheit überlagert, ein Triumph der Scheinheiligkeit. Ein ganzer Film, sage ich dir.«

Er lud sie zum erstenmal in das kleine Haus ein, das er nicht weit vom Hauptplatz in einem Mangrovenhain gemietet hatte. In Cuernavaca brauchte man sich nur ein paar Meter von den Alleen zu entfernen, um Häuser zu entdecken, die beinahe Höhlen waren und sich hinter hohen, indigoblauen Mauern versteckten, wahrhaftige, verschwiegene Oasen, wo grüne Rasenflächen, rote Dächer, ockerfarbene Fassaden und Wälder, die sich bis zu schwarzen Schluchten hinabzogen, miteinander abwechselten. Es roch nach Feuchtigkeit und verrottendem Urwald. Harrys Grundstück bestand aus einem Garten, einer Terrasse mit Ziegelsteinen, die tagsüber heiß und

nachts eiskalt waren, einem roten Dach, einer Küche, in der reglos eine schweigsame Alte saß, die einen Palmblattfächer in der Hand hielt, und einem Wohn- und Schlafzimmer, dessen Abteilungen mit Vorhängen voneinander getrennt waren, die aus dem Bett mit den sorgfältig glattgestrichenen Laken ein Mysterium machten, als würde jemand Harry bestrafen, wenn er das Bett ungemacht ließ.

Drei offene, mit Kleidungsstücken, Papieren und Büchern vollgestopfte Koffer lagen herum und bildeten einen deutlichen Gegensatz zum peinlich ordentlichen Bett.

»Warum nimmst du deine Sachen nicht aus dem Koffer?«

Er zögerte mit der Antwort.

»Warum?«

»So kann ich jeden Moment fortgehen.«

»Und wohin?«

*»Home.«*

»Nach Hause? Aber wo du doch kein Zuhause mehr hast, Harry, das hier ist dein Zuhause, hast du das noch nicht begriffen? Das hier ist dein Zuhause, alles übrige hast du verloren«, rief Laura in verdächtig gereiztem Ton.

»Nein, Laura, nein, du weißt nicht, in welchem Moment…«

»Warum setzt du dich nicht hin und arbeitest?«

»Ich weiß nicht, was ich tun soll, Laura. Ich warte.«

»Arbeite«, sagte sie, während sie sagen wollte: »Bleib hier.«

»Ich warte. Jeden Moment. *Any moment now.* «

Sie gab sich Harry aus vielen Gründen hin, wegen ihres Alters und weil sie mit keinem Mann mehr geschlafen hatte seit der Nacht, in der sich Basilio von ihr verabschiedet hatte, bevor er ins Vassar College zurückkehrte. Sie mußte nicht darum bitten, ebensowenig wie Basilio, es war ein schlichter Gedenkakt, eine Ehrung für Jorge Maura und Pilar Méndez, bei der nur sie und er anwesend waren, Laura und Basilio, zärtlich und respektvoll vertraten sie die abwesenden Geliebten, und doch weckte der Liebesakt, den sie aus Liebe zu anderen begingen, in Laura Dïaz eine allmählich wachsende Begierde, ein erotisches Verlangen, von dem sie geglaubt hatte, daß es zwar nicht verloren, aber überwunden wäre: vom Alter, ihrem Schamgefühl, der Erinnerung an die Toten und dem Aberglauben, daß die zwei Santiagos, Jorge Maura und Juan Francisco sie von einem dunklen Land aus überwachten – die Toten und Verschwundenen, die an einem Ort lebten, an dem die einzige Beschäftigung darin bestand, diejenige zu überwachen, die in der Welt geblieben war: Laura Dïaz.

»Ich will nichts tun, was meine Selbstachtung verletzt.«

*»Self-respect,* Laura?«

*»Self-respect,* Harry.«

Daß Harry nun in Cuernavaca bei ihr war, weckte in ihr eine neuartige Zärtlichkeit, die sie sich zunächst nicht genau erklären konnte. Vielleicht entstand sie aus den Blicken, die sie bei den Treffen am Wochenende miteinander wechselten, niemand sah ihn an, er sah

niemanden an, bis Laura kam und die beiden einander anblickten. Hatte nicht so auch ihre Liebe zu Jorge Maura begonnen, daß sich ihre Blicke bei einem Fest im Haus Diego Riveras und Frida Kahlos begegneten? Wie sehr unterschied sich jener kraftvolle Blick ihres spanischen Geliebten von der Schwäche, die nicht nur den Blick, sondern auch den Körper dieses traurigen, verunsicherten, verletzten, gedemütigten und nach Zuneigung dürstenden Nordamerikaners beherrschte?

Laura umarmte ihn in dem Häuschen über der Schlucht, als die beiden auf seinem Bett saßen, sie umarmte ihn wie ein Kind, umschlang seine Schulter mit ihrem Arm, ergriff seine Hand, wiegte ihn beinahe wie ein Neugeborenes, bat ihn, den Kopf zu heben, er solle sie ansehen, sie wollte den wahren Blick Harry Jaffes sehen, nicht die Maske des Exils, der Niederlage und des Selbstmitleids.

»Erlaube mir, daß ich deine Sachen in die Schubladen räume.«

*»Don't mother me,* zum Teufel mit dir.«

Er hatte recht. Sie behandelte ihn wie ein schwaches, zaghaftes Kind. Sie mußte ihn spüren lassen, »daß du ein Mann bist, daß ich dir das Feuer entlocken will, das dir bleibt, Harry. Wenn du nicht mehr leidenschaftlich nach Erfolg, Arbeit, Politik und anderen Menschen verlangst, bleibt dir womöglich, versteckt und spöttisch wie ein Kobold, allein das Geschlecht – unfähig, nein zu sagen – als der einzige Teil deines Lebens, Harry, der weiter ja sagt, ob aus rein animalischem Trieb oder vielleicht auch, weil deine Seele und meine Seele kein anderes Bollwerk mehr als das Geschlecht besitzen, auch wenn es ihnen nicht

bewußt ist.«

»Manchmal stelle ich mir die Geschlechtsteile als zwei winzige Zwerge vor, die die Nase zwischen unseren Beinen hervorstrecken und sich über uns lustig machen, uns herausfordern, sie aus ihrer tragikomischen Nische zu reißen, während sie genau wissen, daß sie uns noch so sehr quälen können, wir werden trotzdem immer mit ihnen, den winzigen Zwergen, zusammenbleiben.«

Sie wollte ihn mit nichts und niemandem vergleichen. Sie widersetzte sich jedem Vergleich. Da war er. Was sie sich vorstellte. Was er vergessen hatte. Eine leidenschaftliche, hinausgezögerte, lautstarke, unverhofft von beiden gesagte und hinausgeschriene Hingabe, als kämen beide aus einem Gefängnis, das sie allzulange festgehalten hatte, und gleich dort, am Ausgang der Strafanstalt, an der anderen Seite des Gitters, würde Laura auf Harry und Harry auf Laura warten.

*»My baby, my baby.«*

*»We'll see tomorrow. «*

»Ich bin ein alter jüdischer, reicher Produzent, der eigentlich keinen Grund hat, hier zu sein, das bin ich nur, weil ich das Schicksal der jungen jüdischen Städter teilen will, gegen die sich die Verfolgungen McCarthys richten.«

»Weißt du, was es bedeutet, jeden Morgen damit zu beginnen, daß du dir sagst, das ist der letzte Tag, an dem ich in Frieden lebe?«

»Wenn du hörst, daß es an deine Tür pocht, weißt du nicht, ob es Räuber, Bettler, Polizisten, Wölfe oder bloß Termiten sind…«

»Wie kannst du herausbekommen, ob der Mensch, der dich besucht und behauptet, von jeher dein Freund gewesen zu sein, nicht schon dein Verräter ist, wie willst du das wissen?«

»Ich bin in Cuernavaca im Exil, weil ich den Gedanken an eine zweite Befragung nicht ertragen kann.«

»Es gibt etwas Schlimmeres, als die Verfolgung am eigenen Leib zu ertragen, und das ist, den Verrat anderer mit anzusehen.«

»Laura, wie sollen wir unseren Schmerz und unser Schamgefühl miteinander vereinbaren?«

*»My baby, my baby. «*

## *XX. Tepoztlân: 1954*

»Ich muß für immer schweigen.«

Sie wollte ihn in ein Krankenhaus nach Mexico-Stadt schaffen. Er wollte in Cuernavaca bleiben. Sie einigten sich darauf, einige Zeit in Tepoztlân zu verbringen. Laura stellte sich vor, daß der schöne und einsame Ort ihnen beiden als Zuflucht dienen könnte, ein langgestrecktes subtropisches Tal, das von eindrucksvollen pyramidenförmigen Bergen umgeben war, steil aufragenden Massen ohne Hänge oder Hügel in ihrem Umkreis, geradlinig und herausfordernd wie große Steinmauern, um die Zuckerrohr- und Krautflächen, die Reis- und Orangenplantagen zu schützen. Vielleicht würde sich Harry entschließen, wieder zu schreiben, sie kümmerte sich um ihn, das war die Rolle, die sie übernommen hatte, ohne zweimal darüber nachzudenken; die in den letzten zwei Jahren zwischen den beiden entstandene Bindung war unauflöslich, sie brauchten einander.

Tepoztlân würde ihren zarten, geliebten Harry gesund machen; dort war er weit von den tragischen Zeremonien entfernt, die sich in Cuernavaca unablässig wiederholten. Das Häuschen, das sie gemietet hatten, wurde gleichsam von zwei gewaltigen, hochaufragenden Dämmen geschützt, aber auch verdunkelt: dem Gebirge und der riesigen Kirche, die Kloster und Festung war, von den Dominikanern im Wettstreit mit der Natur gebaut, wie es in Mexiko so oft geschieht. Harry wies sie auf diese me-

xikanische Neigung hin, eine mit der Natur wetteifernde Architektur zu gestalten, Nachahmungen von Bergen, Abgründen, Wüsten. Das Häuschen in Tepoztlân wetteiferte mit nichts, deshalb hatte Laura Dïaz es ausgesucht. Es war ein schlichtes Gebäude aus nackten Luftziegeln und lag an einer ungepflasterten Straße, auf der mehr herrenlose Hunde als Menschen liefen, doch drinnen, hinter der Mauer, ließ sich jene andere mexikanische Fähigkeit erkennen, der Übergang von einer armseligen, ungepflegten Ortschaft zu einer grünen Oase mit melonenfarbenen Pflanzen, sauberen Brunnen, ruhigen Patios und kühlen Gängen, die scheinbar aus weiter Ferne herreichten und niemals endeten. Sie hatten nur ein Schlafzimmer mit einem alten und primitiven Bett, ein winziges, mit ramponierten Fliesen geschmücktes Bad und eine Küche wie die in Lauras Kindheit, ohne elektrische Apparate, nur mit Kohleherden, für die man einen Fächer brauchte, um in ihnen Feuer zu entfachen, und mit einem Eisschrank, der den täglichen Besuch des Eishändlers verlangte, um die Dos-Equis-Flaschen kühlzuhalten, die Harrys Hochgenuß waren. Das Leben im Haus spielte sich rund um den Patio ab, dort standen die Korbstühle und der weiche Ledertisch, an dem sich schwer schreiben ließ und der mit allzu vielen runden, feuchten Bierflecken bedeckt war. Die Hefte und Füllhalter blieben in einer Schublade des Schlafzimmers liegen. Als Harry wieder mit dem Schreiben begann, las Laura heimlich die Seiten in den billigen Schulheften, in denen die Tinte aus Harrys Esterbrook verlaufen war. Er wußte, daß sie es las, sie wußte, daß er es wußte, sie sprachen nicht darüber.

»Jacob Julius Garfinkle, so hieß er ursprünglich. Wir sind zusammen in New York aufgewachsen. Wenn du ein jüdischer Junge von der Lower East Side in Manhattan bist, wirst du mit Augen, Nase, Mund, Ohren, Händen und Füßen, einem ganzen Körper eben, geboren, doch dazu kommt etwas, das nur wir haben: ein kleiner Stein auf der Schulter, *a chip on the shoulder,* der den Fremden herausfordert (und wer ist kein Fremder, wenn du in einem Viertel wie unserem geboren wirst), daß er ihn dir mit einem Hieb oder einem behutsamen, geringschätzigen Fingerschnipsen herunterholt, jenes Steinchen, das wir alle auf der Schulter tragen, und dabei wissen wir genau, daß man es dort nicht irgendwann hingelegt hat, wir wurden damit geboren, es ist ein Auswuchs unseres gedemütigten, armseligen Fleisches von italienischen, irischen oder jüdischen (polnischen, russischen, ungarischen, aber immer jüdischen) Einwanderern, man erkennt es noch deutlicher, wenn wir uns ausziehen, um zu duschen oder zu lieben oder schlaflos zu ruhen, und wenn wir uns anziehen, sticht der Splitter auf der Schulter durch den Stoff des Hemdes oder der Jacke, er dringt hervor, zeigt sich und sagt der Welt: Wage es, mich zu stören, wage es, mich zu beleidigen, mich zu schlagen, mich zu demütigen, wage es nur.

Ich kannte Jacob Julius Garfinkle seit meiner Kindheit, und sein Steinchen auf der Schulter war größer als bei jedem anderen. Er war klein, braun, ein dunkelhäutiger Jude mit Stumpf nase und lächelnden, dabei grausamen Lippen, die spöttisch und gefährlich wie seine Augen aussahen, er bewegte sich wie ein kleiner Kampfhahn,

ratterte die Worte wie ein Maschinengewehr heraus und war ständig auf der Hut, weil hinter jeder Straßenecke, an jeder Tür eine Herausforderung lauerte, ein Unglück konnte ihn von einem Dach aus, vom Ausgang einer Bar, am morschen Rand einer Flußmole treffen. Julie Garfinkle brachte die verfluchten Straßen und die dunklen Kanalisationen New Yorks auf die Bühne, er zeigte, daß er nackt und verwundbar, doch ungeheuer mutig war, um sich gegen die Ungerechtigkeiten zu wehren und zur Verteidigung all jener anzutreten, die wie er in den riesigen Ghettos, den ewigen Judenvierteln der abendländischen Kultur‹ geboren wurden. Ich lernte ihn auf der Bühne kennen. Er war der ›Goldjunge‹ in Clifford Odets' Stück *Golden Boy,* der junge Geiger, der auf sein Talent verzichtet, um im Boxring zu siegen, der seine Hände, Finger und Fäuste einbüßt, so daß er es am Ende weder mit Felix Mendelssohn (der auch Neger war) oder Joe Lewis (der auch Jude war) aufnehmen konnte. Er unterschrieb alles. Wenn man ihm sagte: ›Paß auf, Julie, wie ungerecht man die Juden behandelt, die Schwarzen, die Mexikaner, die Kommunisten, Rußland, das Vaterland des Proletariats, die armen Kinder, die Onchozerkosekranken in Neuguineas dann unterschrieb Julie, er unterschrieb alles, und sein Namenszug war kräftig, kantig, kategorisch, er war eine Liebkosung wie ein Faustschlag, ein Schweißtropfen wie eine Träne, so war mein Freund Julie Garfinkle.

Als man ihn nach seinem Erfolg im Group Théâtre in Hollywood engagierte, blieb er derselbe, der Don Quijote von der Straße, er spielte sich selbst und faszinierte sein Publikum. Er war nicht schön und nicht elegant, nicht

höflich und nicht ironisch, er war nicht Cary Grant oder Gary Cooper, er war ›John Garfield‹, der rauflustige Bursche von der Lower East Side, der in Beverly Hills wiedergeboren wurde, um mit schlammverschmierten Schuhen die von Rosenhecken umgebenen Luxusvillen zu betreten und seine dreckigen Füße in die kristallklaren Swimmingpools zu stecken. Deshalb war seine beste Rolle die in *Humoresque,* als er zusammen mit Joan Crawford spielte. Er wurde wieder, was er zu Anfang gewesen war, der arme Junge, der ein talentierter Geiger war. Aber sie, die genauso war wie er, spielte die reiche Aristokratin, die Mäzenin des jungen, aus der unsichtbaren Stadt aufgetauchten Genies, dabei war sie ebenso gedemütigt wie er, eine, die wie er den Randzonen der Gesellschaft entflohen war, die nur vorgab, eine reiche, kultivierte, elegante Frau zu sein, kein Mädchen von der Straße, keine Aufsteigerin mit harten Krallen und weichem Hintern. Deshalb waren sie ein so explosives Paar: weil sie einander ähnelten, sich aber voneinander unterschieden. Joan Crawford und John Gar-field, sie verstellte sich, er nicht.

Als dann die Hochflut McCarthys aus den Abwasserkanälen Amerikas hervorschwappte, schien Julie Garfinkle die ideale Persönlichkeit für eine Durchleuchtung durch den Kongreß zu sein. Er verkörperte den typischen – verdächtigen, braunhäutigen, fremdländischen, semitischen – Feind Amerikas. Und er hatte nicht die geringste Schuld. Das war für McCarthy entscheidend: den Unschuldigen zu zerschmettern. Er hatte nicht die geringste Schuld, und doch warfen sie ihm alles vor: daß er Solidaritätserklärungen für Stalin während der Moskauer Säuberungen

unterschrieben und während des Kriegs die Eröffnung einer zweiten Front verlangt hätte, daß er ein heimlicher Kommunist wäre und die Partei mit dem Geld der amerikanischen Patrioten finanzierte, das ihm Hollywood bezahlt hätte; und daß er öffentlich für die Armen und Entrechteten eingetreten sei (das allein genügte, um verdächtig zu sein, er hätte statt dessen Gerechtigkeit für die Reichen und Mächtigen verlangen sollen…). Als ich ihn das letzte Mal sah, war seine Wohnung in Manhattan ein wildes Durcheinander mit aufgerissenen Schubladen und umherliegenden Papieren, seine Frau starrte ihn verzweifelt wie einen Verrückten an, und Julie Garfield suchte in Scheckheften, Brieftaschen, Aktenordnern, zwischen alten Büchern und in zerflederten Mappen den Nachweis für die Schecks, die sie ihm zur Last legten, und dabei schrie er: ›Warum lassen sie mich nicht in Frieden?‹ Er hatte Mut, aber er beging den Fehler, die Einladung anzunehmen, die der Ausschuß an all jene gerichtet hatte, die sich für zu Unrecht beschuldigt hielten. Denn vor dem Ausschuß zu erscheinen, genügte bereits als Schuldbeweis. Der Verdacht wurde sofort von den Ultrareaktionären Hollywoods, Ronald Reagan, Adolphe Menjou oder der Mama von Ginger Rogers bestätigt, und schon leiteten die Kongreßabgeordneten diese Informationen an die Hollywooder Klatschkolumnisten weiter. Hedda Hopper, Walter Winchell, George Sokolsky, sie alle lebten vom Blut der Opfer, wie Draculas aus Tinte und Papier. Die American Legion mobilisierte sofort und bereitwillig ihre Heerscharen von Veteranen, um die Kinos zu blockieren und so zu verhindern, daß das Publikum die Filme sah, in

denen ein Verdächtiger spielte, zum Beispiel John Garfield. Das Studio, das die Filme produzierte, konnte dann sagen, was sie zu Garfield sagten: ›Du bist ein Risiko. Du gefährdest die Sicherheit des Studios.‹ Und ihn entlassen. ›Bitte um Entschuldigung, Julie, gestehe und lebe in Friedens – ›Nenne Namen, Julie, oder es ist Schluß mit deiner Karrieren Da wurde der Straßenjunge aus den Armenvierteln New Yorks nackt und stumpfnasig wiedergeboren, mit den geballten Fäusten und der rauhen Stimme. ›Nur ein Dummkopf verteidigt sich gegen solche Dummköpfe wie McCarthy. Glaubst du, ich bin von dem abhängig, was ein armer Teufel wie Ronald Reagan sagt? Laß mich weiter an meine menschliche Natur glauben, Harry, laß mich weiter glauben, daß ich eine Seele habe.‹ – ›Wir können dich nicht beschützen‹, sagte ihm Hollywood zuerst. Danach: ›Wir können dich nicht mehr beschäftigen^ Und schließlich: ›Wir werden Beweise gegen dich liefern.‹ Die Gesellschaft, das Studio gingen gegen ihn vor. ›Du verstehst, Julie, du bist ein einzelner. Wir beschäftigen Tausende von Leuten. Sollen die verhungern?‹

Julie Garfinkle starb mit neununddreißig Jahren an einem Herzanfall. Kann sein, daß das stimmt. Sein Herz war überlastet und konnte jeden Augenblick explodieren. Tatsächlich fand man ihn tot im Bett einer seiner zahlreichen Geliebten. Ich behaupte, daß John Garfield beim Bumsen starb und daß so etwas ein beneidenswerter Tod ist. Beim Begräbnis sagte der Rabbiner, Julie sei wie ein Meteor aufgetaucht und wie ein Meteor verschwunden. Abraham Polonsky, der Regisseur von *Force of Evil,* einem der letzten Filme Julies – und vielleicht seinem besten –,

sagte: ›Er hat seine Ehre als Junge von der Straße verteidigt, und darum haben sie ihn umgebrachte Sie haben ihn umgebracht. Er ist gestorben. Zehntausend Leute sind an seinem Sarg vorbeigezogen, um von ihm Abschied zu nehmen. Kommunisten? Von Stalin entsandte Agenten? Clifford Odets weinte auf seinem Begräbnis, der Autor von *Golden Boy* und Star der literarischen Linken, den der Kongreßausschuß zum Verräter gemacht hatte: Zuerst hatte er die Toten verraten, weil er dachte, ihnen könne er nicht mehr schaden, dann verriet er die Lebenden, um sich selbst zu retten, und am Ende verriet er sich selbst, als er wie so viele andere sagte: ›Ich habe keinen genannt, den man nicht schon zuvor genannt hatte.‹ Als Odets weinend die Totenfeier für John Garfield verließ, kam es zu einer Schlägerei. Bis zum Schluß hat sich Jacob Julius Garfinkle auf den Straßen New Yorks mit seinen Fäusten gewehrt.«

Als der Sommerregen den Garten durchtränkte, durch die Hauswände sickerte und dunkle Medaillons auf der Luftziegelhaut hinterließ, spürte Harry Jaffe, daß er in diesem Haus erstickte, und bat Laura, sie solle bitte die Seiten über John Garfield lesen.

»Aber es gibt auch Angeklagte, die niemanden denunziert haben, sich keine Angst einjagen und sich nicht demütigen ließen. Das stimmt doch, Harry?«

»Die hast du in Cuernavaca kennengelernt. Ein paar gehörten zu den Hollywood Ten. Sie hatten den Mut, nicht zu reden und sich nicht einschüchtern zu lassen, vor allem, sich nicht einschüchtern zu lassen, keinen Selbstmord zu begehen, nicht zu sterben. Sind sie deshalb ein größeres Vorbild? Ein anderer von meinen Genossen im Group

Théâtre, der Schauspieler J. Edward Bromberg, bat den Ausschuß um Entschuldigung, daß er nicht erscheinen könne, weil er gerade erst mehrere Herzanfälle gehabt habe. Der Kongreßabgeordnete Francis E. Walker, einer der schlimmsten Inquisitoren, hat dazu gesagt, die Kommunisten bewiesen großes Geschick, indem sie Entschuldigungen vorlegten, die von Ärzten unterschrieben seien, die ganz gewiß auch mit den Roten sympathisierten, wenigstens das. Eddie Bromberg ist in diesem Jahr in London gestorben, Laura. Manchmal hat er mich angerufen, nachdem sie ihn in Hollywood auf die schwarze Liste gesetzt hatten, und er hat zu mir gesagt: ›Harry, ein paar Kerle stehen ständig vor meinem Haus, Tag und Nacht, sie lösen sich ab, aber immer stehen zumindest zwei Kerle gut sichtbar da, neben der Laterne, während ich sie beobachte, wie sie mich beobachten, und ich auf den Anruf warte, ich darf mich nicht mehr vom Telefon wegrühren, Harry, sie können mich wieder vor den Ausschuß laden, sie können mich anrufen und mir sagen, sie hätten die mir versprochene Rolle schon einem anderen gegeben, oder auch, um mich ganz im Gegenteil mit einer Filmrolle zu locken, aber unter der Bedingung, daß ich kooperiere, das heißt, daß ich denunziere, Harry, das passiert fünf- oder sechsmal am Tag, ich bringe den ganzen Tag neben dem Telefon zu, ich komme in Versuchung, bin hin- und hergerissen, soll ich reden oder nicht, soll ich an meine Karriere denken oder nicht, soll ich Rücksicht auf meine Frau und meine Kinder nehmen oder nicht, und immer sage ich am Ende, nein, ich werde nicht reden, Harry, nein, ich möchte keinem schaden, Harry, aber vor allem, Harry,

möchte ich mir selbst nicht schaden, meine Treue zu meinen Freunden ist die Treue zu mir selbst. Ich habe sie nicht gerettet, und ich habe mich selbst nicht gerettet…‹«

»Und du, Harry, wirst du über dich selbst schreiben?« »Ich fühle mich schlecht, Laura, gib mir ein Bier, sei so gut.« An einem anderen Morgen, als die Papageien im Sonnenlicht kreischten, die Hauben aufplusterten und die Flügel ausbreiteten, als kündigten sie eine, gute oder schlechte, Neuigkeit an, kamen sie beim Frühstück erneut auf das Thema.

»Du hast mir nur von denen erzählt, die zugrunde gerichtet wurden, weil sie nicht geredet haben. Aber du hast mir auch gesagt, daß andere sich gerettet haben, daß sie gestärkt aus der Prüfung hervorgegangen sind, weil sie den Mund gehalten haben«, fragte Laura nach.

Harry führte ein Zitat an: »›Wie kann es Unschuld geben, wenn es keine Schuld gibt?‹ Das hat Dalton Trumbo gesagt, als die Hexenjagd begann. Als sie in vollem Gang war, hat er sich über die Inquisitoren lustig gemacht, indem er Drehbücher unter Pseudonymen schrieb, er hat einen Oscar mit einem Pseudonym gewonnen, und die Academy machte sich vor Wut beinahe in die Hose, als Trumbo enthüllte, daß er der Autor war. Und wenn alles zu Ende ist, nehme ich an, daß Trumbo sagt, es hätte keine Helden und keine Schurken gegeben, keine Heiligen und keine

Teufel, sondern nur Opfer, Laura. Es kommt der Tag, an dem die Angeklagten rehabilitiert und als Helden der Kultur gefeiert werden, dann wird man die Ankläger anklagen und in den Schmutz ziehen, wie sie es verdienen. Aber Trumbo hat recht. Dann sind wir alle Opfer.«

»Selbst die Inquisitoren, Harry?«

»Ja. Ihre Kinder werden andere Namen annehmen, weil sie nicht zugeben wollen, daß sie die Kinder von Kerlen sind, die Hunderte Unschuldiger zu Elend, Krankheit und Selbstmord verurteilt haben.«

»Selbst die Denunzianten, Harry?«

»Das waren die elendesten Opfer. Sie tragen das Kainszeichen an der Stirn.«

Harry nahm ein Messer aus der Obstschale und schnitt sich in die Stirn.

Und Laura sah ihm entsetzt zu, doch sie hinderte ihn nicht daran.

»Sie müssen sich Hand und Zunge abschneiden.«

Harry steckte sich das Messer in den Mund. Laura schrie und hielt ihn zurück, riß ihm das Messer aus der Hand und umarmte ihn schluchzend.

»Und sie sind zu Exil und Tod verurteilt«, flüsterte Harry beinahe lautlos in Lauras Ohr.

Laura hatte schnell gelernt, Harrys Gedanken zu lesen, und dieser die Lauras. Ihnen halfen die sich pünktlich ablösenden Tropengeräusche. Sie kannte sie seit ihrer Kindheit in Veracruz, hatte sie aber in der Hauptstadt vergessen, wo alle Geräusche zufällig und unvorhergesehen kommen, wo sie stören und quietschen wie ein paar boshafte Fingernägel, die in der Schule über die Wandtafel kratzen. In den Tropen hingegen kündigt das Zwitschern der Vögel den Morgen und ihr symmetrischer Flug die Dämmerung an, die Natur verbrüdert sich mit den zur Frühmesse und zum Vespergottesdienst rufenden

Glockenklängen, die Vanillepflanzungen erfüllen alles ringsum mit Duft, worauf wir nur hin und wieder achten, und die geernteten Fruchtbüschel verleihen den Kammern, in denen man sie aufbewahrt, ein urtümliches und zugleich hochkultiviertes Aussehen. Als Harry beim Frühstück die Spiegeleier mit Pfeffer bestreute, betrachtete Laura den blühenden Pfefferstrauch im Garten, die gelben Juwelen, die in einer zarten, luftigen, dämmerfarbenen Krone steckten. In den Tropen gab es keine Brüche. Man kam vom Garten zum Tisch; man brachte Skorpione um, zuerst im Haus, dann spürte man sie vorsichtshalber bereits im Garten auf, später unter den Steinen. Das waren weiße Gliederfüßer, und Harry lachte, wenn er sie zertrat.

»Meine Frau hat mir immer gesagt, ich sollte mich ab und zu sonnen: ›Du hast einen weißen Bauch wie ein Fischfilet vor dem Braten.‹ So sind diese Skorpione.«

»Einen Bauch wie ein Schnapperfisch«, sagte Laura lachend.

»›Hör damit auf‹, hat sie mir gesagt, ›das ist nicht deine Sache, du glaubst nicht daran, und soviel sind deine Freunde nicht wert.‹ Und dann kam sie wieder mit ihrer alten Geschichte: ›Dein Problem ist nicht, daß du Kommunist bist, sondern daß du dein Talent verloren hast, Harry.‹«

Trotzdem setzte er sich wieder hin und schrieb: Wenn etwas gesagt und getan war, mußte er es noch aufschreiben, und in Tepoztlân arbeitete er regelmäßiger daran. Als Ausgangspunkt benutzte er seine Kurzbiographien einiger Opfer, wie etwa Garfields und Brombergs, die seine Freunde gewesen waren. Warum schrieb er nicht

über seine Feinde, die Inquisitoren? Warum schrieb er nur über die geschädigten, vernichteten Opfer wie Garfield und Bromberg, jedoch nicht über die, die das Drama bewältigt hatten, die nicht weinten, sondern kämpften, die Widerstand leisteten und vor allem die monströse Dummheit der ganzen Geschichte verspotteten? Dalton Trumbo, Albert Maltz, Herbert Biberman… Die nach Mexiko kamen, Cuernavaca besuchten oder sich dort niederließen. Warum sprach Harry Jaffe so gut wie nie über sie? Warum nahm er sie nicht in seine Biographien auf, die er in Tepoztlân schrieb? Und ganz besonders dies: Warum erwähnte er nie die Schlimmsten von allen, jene, die wirklich Denunzianten waren, die wirklich Namen genannt hatten: Edward Dmytryk, Elia Kazan, Lee J. Cobb, Clifford Odets, Larry Parks?

Harry zertrat einen Skorpion mit dem Schuh. »›Die übelsten Insekten suchen sich den widerwärtigsten Ort und leben, wo es scheinbar kein Leben gibt.‹ Das hat Thomas Paine gesagt, um das Vorurteil zu beschreiben.«

Laura gab sich Mühe, zu erraten, was Harry dachte, all jene Dinge, die er nicht sagte, die jedoch in seinem fieberhaften Blick aufleuchteten. Sie wußte nicht, daß Harry das gleiche tat, er versuchte, in Lauras Gedanken zu lesen, betrachtete sie vom Bett aus, wenn sie sich wie jeden Morgen vor dem Spiegel zurechtmachte, und er verglich die noch junge Frau, die er vor zwei Jahren kennengelernt hatte, als sie aus einem von Bougainvilleen überwachsenen Becken auftauchte, mit der sechsundfünfzig-jährigen Dame, deren Haar immer mehr ergraute. Die lange graumelierte Haarflut war zu einem einfachen Knoten im

Nacken zusammengebunden, so daß die klare Stirn noch breiter wirkte und die kantigen Gesichtszüge, die schmale, große Nase mit ihrem Höcker und die zarten gotischen Lippen, noch deutlicher hervortraten. Den Gesamteindruck retteten die klugen, funkelnden Augen am Grund der dunklen Augenhöhlen.

Er sah ihr bei den Haus- und Küchenarbeiten zu, wie sie das Bett machte, Geschirr abwusch, die Mahlzeiten zubereitete, ausgiebig duschte, sich auf die Toilette setzte, keine Monatsbinden mehr benutzte, unter plötzlichen Hitzewallungen litt, sich zum Schlafen in einer fötalen Haltung zusammenkauerte, während er selbst steif wie ein Brett dalag, bis zu dem Tag, an dem sie unerklärlicherweise ihre Haltungen austauschten, er sich wie ein Fötus hinlegte und sie sich starr ausstreckte, ein Kind und seine Gouvernante.

Er sagte sich, daß er dachte, was sie dachte, wenn sie sich im Spiegel ansah, sich aus der nächtlichen, zuneigungsvollen Umarmung der Liebenden gelöst hatte: Eine Sache ist es, Körper zu sein, und eine andere, schön zu sein. Wie warm und zärtlich war es, einander zu umarmen und zu lieben, und vor allem wie heilsam. Das Heil der Liebe bestand darin, den eigenen Körper zu ignorieren und im Körper des anderen aufzugehen, zuzulassen, daß sich der eine den anderen einverleibte und nicht an die Schönheit dachte, daß sich der eine als nicht vom anderen abgesondert betrachtete, daß sie vielmehr blind vereint, reiner Tastsinn, reine Lust waren, ohne die Sanktionen der Häßlichkeit oder der Schönheit, die im Dunkeln, in der engen Umarmung nicht mehr wirken,

wenn die Körper miteinander verschmelzen und sich nicht mehr außerhalb von sich selbst betrachten, einander nicht mehr außerhalb des Paars beurteilen, das sich begattet, bis aus zweien eins wird und jede Vorstellung von Häßlichkeit oder Schönheit, von Jugend oder Alter aufgehoben wird. Das sagte sich Harry und dachte, daß Laura zu ihm sagte: Ich sehe in dir nur die innere Schönheit…

In seinem Fall war das leicht, er magerte immer mehr ab, war wirklich weiß wie der Bauch eines Schnapperfischs, dachte Laura, er war nicht einmal ein distinguierter Kahlkopf, sondern hatte eine spärlich behaarte Platte mit kleinen, abrupt hervorstoßenden Borstenbüscheln, die sich dem würdigen, vollständigen Haarausfall widersetzten. Haare wie trockene Grashalme am Scheitel, über den Ohren, im plumpen Nacken. Schwerer war es in ihrem Fall, Laura war auch äußerlich schön, ihre Schönheit ließ sich klar erkennen, bemühte sich Harry, ihr zu sagen, sie wirkte klassisch, gemäß dem seit den Zeiten der Griechen geltenden Schönheitsbegriff, folgte aber auch einer anderen Schön-heitsnorm, der einer aztekischen Gottheit, der Coatlicue und nicht der Venus von Milo.

»Sokrates war ein häßlicher Mann, Laura. Er betete jeden Abend, um so seine eigene innere Schönheit zu erfahren. Das war die Gabe der Götter. Das Denken, die Vorstellungskraft. Dort lag die Schönheit des Sokrates.«

»Wollte er nicht, daß auch die übrigen diese Schönheit sahen?«

»Ich glaube, seine Reden waren die eines eitlen Mannes. Der so eitel war, daß er lieber den Schierlingsbecher trank, als zuzugeben, daß er sich geirrt hätte. Und er hatte sich

nicht geirrt. Er beharrte fest auf seiner Meinung.«

Immer sprachen sie schließlich über das gleiche, aber nie gelangten sie zum Grund jenes »Gleichen«. Sokrates starb lieber, als daß er widerrufen hätte. Ebenso wie die Opfer McCarthys. Im Gegensatz zu den Denunzianten. Und nun sah ihr Harry zu, wie sie sich im Spiegel ansah, und er fragte sich, ob sie das gleiche sah wie er, einen äußeren Körper, der trotz allem allmählich seine Schönheit einbüßte, oder ihr inneres Wesen, das allmählich eine andere Schönheit gewann.

Sie beurteilte ihn anscheinend nicht. Sie akzeptierte ihn so, wie er war, während er sich versucht fühlte, sich abstoßend zu verhalten: ›Warum färbst du dir nicht das Haar, warum legst du dir keine stilvollere Frisur zu?‹ wollte er schon fragen. Warum hatte sie jede Koketterie aufgegeben? Und sie dachte: Er sieht mich an, als wäre ich seine Krankenschwester oder seine Amme, gern würde ich eine Sirene werden, aber mein armer Odysseus ist ausgebrannt, unbeweglich verzehrt er sich in seinem Aschemeer, der Rauch nimmt ihm die Luft, und langsam verschwindet er im Dunst seiner vier Schachteln Camel täglich, wenn ihm Fredric Bell eine Stange schenkt, oder seiner fünf Schachteln Raleigh ohne Mundstück, die nach Seife schmecken, wie er sagt, aber sie sind das Beste, was ihm der Tabakladen an der Ecke zu bieten hat.

»Das Beste ist manchmal auch das einzige. Hier ist das einzige beinahe immer das Schlechteste.«

Sie gingen auf den Samstagsmarkt, und er beschloß, einen Lebensbaum zu kaufen. Sie hatte keinen Grund, sich gegen den Kauf zu wehren, und doch tat sie es. Ich weiß

nicht, warum ich mich dagegen gewehrt habe, dachte sie später, als sie eine ganze Woche nicht mehr miteinander geredet hatten, eigentlich sind diese in tausend Farben bemalten Tonkandelaber gar nicht so häßlich, sie tun keinem weh, wenn sie auch nicht jenes Wunder folkloristischer Kühnheit und Sensibilität sind, wie er behauptet. »Das sind geschmacklose, kitschige Dinger«, hatte sie gesagt, »die nur von Ausländern gekauft werden, warum kaufst du nicht gleich ein paar Puppen mit rosa Strümpfen oder einen bunten Kugelfänger, oder ganz einfach einen Sarape für dich und für mich ein Schultertuch? Dann sind wir abends vor dieser plötzlichen Kälte geschützt, die aus den Bergen herabsteigt, eingehüllt in mexikanische Folklore. Ist es nicht das, was du willst?« Genügt es ihm nicht, dachte sie, mich hartnäckig anzustarren, während ich mich vor dem Spiegel zurechtmache, und mich denken zu lassen, was er denkt: Sie wird alt und nachlässig, bald ist sie siebenundfünfzig und braucht längst schon keine Monatsbinden mehr? Will er mir dazu noch das Haus mit Folklore-Trödel vollstopfen, mit Lebensbäumen, Kugelfängern und Jahrmarktspuppen? Warum kaufst du dir nicht ganz einfach eine Machete, Harry, eine von denen mit den witzigen Inschriften auf dem Rücken: Ich bin wie grüner Pfeffer, scharf, aber lecker? Damit du es das nächste Mal schaffst, wenn du dir Finger und Zunge abschneiden willst, damit du dir selbst leid tun kannst wegen dem, was du warst und nicht warst, was du bist und hättest sein können?

Harry hatte nicht die Kraft, sie zu schlagen. Sie empfand Mitleid mit ihm, als *er* die Hand gegen sie hob und sie den

Lebensbaum, den er schließlich doch gekauft hatte, auf den Ziegelsteinboden schleuderte und in Stücke zerschmetterte, und am nächsten Tag kehrte sie die verstreuten Scherben zusammen und warf sie in den Müll. Später kam sie allein vom Markt zurück und stellte einen neuen Lebensbaum auf die Konsole neben dem Tisch und den Korbmöbeln, wo die beiden meistens aßen.

Um ihren unerklärlichen Haß auf die bunte Figur mit den Engeln, Früchten, Blättern und Baumstämmen zu beschwichtigen, lief sie immer wieder in den Garten und atmete intensiv den Laubduft ein, betrachtete die glänzenden Regentropfen an den Bananenblättern und beschwor in weiterer Ferne, in ihrer Erinnerung, die Schattenbäume der Kaffeeplantage herauf, die symmetrischen Zitronen- und Orangenfelder, die Christpalmen, die rote Lilie, den runden Wipfel des Mangobaums, den Liguster mit den kleinen gelben Blüten, der dem Orkan ebenso wie der Dürre trotzte, die ganze Pflanzenwelt Catemacos… Und den Wollbaum am Ende des Urwaldes. Der mit Nägeln überzogen war. Den spitzen Stacheln, die der Wollbaum wachsen ließ, um sich zu schützen. Ein mit Klingen gespickter Baumstamm, der sich verteidigte, damit ihm niemand zu nahe kam. Der Wollbaum am Ende des Weges. Der Wollbaum, übersät mit Fingern, die ein Veracruzaner Straßenräuber mit einem kräftigen Machetenhieb abgehackt hatte.

Immer, wenn der Abend kam, setzten sie sich zusammen in den Garten. Sie sprachen über alltägliche Dinge, die Lebensmittelpreise auf dem Markt, das Essen des nächsten Tages, wie verspätet die amerikanischen Zeitschriften in

Tepoztlân einträfen (wenn sie überhaupt ankamen), daß die Gruppe in Cuernavaca so freundlich sei, ihnen Ausschnitte zuzuschicken, immer nur Ausschnitte, niemals ganze Zeitungen oder Zeitschriften, daß die Kurzwellen-sendungen im Radio ein Segen seien, ob man nach Cuernavaca ins Cine Ocampo fahren solle, um sich diesen oder jenen Cowboyfilm oder die mexikanischen Melodramen anzusehen, die Laura zum Lachen und Harry zum Weinen brachten. Nie mehr besuchten sie das Haus der Beils, »die Akademie des Aristoteles«, wie Harry es nannte, ihn langweilten die ewigen Diskussionen, die immer die gleichen seien, eine Tragikomödie in drei Akten.

»Der erste Akt ist die Vernunft. Die Überzeugung, die uns zum Kommunismus geführt und dazu gebracht hat, mit der Linken zu sympathisieren, mit der Sache der Arbeiter, dem Glauben an Marx' Argumente und an die Sowjetunion als dem ersten revolutionären Arbeiterstaat. Damit reagierten wir auf die Wirklichkeit, auf Depression, Arbeitslosigkeit, den Zusammenbruch des amerikanischen Kapitalismus.«

Im Garten schwirrten Glühwürmchen umher, vor allem aber sah man Harrys regelmäßig aufleuchtende *Zigaretten,* die er eine nach der anderen ansteckte, immer mit dem Stummel der vorherigen.

»Der zweite Akt ist das Heldentum. Zuerst der Kampf gegen die Wirtschaftskrise, dann der Krieg gegen den Faschismus.«

Ein heftiger Hustenanfall unterbrach ihn, ein so tiefliegender, kräftiger Husten, daß er nichts mehr mit dem täglich dünner und blasser werdenden Körper Harrys zu

tun zu haben schien, der es nicht vermochte, einen derart tiefen Orkan in seiner Brust zurückzuhalten.

»Der dritte Akt ist die Opferung der gutgläubigen Männer und Frauen, die Kommunisten oder auch nur Humanisten sind. McCarthy gehört zur gleichen Art Menschen wie Berija, der Polizist Stalins, oder Himmler, Hitlers Gehilfe. Er und seine Leute werden vom politischen Ehrgeiz und von Vorteilen angespornt, die es bedeutet, sich dem antikommunistischen Chor anzuschließen, nachdem der heiße Krieg vorbei ist und der Kalte Krieg begonnen hat. Die kaltblütige Berechnung, Macht über die in Verruf Geratenen zu erringen. Denunziation, Angst und Tod… Und das Nachspiel…« Harry spreizte die Finger, er zeigte die Handflächen, die gelben Finger, zuckte mit den Achseln und hustete leicht.

Sie sprach es aus, sagte es ihm und sich selbst, ohne daß sie wußte, in welcher Reihenfolge und auf welche Art sie es Harry am besten mitteilen konnte: Das Nachspiel müsse im Nachdenken bestehen, in einer Anstrengung des Verstandes, um zu begreifen, was geschehen war und warum es geschehen war.

»Warum verhalten wir uns in Amerika ebenso wie in Rußland? Warum passen wir uns dem an, was wir einmal bekämpft haben? Wie kann es die Berijas und die McCarthys geben, all diese modernen Torquemadas?«

Laura hörte Harry zu, doch sie wollte ihm sagen, daß sich die Akte und das Nachspiel politischer Dramen niemals so darstellten, so wohlgeordnet und »aristotelisch«, wie Harry es nannte, womit er sich über die »Akademie« in Cuernavaca lustig machte, sondern daß sie höchst

undurchsichtig seien, was sie doch beide wußten, und dabei vermischten sich Sinn und Widersinn, Hoffnung und Resignation, Rechtfertigung und Kritik, Mitgefühl und Verachtung.

»Wenn ich doch in die Zeit Spaniens zurückkehren und dort bleiben könnte«, sagte Harry manchmal. Und dann drehte er sich heftig zu Laura um und sprach fieberhaft weiter, mit einer Stimme, die immer dumpfer, aber auch immer heiserer klang: »Warum verläßt du mich nicht, warum bleibst du bei mir?«

In einem solchen Augenblick fühlte sie sich versucht. In einem solchen Augenblick zweifelte sie. Sie konnte einpacken und gehen. Das war möglich. Sie konnte auch dableiben und alles ertragen. In beiden Fällen mußte sie aber auch noch etwas anderes tun. Sie durfte nicht einfach so fortgehen und auch nicht untätig dableiben. Sie hörte Harry zu und rang sich immer wieder zu demselben Entschluß durch: Ich bleibe, aber ich will etwas tun, mich nicht nur um ihn kümmern, nicht nur versuchen, ihn zu ermutigen, ich will versuchen, ihn zu verstehen, herauszubekommen, was er erlebt hat, warum er alle Geschichten aus jenem Zeitalter der Schande kennt und seine eigene verleugnet, warum erzählt er nicht mir, die ihn liebt, seine eigene Geschichte, warum…

Als hätte er ihre Gedanken erraten.

Das geht allen so, die mehr aus Leidenschaft als aus Gewohnheit zusammen sind, wir erraten tatsächlich unsere Gedanken, Harry, ein Blick, eine Handbewegung genügen, ein Traum, in den man eindringt, und man weiß, was der andere denkt; du denkst an Spanien, du denkst an Jim, du

denkst daran, daß er sich, indem er so jung starb, gerettet hat, ihm blieb keine Zeit, ein Opfer der Geschichte zu werden, er wurde ein Opfer des Krieges, das ist edel, das ist heldenhaft. Wenn man aber ein Opfer der Geschichte wird, ihre Schläge nicht voraussieht und ihnen nicht rechtzeitig ausweicht oder sie nicht standhaft erträgt, wenn sie uns schließlich treffen, so ist das traurig, Harry, es ist schrecklich.

»Alles war eine Komödie, ein Irrtum…«

»Ich liebe dich, Harry, das ist keine Komödie und kein Irrtum.«

»Warum soll ich dir glauben?«

»Ich betrüge dich nicht.«

»Alle haben mich betrogen.«

»Ich weiß nicht, was du meinst.«

»Alle.«

»Warum erzählst du es mir nicht?«

»Warum findest du es nicht selber heraus?«

»Ich würde nichts hinter deinem Rücken tun.«

»Sei nicht so begriffsstutzig. Ich gestatte es dir. Geh nach Cuernavaca, frag sie nach mir, sag ihnen, daß ich es erlaubt habe: daß sie die Wahrheit sagen sollen.«

»Die Wahrheit, Harry?«

(Die Wahrheit ist, daß ich dich liebe, Harry, ich liebe dich auf eine andere Art, als ich damals meinen Mann, Orlando Ximénez oder sogar Jorge Maura geliebt habe, ich liebe dich natürlich auch, wie ich sie geliebt habe, als eine Frau, die mit einem Mann lebt und mit ihm schläft,

aber mit dir ist es noch etwas anderes, Harry, ich liebe dich nicht nur, wie ich meine Männer geliebt habe, ich liebe dich auch, wie ich meinen Bruder Santiago den Älteren und meinen Sohn Santiago den Jüngeren geliebt habe, ich liebe dich, als hätte ich dich schon sterben sehen, Harry, wie meinen in Veracruz gestorbenen und in den Wellen bestatteten Bruder, ich liebe dich, wie ich meinen Sohn Santiago habe sterben sehen, dessen unerfüllte Verheißung wie ein Blitz aufleuchtete, wie meinen schicksals-ergebenen, schönen Sohn, Harry, so liebe ich dich, wie einen Sohn, einen Bruder und Geliebten, mit nur einem Unterschied, mein Liebster, die anderen liebte ich als Frau, Mutter und Geliebte, und dich liebe ich wie eine Hündin, ich weiß, weder du noch sonst jemand wird mich verstehen, ich liebe dich wie eine Hündin, ich möchte dich gebären, und danach will ich verbluten, damit erscheinst du mir anders als mein Ehemann, meine Geliebten oder meine Söhne, meine Liebe zu dir ist die Liebe eines Tiers, das deinen Platz einnehmen und an deiner Stelle sterben möchte, dies aber nur um den Preis, deine Hündin zu werden, so etwas habe ich nie zuvor empfunden, ich möchte es mir erklären, und ich weiß nicht, wie, doch so ist es, und es ist so, Harry, weil ich mir erst jetzt, an deiner Seite, Fragen stelle, die ich mir nie zuvor gestellt habe, ich frage mich, ob wir die Liebe verdienen, ich frage mich, ob die Liebe das ist, was wirklich existiert, nicht du und ich, und deshalb möchte ich ein Tier sein, deine blutende, sterbende Hündin, damit ich sagen kann, daß es die Liebe wirklich gibt, wie es einen Hund und eine Hündin gibt, ich will deine und meine Liebe von allen romantischen

Idealvorstellungen befreien, Harry, ich will deinem und meinem Körper die letzte Chance geben, indem ich sie im tiefsten, aber konkretesten und sichersten Boden verwurzele, dem Boden, auf dem ein Hund und eine Hündin wittern, fressen, sich im Geschlechtsakt ineinanderschlingen, sich trennen und vergessen, weil ich mit der Erinnerung an dich leben muß, wenn du stirbst, Harry, und meine Erinnerung an dich wird nie vollständig sein, weil ich nicht weiß, was du während der Schreckenszeit getan hast, du sagst es mir nicht, vielleicht warst du ein Held, und deine Bescheidenheit tarnt sich als rauflustige Ehre, wie bei John Garfield, damit du mir keine Heldentaten erzählen und dein Herz nicht der Rührseligkeit ausliefern mußt, du, der bei einem Film von Libertad Lamarque weint, aber vielleicht warst du auch ein Verräter, Harry, ein Denunziant, und es beschämt dich, und darum möchtest du nach Spanien zurück, wieder jung sein, im Krieg an der Seite deines jungen Freundes Jim sterben und Krieg und Tod anstelle von Geschichte und Entehrung bewältigen. Was ist die Wahrheit? Ich glaube ersteres, denn sonst würden sie dich in Cuernavaca nicht aufnehmen im Kreis der Opfer, aber es kann auch das zweite sein, denn sie sehen dich nie an, richten nie das Wort an dich, sie laden dich ein und lassen dich Platz nehmen, ohne dich anzusprechen, ohne dich anzugreifen, bis dein Stuhl zur Angeklagtenbank wird, und du lernst mich kennen und bist nicht mehr allein, und wir müssen aus Cuernavaca weg, deine Genossen zurücklassen, um nicht mehr die bis zum Überdruß wiederholten Argumente zu hören…)

»Schon vor dem Krieg hätten wir die Verbrechen Stalins

anprangern müssen.«

»Mach dir nichts vor. Sie hätten dich aus der Partei ausgestoßen. Außerdem muß man, wenn es gegen den Feind geht, das vergessen, was man vergessen muß.«

»Das schließt nicht aus, daß wir die Fehler der UdSSR wenigstens untereinander hätten diskutieren müssen, das wäre menschlicher gewesen, wir hätten uns besser gegen den Angriff McCarthys verteidigen können.«

»Wie hätten wir uns vorstellen sollen, was geschehen würde?« sagte Harry an einem Abend zu Laura, während er sein Bier in der Dämmerung trank. Sie saßen in ihrem kleinen Garten, mit dem Rücken zum Gebirge, zum Duft der sich öffnenden Blüten und der sterbenden Bäume. »Wir amerikanischen Kommunisten haben zuerst in Spanien gekämpft, dann im Krieg gegen die Achsenmächte, die französischen Kommunisten haben den Widerstand organisiert, die Russen haben uns in Stalingrad gerettet – wer hätte gedacht, daß es nach Kriegsende eine Sünde sein würde, wenn man Kommunist war, und daß wir deshalb alle auf den Scheiterhaufen kommen würden? Wer?«

Wieder eine Zigarette. Noch ein Dos Equis.

»Die Treue zum Unmöglichen. Das war unsere Sünde.«

Laura hatte ihn gefragt, ob er verheiratet war, und Harry hatte mit ja geantwortet, aber er wolle lieber nicht darüber reden.

»Alles ist vorbei«, wollte er das Thema abschließen.

»Du weißt, daß es nicht so ist. Du mußt mir alles erzählen. Wir müssen es gemeinsam erleben. Wenn wir tatsächlich weiter zusammenleben, Harry.«

»Die Ärgernisse, die Streitigkeiten, die Predigten, die Probleme mit den Geheimversammlungen, der Verdacht, daß die Ankläger recht hatten? ›Ich habe eine Kommunistin geheiratete Das klingt wie der Titel eines jener schlechten Filme, die sie fabrizieren, um den McCarthyismus als Patriotismus zu rechtfertigen. So waschen sich die Magnaten der Studios von der Schuld ihrer rosaroten Sympathien rein. *Fuck them. We'll see tomorrow.*«

»Warst du deiner Ehefrau gegenüber ehrlich?«

»Ich war schwach. Ich habe mich ihr anvertraut, habe ausgepackt. Ich habe ihr von meinen Zweifeln erzählt. ›Taugt das was, was ich für den Film geschrieben habe, oder hat man mir nur weisgemacht, daß es gut wäre, weil es der Sache gedient hat – der Sache, der einzigen guten Sache? Bezahlen wir jetzt den Preis für etwas, das sich nicht gelohnt hat?‹ Und sie hat gesagt: ›Harry, was du schreibst, ist Scheiße. Aber nicht, weil du Kommunist bist, Liebster. Dein genialer Funke ist erloschen. Sieh die Dinge, wie sie sind. Du hattest Talent, Hollywood hat es dir gestohlen. Es war ein kleines Talent, aber immerhin. Du hast das wenige verloren, was du hattest.‹ Das hat sie zu mir gesagt, Laura.«

»Mit mir wird es anders sein.«

»Ich kann nicht, ich kann nicht. Ich kann nicht mehr.«

»Ich will mit dir zusammenleben« (im Namen meines Bruders Santiago und meines Sohnes Santiago, ich will mich so um dich kümmern, wie ich mich um sie nicht habe kümmern können, es vielleicht auch nicht wollte, das verstehst du, du ärgerst dich und verlangst von mir, daß ich

dich nicht wie ein Kind behandle, und ich zeige dir, daß ich nicht deine Mutter bin, Harry, ich bin deine Hündin, eine Mutter benutzt du nicht wie ein Tier, auch eine Geliebte nicht, das läßt die romantische Gefühlsduselei Hollywoods nicht zu, aber in meinem Fall bitte ich dich darum, laß mich deine Hündin sein, selbst wenn ich dich manchmal anbelle, ich bin nicht deine Mutter, deine Ehefrau oder deine Schwester…)

*»Be my bitch.«*

Er rauchte und trank, und mit jedem Zug gefährdete er seine Lunge und sein Blut. Sie tat so, als tränke sie mit ihm zusammen, trank Apfelmost und gab vor, es sei Whisky, sie fühlte sich wie eine Nachtclubhure, die an gefärbtem Wasser nippt und dem Kunden vorspielt, es sei französischer Cognac. Sie schämte sich des Betrugs, aber sie wollte nicht selbst krank werden, wer würde sich dann um Harry kümmern? An einem Morgen des Jahres 1952 war sie in Cuernavaca aufgewacht, hatte neben sich den schwachen, kranken Mann schlafen sehen, und damals unvermittelt entschieden, daß sie ihr Leben fortan seiner Pflege widmen, für ihn sorgen wollte. Mein Leben hat nur einen Sinn, wenn ich es für das Leben eines anderen einsetze, der mich braucht, mich um den Bedürftigen zu kümmern, meinem Liebsten meine Liebe zu schenken, vollständig, ohne Bedingungen oder *arrière-pensées,* wie Orlando sagen würde, das ist jetzt mein Lebenssinn, selbst wenn es zu Streit, Unverständnis oder Verärgerungen kommen sollte, wenn wir Teller zerschlagen und ganze Tage nicht miteinander reden, das ist besser so, ohne solche Grobheiten würden wir zu honigsüßen

Schmeichlern werden, ich will meinem Ärger auf ihn freien Lauf lassen und ihn nicht zurückhalten, ich will der Liebe eine letzte Chance geben, will Harry im Namen dessen lieben, was er nicht mehr erhoffen kann, ich will diesen Augenblick meines Lebens gestalten, und er ist schon gekommen, und ich weiß, daß er das gleiche denkt, *Laura, this is tbe last chance,* diese Beziehung zwischen dir und mir ist das, was nicht länger warten kann, was sich angekündigt hatte, was schon geschehen ist und trotzdem weiter geschieht, wir erleben eine Vorwegnahme des Todes, denn vor unseren Blicken, Laura, eröffnet sich die Zukunft, als hätte sie bereits stattgefunden.

»Und das wissen nur die Toten.«

»Ich stelle euch eine Frage.« Fredric Bell wandte sich an seine Wochenendgäste in Cuernavaca. »Wir alle wußten, daß die Industrie während des Kriegs und durch den Krieg gewaltige Profite gemacht hat. Ich frage euch: Hätten wir gegen diese Ausbeuter der Arbeit nicht in Streik treten müssen? Wir haben es nicht getan. Wir waren ›Patrioten‹, wir waren ›Nationalisten‹, keine Revolutionärem«

»Und wenn die Nazis den Krieg gewonnen hätten, weil die amerikanischen Arbeiter gegen die amerikanischen Kapitalisten gestreikt hätten?« fragte der Epikureer, der trotz der Hitze seinen Binder nicht ablegte.

»Willst du mir sagen, ich soll zwischen dem Selbstmord heute nacht oder der Erschießung morgen früh wählen? Wie Rommel?« griff der Mann mit der quadratischen Kinnlade und den erloschenen Augen ein.

»Ich sage, daß wir im Krieg sind, der Krieg ist nicht zu

Ende und wird auch nie enden, die Bündnisse wechseln, an einem Tag gewinnen sie, an einem anderen wir. Es kommt darauf an, nicht das Ziel aus den Augen zu verlieren – und das Sonderbare ist, daß das Ziel der Ursprung ist, merkt ihr das? Das Ziel ist die ursprüngliche Freiheit des Menschen«, schloß die lebende Reklame für Arrow-Hemden.

»Nein«, sagte Harry zu Laura, »der Ursprung war nicht die Freiheit, der Ursprung war der Schrecken, der Kampf gegen die Bestien, das Mißtrauen unter Brüdern, der Kampf um die Frau, die Mutter, das Patriarchat, die Bewahrung des Feuers, es durfte nicht erlöschen, Kinderopfer, um den Tod in die Flucht zu schlagen, Seuchen, Orkane, das war der Ursprung. Es gab niemals ein Goldenes Zeitalter. Und es wird es niemals geben. Du kannst kein guter Revolutionär sein, wenn du das nicht glaubst.«

»Und McCarthy? Und Berija?«

»Das sind die Zyniker. Die haben nie an etwas geglaubt.« »Ich respektiere dein Drama, Harry. Ehrenwort, ich respektiere dich sehr.«

»Verliere keine Zeit, Laura. Komm, gib mir einen Kuß.« Als Harry tot war, fuhr Laura Dïaz nach Cuernavaca, um es den Emigranten mitzuteilen. Sie hatten sich wie an jedem Samstagabend versammelt, und Ruth tischte wieder einmal große Mengen Pasta auf. Laura sah, daß sich der Personenzettel verändert hatte, aber die Rollen dieselben geblieben waren, die Fehlenden wurden durch neue Rekruten ersetzt. McCarthy fand unermüdlich neue Opfer, der Flecken der Verfolgungen breitete sich aus wie eine

Öllache auf dem Meer, wie gewaltsam in den Penis eingespritzter Eiter. Theodore, der alte Produzent, war gestorben, und seine Frau Elsa hatte das Leben ohne ihn nicht sehr lange ertragen; der Mann mit der Schildpattbrille hatte die Möglichkeit erhalten, in Frankreich zu filmen, ein anderer durfte wieder Drehbücher für Hollywood schreiben, aber unter Pseudonym, indem er einen Strohmann benutzte.

Andere lebten weiter in Mexiko, in dem Fredric Bell umgebenden Kreis, und sie wurden von Vertretern der mexikanischen Linken unterstützt, wie den Riveras oder dem Photographen Gabriel Figueroa in der Hauptstadt, und sie blieben stets den Argumenten treu, die es ihnen erlaubten, weiterzuleben, sich zu erinnern und zu diskutieren, den Schmerz zu lindern, den die wachsende Liste der Verfolgten, Ausgegrenzten, Inhaftierten, Emigrierten, zum Selbstmord Gezwungenen und Vermißten hervorrief; den zunehmenden Anzeichen des Alters gegenüber stellten sie sich taub, übersahen die heimlichen, doch unzweifelhaften, gründlichen Veränderungen im Spiegel. Nun wurde Laura Dïaz zum Spiegel. »Harry ist tot«, sagte sie zu ihnen, und alle wurden schlagartig älter. Doch Laura spürte gleichzeitig mit offenkundiger Rührung, daß alle und jeder einzelne wie Funken ein und desselben Feuers sprühten. Als sie ihnen die einfache Nachricht »Harry ist tot« mitteilte, löste sich eine Sekunde lang die Angst, die sie alle, selbst die Tapfersten, verfolgte, die Angst, die der von Joe McCarthy am besten abgerichtete Spürhund war, um den »Roten« in die Fersen zu beißen. Sie löste sich in so etwas wie einem Seufzer, einer

Erleichterung auf. Ohne ein Wort sagten alle zu Laura, daß Harry sich nun nicht mehr quälen müsse. Und er quälte sie nicht mehr.

Ihr genügten die Blicke der Amerikaner, die Zuflucht in Cuernavaca gesucht hatten, um sich vor den Verfolgungen Mc-Carthys zu schützen, damit sich in ihrer Seele die unerträglichen Erinnerungen an all das überstürzten, was Harry Jaffe gewesen war, seine Zärtlichkeit und sein Zorn, sein Mut und seine Angst, seine schmerzhafte politische Erfahrung, die zum körperlichen Schmerz wurde. Sein Leiden, ihr Geliebter Harry als ein leidender Mensch, nichts weiter.

Der Brite Bell sagte, wenn jemand vom »Ausschuß für unamerikanische Umtriebe« des Kongresses vorgeladen werde, könne er sich für eine von vier Möglichkeiten entscheiden.

Er könne sich auf den Ersten Zusatzartikel zur Verfassung berufen, der die Rede- und Vereinigungsfreiheit garantiere. Das Risiko einer solchen Haltung bestehe darin, daß man sie als eine Mißachtung des Kongresses ansehe und daß der Betreffende verhaftet werde. So sei es den Hollywood Ten ergangen.

Die zweite Möglichkeit sei, sich auf den Fünften Zusatzartikel zur Verfassung zu berufen, der jedem Bürger das Recht gebe, sich nicht selbst zu belasten. Diejenigen, die sich dafür entschieden, »den Fünften zu nehmen«, setzten sich der Gefahr aus, ihre Arbeit zu verlieren und auf die schwarze Liste zu kommen. So sei es den meisten Emigranten in Cuernavaca ergangen.

Und die dritte Möglichkeit sei es, zu denunzieren, Namen zu nennen und darauf zu vertrauen, daß so die Studios auch weiter Arbeit für einen hatten.

Dann geschah etwas Außergewöhnliches. Alle, die siebzehn Gäste und Bell, seine Frau und Laura, verließen das Haus und fuhren zu dem kleinen Friedhof in Tepoztlân, auf dem Harry Jaffe begraben war. Der Mond schien, das Feld der bescheidenen, mit Blumen geschmückten Gräber lag unterhalb der eindrucksvollen Felshöhe El Tepozteco und ihrer dreistufigen Pyramide, der Berg erstreckte sich bis hinab zu den blauen, rosaroten, weißen und grünen Kreuzen, als wäre es kein Gräberfeld, sondern ein weiteres Blütenmeer der mexikanischen Tropen. Die wie immer am Abend in Tepoztlân zu früh hereinbrechende Kälte breitete sich aus, und die Gringos trugen Jacken, Schals und sogar Parkas.

Trotz des Mondscheins warfen die Berge einen riesigen Schatten über das Tal, und sie selbst, die Verfolgten, die Emigranten, bewegten sich wie ein Abbild, waren wie die dunklen Flügel eines fernen Adlers, eines Vogels, der sich eines Tages im Spiegel betrachtet und nicht mehr wiedererkennt, weil er ein bestimmtes Bild von sich hatte und nun sieht, daß es falsch war.

Da, in der Nacht von Tepoztlân, im Mondlicht, wie in der letzten Aufführung des Group Théâtre (dem der Schließung vorausgehenden Bild vor einem leeren Saal), sagte jeder einzelne Emigrant etwas am Grab Harry Jaffes, jenes Mannes, den sie in die Gruppe aufgenommen hatten, den aber niemand ansah, außer Laura, die eines Tages gekommen war, in ein mit Bougainvilleen überwachsenes

Becken tauchte und hinauskletterte, um ihren armen, unglücklichen, kranken Liebsten zu entdecken.

»Du hast nur jene genannt, die andere schon genannt hatten.«

»Alle, die du genannt hast, standen schon auf der schwarzen Liste.«

»Als du wählen mußtest, entweder deine Freunde zu denunzieren oder dein Vaterland zu verraten, hast du dich fürs Vaterland entschieden.«

»Du hast dir gesagt, wenn du weiter in der Partei bliebest, würde deine Inspiration versiegen.«

»Die Partei hat dir gesagt, wie du schreiben und denken solltest, und du hast dich dagegen aufgelehnt.«

»Zuerst hast du dich gegen die Partei aufgelehnt.«

»Der Gedanke erschreckte dich, daß der Stalinismus in den USA ebenso wie in der UdSSR regieren könnte.«

»Du bist vor dem Ausschuß erschienen und hast ausgesagt, und du hast vor Angst gezittert. Hier in Amerika gab es aber schon das gleiche, was du gefürchtet hattest. Der Stalinismus verhörte dich, aber hier hieß er McCarthyismus.«

»Du hast keinen einzigen Namen angegeben.«

»Du hast dich McCarthy entgegengestellt.«

»Warum hast du das getan, wo du doch wußtest, daß sie längst Bescheid wußten? Um die Denunzianten zu denunzieren, Harry, um die Ehrabschneider zu entehren, Harry.«

»Um wieder arbeiten zu können, Harry. Bis du gemerkt

hast, daß es auf das gleiche herauskam, ob man denunzierte oder nicht. Die Studios geben den Roten keine Arbeit. Aber sie geben auch denen keine Arbeit, die gestehen, Rote zu sein, und die ihre Kameraden verraten.«

»Es blieb kein Ausweg, Harry.«

»Du wußtest, daß der Antikommunismus die Zufluchtsstätte des amerikanischen Lumpenpacks ist.«

»Du hast keine Lebenden genannt. Aber du hast auch keine Toten genannt.«

»Du hast jene nicht genannt, die andere nie genannt hatten. Du warst auch nicht der einzige, der jene genannt hat, die andere schon genannt hatten.«

»Du hast nicht einmal jene genannt, die dich genannt hatten, Harry.«

»Die Partei hat dich zum Nachgeben aufgefordert. Du hast gesagt, du verabscheutest zwar die Partei, aber du wolltest dich nicht dem Ausschuß unterwerfen. Die Partei war immer noch besser als der Ausschuß.«

»Mein schlimmster Moment war der, als ich meiner Frau nicht sagen konnte, was vor sich ging. Der Verdacht hat unsere Ehe zugrunde gerichtet.«

»Mein schlimmster Moment war, als ich versteckt in einem Haus mit ausgeschaltetem Licht lebte, um zu verhindern, daß mich die Beauftragten des Ausschusses vorluden.«

»Mein schlimmster Moment war, als ich erfuhr, daß man meine kleinen Kinder in der Schule wie Aussätzige behandelte.«

»Mein schlimmster Moment war, als ich meinen Kindern nicht erzählte, was vor sich ging, obwohl ich wußte, daß sie längst alles wußten.«

»Mein schlimmster Moment war, als ich mich zwischen meinem sozialistischen Ideal und der sowjetischen Wirklichkeit entscheiden mußte.«

»Mein schlimmster Moment war, als ich zwischen der literarischen Qualität meiner Arbeit und den dogmatischen Forderungen der Partei wählen mußte.«

»Mein schlimmster Moment war, als ich wählen mußte, entweder gut oder, wie das Studio es wollte, für die Kassen zu schreiben.«

»Mein schlimmster Moment war, als ich McCarthy ins Gesicht blickte und begriff, daß die amerikanische Demokratie verloren war.«

»Mein schlimmster Moment war, als der Kongreßabgeordnete John Rankin zu mir sagte: ›Sie heißen nicht Melvin Ross, in Wahrheit ist Ihr Name Emmanuel Rosenberg, und das beweist, daß Sie ein Fälscher sind, ein Lügner, ein Verräter, ein unverschämter Jude.‹«

»Mein schlimmster Moment war, als ich dem begegnet bin, der mich denunziert hatte, und als ich gesehen habe, wie er sich aus bloßer Scham das Gesicht mit den Händen zudeckte.«

»Mein schlimmster Moment war, als der, der mich denunziert hatte, zu mir kam und mich weinend um Verzeihung bat.«

»Mein schlimmster Moment war, als ich von den widerlichen Gesellschaftskolumnisten erwähnt wurde, von

Sokolsky, Winchell und Hedda Hopper. Die haben mich schlimmer als McCarthy besudelt. Ihre Tinte roch nach Scheiße.«

»Mein schlimmster Moment war, als ich meine Stimme am Telefon verstellen mußte, damit ich mit meiner Familie und meinen Freunden reden konnte, ohne sie zu kompromittieren.«

»Sie haben zu meiner Tochter gesagt: Dein Vater ist ein Verräter. Du darfst nichts mit ihm zu tun haben.«

»Die Freunde haben zu meinem Sohn gesagt: Weißt du, wer dein Vater ist?«

»Sie haben zu meinen Nachbarn gesagt: Redet nicht mehr mit dieser Familie von Roten.«

»Was hast du ihnen gesagt, Harry Jaffe?«

»Ruhe in Frieden, Harry Jaffe.«

Alle kehrten nach Cuernavaca zurück. Verwirrt, gerührt und ratlos lief Laura Dïaz zu ihrem Häuschen in Tepoztlän, um ihre Habseligkeiten zusammenzusuchen. Sie fand auch ihren eigenen Schmerz und den Harrys wieder. Sie nahm ihn auf sich und zog sich zurück. Als sie mit Harrys Geist allein war, fragte sie sich, ob sich der Schmerz, den sie fühlte, mit anderen teilen ließ. Ihr Verstand sagte ihr, nein, es gibt nur den eigenen, unübertragbaren Schmerz. Obwohl ich deinen Schmerz sah, Harry, konnte ich ihn nicht so fühlen, wie du ihn gefühlt hast. Mein Schmerz, der Schmerz von Laura Dïaz, ist der einzige Schmerz, den ich fühle. Aber ich kann im Namen deines Schmerzes sprechen, das ja. Der Schmerz eines Mannes namens Harry Jaffe, der an einem Lungenemphysem starb, an sich selbst

erstickte, von der Luft verstümmelt, mit geknickten Flügeln.

»Außer den drei genannten Antworten vor dem McCarthy-Ausschuß«, sagte Fredric Bell, der Laura Dïaz am Abend vor ihrer Rückkehr nach Mexico-Stadt besuchte, »gab es noch eine vierte. Sie nannte sich ›die exekutive Zeugenaussage‹, *Executive Testimony.* Zeugen, die später öffentlich denunzieren sollten, wurden zuvor nichtöffentlich befragt. Die öffentliche Verhandlung folgte dann aber dennoch. Der Ausschuß wollte Namen wissen. Sein Verlangen nach Namen war unersättlich, *sitis non satiata.* Gewöhnlich wurde der Zeuge zunächst in ein Hotelzimmer bestellt und konnte dort, wie gesagt, heimlich seine Denunziationen äußern. Doch das genügte nicht. Der Zeuge mußte sie öffentlich wiederholen, zum Ruhme des Ausschusses, aber auch, um den Denunzianten zu entehren. Man ließ manches im dunkeln. Zunächst machte man dem Denunzianten weis, daß das geheime Geständnis genügte. So schlimm war die Atmosphäre der Angst und Verfolgungen, daß sich der Denunziant an diesen Rettungsring klammerte, sich selber täuschte und glaubte, ich werde die Ausnahme sein, *meine* Identität wird man wirklich geheimhalten. Und manchmal hatten sie recht, Laura. Es ist unerklärlich, warum gewisse Leute, die bei der Geheimsitzung gesprochen hatten, anschließend zur öffentlichen Sitzung vorgeladen wurden und andere nicht.«

»Aber Harry ist vor dem Ausschuß tapfer aufgetreten, er hat zu McCarthy gesagt: ›Sie sind der Kommunist, Senators« »Ja, er ist vor dem Ausschuß tapfer aufgetreten.« »Aber bei der exekutiven Zeugenaussage war er es nicht?«

fragte Laura. »Hat er zuerst denunziert und danach widerrufen, hat er zuerst seine Freunde verraten und danach den Ausschuß angegriffen?«

»Laura, wir Denunzierte denunzieren nicht selber. Ich sage dir lediglich, daß es gutgläubige Menschen gab, die gedacht haben, wenn ich eine unverdächtige Person nenne, jemanden, dem sie niemals etwas beweisen können, stelle ich mich gut mit dem Ausschuß und rette meine Haut, aber ich schade meinen Freunden nicht.«

Bell stand auf und gab ihr die Hand.

»Liebe Freundin, wenn du Blumen auf die Gräber von Mady Christians und John Garfield legen kannst, so tue es bitte.« Als letztes hatte Laura Dïaz zu Harry Jaffe gesagt: »Lieber berühre ich deine toten Hände als die irgendeines lebenden Menschen.«

Sie wußte nicht, ob Harry sie hörte. Sie sah nicht, ob Harry lebte oder tot war.

Immer fühlte sie sich versucht, ihm zu sagen: Ich weiß nicht, wer deine Opfer waren, erlaube mir, daß ich dein Opfer bin. Immer wußte sie, was er geantwortet hätte: Ich will keinen Rettungsring… Aber ich bin deine Hündin.

Harry hatte gesagt, wenn es eine Schuld gebe, so nehme er sie insgesamt auf sich. »Will ich mich retten?« fragte er mit abwesendem Gesichtsausdruck. »Will ich mich zusammen mit dir retten? Das müssen wir beide gemeinsam entdecken.«

Sie gab zu, daß es ihr sehr schwerfiel, ständig seine Gedanken zu erraten, ohne daß er ihr klar sagte, was geschehen war. Doch sogleich bereute sie ihre Offenheit.

Ihr war seit langem klar, daß die Wahrheit Harry Jaffes immer ein Scheck ohne Datums- und Zahlenangaben sein würde, den er jedoch am unteren Rand unterschrieben hatte. Sie liebte einen ausweichenden Mann, der mit einem doppelten Bild verbunden war, dem, das sich die Emigrantengruppe von Harry machte, und dem, das sich Harry von der Gruppe machte.

Laura Dïaz fragte sich, warum sich die Emigranten von Harry distanzierten. Und warum akzeptierten sie ihn gleichzeitig als Teil ihrer Gruppe? Laura wünschte, daß er ihr die Wahrheit sagte, sie weigerte sich, Darstellungen von Dritten zu hören, er aber sagte, ohne zu lächeln, genau wie die Niederlage eine Waise sei und der Sieg hundert Väter habe, habe die Lüge viele Kinder, und die Wahrheit sei ohne Nachkommenschaft. Die Wahrheit existiere ledig und einsam, deshalb zögen die Leute die Lüge vor, sie bringe uns zusammen, erfreue uns, mache uns zu Beteiligten und Komplizen. Die Wahrheit isoliere uns statt dessen und verwandle uns in Inseln, die von Verdacht und Neid umgeben seien. Darum spielten wir so viele verlogene Spiele. Um nicht die Einsamkeit der Wahrheit ertragen zu müssen.

»Harry, was wissen denn du und ich, was wissen wir voneinander?«

»Ich achte dich, du achtest mich. Du und ich, wir sind uns selbst genug.«

»Aber wir genügen der Welt nicht.« »Nein, das stimmt.«

Es stimmte, daß Harry als Emigrant in Mexiko lebte, ebenso wie die Hollywood Ten und die anderen, die vom

Kongreßausschuß und von Senator McCarthy verfolgt wurden. Ob sie Kommunisten waren oder nicht, darauf kam es nicht an. Und es gab besondere Fälle wie den des alten jüdischen Produzenten Theodore und seiner Frau Elsa, gegen die man überhaupt keine Anklage erhoben hatte, sondern die aus Solidarität freiwillig ins Exil gegangen waren, weil Filme, wie sie sagten, als Gemeinschaftswerk entstünden und größte Aufmerksamkeit verlangten, und wenn ein einziger an etwas schuld war oder Opfer von jemandem wurde, dann mußte das für alle ohne Ausnahme gelten.

»Alle gemeinsam, Fuente Ovejuna«, sagte Laura Dïaz lächelnd und dachte an Basilio Baltazar.

Es gab hartnäckige Anhänger Stalins und der UdSSR, doch auch etliche, die vom Stalinismus enttäuscht waren und die sich in ihrer amerikanischen Heimat nicht wie Stalinisten verhalten wollten.

»Wenn wir Kommunisten in den USA an die Macht kämen, würden wir die dissidenten Schriftsteller auch verleumden, ins Exil schicken oder umbringen.«

»Dann wären wir keine wahren Kommunisten, sondern russische Stalinisten, das Produkt einer religiösen, autoritären Kultur, das nichts mit dem Humanismus eines Marx oder der Demokratie eines Jefferson zu tun hat.«

»Stalin hat die kommunistische Idee für immer verfälscht, mach dir nichts vor.«

»Ich halte an der Hoffnung eines demokratischen Sozialismus fest.«

Laura gab diesen Stimmen kein Gesicht und keinen

Namen und machte sich deshalb Vorwürfe, doch sie wurde von einer Runde gleichartiger Argumente entschuldigt, von wechselnden Stimmen ausgesprochen, die hin und her huschten, dawaren und danach für immer verschwanden, zwischen den Bougainvilleen im Garten der Beils in Cuernavaca nur den Ton ihrer Stimmen zurücklassend, keine Bilder ihrer körperlichen Gegenwart.

Unter ihnen waren Exkommunisten, die sich davor fürchteten, wie Ethel und Julius Rosenberg wegen imaginärer Verbrechen auf dem elektrischen Stuhl zu enden. Oder wegen Verbrechen, die andere begangen hatten. Wegen Verbrechen, die sich aus der bloßen Eskalation von Verdächtigungen ergaben. Es gab Linke, aufrichtige Sozialisten oder bloße »Liberale«. Es gab Freunde und Verwandte von Opfern McCarthys, die aus Solidarität mit ihren Angehörigen die Vereinigten Staaten verlassen hatten.

Doch es gab keinen einzigen Denunzianten in Cuernavaca.

Laura fragte sich, zu welcher von all diesen Kategorien wohl der kleine, glatzköpfige, magere, schlechtgekleidete, an einem Lungenemphysem erkrankte, von Widersprüchen bedrängte Mann gehörte, für den sie eine Liebe entwickelt hatte, die ganz anders als jene war, die sie für die anderen Männer empfunden hatte, für Orlando, für Juan Francisco und vor allem für Jorge Maura.

Widersprüche: Ein Emphysem bedrohte Harrys Leben, doch er hörte nicht auf, täglich vier Schachteln Zigaretten zu rauchen, er sagte, er brauche sie, um schreiben zu können, es sei eine unerschütterliche Gewohnheit, nur daß

er nichts schrieb und weiter rauchte, während er mit schicksalsergebener Leidenschaft die eindrucksvollen Abenddämmerungen im Tal von Morelos betrachtete und der Duft des westindischen Lorbeerbaums den erloschenen Atem Harry Jaffes überwältigte.

Er atmete schwer, die Luft des Tals drang in seine Lunge und zerstörte sie: Der Sauerstoff gelangte nicht mehr in sein Blut, und eines Tages sollte ihm sein eigener Atem, die Luft eines Mannes namens Harry Jaffe, aus der Lunge entweichen, wie Wasser aus einem schadhaften Rohr entweicht, und sie sollte in seine Kehle eindringen, bis sie ihn mit dem erstickte, was er so dringend brauchte, Luft.

»Wenn du aufmerksam hinhörst«, der Kranke deutete eine Grimasse an, »kannst du das Rasseln in meiner Lunge hören, wie das *snap-crackle-pop* von Cornflakes. Ich bin ein Napf voller Rice Krispies«, lachte er mühsam, »ich bin das Frühstück der Champions.«

Widersprüche: Glaubt er, daß sie es nicht wissen, und wissen sie es, sagen es aber nicht? Weiß er, daß sie es wissen, und glauben sie, daß er es nicht weiß?

»Wie würdest du über dich selbst schreiben, Harry?«

»Ich müßte die Geschichte mit Worten erzählen, die ich verabscheue.«

»Die Geschichte oder deine Geschichte?«

»Man muß die persönlichen Geschichten vergessen, damit die wahre Geschichte zum Vorschein kommt.«

»Und ist die wahre Geschichte nicht lediglich die Summe persönlicher Geschichten?«

»Ich weiß nicht, was ich dir antworten soll. Frag mich

das an einem anderen Tag noch einmal.«

Sie dachte an ihre verschiedenen Lieben, an Orlando, Juan Francisco, Jorge und Harry, an die Liebe zu ihrer Familie, zu ihrem Vater Fernando und *Mutti* Leticia, zu den Tanten Maria de la O, Virginia und Hilda, an ihre geistigen Leidenschaften, die beiden Santiagos. Verwirrt und zugleich ungerührt hielt sie inné. Danton, ihr zweiter Sohn, erschien auf keinem dieser persönlichen Altäre, die Laura Dïaz errichtet hatte.

Bei anderen Gelegenheiten sagte sie zu ihm: »Ich weiß nicht, wer deine Opfer waren, falls es welche gab, Harry, vielleicht hattest du gar keine Opfer, aber wenn, dann erlaube mir jetzt, daß ich das Opfer bin… noch eines.«

Er starrte sie ungläubig an und nötigte sie, sich selbst anzusehen. Laura Dïaz hatte sich niemals für jemanden aufgeopfert. Laura Dïaz war niemandes Opfer. Darum konnte sie ganz aufrichtig und grundlos das Opfer Harrys werden.

»Warum schreibst du nicht?«

»Frag mich lieber, was Schreiben bedeutet…«

»In Ordnung. Was bedeutet es?«

»Es bedeutet, in das Innere seines eigenen Ichs hinabzusteigen, als wäre man ein Bergwerk – und um danach wieder emporzusteigen, Laura. Zur reinen Luft emporzusteigen, wenn meine Hände mit meinem Ich erfüllt sind…«

»Was bringst du aus dem Bergwerk mit, Gold, Silber, Blei? Die Erinnerung? Den Schmutz der Erinnerung? Unsere tägliche Erinnerung…«

»…gib uns heute. Das ist reine Scheiße.«

Er wäre gern in Spanien gestorben.

»Warum?«

»Aus Liebe zur Symmetrie. Mein Leben und die Geschichte hätten übereingestimmt.«

»Ich habe viele Leute kennengelernt, die wie du denken. Die Geschichte hätte in Spanien stehenbleiben sollen, als alle jung und alle Helden waren.«

»Spanien war die Rettung. Aber ich will keinen Rettungsring mehr, das habe ich doch schon gesagt.«

»Dann mußt du begreifen, was auf den Spanienkrieg gefolgt ist. Kam danach die Schuld?«

»Es gab viele Unschuldige, dort und hier. Ich kann nicht die Märtyrer retten. Mein Freund Jim ist am Jarama gestorben. Ich hätte mein Leben für ihn hingegeben. Er war unschuldig. Niemand sonst ist es danach gewesen.«

»Warum, Harry?«

»Weil ich es nicht war und weil ich nicht zuließ, daß jemand es noch einmal sein konnte.«

»Willst du dich nicht selbst retten?«

»Doch.«

»Mit mir zusammen?«

»Ja.«

Aber Harry war am Ende, er hatte sich nicht gerettet, und er würde nie wieder die Gelegenheit haben, an der Jarama-Front zu fallen, vielmehr würde er an einem Emphysem sterben, nicht an einer Kugel der Franquisten oder der Nazis, an einer Kugel mit einer politischen

Widmung, er würde an der Implosion einer Kugel sterben, die er in seinem Inneren trug, die körperlich oder moralisch oder auch körperlich und moralisch war. Laura wollte die Zerstörung benennen, die sie unerbittlich mit diesem Mann vereinte, der keine andere Gesellschaft bei seinem Zerstörungswerk hatte, ob mit einer Zigarette oder einem Gewissensbiß, als sie, Laura Dîaz.

Sie gingen aus Cuernavaca fort, weil die Tatsachen hartnäckig weiterbestanden und Harry sagte, daß er Hartnäckigkeit verabscheute. Sie sprachen nicht mit ihm und blickten ihn nicht an. Laura fragte sich und machte sich dafür Harrys Stimme zu eigen, warum es diese kühle Distanz der anderen Emigranten gab: Warum akzeptieren sie mich, während sie mich gleichzeitig zurückweisen? Wollen sie mich nicht ebenso diskriminieren, wie sie es selber ertragen mußten? Wenn ich heimlich denunziert habe, sagte Laura mit Harrys Stimme, wollen sie mich dann nicht öffentlich beschuldigen? Dürfen sie mich dann nicht als Feind behandeln? Aber ich kann die Wahrheit nicht verraten…

»Und ruhig leben? Ich weiß nicht, wer deine Opfer waren, Harry. Erlaube mir, daß ich dein Opfer bin.«

Wenn er als Flüchtling in Mexiko lebte, so deshalb, weil man ihn in den Vereinigten Staaten immer noch verfolgte. Warum klagten ihn die Hexenjäger weiter an? Weil er nicht denunziert hatte? Oder gerade, weil er denunziert hatte? Aber welche Art von Verrat hat er begangen, einen Verrat, der ihm erlaubt, unter seinen Opfern zu leben? Sollte er sich selbst als Denunziant denunzieren? Würde er damit etwas gewinnen? Was würde er damit gewinnen?

Buße oder Glaubwürdigkeit? Würde er Buße tun, und würden sie ihm dann glauben, ihn anblicken und ansprechen? Hätten sich dann alle geirrt, sie und er? Oder waren sie in Cuernavaca, im Exil, zu der Überzeugung gelangt, daß er kein Denunziant geworden war, daß er einer der Ihren war?

»Warum verfolgen sie ihn dann nicht mehr, während sie uns weiter verfolgen?«

(Laura, der Denunziant ist unangreifbar, die Glaubwürdigkeit, des Denunzianten in Frage zu stellen bedeutet, die Grundlagen des Denunziationssystems selbst zu untergraben.

Hast du denunziert?

Nimm es als wahr an. Aber man soll nicht erfahren, daß ich denunziert habe. Man soll mich für einen Helden halten. Ist das nicht nützlicher für die Sache?)

»Das garantiere ich euch. Er könnte zurückkehren, und keiner würde ihn belästigen.«

»Nein. Die Inquisitoren entdecken immer neue Gründe, um uns verfolgen zu können.«

»Juden, Neuchristen, Mohammedaner, Homos, Rassenschande, Unglaube, Ketzerei«, rief ihr Basilio während einer seiner seltenen Besuche in Erinnerung. »Dem Inquisitor fehlt es nie an Gründen für eine Anklage. Und wenn ein Grund wirkungslos bleibt oder nicht mehr aktuell ist, schüttelt Torquemada einen neuen, unerwarteten aus dem Ärmel. Es ist eine endlose Geschichte.«

Wenn sie sich nachts eng umschlungen hielten und bei ausgeschaltetem Licht liebten, während Harry den Husten

zurückhielt und'Laura ein Nachthemd trug, um ihren Körper zu verbergen, der ihr nicht mehr gefiel, konnten sie sich Dinge sagen und Zärtlichkeiten äußern. Er konnte ihr sagen: »Das ist die letzte Chance für die Liebe, *the last chance for love.«* Und sie: »Was gerade geschieht, hatte sich schon längst angekündigt.« Und er: »Was gerade geschieht, ist längst vorbei, du und ich, wir sind das, was zwischen uns längst vorbei ist, Laura Dïaz und Harry Jaffe.« Sie war auf Vermutungen angewiesen, mußte mit ihrer Phantasie vorliebnehmen, und fragte doch immer wieder.

»Aber du hast nicht geredet, nicht wahr? Wenn du ein Geheimnis hast und sie es respektieren, dann deshalb, weil sie dich für bedeutungslos halten.«

»Hure, *bitch,* du glaubst, daß du mich mit deinen Tricks zum Reden bringst…«

»Männer erzählen den Huren ihre Sorgen. Laß mich deine Hure sein, Harry, rede.«

*»Old bitch«,* Harry lachte sarkastisch, »alte Hure.«

Sie war nicht mehr fähig, sich beleidigt zu fühlen.

»Also gut, Hure, stell dir vor, daß ich eine geheime Zeugenaussage gemacht habe. Aber stell dir auch vor, daß ich nur Unschuldige genannt habe, Mady, Julie. Kannst du meiner Logik folgen? Ich stellte mir vor, daß man sie nicht anrühren würde, weil sie unschuldig waren. Man hat sie angerührt. Sie getötet. Ich hatte mir vorgestellt, daß man nur die Kommunisten anrühren würde, darum habe ich sie nicht genannt. Sie hatten mir geschworen, daß sie nur hinter den Roten her wären. Sie haben ihr Versprechen

nicht gehalten. Darum habe ich nach der geheimen Zeugenaussage auch in der öffentlichen Sitzung gesprochen und McCarthy angegriffen.«

»Sind oder waren Sie Mitglied der Kommunistischen Partei?«

»Sie sind der Kommunist, Senator, Sie sind der rote Agent, Sie werden von Moskau bezahlt, Senator McCarthy, Sie sind der beste Propagandist des Kommunismus, Senator.«

»Zur Ordnung! Das ist eine Mißachtung! Der Zeuge ist der Mißachtung des Kongresses der Vereinigten Staaten schuldig.«

»Habe ich deshalb ein Jahr im Gefängnis gesessen? Bleibt ihnen deshalb nichts anderes übrig, als mich zu respektieren und als einen der Ihren anzuerkennen? Bin ich deshalb ein Held? Aber bin ich nicht auch ein Denunziant? Stellen sie sich vor, daß ich denunziert habe, weil ich glaubte, daß niemand das Unwahrscheinliche beweisen würde? Daß Mady Christians oder John Garfield Kommunisten waren? Stellen sie sich vor, daß ich Unschuldige genannt habe, um die Schuldigen zu retten? Stellen sie sich vor, daß ich die Logik der Verfolgungen nicht begriffen hatte, die darin bestand, den Unschuldigen zum Opfer zu machen? Stellen sie sich vor, ich hätte andere meiner Freunde nennen können, J. Edward Bromberg oder Maltz, Trumbo, Dmytryk, weil die wirklich Kommunisten waren? Stellen sie sich vor, daß ich sie deshalb bei der Geheimsitzung nicht genannt habe? Stellen sie sich vor, daß ich nur Unschuldige genannt habe, weil ich selber allzu unschuldig war? Stellen sie sich vor, ich

hätte gedacht, sie könnten den Unschuldigen nichts nachweisen, weil ich selber einer war? Hat der Ausschuß deshalb mit allen Mitteln des Terrors dafür gesorgt, ihnen nachzuweisen, was sie nicht waren? War es leichter, einen Unschuldigen einzuschüchtern als einen Schuldigen? Konnte der Schuldige sagen, ich war oder bin Kommunist, und ehrenhaft die Folgen ertragen? Konnte der Unschuldige dagegen nur leugnen und mußte schlimmere Folgen als der Schuldige ertragen? Ist das die Logik des Schreckens? Ja, der Schrecken ist wie eine unsichtbare Zange, die dich fest im Griff hält, so wie mich das Emphysem erstickt. Du kannst nichts tun und gehst zugrunde, weil du am Ende bist, du stirbst, wirst krank oder begehst Selbstmord. Der Schrecken bringt den Unschuldigen zu Tode. Er ist die mächtigste Waffe des Inquisitors. Sag mir, daß ich ein Dummkopf war, weil ich das nicht vorausgesehen habe. Als ich mich entschloß, den Ausschuß anzugreifen, hatten meine Denunziationen schon ihre Wirkung getan. Niemand kann das, was geschehen ist, ungeschehen machen, Laura.«

»Und warum haben dich die Inquisitoren nicht denunziert? Warum haben sie nicht verraten, daß du bei der Geheimsitzung das Gegenteil von dem gesagt hattest, was du in der öffentlichen Sitzung erklärt hast?«

»Weil das Schweigen des Helden für sie schlimmer war als das Wort des Denunzianten. Und wenn sie mein doppeltes Spiel verrieten, hätten sie auch ihr eigenes verraten und einen wichtigen Trumpf eingebüßt. Sie haben meine Denunziation verschwiegen und die Leute zu Märtyrern gemacht, die ich genannt hatte, das war kein

Problem, sie hatten längst ihre Opferliste, der Denunziant bestätigte lediglich öffentlich, was sie haben wollten. Noch viele andere hatten Mady Christians und John Garfield öffentlich angeprangert. Also verschwiegen sie meine Denunziation, verurteilten mich für meine Rebellion und warfen mich ins Gefängnis, und als ich herauskam, mußte ich emigrieren. Sie haben mich zugrunde gerichtet, mich für mich selbst unmöglich gemacht…«

»Das alles wissen deine Freunde in Cuernavaca?«

»Ich weiß es nicht, Laura, aber ich stelle es mir vor. Sie sind uneinig. Sie halten es für zweckmäßig, mich als Märtyrer bei sich zu haben. Sie halten es für zweckmäßiger, als mich zum Verräter zu erklären und auszustoßen. Aber sie reden nicht mit mir und blicken mir nicht ins Gesicht.«

Sie hatte ihn gebeten, aus Cuernavaca fortzugehen.

»Gemeinsam können wir sein, was wir sind, wenn wir das werden, was wir nicht sind. Gehen wir, bevor uns eine unendliche Leere verschluckt, mein Liebster, sterben wir für uns, mit allen unseren Geheimnissen, komm, mein Liebster.«

»Ich schwöre dir, daß ich für immer schweige.«

## *XXI. Colonia Roma: 1957*

Als das Erdbeben vom Juli 1957 Mexico-Stadt erschütterte, sah Laura Dïaz vom Dach ihres alten Hauses an der Avenida Sonora in die Nacht hinaus. Ausnahmsweise rauchte sie eine Zigarette. Zu Ehren Harrys. Als er drei Jahre zuvor gestorben war, war sie in ihrer Liebe zu ihm voller unbeantworteter Fragen geblieben, ihr Geist belastet mit verschlossenen Horizonten, das Herz lebendig, doch ohne Mann. Sie hatte ihren Geliebten verloren –und nun war sie neunundfünfzig.

Die Erinnerung füllte ihre Tage und manchmal, wie jetzt, auch ihre Nächte aus. Seit dem Tod Harrys und ihrer Rückkehr nach Mexico-Stadt schlief sie weniger als früher. Das Schicksal ihres amerikanischen Geliebten verfolgte sie. Sie wollte Harry Jaffe nicht zum »Versager« erklären, wollte nicht zugeben, daß Harry, verfolgt oder nicht, nicht mehr schrieb, weil er nichts mehr zu sagen hatte. Harry hatte die Hexenjagd als schützenden Vorwand genommen. Die systematische Vernichtung von Unschuldigen und, was noch schlimmer war, der Andersdenkenden hatte das Leben des Emigranten völlig bestimmt.

Der Zweifel hielt sich weiter. Waren die Verfolgungen mit dem Ende von Harrys Begabung zusammengefallen und nur ein Vorwand, um Unfruchtbarkeit in Heldentum umzufälschen? Harry war nicht schuld, er wollte in Spanien sterben, am Jarama, mit seinem *Buddy* Jim, als die Ideen und das Leben noch vollständig übereingestimmt

hatten, »als es diese verdammte Entfremdung nicht gab, Laura…«

Während sie an ihren armen Harry dachte, konnte Laura Dïaz vom Dach aus links von sich die dunkle Flut des schlafenden Waldes betrachten; die Wipfel wogten wie der atmende Leib eines greisen Monarchen, der auf seinem Thron aus Bäumen schlummerte, gekrönt mit seinem steinernen Schloß.

Rechts, in weiter Ferne, fügte der vergoldete Engel des Unabhängigkeitsdenkmals dem Glanz seiner Farbe das Licht der Scheinwerfer hinzu, was die ätherische Silhouette der golden schimmernden jungen Dame aus der Zeit von Porfirio Dïaz deutlich hervortreten ließ; sie war als griechische Göttin kostümiert, stellte indes als himmlischer Transvestit den männlichen Engel eines weiblichen Heldenepos dar: der Unabhängigkeit. Der/die Engel/in streckte mit der rechten Hand einen Lorbeerkranz empor und breitete die Flügel aus, um sich zum Flug zu erheben – und nicht zu diesem brutalen, blitzartigen Sturz von der Höhe der schlanken Säule auf den Sockel des Denkmals, wo er luzifergleich aufprallte und zerschellte, von der bebenden Erde besiegt und zermalmt.

Laura Dïaz verfolgte den Sturz des Engels und dachte plötzlich, daß es gar nicht dieser Engel, sondern Señorita Antonieta Rivas Mercado wäre, die dem Bildhauer Enrique Alciati als mythisches Modell gedient hatte, ohne sich vorzustellen, daß eines Tages ihr schönes Bild, ihr Körper, am Fuß der schlanken Gedenksäule in Stücke zerschmettert würde. Laura sah die Flut des Waldes und den Sturz des Engels, spürte jedoch vor allem, wie ihr eigenes Haus

knirschte und, den Flügeln des Engels gleich, in drei Teile zerbrach, wie eine gebackene Tortilla zwischen den Zähnen dieser scheußlichen Stadt, durch die sie eines Nachts zusammen mit Orlando Ximénez gelaufen war, um das Gesicht des wahren Elends Mexikos zu entdecken, des unsichtbaren, allerschrecklichsten Elends, das sich nicht zu zeigen wagt, weil es nichts zu erbitten hat und weil ihm niemand etwas geben wird.

Sie wartete darauf, daß sich die Kraft des Erdbebens erschöpfte. Das Beste, was sie tun konnte, war, sich nicht zu bewegen. Es gab keine andere Möglichkeit, dieser tellurischen Macht zu widerstehen, als sie mit der ihr entgegengesetzten Kraft zu bekämpfen: der Unbeweglichkeit.

Laura hatte nur ein anderes großes Erdbeben erlebt, das von 1942, als die Stadt durch die Folgen eines ungewöhnlichen Ereignisses erschüttert wurde: Ein Bauer in Michoacăn hatte gerade den Boden gepflügt, da stieg Rauch aus einem Loch auf, und aus dem Loch wuchs in wenigen Stunden ein kleiner Vulkan empor, als brächte die Erde ein Kind zur Welt, den Paricutin, der Felsbrocken, Lava und Funken ausspuckte. Nachts konnte man den Feuerschein noch aus weiter Ferne sehen. Das Phänomen eines aus dem Nichts auftauchenden Vulkans war so ergötzlich wie erstaunlich, in seiner Außergewöhnlichkeit aber auch begreifbar, auch wenn der wirkliche Name des Ortes aus der Purépecha-Sprache stammte und unaussprechlich war: Paranguaricutiro, was zu »Paricutin« abgekürzt wurde. Ein Land, in dem über Nacht ein Vulkan auftaucht, aus dem Nichts entsteht, ist ein Land, in dem

alles mögliche geschehen kann…

Das Erdbeben von 1957 war grausamer, hart und scharf wie ein Machetenhieb traf es den schlafenden Körper der Stadt. Als es sich beruhigt hatte, stieg Laura vorsichtig die kleine eiserne Wendeltreppe zur Schlafzimmer étage hinunter und fand alles in wildem Durcheinander, Schränke und Schubladen, Zahnbürsten, Gläser und Seifenstücke, Bimssteine und Strohwische. Im Erdgeschoß hingen die Bilder schief, waren die Lampen erloschen, die Teller zerbrochen. Die Petersilie lag auf dem Boden verstreut, die Electropura-Wasserflaschen waren zersplittert.

Draußen sah es noch schlimmer aus. Von der Avenida aus traten die katastrophalen Schäden, die das Haus erlitten hatte, klar zutage. Die Fassade war nicht nur rissig, sondern wie von Dolchstößen zerfetzt, wie eine Apfelsine in Scheiben zerteilt, unbewohnbar.

Das Beben weckte Gespenster. Die Telefone funktionierten noch, und als Laura später eine Tortilla mit Sardinen aß und einen Traubensaftsprudel trank, erhielt sie einen Anruf von Danton und einen zweiten von Orlando.

Ihren jüngeren Sohn hatte sie seit der Totenwache für Juan Francisco nicht gesehen, bei der Laura die Familie ihrer Schwiegertochter, vor allem aber sie selbst, die junge Ayub Longoria, schockierte.

»Ich kümmere mich einen Scheißdreck um diese Bande von feinen Pinkeln«, hatte Laura damals zu ihrem Sohn gesagt.

»In Ordnung«, antwortete Danton. »Ihr seid wie Feuer und Wasser, du weißt ja… Mach dir keine Sorgen. Es wird

dir an nichts fehlen.«

»Danke. Hoffentlich sehen wir uns wieder.«

»Hoffentlich.«

Die Familie der Schwiegereltern empörte sich noch mehr, als Laura mit einem nordamerikanischen Kommunisten nach Cuernavaca übersiedelte, aber Dantons Geld floß auch weiter pünktlich und reichlich. Das wurde nicht in Frage gestellt, darüber brauchte man nicht weiter zu reden.

»Bist du in Ordnung, Mama?«

»Ich ja. Das Haus ist kaputt.«

»Ich schicke ein paar Architekten, die sollen es sich ansehen. Geh in ein Hotel und sag mir Bescheid, damit ich alles für dich regeln kann.«

»Danke. Ich gehe zu Diego Rivera.«

Ein peinliches Schweigen trat ein, dann sagte Danton in heiterem Ton: »Was alles passiert. Dona Carmen Cortina ist unter ihrem Dach begraben worden. Während sie schlief. Hast du sie gekannt? Stell dir vor. In ihrem eigenen Bett begraben, wie ein *hot cake* plattgedrückt. Du schönes, geliebtes Mexiko! Es heißt, damals in den dreißiger Jahren war sie *tbe life of the party.«*

Morgens klingelte das Telefon wieder, und Laura fuhr erschrocken hoch. Sie erinnerte sich an die Zeit von Ericsson und Mexicana, die sich Leitungen und Nummern teilten und allen das Leben schwermachten. Inzwischen gab es eine einzige Telefongesellschaft, und das Spiel mit dem Telefon als Tarnung mußte den Liebespaaren fehlen.

Als wollte sie den beharrlichen Anrufer hinhalten, ließ sie alles vor ihren Augen Revue passieren, was neu in der Welt aufgetaucht war, seit ihr Großvater Philipp Kelsen 1867 Deutschland verlassen hatte und nach Mexiko gekommen war: Film, Radio, Auto, Flugzeug, Telefon, Telegraf, Fernsehen, Penizillin, Kopiergeräte, Kunststoffe, Coca-Cola, Langspielplatten, Nylonstrümpfe…

Und vielleicht erinnerte sie sich wegen der Katastrophenstimmung auch an Jorge Maura. Schließlich klang das Klingeln des Telefons für sie wie Herzklopfen, und sie zögerte einige Augenblicke. Sie fürchtete sich, als sie den Hörer abnahm. Sie versuchte, die Baritonstimme zu erkennen, die sich absichtlich in höhere Lagen schwang, damit sie englischer klang. Die Stimme begrüßte sie und erkundigte sich: »Laura? Hier ist Orlando Ximénez. Hast du von der Tragödie mit Carmen Cortina gehört? Sie wurde zerquetscht. Während sie schlief. Das Dach ist auf sie herabgestürzt. Wir wollen Totenwache für sie halten im Gayosso an der Sullivan. Ich habe gedacht, *for old time's sake…*«

Der Mann, der um sieben Uhr aus dem Taxi stieg, begrüßte sie vom Rand des Trottoirs und kam mit unsicheren Schritten und einem flüchtig hin und her huschenden Lächeln auf sie zu, als wäre sein Mund die Skala eines Radioapparats, auf der man die richtige Station suchte.

»Laura! Ich bin's, Orlando. Erkennst du mich nicht? Sieh her«, lachend zeigte er auf die Manschette und den Goldring mit dem Monogramm OX. Er war vollständig kahl. Sonderbar –schlimm, sagte sich Laura – war, daß der

außerordentlich glatte und wie ein Babypopo nackte Schädel einen derartigen Gegensatz zum Gesicht bildete, das von einem überaus dichten Gitternetz zerfurcht und in allen Richtungen durchschnitten wurde. Ein Gesicht wie eine irrsinnige Windrose, deren Himmelsrichtungen aufs Geratewohl auseinanderstrebten, ein Spinnennetz ohne jede Symmetrie.

Orlando Ximénez' Runzeln ließen sich so wenig zählen wie die Furchen eines jahrhundertelang beackerten Feldes, das eine immer kärglichere Ernte bringt. Allerdings wirkte er weiter vornehm durch seinen schlanken Körper und seine gute Kleidung, einen zweireihigen Prince of Wales mit schwarzer, dem Anlaß entsprechender Krawatte und einem Liberty-Ziertuch, das herausfordernd aus der Brusttasche hervorsah – ein Zeugnis seiner unsterblichen Koketterie. »Nur Gecken und Leute aus Toluca tragen Krawatte und Tuch von derselben Art«, hatte er ihr vor Jahren in San Cayetano, im Hotel Régis, erklärt. Orlando.

»Liebste Laura«, sagte er, er merkte, daß sie Schwierigkeiten mit dem Wiedererkennen hatte, und nachdem er ihr zwei flüchtige Küßchen auf die Wangen gehaucht hatte, trat er zurück, um sie anzusehen, wobei er ihre Hände weiter in seinen hielt.

»Laß dich anschauen.«

Er war derselbe Orlando wie früher, er kam ihr zuvor und sagte wortlos: Wie sehr du dich verändert hast, Laura, bevor sie sagen konnte: Wie sehr du dich verändert hast, Orlando.

Auf dem Weg zur Calle de Sullivan (»wer wohl Sullivan

gewesen ist? – ein englischer Operettenautor, nur daß der immer wie ein siamesischer Zwilling mit seinem Partner Gilbert vereint war, wie Ortega mit Gasset«, spaßte der unverbesserliche Orlando) sprach Lauras einstiger Freund über den entsetzlichen Tod Carmen Cortinas und das Mysterium, das diesen für immer umgeben werde. Die berühmte Gastgeberin der dreißiger Jahre, die mit ihrer Tatkraft die mexikanische Gesellschaft aus ihrer lethargischen Erschütterung gerettet hatte – »wenn man das so sagen kann, das ist ein Oxymoron«, erklärte Orlando lächelnd –, Carmen Cortina war bereits seit Jahren bettlägerig, sie war an einer Venenentzündung erkrankt, die es ihr so gut wie unmöglich machte, sich zu bewegen. Die Frage war nun: Hatte Carmen Cortina noch aufstehen können, um aus dem einstürzenden Haus zu fliehen, oder hatte ihre körperliche Behinderung sie dazu verdammt, das Dach anzustarren, wie es auf sie herabstürzte und sie – wozu sollte man um den heißen Brei herumreden? – wie die sprichwörtliche Küchenschabe zerquetschte.

*»But I am a chatterbox,* ich bin eine Plaudertasche, Pardon«, sagte Orlando lachend und streichelte mit seinen Handschuhen über die Hände von Laura Dïaz.

Erst als sie in der Calle de Sullivan aus dem Taxi stiegen, nahm Orlando sie beim Arm und flüsterte ihr ins Ohr: »Erschrick nicht, liebste Laura, gleich siehst du all unsere Freunde von vor fast dreißig Jahren wieder, aber du wirst sie nicht gleich erkennen, drück meinen Arm, wenn du nicht sicher bist – laß mich nicht *los, je t'en prie –,* und ich sage dir ins Ohr, wer wer ist.

Hast du Prousts ›Die wiedergefundene Zeitx gelesen?

Nein? Nun, das ist die gleiche Situation. Der Erzähler kehrt nach dreißig Jahren in einen Pariser Salon zurück und erkennt die vertrauten Freunde seiner Jugendzeit nicht wieder. Als er sich den ›alten Puppen‹ gegenübersah, sagt Prousts Erzähler, ›war er gezwungen, sie nicht nur mit den Augen, sondern gleichzeitig mit dem Gedächtnis zu betrachten. Mit dem Alter‹, fügt er dann noch hinzu, ›ist es wie mit dem Tod. Einige begegnen ihm mit Gleichgültigkeit, nicht weil sie mehr Mut, sondern weil sie weniger Einbildungskraft als die anderen haben.‹«

Orlando suchte auf der Tafel mit den Todesanzeigen auffällig nach dem Namen »Carmen Cortina«, um herauszufinden, in welcher Trauerkapelle sie aufgebahrt war.

»Natürlich, der Unterschied zu Proust ist, daß er das Alter und die vergehende Zeit in einem eleganten Salon der guten französischen Gesellschaft entdeckt hat, während du und ich, die wir stolze Mexikaner sind, so etwas in einem Bestattungsunternehmen erfahren.«

Es fehlte der aufdringliche Blumengeruch, der bei Trauerfeiern so oft zu Übelkeit führt. Dafür wirkten die Parfüms der anwesenden Frauen um so aufdringlicher – die letzten Wolken eines Himmels, der kurz vor dem endgültigen Erlöschen stand. Nacheinander gingen sie an Carmen Cortinas offenem Sarg vorüber. Der Einbalsamierer hatte sie so sorgsam wiederhergestellt, daß sie weder sich selbst noch sonst einem Menschen glich, der früher einmal gelebt hatte. Sie war eine Schaufensterpuppe, als hätte ihr ganzes bewegtes Leben als Gastgeberin der guten Gesellschaft sie auf diesen abschließenden Moment

vorbereitet, den letzten Akt eines Schauspiels, das zu ihren Lebzeiten kein Ende gefunden hatte: eine Puppe auf weißen Seidenpolstern in einer Plastikvitrine, mit sorgfältig mahagonibraun gefärbtem Haar, glatten rotgeschminkten Wangen, einem fast obszön aufgeblähten Mund, halb zu einem Lächeln geöffnet, der am Tod zu lutschen schien, als wäre er ein Karamelbonbon, einer Nase, die mit Watte vollgestopft war, weil aus ihr der Rest von Carmens Lebenssaft entweichen konnte, und geschlossenen Augen – aber ohne die Brille, der sich die *Hostess* mit der Klugheit einer eleganten Kurzsichtigen bedient hatte, mal als kleine Banderilla, mal als Ersatzfinger, als erschöpft herabhängendes Schmuckstück oder bedrohliches Stilett; auf jeden Fall als Taktstock, mit dem Carmen Cortina ihre glanzvolle gesellschaftliche Operette dirigierte.

Laura erkannte Carmen ohne ihre Brille nicht wieder, beinahe hätte sie sich vom unbeirrbar spöttischen Ton ihres früheren Verehrers anstecken lassen und Orlando vorgeschlagen, eine barmherzige Seele solle dem Leichnam doch seine Brille aufsetzen. Carmen war imstande, die Augen aufzuschlagen. Wiederaufzuerstehen…

Und Laura erkannte auch jene Frau mit dem überquellenden Fleisch nicht wieder, die indes ihre perlmuttfarbene Haut bewahrt hatte; sie saß in einem Rollstuhl und wurde vom Maler Tizoc Ambriz geschoben, bei dem es keine Schwierigkeiten mit dem Wiedererkennen gab, tauchte er doch immer wieder auf den Kultur- und Gesellschaftsseiten der Zeitungen auf; durch seine Farbe, die Haltung und seine Haut hatte er sich in eine schuppige, schwarz und silbern glänzende Sardine verwandelt. Er war

mager und klein und trug wie immer blaue Baumwollsachen – Hose, Hemd und Jacke –, als wollte er sich absondern, obwohl er dadurch gleichzeitig auch eine Mode bestimmte.

Hingebungsvoll schob er den Rollstuhl der Frau mit dem Schlafzimmerblick und den unsichtbaren Brauen, »aber o weh!« – rief Orlando – nicht mehr mit dem ebenmäßigen Gesicht jener Reife, die sich als ewige Jugend ausgab und wie vor dreißig Jahren gerade noch allzu üppige Formen vermeiden konnte, die Lauras Freund mit einer voll ausgereiften Frucht verglichen hatte. Die man frisch gepflückt hätte.

»Das ist Andrea Negrete. Erinnerst du dich an die Vernissage ihres Bildes von Tizoc, in Carmens Etagenwohnung? Nackt, wie sie war – auf dem Bild – selbstverständlich –, mit zwei weißen Strähnen an den Schläfen, und wie sie damit angab, auch unten weiße Haare zu haben, ich bitte dich. Ach, mittlerweile braucht die sich nichts mehr zu färben.«

»Friß mich«, säuselte Andrea zu Orlando hin, als sie an dem Saal vorbeikamen, in dem ein Pfarrer vor einem Dutzend Freunden das Responsorium leitete.

»Friß mich.«

»Schäle ihn mir.«

»Frecher Kerl.« Die Schauspielerin lachte, während das gemurmelte *»Lux perpétua luceat eis«* das Tuscheln einigermaßen überlagerte.

Der Maler Tizoc Ambriz hatte jeden Gesichtsausdruck eingebüßt. Er war ein indianisches Totem, ein winziger

Tezcatlipoca, der aztekische Puck, dazu ausersehen, wie ein Gespenst durch die teuflischen Nächte von México-Tenochtitlân zu streifen.

Tizoc blickte zum Eingang hinüber, wo gerade ein hochgewachsener, braunhäutiger junger Mann mit Lockenhaar eintrat. Er hatte einer Frau den Arm gereicht, deren Leib sich in zahlreiche Fettwülste blähte. Stolz und sogar anmaßend bewegte sie sich am Arm des Epheben, stellte zur Schau, wie leicht ihr Schritt trotz ihres Umfangs und Gewichts war. Gleich einer Galeone der Unbesiegbaren Armada segelte sie auf den stürmischen Wassern des Lebens dahin. Ihre winzigen Füße trugen eine massive Fleischkugel, die von einem Köpfchen mit blonden Locken gekrönt wurde. Die Locken umrahmten ein Gesicht, das gemeißelt, ausgebessert, restauriert, bearbeitet wirkte, um- und aufgearbeitet wie ein kurz vor dem Platzen stehender Ballon, dem jeder Ausdruck fehlte, eine Maske, die von unsichtbaren Nadeln rund um die Ohren und an den Nähten unterm Kinn unsichtbar festgehalten wurde. Dort hatte man ein Doppelkinn entfernt, das sich augenscheinlich bemühte, neu hervorzuquellen.

»Laura, liebste Laura!« rief die schauerliche, in schwarze, mit Edelsteinen übersäte Schleier gehüllte Erscheinung. Lieber Gott, wer mag das sein? fragte sich Laura. Ich erinnere mich nicht an sie, überhaupt nicht! Bis sie merkte, daß der narbenbedeckte Ballon gar nicht sie begrüßte, leichtfüßig schritt er auf jemanden hinter Laura zu, und sie drehte sich um und sah, daß die lebende Lifting-Reklame eine Frau auf die Wangen küßte, die ganz ihr Gegenteil war, eine schlanke kleine Dame, die ein

schwarzes Kostüm, ein Perlenkollier und ein Pillbox-Hütchen trug, von dem ein schwarzer Schleier herabhing, der sich so eng an die Haut schmiegte, daß er wie ein Bestandteil ihres Gesichts wirkte.

»Laura Rivière, wie schön, dich zu sehen!« rief die narbenbedeckte Dicke.

»Welche Freude, Elizabeth«, antwortete Laura Rivière und schob ihr üppiges Gegenüber diskret ein Stückchen von sich weg. Verblüfft sagte sich Laura Dïaz, daß die Dicke ihre Jugendfreundin aus Xalapa, Elizabeth Garcia-Dupont Ex-Caraza, sein mußte, deren Mama Dona Lucîa gesagt hatte: »Mädchen, streckt die Brust nicht heraus«, während sie Elizabeth in ein altmodisches, rosarotes und mit unendlich vielen Rüschen und Volants besetztes Tanzkleidchen zwängte.

(»Laura hat damit kein Problem, weil sie flach ist, Mama, aber ich…«

»Elizabeth, mein Töchterchen, du blamierst mich.« »Überhaupt nicht, so hat mich Gott geschaffen, mit deiner Hilfe.«)

Sie hatte Laura nicht wiedererkannt, genau wie Laura sie nicht erkannt hatte – hatte Laura sich, verstohlen betrachtete sie sich im Spiegel des Trauersaals, etwa ebensosehr verändert oder wollte Elizabeth sie nicht erkennen, wegen eines Grolls, der zwar alt, aber lebendig geblieben war? Oder wollte sie einfach nur die Vergleiche, die Lügen vermeiden: Du hast dich überhaupt nicht verändert, wie stellst du das an? Hast du einen Pakt mit dem Teufel? Das letzte Mal, im Ciro's, im Hotel Reforma,

hatte Elizabeth wie eine magersüchtige Mumie ausgesehen.

Laura Dïaz wartete so lange, bis sich Elizabeth von Laura Rivière entfernte, um auf ihre Namensvetterin zuzugehen, ihr die Hand zu geben und eine trockene, feine Rechte zu spüren, etwas Wiedererkennbares hinter dem schwarzen Schleier zu suchen, in dem weißen, sorgfältig frisierten Haar, das unter dem runden, flachen Hut hervorsah, während Laura Rivière in ihrer Jugend blondes, romantisch geschnittenes Haar gehabt hatte. »Ich bin Laura Dïaz.«

»Ich habe immer auf dich gewartet. Du hattest versprochen, mich anzurufen.«

»Es tut mir leid. Du hattest gesagt, ich sollte mich retten.« »Hast du gedacht, ich könnte dir nicht helfen?« »Das ist es, was du mir gesagt hast, erinnerst du dich nicht mehr? Ich kann es nicht mehr. Ich bin gefangen. Mein Körper ist in der Routine verfangen. Aber wenn ich ihm entkommen könnte…«

Laura Rivière lächelte. »Ich verabscheue ihn. Das habe ich zu dir gesagt, du erinnerst dich bestimmt.«

»Ich bereue, daß ich dich nicht besucht habe.« »Ich auch.«

»Weißt du was? Wir hätten Freundinnen sein können.« *»Hélas«,* Laura Rivière seufzte und wandte sich ab, nicht ohne Laura vorher melancholisch anzulächeln.

»Sie hat Artemio Cruz wirklich geliebt«, vertraute ihr Orlando Ximénez an, als er sie in die Avenida Sonora zurückbrachte, mitten durch die überall herumliegenden Trümmer. »Sie war eine Frau, die sich zwanghaft mit dem

Licht beschäftigte, der Beleuchtung, den Lampen der Innenräume, ihrer richtigen Anordnung, der genauen Stärke, wie die Gesichter angestrahlt wurden. Damit hat sie sich immer beschäftigt. Sie war – und ist – die Malerin ihres eigenen Bildes. Ein Selbstporträt.«

(»Ich kann nicht mehr, Liebster. Du mußt dich entscheiden.« »Hab Geduld, Laura. Denk daran… Zwinge mich nicht…« »Wozu? Hast du Angst vor mir?« »Geht es uns so nicht gut? Fehlt irgend etwas?« »Wer weiß, Artemio. Vielleicht fehlt nichts.« »Ich habe dich nicht betrogen. Dich nicht gezwungen.« »Und ich habe dich nicht verändert, das ist etwas ganz anderes. Du bist nicht bereit. Ich bekomme es allmählich satt.«

»Ich liebe dich. Wie am ersten Tag.«

»Heute ist nicht mehr der erste Tag. Nein. Stell die Musik lauter.«)

Orlando wollte Laura küssen, als sie aus dem Taxi stiegen. Sie wies ihn angewidert und verblüfft zurück. Sie spürte die leichte Berührung seiner runzligen Lippen, die Nähe des Gesichts, das wie rosafarbenes, leicht gegrilltes Fleisch wirkte, und sie empfand Ekel.

»Ich liebe dich, Laura, wie am ersten Tag.«

»Heute ist nicht mehr der erste Tag. Wir kennen uns zu lange. Zu gut. Lebe wohl, Orlando.«

Und das Mysterium? Würden beide sterben, ohne daß Orlando Ximénez, der enge Freund ihres Bruders Santiago, der Laura gerade deshalb verführt hatte, der geheimnisvolle Kurier zwischen der unsichtbaren Anarchistin Armonia Aznar und der Welt, ohne daß Orlando, ihr Geliebter und

ihr Vergil in den Höllenkreisen der Stadt Mexico, ihr seine Geheimnisse offenbarte? Unmöglich ließ sich diesem altmodischen, mumifizierten, banalen »Stutzer« irgendein Mysterium zuschreiben, ihm, der sie zur Totenwache für Carmen Cortina, zum Begräbnis einer ganzen Epoche begleitet hatte.

Er behielt sein Geheimnis lieber für sich.

Die Gedenkfeier für die »alten Zeiten« hinterließ einen bitteren Nachgeschmack in Lauras Mund. Im Haus gab es wieder Licht. Sie sammelte die heruntergefallenen Gegenstände, das Küchengeschirr, räumte das Eßzimmer und vor allem das Wohnzimmer und den Balkon auf, wo sie mit Juan Francisco, Santiago, Danton und dem alten Veracruzaner Tantchen Maria de la O zusammengesessen und in die Abenddämmerung über dem Bosque de Chapultepec hinausgeschaut hatte, als sich die Familie nach Laura Dïaz' leidenschaftlicher Liebesgeschichte mit Jorge Maura wieder versöhnt hatte.

Sie stellte die vom Erdbeben heruntergerissenen Bücher zurück auf die Regale, und aus den Seiten von Bertram D. Wolfes Rivera-Biographie fiel das Foto Frida Kahlos heraus, das Laura an deren Todestag, dem 13. Juli 1954, von ihr gemacht hatte. Laura hatte damals Harry Jaffe in Tepoztlän gelassen und war zu den Riveras nach Coyoacân geeilt.

»Da, nimm«, sagte Harry und gab ihr seine Leica. »Die habe ich in Hollywood benutzt. Vergiß nicht, mir die tote Frida Kahlo mitzubringen.«

Sie ließ sich nicht von der Grausamkeit überwältigen, zu

der Harry sie manchmal reizte. Frida war krank und hatte ein Bein verloren, doch obwohl es mit ihr zu Ende ging, malte sie und malte sie bis zum letzten Augenblick auf ihrem Sterbebett. Harry rang in einem tropischen Tal mit dem Tode, ohne daß er den Mut hatte, zu Federhalter und Papier zu greifen. Laura fotografierte schließlich Fridas Leiche vor allem, um Harry das Bild zu zeigen und ihm zu sagen: »Nicht einmal an ihrem Todestag hat sie mit ihrer schöpferischen Arbeit aufgehört.«

Aber Harry war längst tot. Genau wie Carmen Cortina, und aus der Grausamkeit, die sie ihm gegenüber empfunden hatte, wie auch aus dem Gefühl der Lächerlichkeit, das sie überkam, als sie Carmens einbalsamierten Körper gesehen hatte, der nur noch eine kleine Cortina-Puppe war, wurde nun, als sie das Foto der toten Frida betrachtete, mehr noch als Liebe und Bewunderung.

Die im Sarg liegende Frida zeigte ihre schwarze, mit bunten Bändern verflochtene Haarflut. Ihre ringbesetzten Hände und ihre Armreifen ruhten auf der schlafenden Brust, die für die letzte Reise zudem mit prächtigen schmalen Ketten aus Gold und Morelia-Silber herausgeputzt war. Die grünen Türkisringe hingen nicht mehr von ihren Ohrläppchen herab, ruhig lagen sie da wie die tote Frau und speicherten auf geheimnisvolle Weise deren letzte Wärme.

Frida Kahlos Gesicht hatte sich durch den Tod nicht verändert. Selbst die geschlossenen Augen bewahrten ihre Wachsamkeit durch die fragenden, dicht zusammengewachsenen Brauen, jene faszinierende Raupe, die das Kennzeichen dieser Frau war. Doch so dicht sie waren, sie

täuschten nicht über Fridas Schnurrbart hinweg, der ihre Oberlippe bedeckte und daran denken ließ, daß ein Penis zwischen ihren Beinen hervorstoßen wollte, ein Zwillingsbruder des Mannesglieds Diegos, um so die Illusion? die Wahrscheinlichkeit? heraufzubeschwören, daß Frida ein Hermaphrodit, ja noch mehr, der Parthénogenèse fähig war, daß sie sich selbst befruchten und mit ihrem eigenen Samen das neue Wesen zeugen konnte, das sie selbst, ihr weiblicher Teil, dank der Kraft ihres männlichen Teils gebären würde.

Laura fotografierte sie deshalb auch für sich selbst, einen reglosen Körper… ohne zu bemerken, daß Frida schon die Reise nach Mictlan angetreten hatte, der indianischen Unterwelt, wohin man nur gelangt, wenn man von dreihundert Ixcuintle-Hun-den geführt wird, jenen haarlosen Kreaturen, die Frida sammelte und die nun untröstlich auf den Patios, Dächern und in den Küchen des Trauerhauses heulten, weil sie ihre Mutter verloren hatten.

Daß Frida Kahlo ruhig dalag, war eine Täuschung. Sie lief einer indianischen Hölle entgegen, die wie eines ihrer Gemälde aussah, aber ohne Blut, ohne Dornen, ohne Martyrium, ohne Operationssäle, ohne Skalpelle, ohne eiserne Korsetts, ohne Amputationen, ohne Föten; einer Hölle, die allein aus Blumen bestand, aus warmem Regen und haarlosen Hunden, einer Hölle voller Ananas, Erdbeeren, Orangen, Mangos, Stachelannonen, Breiäpfel, Zitronen, Papayas, Sapotes, dorthin würde sie gelangen, bescheiden und zugleich stolz, unversehrt, geheilt, wie in der Zeit vor den Krankenhäusern, von keinem Unfall verletzt, und dort würde sie Herrn Xolotl begrüßen, den

Botschafter des Weltreichs Mictlan, den Außenminister und bevollmächtigten Gesandten des Todes, das heißt: von HIER. *»How do you do, Mister Xolotl?«* würde Frida wohl sagen, wenn sie die Hölle betrat.

Sie betrat die Hölle. Aus ihrem Haus in Coyoacan brachte man die Tote zum Palast der Schönen Künste und bedeckte sie mit der kommunistischen Fahne, was die Absetzung des Institutsdirektors provozieren sollte. Danach schaffte man sie ins Krematorium, rollte sie, wie sie war, in die Brennkammer, herausgeputzt, bekleidet, juwelengeschmückt, mit ihrem dichten Haar, damit sie besser brannte. Und als die Flammen emporzüngelten, richtete sich Frida Kahlos Leichnam auf, sie setzte sich auf, als wollte sie noch einmal mit ihren ältesten Freunden plaudern, mit der Clique »Los Cachuchas«, deren Spaße in den zwanziger Jahren ihre Schule in Aufruhr versetzt hatten; als wollte sie sich noch einmal mit Diego unterhalten, so richtete sich Fridas Leichnam auf, belebt von den Flammen des Krematoriumsofens. Ihr Haar erglühte wie ein Heiligenschein. Sie lächelte ihren Freunden ein letztes Mal zu und löste sich auf.

Laura Dïaz blieb nur das Foto ihres Leichnams. Es zeigte, daß der Tod für Frida eine Möglichkeit gewesen war, sich von allem Häßlichen dieser Welt zu entfernen, um es besser zu sehen, nicht um ihm auszuweichen – um die Wesensverwandtschaft der Frau und Künstlerin Frida Kahlo nicht mit der Schönheit, sondern mit der Wahrheit zu entdecken.

Sie war tot, doch an ihren geschlossenen Augen zog der ganze Schmerz ihrer Bilder vorbei, mehr der Schrecken als

der Schmerz, wie einige Betrachter meinten. Doch nein, auf Lauras Foto veranschaulichte Frida Kahlo den Schmerz und die Häßlichkeit jener Welt der Krankenhäuser, der Fehlgeburten, des Wundbrandes, der Amputationen, Drogen und starren Alpträume, der Gesellschaft des Teufels, des schmerzensreichen Übergangs zu einer Wahrheit, die Schönheit wird, weil sie unser Wesen mit unseren Vorzügen, nicht mit unserer äußeren Erscheinung gleichsetzt.

Frida gestaltet den Körper: Das hatte Laura fotografiert.

Frida bringt das Verstreute zusammen: Laura hatte die Ganzheit eingefangen.

Wie ein seltener Phönix richtete sich Frida auf, als sie vom Feuer erfaßt wurde.

Sie wurde wiedergeboren, um mit ihren haarlosen Hunden ins Jenseits einzugehen, ins Land des kahlen Knochenmanns, des Raffzahns, des Brandgesichts, des Angebers, des Mädchenwärters.

Im Festkleid ging sie ein ins Paradies.

Laura betrachtete sich im Spiegel, mit dem Foto der toten Frida in der einen Hand und der Kamera, die ihr Harry geschenkt hatte, in der anderen. Sie stand in ihrer neuen Wohnung an der Plaza Rio de Janeiro, die sie bezogen hatte, nachdem Danton, der Besitzer der Immobilie, entschieden hatte, das rettungslos kaputte Haus an der Avenida Sonora abzureißen und an seiner Stelle ein zwölfstöckiges Apartmenthaus, ein *Condominium,* zu errichten.

»Ich hatte gedacht, daß dein Vater und ich die

Eigentümer unseres Hauses wären.« Erstaunt, jedoch keineswegs enttäuscht sagte das Laura an dem Tag, als Danton sie besuchte, um ihr die Sachlage zu erklären.

»Das Grundstück gehört mir schon lange«, antwortete Lauras jüngerer Sohn.

Seine Mutter täuschte ihr Erstaunen nur vor; wirklich überraschte sie, wie sehr sich das Aussehen des sechsunddreißigjährigen Mannes verändert hatte, dem sie nicht wiederbegegnet war, seit sie Juan Francisco beerdigt hatten und Laura von Dantöns Schwiegereltern geächtet wurde.

Nicht die wenigen grauen Haare an den Schläfen und auch nicht der etwas dickere Bauch veränderten Danton, sondern sein anmaßendes Auftreten, die Zurschaustellung seiner Macht, die er nicht einmal in Gegenwart seiner Mutter unterlassen konnte –obwohl, vielleicht übertrieb er ja auch, gerade weil er mit ihr zusammen war. Alles, vom Haarschnitt à la Marion Brando in »Julius Caesar« bis zum Anzug in *charcoal-grey,* von der schmalen englischen Regimentskrawatte bis zu den schwarzen Gucci-Mokassins, alles bekundete Macht, Selbstsicherheit und die Gewohnheit, sich Gehorsam zu verschaffen.

Hektisch und selbstbewußt streckte Danton die Arme aus, um seine rubinfarbenen Manschettenknöpfe zu zeigen.

»In Polanco habe ich eine hübsche Wohnung für dich gesehen, Mutter.«

»Nein«, widersprach sie energisch, »ich will in der Colonia Roma bleiben.«

»Die wird immer schmutziger. Die Straßen werden bald

schon fürchterlich verstopft sein. Außerdem ist sie nicht modern. Und am stärksten erdbebengefährdet.«

»Aus all diesen Gründen«, erklärte sie noch einmal, »genau deshalb will ich bleiben.«

»Weißt du, was ein Condominium ist? Ich baue gerade eins, das erste in Mexiko. Die werden modern. Das horizontale Eigentum ist die Zukunft dieser Stadt, das garantiere ich dir. Steig rechtzeitig ein. Außerdem, diese Apartments an der Plaza, die dir gefallen, sind nicht zu verkaufen. Die werden vermietet.«

Genau darum gehe es, sie wolle von nun an ihre Miete selber bezahlen, ohne seine Hilfe.

»Wovon willst du leben?«

»Für so alt hältst du mich?«

»Sei nicht dickköpfig, Mutter.«

»Ich hatte gedacht, daß mein Haus mir gehört. Mußt du alles kaufen, um glücklich zu werden? Laß mich auf meine Art glücklich sein.«

»Indem du verhungerst?«

»Indem ich unabhängig bin.«

»Also gut. Ruf mich an, wenn du mich brauchst.«

»Du genauso.«

Mit der Leica in der Hand reagierte Laura Dïaz auf die so unterschiedlichen Bilder des Todes von Frida Kahlo und Carmen Cortina im Jahr des Erdbebens. Orlando hatte sie an die unsichtbare, verlorene Stadt mit ihrem erstickenden Elend und Verfall erinnert, die er ihr bereits in jener Nacht der dreißiger Jahre vorgeführt hatte, nach einem Fest im

Penthouse am Paseo de la Reforma. Jetzt lief Laura mit der Kamera in der Hand durch die Straßen und entdeckte, wie dicht belebt und gleichzeitig verwahrlost das Zentrum der Stadt war. Jene verlorene, unsichtbare Stadt, jenen wahrhaftigen »Mirakelhof«, in den Orlando sie geführt hatte, um sie zu überzeugen, daß man nichts tun konnte, vermochte sie allerdings nicht wiederzufinden. Der sichtbare Teil der dreißiger Jahre war nun seinerseits der unsichtbare oder wenigstens verwahrloste Teil der Stadt geworden. Das alte Zentrum blieb hinter der ständigen Ausweitung des Stadtgebiets und seiner Entwicklung zurück. Der zentrale Bereich um den Zocalo, den großen Mittelpunkt der städtischen Tagesereignisse seit den Zeiten der Azteken, war zwar nicht verödet, weil es in Mexico-Stadt keine leeren Räume gab, doch er war nicht mehr *das Zentrum,* sondern ein Stadtviertel unter vielen, wenn auch das älteste und in gewisser Hinsicht das durch seine Geschichte und Architektur angesehenste. Rund um den herabgestürzten Engel der Unabhängigkeit entstand ein neues Zentrum zu beiden Seiten des Paseo de la Reforma, die städtische Colonia Juârez und die flußreiche Colonia Cuauhtémoc.

Täglich siedelten zweitausend Menschen nach Mexico-Stadt über, das waren sechzigtausend im Monat, auf der Flucht vor Hunger, verdorrtem Land, Ungerechtigkeit und unbestraften Verbrechen brutaler Ortstyrannen, auf der Flucht vor Gleichgültigkeit, aber auch verlockt von der Stadt, die derart verheißungsvoll erschien, Wohlstand und sogar Schönheit versprach. Kündigten die Bierreklamen nicht phänomenale Blondinen an, und waren nicht alle

Personen der immer populäreren Fernsehserien reiche, gutgekleidete Kreolen?

Das alles ließ nach Lauras Meinung jedoch nicht die Frage verstummen, woher der unaufhaltsame Übersiedlerstrom kam. Und wo landeten sie schließlich? Wie lebten sie? Wer waren sie?

Das war Laura Dïaz' erster großer Bildbericht. Er faßte ihre ganze Lebenserfahrung zusammen, ihre Herkunft aus der Provinz, ihr Leben als junge Ehefrau, die zweifache Mutterschaft, ihre Liebesgeschichten und das, was sie mit sich gebracht hatten – die spanische Welt Mauras, die schreckliche Erinnerung an Raquels Martyrium in Buchenwald, die erbarmungslose Hinrichtung Pilars vor den Mauern von Santa Fe de Palencia, die Verfolgung Harrys durch McCarthy, den doppelten Tod Frida Kahlos, zuerst regungslos, und dann durch das Feuer zu neuem Leben erwacht. All das vereinte Laura in einem einzigen Bild, das sie an einem jener namenlosen Orte aufgenommen hatte, die wie Fetzen und Flicken auf dem großen bestickten Rock von Mexico-Stadt auftauchten.

Verlorene Orte, anonyme Orte, die aus den Einöden des trockenen Tals emporwuchsen, inmitten von Steinbrocken und Mezquitebäumen, mit irgendwie zusammengenagelten Hütten, Höhlen aus Pappkartons und Blech, der nackten Erde als Fußboden, vergifteten Gewässern und verlöschenden Kerzen, bis der Einfallsreichtum des Volkes herausfand, wie man von der Straßenbeleuchtung und den Hochspannungsmasten Strom abzweigen konnte.

Das erste Bild, das Laura Dïaz nach dem der toten Frida Kahlo machte, war das des gefallenen Engels, der am Fuß

der schlanken Säule zersplitterten Statue, mit den vom Leib getrennten Flügeln, dem gespaltenen, blinden Gesicht, dem Gesicht Señorita Antonieta Rivas Mercados, die sich Jahre später das Leben nahm, in Paris, am Hauptaltar von Notre-Dame, aus Liebe Zu José Vasconcelos, dem Philosophen und ersten Erziehungsminister. Vasconcelos' Memoiren »Kreolischer Odysseus« wirkten durch ihre Offenherzigkeit sensationell, als sie 1935 erschienen, und Orlando prägte über sie einen seiner gelungensten Sätze: »Das ist ein Buch, das man stehend lesen muß…«

Als Laura die zerbrochene Gestalt des Engels fotografierte, der eine Geliebte des Philosophen gewesen war, zwang sie sich, die Zeiten jener Stadt des »unsterblichen Frühlings« zu ergründen, die doch so ganz ohne Frühling zu sein schien. Der Januar war kalt. Staubwolken im Februar. Der März glühend heiß. Im Sommer regnete es. Im Oktober erinnerten die acht stürmischen Tage um das Fest des heiligen Franziskus, den 4. des Monats, daran, daß der Schein trog. Der Dezember brachte klares Licht. Der Januar war kalt.

Sie dachte an die Jahre, die sie in dieser Stadt gelebt hatte, und sie wurden überlagert vom Gesicht Vasconcelos‹, der vom jungen, romantischen Studenten zum mutigen geistigen Guerillakämpfer der Revolution wurde, dann zum hochherzigen Erzieher mit grenzenloser Stirn, der Diego Rivera die Möglichkeit gab, Wandbilder zu malen, zum Philosophen des Bergsonschen *»Élan vital«,* zum amerikanophilen Bewunderer der »Kosmischen Rasse«, zum Präsidentschaftskandidaten, der gegen den »Obersten Führer« Galles und dessen Hofnarren Luis

Napoleon Morones – der Juan Francisco korrumpiert hatte – antrat, und schließlich zum verbitterten Emigranten, der damit endete, daß er, alt und rappelköpfig geworden, Franco und den Faschismus lobte und seine eigenen Bücher von anstößigen Stellen säubern ließ.

Vasconcelos war ein bewegtes, dramatisches Ebenbild des revolutionären Mexiko, seine herabgestürzte Geliebte Antonieta Rivas Mercado, der Engel der Unabhängigkeit, das starre, übernatürliche Abbild dieses Vaterlandes, in dessen Namen die Helden gekämpft hatten, die es verehrten, aber auch zugrunde richteten. Doch beide, der Philosoph und sein Engel, waren heute nur noch Relikte in einer Stadt, die sie nicht mehr wiedererkennen würden und die Laura bei ihren Streifzügen fotografierte.

Und während sie ihren ersten großen Bildbericht schuf, ihre ganze Lebenserfahrung darin verarbeitete, begriff Laura Dïaz, daß sie sich zwischen Harry Jaffes Tod in Cuernavaca und Carmen Cortinas Tod in Mexico-Stadt immer deutlicher diese eine Frage gestellt hatte: Was tue ich im nächsten Jahr? In ihrer Jugendzeit war alles unvorhersehbar gewesen, naturgegeben, notwendig und trotz allem gefällig. Besonders Fridas Tod erinnerte sie an ihre eigene Vergangenheit wie an eine verblaßte Fotografie. Das Erdbeben, die Begegnung mit Orlando und Carmens Tod zwangen sie nachzudenken: Kann ich der Vergangenheit ihren verlorenen Mittelpunkt, ihre fehlende Klarheit zurückgeben?

Sie schlief anders. Früher hatte sie geträumt, ohne zu grübeln, aber voller Sorgen. Heute grübelte sie weder, noch machte sie sich Sorgen. Sie schlief, als wäre alles schon

geschehen. Sie schlief wie eine alte Frau.

Sie wehrte sich dagegen. Sie wollte wieder so schlafen, als begänne ihr Leben gerade erst, wenn sie erwachte, als wäre die Liebe ein noch unbekanntes Leid. Sie wollte mit der Absicht erwachen, jeden Morgen aufmerksam zu betrachten und sich einzuprägen, was sie an dem Punkt sah, der ihren Gefühlen am ge-nauesten entsprach, dort, wo Herz und Kopf übereinstimmen. Bisher hatte sie die Dinge angesehen, ohne richtig hinzusehen, hatte nicht gewußt, was sie mit ihren täglichen Bildern machen sollte, es waren Münzen, die ihr der Tag in die leeren Hände legte.

Die Stadt und der Tod weckten sie. Mexico umschloß sie wie eine große, schlafende Schlange. Laura erwachte, während die Schlange schwerfällig atmete, sie umschlang, ohne sie zu ersticken. Sie wachte auf und fotografierte die Schlange.

Als erstes hatte sie die tote Frida aufgenommen. Jetzt fotografierte sie das Haus der Familie an der Avenida Sonora, bevor der von ihrem Sohn angeordnete Abriß begann. Sie fotografierte das ramponierte Äußere, die unbewohnbaren Innenräume, die Garage, in der Juan Francisco den Wagen untergestellt hatte, der ihm von der CROM geschenkt worden war, das Eßzimmer, in dem ihr Mann mit den Arbeiterführern zusammenkam, das Wohnzimmer, in dem sie geduldig wie eine kreolische Pénélope auf den Augenblick der Gnade und Zweisamkeit wartete, wenn ihr Mann nach Hause kam, die Türschwelle, an der die verfolgte Nonne, Gloria Soriano, Zuflucht gesucht hatte, die Küche, in der das Tantchen Maria de la O Veracruzaner Leckerbissen zubereitete – den Wänden

entströmten noch immer die Düfte von scharfem Chilipfeffer, Portulak und Kümmel –, den Warmwasserboiler, der mit vergilbten Zeitungen beheizt wurde und in dem sich die Figuren der Macht, des Verbrechens und der Unterhaltung verzehrten: Die Flammen verschlangen Galles und Morones, Lombardo und Ävila Camacho, Trotzki und Ramon Mercader, die ermordete Chinta Aznar und den Frauenschänder und wahnsinnigen Mörder Sobera de la Flor, den dickbäuchigen Roberto Soto und Cantinflas, die Rumbatänzerin Mèche Barba und den singenden Charro Jorge Negrete, die Beatles aus der Hafenstadt Liverpool, die Werbeanzeigen »Besser geht's mit Aspirin« und »Zwanzig Millionen Mexikaner können sich nicht irren«, die Stierkämpfe Manoletes und Arruzas, die städtebaulichen Großtaten des Bürgermeisters Ernesto Uruchurtu und die Olympiamedaille Joaquin Capillas, alles verschlang das Feuer, wie der Tod das Schlafzimmer verschlang, aus dem ihr Sohn Santiago eine heilige Stätte gemacht hatte, einen Quell von Bildern, eine Höhle, in der die Schatten Wirklichkeit waren und sich Bilder und Zeichnungen häuften, und schließlich Dantons Geheimzimmer, das niemand betreten durfte, ein unwirkliches Zimmer, das mit nackten, aus der Zeitschrift Vea herausgerissenen Frauen geschmückt oder selbstkasteiend karg sein mochte, bis Danton sein persönliches Glück fand, wie er es tatsächlich tat; und das eheliche Schlafzimmer, in dem Laura von den Bildern der Männer heimgesucht wurde, die sie geliebt hatte. Warum und wie hatte Laura sie geliebt?

Sie zog aus, um die verlorenen Viertel des großen

städtischen Elends zu fotografieren und entdeckte sich selbst, gerade während sie das anvisierte, was ihrem eigenen Leben am fremdesten war, denn sie leugnete nicht, daß sie Angst ergriff, wenn sie allein mit der Leica in diese Welt eindrang, die im Elend lebte und sich durch Verbrechen äußerte. Sie fotografierte einen mit Messerstichen Getöteten auf einer Straße mit aufwirbelndem Staub, hatte Angst vor den Ambulanzen mit den betäubend laut heulenden Sirenen gleich am Rand des Verbrecherbezirks, fotografierte die von ihren betrunkenen Männern mit Fußtritten umgebrachten Frauen, gleich nach ihrer Geburt in eine Müllgrube geworfene Säuglinge, im Stich gelassene Alte, die tot auf Matten lagen, die ihnen auch als Leichentuch dienen würden, eine Woche nach ihrem Tod verlangten sie ein Loch in der Erde, waren so ausgetrocknet, daß sie nicht einmal stanken; das alles fotografierte Laura Dïaz, und sie war Juan Francisco dankbar, daß er sie vor diesem Schicksal bewahrt hatte, dem Schicksal der ringsum herrschenden Gewalt und des Elends.

Sie betrat eine Kneipe der verlorenen Stadt, in der alle erschossen waren, die Männer hatten sich gegenseitig ermordet, auf unbegreifliche Weise, wie in einem Zusammenprall von Verbrechen, alle anonym, doch von Lauras Foto vor dem Vergessen bewahrt, und sie war dankbar, daß Jorge Maura sie vor gewalttätigen Ideologien gerettet hatte, vor der Angst, mit der sie als Frau die Gedankenwelt betrachtet hatte, in die Jorge sie einführte: In ihrer Erinnerung bewahrte sie ein unmögliches Foto, das Foto Jorges, der auf Lanzarote den Fußboden des Klosters

ableckte, sich und den Geist des blutigen zwanzigsten Jahrhunderts von Ideologien reinigte.

Jorge Maura war wie das Gegengift zu der Gewalt, in der die Kinder lebten, die sie in Abwasserkanälen und Tunneln fotografierte, Laura offenbarte die unantastbare Schönheit der preisgegebenen Kindheit, als reinigte ihre Kamera die von ihr Fotografierten, wie Jorge den Fußboden des Klosters gereinigt hatte: Kinder, die vom Rotz befreit wurden, von den Triefaugen, den schmutzverschmierten Haaren, den rachitischen Armen, den haarlosen Krätze-Schädeln, den von Frambösie verfärbten Händen, den nackten Füßen mit ihrer Schlammkruste als einzigem Schuhwerk, und dabei war sie auch Harry dankbar, weil er sich als zu schwach für treue Freundschaft erwiesen und sich nach dem einzigartigen, unwiederholbaren Augenblick des Heldentums zurückgesehnt hatte. Sie dachte an das großartige Foto des gefallenen Milizsoldaten, das Robert Capa im Spanienkrieg aufgenommen hatte.

Häufig besuchte sie Polizeikommissariate und Krankenhäuser. Um die alte, grauhaarige Frau mit dem weiten Rock und den kaputten Sandalen (das war Laura) kümmerte man sich nicht, man ließ sie eine andere Frau fotografieren, die nicht atmete und der eine leere Cola-Flasche zwischen den Schenkeln steckte, einen Drogensüchtigen, der sich in seiner Zelle zusammenkrümmte, an den Wänden kratzte und sich Mauerkalk in die Nase stopfte, die zu Hause oder auf den Gefängnisgängen – es kam am Ende auf das gleiche heraus – verprügelten Männer und Frauen, die bluteten und mehr unter

allgemeiner Orientierungs-losigkeit litten, als daß sie von den durch Faust- und Knüppelhiebe geschwollenen Augenlidern behindert wurden, die Ankunft der grünen Minnas, die in die Polizeireviere strömenden Huren und Schwulen, Transvestiten und Dealer, die nächtliche Ausbeute an kleinen Zuhältern.

Die menschlichen Existenzen, die vor Kneipentüren, aus Hausfenstern und unter Lastwagenräder geworfen wurden. Die zermalmten Leben, denen kein anderer Blick mehr blieb als die Kamera von Laura Di'az, von ihr, Laura, der mit all ihren Erinnerungen, Liebesgeschichten und Freundschaften belasteten, doch nie wieder einsamen Laura, von ihr allein, die von keinem mehr abhing, die ihrem Sohn Danton seine Schecks zurückgab und pünktlich die Miete für das Apartment an der Plaza Rio de Janeiro bezahlte, indem sie ihre Einzelfotos und Bildberichte zunächst an Zeitungen und Zeitschriften verkaufte, danach auch an Privatkunden, nachdem sie in der Galerïa Juan Martin an der Galle de Génova ihre erste Ausstellung hatte; und schließlich wurde sie als ein weiterer Star von der Fotoagentur Magnum engagiert, der Agentur von Cartier-Bresson, Inge Morath und Robert Capa.

Sie, die Künstlerin, die die Leiden dieser Stadt, doch auch deren Freuden darstellte, Laura und das Neugeborene, das von den Augen seiner Mutter so bekleidet wurde, als wäre es das leibhaftige Christuskind, der wiedergeborene Jesus. Laura und der Mann mit seinem zerschnittenen Gesicht und seiner gebändigten Gewalttätigkeit, der andächtig das Bild der Heiligen Jungfrau von Guadalupe küßte. Laura und die kleinen Freuden wie auch die

tragischen Vorahnungen eines Debütantinnenballs, einer Hochzeit, einer Taufe: Wenn Lauras Kamera den Augenblick erfaßte, vermochte sie auch seine Zukunft zu zeigen, diese Macht hatte ihre Kunst, eine Augenblicklichkeit mit Nachwirkungen, ein anpassungsfähiges Auge, das dem Kitsch Gefühl und Achtung, der rohesten Gewalt liebevolle Verletzlichkeit verlieh. Ihre Kritiker sagten es, und ihre Bewunderer empfanden es: Laura Dïaz ist mit sechzig Jahren eine große mexikanische Fotokünstlerin, die beste nach Alvarez Bravo, die Priesterin des Unsichtbaren (so nannte man sie), sie ist die Dichterin, die mit Licht schreibt, die Frau, die fotografieren kann, was Posada gezeichnet hat.

Während Laura Di'az zu Unabhängigkeit und Ruhm gelangte, behielt sie das Foto der toten Frida für sich, niemals würde sie es veröffentlichen, es gehörte zu ihrer überreichen Erinnerung, zum Gefühlsarchiv eines Lebens, das auf einmal, im reifen Alter, späte, aber beständige Blüten trieb. Fridas Foto stand für all die Fotos, die Laura während der Jahre nicht gemacht hatte, als sie mit anderen zusammenlebte, es war ein Talisman. An Diegos und Fridas Seite hatte sich in ihr, ohne daß sie es wahrgenommen hätte, wie in einem Traum jene künstlerische Sensibilität ausgebildet, die die Hälfte ihrer Jahre brauchte, um sich endlich zu offenbaren.

Sie beklagte sich nicht über jene Zeit und verurteilte sie auch nicht als Abfolge oder Chronik von Unterwerfungen unter eine Männerwelt, wie sollte sie auch, waren die Seiten dieser Chronik doch Heimstatt nicht nur zweier Santiagos, sondern auch ihrer Geliebten Jorge Maura,

Orlando Ximénez und Harry Jaffe, ihrer Eltern, ihrer Tanten, des fröhlichen schwarzen Straßenfegers Zampayita und ihres so bemitleidenswerten wie (ihr gegenüber) mitleidigen Ehemanns Juan Francisco. Laura stellte sich ihr Auge als eine Kamera vor, die alles erfassen konnte, was sie in den sechs Jahrzehnten ihres Lebens gesehen und gefühlt hatte, und sie erschauerte. Kunst war Auswahl. Kunst war der Verlust von fast allem, um dafür sehr wenig zu bewahren.

Unmöglich ließen sich Kunst und Leben gleichzeitig bewältigen, und Laura Dïaz war am Ende dankbar, daß ihr Leben der Kunst vorausgegangen war, weil diese, wäre sie vorzeitig und womöglich sogar in verschwenderischer Fülle gekommen, das Leben hätte vernichten können.

Als sie die Malereien und Zeichnungen ihres Sohnes Santiago des Jüngeren aus den Trümmern des Familienhauses in der Ave-nida Sonora holte, um sie in ihre neue Wohnung an der Plaza Rio de Janeiro zu bringen, entdeckte sie etwas, das eigentlich offenkundig war. Im Haufen der Bleistift- und Pastellzeichnungen, der Skizzen und zwei Dutzend Ölbilder befand sich auch das Bild des Mannes und der Frau, die nackt waren und einander anblickten, ohne sich zu berühren, die zwar nacheinander verlangten, sich aber mit dem Verlangen zufriedengaben.

Laura hatte es eilig, das baufällige Familienhaus zu verlassen, sich in ihrer eigenen Wohnung einzurichten und ihr neues unabhängiges Leben zu beginnen, in der Stadt umherzustreifen und deren Leben zu fotografieren, inspiriert, wie sie sich sagte, von Diego Rivera und Frida Kahlo. Und in der Eile betrachtete sie die Bilder ihres

Sohns zunächst nicht eingehender. Vielleicht hatte sie das nie getan, hatte sich nie wirklich mit seinen Bildern, die Zeugnis gaben von seinem Leben, auseinandergesetzt, um die mütterliche Liebe ihrer mütterlichen Seele lebendig zu erhalten. Vielleicht mußte sie erst ihre eigene Berufung entdecken, um die ihres Sohnes zu erkennen. Als sie ihre eigenen Fotos ordnete, begann sie auch die Malereien und Zeichnungen von Santiago Löpez-Dïaz zu ordnen, und unter den zwei Dutzend Ölbildern wurde ihre Aufmerksamkeit von diesem einen gefesselt, das sie jetzt betrachtete: dem nackten Paar, das sich gegenseitig ansah, ohne sich zu berühren.

Zuerst stand sie dem Werk kritisch gegenüber. Die eckig-gekrümmten, hervortretenden grausamen Linien der Figuren hatten ihren Ursprung in Santiagos Bewunderung für Egon Schiele und im gründlichen Studium der Wiener Alben, die wie durch ein Wunder in die Deutsche Buchhandlung der Colonia Hipo-dromo gelangt waren. Der Unterschied, das bemerkte Laura sofort, als sie Alben und Ölbild verglich, bestand jedoch darin, daß Schieies Gestalten beinahe immer für sich und einsam waren oder daß sie, was seltener geschah, sich auf eine teuflische, unschuldige Weise in einer eisigen, rein körperlichen Begegnung umschlungen hielten, und ob nun einsam oder gemeinsam, die Gestalten hatten keinen Bezug zu irgendwelchen Landschaften, Wohnungen oder Räumen, wie in einem ironischen Rückgriff des modernen Künstlers auf die alte Kunst. Der Expressionist Schiele war zur byzantinischen Malerei zurückgekehrt, in der die Gestalt Gottes, des Weltschöpfers, vor aller Schöpfung in der ab-

soluten Leere der einsamen Majestät festgehalten wird.

Das Bild Santiagos übernahm zweifellos die gepeinigten Gestalten Schieies, doch wie in einer Wiedergeburt der Renaissance gab es ihnen das gleiche zurück, was Giotto und Masaccio der alten byzantischen Ikonographie hinzugefügt hatten: Atmosphäre, Landschaft, Raum. Der nackte, ausgemergelte, von unsichtbaren Dornen durchbohrte, junge bartlose Mann auf Santiagos Bild, dessen Gesicht ein unüberwindliches Leiden zeigte, eine ihn verzehrende Krankheit – war der Körper auch äußerlich unversehrt, so war er doch von innen her bezwungen –, dieser junge Mann richtete seinen inbrünstigen Blick auf den Bauch der nackten, schwangeren, blonden Frau – Laura suchte sogleich nach Vorbildern in den von Santiago gesammelten Büchern: Sie glich vollkommen den Evas Holbeins und Cranachs, die sich damit abfanden, den einer Rippe beraubten Mann mit ihrer Untätigkeit zu überwinden, Santiagos Eva jedoch war vom Verlangen entstellt. Die »alten« Evas waren gefühllos, verhängnisvoll, die hier, die »neue« Eva Santiagos des Jüngeren, teilte die Angst des krampfhaft zuckenden, verdammten Adam, der so eindringlich ihren Bauch anstarrte, während sie, Eva, ebenso eindringlich in seine Augen sah, und beide – erst jetzt bemerkte Laura dieses gleichwohl offenkundige Detail – setzten nicht die Füße auf die Erde. Sie schwebten nicht. Sie stiegen empor. Laura fühlte sich tief gerührt, als sie das Bild ihres Sohnes Santiago begriff. Dieser Adam und diese Eva fielen nicht. Sie stiegen empor. Zu ihren Füßen verschmolzen Apfelschale und Schlangenhaut zu einer einzigen Form. Adam und Eva entfernten sich aus

dem Garten der Lüste, doch sie fielen nicht in die Hölle des Leids und der Arbeit. Ihre Sünde war eine andere. Sie stiegen auf. Sie empörten sich gegen die göttliche Verdammnis – *du sollst von dieser Frucht nicht essen* – und stiegen auf, anstatt zu fallen. Durch Sexualität, Empörung und Liebe wurden Adam und Eva die Protagonisten des Aufstiegs der Menschheit, nicht des Sündenfalls. Das Übel der Welt lag darin, zu glauben, der erste Mann und die erste Frau wären gefallen und hätten uns zu einem sündhaften Erbe verdammt. Für Santiago war die Schuld Adams und Evas nicht erblich, es ging nicht einmal um Schuld, das Drama des irdischen Paradieses war ein Triumph der menschlichen Freiheit über die Tyrannei Gottes. Es war kein Drama. Es war Geschichte.

Im Hintergrund des Bildes entdeckte Laura die winzige Darstellung – wie auf dem »Ikarus« Brueghels – eines Schiffes mit schwarzen Segeln, das sich von den Küsten des Gartens Eden entfernte und einen einsamen Passagier an Bord hatte, eine zierliche Gestalt, die auf sonderbare Weise geteilt war, mit einem halben engelhaften Gesicht und einer zweiten, diabolischen Hälfte, einer blonden und einer roten Hälfte, und der Leib selbst, der in einem Umhang von der Länge der Schiffssegel steckte, gehörte Engel und Teufel gemeinsam, und beide, erriet Laura, waren Gott, mit einem Kreuz in der einen Hand und einer Gabel in der anderen: zwei Folter- und Todesinstrumenten. Die Liebenden stiegen empor. Wer fiel, war Gott. Santiago hatte den Fall Gottes gemalt: einen Rückzug, eine Distanz, ein Staunen im Antlitz des Schöpfers, der bestürzt den Garten Eden verläßt, weil sich seine Geschöpfe empört

haben; sie haben beschlossen, aufzusteigen und nicht zu fallen, sie haben sich über den ruchlosen Ratschluß Gottes hinweggesetzt, der darin besteht, die Welt nur zu erschaffen, um die eigene Schöpfung zur Sünde zu verdammen, Generation für Generation, damit Mann und Frau sich in alle Ewigkeit Gott unterlegen, von Gott abhängig, von Ihm verdammt fühlen, ein reiner Willkürakt – vor der erneuten Verdammnis.

Hinten auf das Bild, auf die Leinwand, hatte Santiago geschrieben: »Kunst ist nicht modern. Kunst ist ewig. Egon Schiele.«

Die Linie herrschte über die Farbe. Gerade deshalb waren die Farben so kräftig. Das schwarze Schiff. Die rote Hälfte des Schöpfers. Die rotgrüne Apfelschale, die auch die abstreifbare Schlangenhaut war. Evas Haut aber war durchsichtig wie die einer Jungfrau Memlings, während die Haut Adams fleckig, grün und gelb aussah, wie bei Schiele.

Der Mann betrachtete die Frau. Die Frau betrachtete den Mann und den Himmel. Keiner von beiden fiel. Weil jeder nach dem anderen verlangte, mit jener Gleichheit in der Verschiedenheit, die auch Laura sich zu eigen machte, indem sie die eigenen Gefühle denen ihres Sohns, des toten Künstlers, gleichsetzte.

Sie hängte das Bild Santiagos ins Wohnzimmer, wo es ihr zeigte, daß der Sohn der Vater der Mutter war: daß die Fotografin Laura Dïaz, ohne es gewußt zu haben, ihrem Sohn mehr verdankte als jedem anderen Künstler. Gerade deshalb war ihre heimliche, unbewußte Identifikation mit ihm von Beginn an so stark gewesen.

Jetzt kam es nur noch auf die Gleichheit des Gefühls an.

Es folgte eine ganze Reihe von Ausstellungen mit den Fotos, die sie zuerst an Zeitungen und Zeitschriften verkauft und dann in Sammelbänden veröffentlicht hatte.

Die Segnung von vierfüßigen Tieren und Vögeln.

Zusammenkünfte von schnurrbärtigen Greisen, die volkstümliche Romanzen, *Corridos,* über die Revolution sangen.

Blumenverkäufer.

Die mit Menschen überfüllten Wasserbecken am Johannistag.

Das Leben eines Metallarbeiters.

Das Leben einer Krankenschwester in einem Krankenhaus.

Ihr berühmtes Foto einer toten Zigeunerin, deren unter der Brust ausgestreckte Hand keine Linien hatte, eine Zigeunerin mit ausgelöschtem Schicksal.

Und dann etwas, das sie Jorge Maura verdankte: ein Bildbericht über die nach Mexiko emigrierten spanischen Republikaner.

Laura erkannte, daß der Spanienkrieg viele Jahre lang ihr geschichtlicher Bezugspunkt gewesen war, mehr noch als die Mexikanische Revolution, die den Staat Veracruz nur ganz leicht gestreift hatte: als wäre es ein einzigartiges, ergreifendes, unantastbares Privileg, im Golf zu sterben, das Lauras älterem Bruder Santiago Dïaz vorbehalten blieb, dem einsamen Vorkämpfer des Auf Standes von 1910.

In Spanien dagegen hatten Jorge Maura, Basilio Baltazar und Domingo Vidal gekämpft, gemeinsam, in Spanien starb der junge Gringo Jim und überlebte der traurige Gringo Harry, in Spanien wurde die schöne Pilar Méndez erschossen, auf Befehl ihres Vaters, des kommunistischen Bürgermeisters Âlvaro Méndez, am lateinischen Tor von Santa Fe de Palencia.

All das prägte Lauras Gefühle, während sie die Gesichter der spanischen Emigranten in Mexiko fotografierte. Präsident Cardenas hatte eine Viertelmillion Republikaner aufgenommen, und jedesmal, wenn Laura einen von ihnen fotografierte, erinnerte sie sich bewegt an Jorges Fahrt nach Havanna, wo er Raquel von der Prinz Eugen holen wollte, die vor dem Morro ankerte.

Alle, die sie fotografierte, hätten dieses Schicksal erleiden können: Gefängnis, Folter, Hinrichtung. Sie porträtierte die, die wie durch ein Wunder überlebt hatten.

Der Philosoph José Gaos, der wie Jorge Maura und Raquel Mendes-Alemân ein Schüler Husserls war, stützte sich auf das Eisengeländer im Hof der Mascarones-Schule, ein Philosoph mit dem kahlen, kräftigen Schädel eines römischen Patriziers, ein Mann, so kraftvoll wie seine Kinnlade, so energisch wie seine schmalen Lippen, so skeptisch wie sein kurzsichtiger Blick hinter den kleinen und runden Brillengläsern, die für einen philosophischen Franz Schubert bestimmt schienen. Gaos stützte sich auf das Geländer, und aus dem schönen Hof im Kolonialstil blickten die jungen Studenten und Studentinnen der Philosophischen Fakultät mit bewunderndem, dankbarem Lächeln zu ihrem Lehrer auf.

Luis Buñuel verabredete sich mit ihr in der Bar El Parador, wo der Regisseur bei Córdoba, seinem bevorzugten Barmann, vortreffliche Martinis bestellte, während er in seiner Erinnerung den Film einer ganzen Kulturepoche ablaufen ließ, von der Madrider »Studentenresidenz« bis zu den Dreharbeiten von »Ein andalusischer Hund«, bei denen Buñuel und Dali das mit Wimpern besetzte Auge eines toten Fisches benutzt hatten, um den Eindruck vorzutäuschen, es sei das Auge der Hauptdarstellerin, das von einem Rasiermesser aufgeschlitzt werde, dann weiter zu den Aufnahmen des »Goldenen Zeitalters« und dem Bild der Kirchenhierarchie, die an der Küste Mallorcas zu einem Felsen erstarrt war, zur Beteiligung am Pariser Surrealismus, ins New Yorker Exil und zur Denunziation durch Dali (»Buñuel ist Kommunist, Atheist, Gotteslästerer und Anarchist, wie können Sie ihn im Museum of Modern Art beschäftigen?«), bis er schließlich mit vierzig Dollar in der Tasche nach Mexiko gekommen war.

Humor, Zorn und Tagträume leuchteten unablässig und gleichzeitig in Buñuels grünen Augen auf, sein Blick verharrte an einem bestimmten Punkt der Vergangenheit, und Laura fotografierte das Kind aus dem aragonischen Dorf Calanda, das am Karfreitag die Trommeln schlug, bis ihm die Hände bluteten, um sich von der sinnlichen Faszination des Bildes der Virgen del Pilar, der »Muttergottes auf dem Pfeiler«, zu befreien, die Bett und Onanie seiner Kindheit beschützte.

Dank der Vermittlung des baskischen Schriftstellers Carlos Blanco Aguinaga konnte Laura den wunderbaren,

aus Malaga stammenden Dichter Emilio Prados fotografieren, den sie schon zusammen mit Jorge Maura kennengelernt hatte. Prados versteckte sich in zwei Zimmern an der Galle de Lerma zwischen Haufen von Büchern und Papieren. Krankheit und Exil prägten seine Gesichtszüge, und doch vermochte er das Leid in zwei Wesensmerkmale zu verwandeln, die Laura festhalten konnte: in eine grenzenlose Sanftmut – wie die eines unerlösten andalusi-schen Heiligen –, die von einer Kaskade weißer Haarsträhnen und einer Brille mit den dicken Aquariengläsern verschleiert wurde, als schämte sich der Dichter seiner Unschuld; und in seine lyrische Kraft hinter Leid, Armut, Enttäuschung, Alter und Exil.

»Könnte ich dir geben
alles Licht des Morgens…
So kreuzte ich langsam,
wie die Sonne, deine Brust,
bis ich am Abend ginge
ohne Blut und ohne Schmerz…«

Manuel Pedroso war ein alter, weiser Andalusier, der ehemalige Rektor der Universität Sevilla. Er wurde von der kleinen Gruppe seiner Schüler abgöttisch verehrt, die ihn jeden Tag auf seinem Weg von der Juristischen Fakultät am Zöcalo zu seiner kleinen Wohnung in der Galle de Amazonas begleiteten. Laura dokumentierte mit ihren Bildern diesen täglichen Weg und auch die Tertulias in der Bibliothek des Lehrers, die von alten, nach tropischem Tabak riechenden Drucken überquoll. Die Franquisten hatten seine Bibliothek in Sevilla verbrannt, aber in den

Antiquariaten von La Lagunilla, dem Diebesmarkt von Mexico-Stadt, beschaffte sich Pedroso ein neues Kleinod nach dem anderen.

Man bestahl ihn, andere bestahlen wieder andere, und doch kehrten die Bücher wie sehnsüchtige, standhafte Liebende in die zarten Hände Pedrosos, des von El Greco gemalten Ritters, zurück. Diese Hände waren immer bereit, sich anzuspannen, zu mahnen, gleichsam zu einer Zeremonie des Denkens einzuladen. Laura porträtierte den Lehrer Pedroso in dem Augenblick, in dem er die Hände mit den grazilen Fingern ausstreckte, um von der Welt ein wenig Licht zu erbitten, die Flammen der Intoleranz zu löschen und den Glauben an seine mexikanischen Schüler zu bekräftigen.

Laura fotografierte eine laute, vergnügte, redefreudige und herzliche Gruppe junger Emigranten, die sich an die mexikanischen Verhältnisse anpaßten, aber Spanien niemals aufgaben, sie behielten ihre lispelnde Aussprache des Kastilischen bei, und ihre Blicken verrieten unfreiwillig ihre Liebe zu allem, was sie ausdrücklich ablehnten: die Schokolade beim Herrn Pfarrer, die Romane von Pérez Galdös, die Kaffeehausgesellschaften, die schwarzgekleideten alten Frauen, die geselligen Runden mit ihrem Klatsch, der so köstlich wie heiße Ölkringel war, *Cante jondo* und *Toros,* Glocken und Begräbnisse, dem Wahnsinn verfallene Familien, die sich für immer ins Bett legten, um den Versuchungen des Teufels, der Welt und des Fleisches zu entgehen. Laura fotografierte sie, während sie immer und für immer und ewig diskutierten, wie einander unbekannte Iren, denn sie kamen aus Madrid und

Navarra, Galicien und Barcelona und hießen Oteyza, Serra Puig, Munoz de Baena, Garcia Ascot, Xirau, Durân, Segovia und Blanco Aguinaga.

Die Emigrantin, die Laura Dïaz am besten gefiel, war eine junge Frau, die Danton die interessanteste Frauengestalt im Jockey Club der vierziger Jahre genannt hatte. Sie lebte mit ihrem Mann, dem Lyriker und Cineasten Garcia Ascot, in einem sonderbaren langgestreckten Gebäude an der Galle Villalongin, und ihre Schönheit war so vollkommen, daß Laura in Verzweiflung geriet, weil sie keine schlechte Seite an ihr entdeckte und auch nicht mit einem oder tausend Fotos den Zauber dieser zarten und eleganten Frau erschöpfend wiedergeben konnte, die sich barfuß wie eine Katze in ihrem Haus bewegte und der eine andere Katze nachlief als Doppelgängerin ihrer Herrin, die vom ganzen Katzengeschlecht wegen ihres herausfordernden Profils, ihres kleinen Kinns, ihrer schwermütigen Augen und ihres allumfassenden, unbezwinglichen Lachens begehrt und zugleich beneidet wurde.

Maria Luisa Elïo hatte ein Geheimnis. Seit 1939 versteckte sich ihr Vater auf einem Dachboden in einem navarresischen Dorf, weil ihn die Falange zum Tode verurteilt hatte. Darüber durfte sie nicht sprechen, doch ihr Vater hauste im Blick der Tochter, in ihren Augen, die so märchenhaft klar leuchteten wegen des Schmerzes, des Geheimnisses und der Erwartung jenes Gespenstes, das eines Tages aus Spanien entkommen und sich in Mexiko vor seiner Tochter als das zeigen könnte, was es war: ein Fleisch gewordenes Phantom, etwas Vergessenes, das auf

einem leeren Balkon wieder heraufbeschworen wurde.

Ein anderes Gespenst, das dagegen allzusehr aus Fleisch und Blut war, sich jedoch schließlich im sinnlichen Phantom seiner Worte auflöste, war Luis Cernuda, ein eleganter, tadellos gekleideter homosexueller Dichter, der hin und wieder in México-Stadt auftauchte und von seinem Kollegen Octavio Paz empfangen wurde. Sie stritten sich, weil Cernudas Arroganz unverschämt und Paz' Arroganz trügerisch war, doch am Ende versöhnten sie sich dank ihrer gemeinsamen poetischen Inbrunst. Man kam allgemein zu der Überzeugung, Luis Cernuda sei der größte spanische Lyriker seiner Generation. Laura Dïaz wollte ihn auf Distanz bringen, um ihn deutlicher sehen zu können, ohne das Scheinbild des Madrider Dandys, mit dem Cernuda sich tarnte, und darum bat sie ihn, er solle etwas vorlesen:

»Ich will leben, wenn die Liebe stirbt…

So erweckt dein Tod in mir das Verlangen zu sterben,

Wie dein Leben in mir die Lust zu leben erweckte.«

Ihr fehlte noch Basilio Baltazar, doch sie konnten kein Treffen vereinbaren, der Zeitplan für Lauras Ausstellung war nicht mit Basilios Hochschulferien in Einklang zu bringen. Also hängte Laura mitten in der Galerie einen leeren Rahmen auf, mit dem Namen ihres alten Freundes daneben.

Dieses unsichtbare Bild war gleichzeitig eine Ehrung Jorge Mauras. Laura hatte beschlossen, seine Ferne und Anonymität zu achten, denn das war ja der Wunsch dieses Mannes, den sie am innigsten geliebt hatte. Vielleicht

durfte Basilio in der Bildergalerie der spanischen Emigranten nicht ohne seinen Gefährten Jorge erscheinen.

Und Vidal? Er war nicht der einzige Verschwundene.

Malü Block, die Leiterin der Galerie, erzählte Laura Tage nach der Eröffnung, daß etwas Sonderbares vor sich gehe: Jeden Abend gegen achtzehn Uhr betrete eine schwarzgekleidete Frau den Ausstellungssaal und bleibe eine ganze Stunde vor dem leeren Bildrahmen Basilio Baltazars stehen – keine Minute mehr und keine weniger, obwohl sie nie auf die Uhr sehe.

Sie bewege sich fast überhaupt nicht, manchmal verlagere sie das Körpergewicht von einem Fuß auf den anderen oder trete einen Zentimeter zurück, neige auch den Kopf zur Seite, als wolle sie besser beurteilen, was gar nicht da war: das Bild Basilios.

Laura war unschlüssig, ob sie ihrer natürlichen Neugier nachgeben oder Diskretion wahren sollte. Eines Abends dann betrat sie die Galerie und sah die schwarzgekleidete Frau, die vor dem weißen Bild des Abwesenden stand. Sie wagte es nicht, näher zu kommen, doch die andere, die geheimnisvolle Besucherin, drehte sich um, als zöge Lauras Blick sie magnetisch an, und ließ sich ansehen: eine ungefähr vierzigjährige Frau mit blauen Augen und langen Haaren, deren Blond beinahe sandfarben war.

Sie betrachtete Laura, lächelte ihr aber nicht zu, und Laura war für den unerschütterlichen Ernst der Frau dankbar, weil sie sich davor fürchtete, was sie entdecken würde, wenn die geheimnisvolle Besucherin den Mund aufmachte. So eindrucksvoll wirkte die kalte und zugleich

nervöse Haltung, mit der die Galerie-besucherin jede Erregung in ihrem Blick unterdrücken wollte; was ihr nicht gelang, und doch ließ sie ihren Mund das Geheimnis für sich behalten, wobei es ihr offensichtlich schwerfiel, ihn nicht aufzumachen. Um was nicht zu zeigen? Die Zähne? fragte sich Laura. Will diese Frau etwa ihre Zähne vor mir verstecken? Laura Dïaz, die daran gewöhnt war, Blicke zu entschlüsseln und aus ihnen Gleichnisse herauszulesen, sah in den Augen der Frau plötzlich aufleuchtende Monde, Fackeln aus Stroh und Reisig, Lichter in den Bergen, und sie stockte, biß sich auf die Unterlippe, als wollte sie die Erinnerung an Jorge Maura zurückhalten, wie er zwanzig Jahre zuvor im Café de Paris mit Gregorio Vidal und Basilio Baltazar zusammensaß, geschützt durch die Boheme-Atmosphäre des Cafés an der Avenida del Cinco de Mayo, doch sobald sie den Mund aufmachten, waren sie den gnadenlos wütenden Elementen ausgesetzt, wie Hyänen und Ochsen, wie der Wind und die Lichter in den Bergen.

»Ich bin Laura Dïaz, die Fotografin. Kann ich Ihnen helfen?«

Die schwarzgekleidete Frau wandte sich ab, betrachtete Basilio Baltazars leeres Bild und sagte zu Laura: »Wenn du diesen Mann kennst, gib ihm Bescheid, daß ich zurück bin.«

Endlich lächelte sie und zeigte ihre schlimm zerstörten Zähne.

## *XXII. Plaza Rio de Janeiro: 1965*

Santiago Lopez-Ayub, der Enkel von Laura Dïaz, zog Weihnachten 1965 gemeinsam mit seiner jungen Freundin Lourdes Alfaro in die Wohnung seiner Großmutter. Das Apartment war alt, aber geräumig, das Gebäude ein Relikt des vergangenen Jahrhunderts, das die unerbittliche Umgestaltung der pastellfarbenen Stadt und ihrer zweistöckigen Häuser überlebt hatte, wie sie Laura im Jahre 1922 begegnet war, als die junge Ehefrau in der Hauptstadt ankam. Jetzt wuchs der Bundesdistrikt Mexico wie ein blinder Riese und zermalmte alles, was sich ihm in den Weg stellte, er zerstörte die französische Architektur des 19. Jahrhunderts, die klassizistische Architektur des 18. Jahrhunderts und die barocke Architektur des 17. Jahrhunderts. In einem großen Countdown wurde die Vergangenheit aufgeopfert, bis man zur Bodenschicht der aztekischen Stadt selbst vorstieß, die wie eine offene Wunde unerträglichen Vergessens, Elends und Leids zuckte.

Laura wollte sich nicht nur die Unverschämtheiten ihres großzügigen, wenn auch durchaus nicht uneigennützigen Sohns Danton ersparen, als sie seine Hilfe ablehnte, in das alte Gebäude an der Plaza Rio de Janeiro zog und die Wohnung nach ihren Bedürfnissen umbaute – als Wohnstätte, doch auch als Dunkelkammer und Archivraum mit Regalen für die Bilddokumente. Zum erstenmal in ihrem Leben verfügte sie über eine eigene, ihr gehörende Wohnung, den berühmten *room of one's own,* den Virginia

Woolf verlangt hatte, damit die Frauen über ihren eigenen heiligen Bereich, ihre eigene winzige Bastion der Unabhängigkeit herrschen können: eine Insel ihrer Souveränität.

Seit sie das Haus an der Avenida Sonora verlassen hatte – auf dem Weg vom achtundfünfzigsten zum siebenundsechzigsten Lebensjahr –, war Laura daran gewöhnt, allein und frei zu leben. Sie hatte einen Beruf, war eine von Erfolg und Ruhm verwöhnte Frau, und so fühlte sie sich nicht von der neuen Jugend bedrängt, die ihr Santiago und Lourdes brachten, von der Natürlichkeit, mit der die Hausarbeiten unter den dreien aufgeteilt wurden, vom unerwarteten Abwechslungsreichtum, den ihre Tischgespräche bekamen, dem wunderbaren Austausch der Erfahrungen und Sehnsüchte und der Solidarität, die ihnen das gemeinsame Leben ermöglichte, seit der dritte Santiago vor Lauras Tür gestanden und zu ihr gesagt hatte: »Großmutter, ich kann nicht mehr bei meinem Vater bleiben, und ich habe kein Geld, um allein mit meiner Freundin zu leben. Ich bin dein Enkel Santiago, das hier ist meine Freundin Lourdes, und wir sind gekommen, um dich um ein Dach über dem Kopf zu bitten.«

Santiago lächelte und zeigte die starken, weißen Zähne Dantöns, dabei hatte er die sanften, melancholischen Augen seines Onkels Santiago. Er bewegte sich elegant und sogar selbstgefällig, was Laura an den falschen Stutzer erinnerte, den Scarlet Pimpernel der Veracruzaner Revolution, Santiago den Älteren.

Lourdes Alfaro war schön und bescheiden, sie trug, wie heute üblich, eine Hose und an einem Tag ein T-Shirt mit

dem Bild Che Guevaras, am nächsten eines mit dem Bild Mick Jaggers, sie hatte eine lange schwarze Haarmähne und nicht das geringste Make-up. Sie war klein und wohlgebaut, eine »zierliche Frau, die gar manchen Vorzug hat«, ein Zitat aus dem »Buch der rechten Minne«, an das Jorge Maura erinnert hatte, als er sich liebevoll über Laura Dïaz' teutonisch große Gestalt lustig machte.

Die Anwesenheit der jungen Verliebten in der Wohnung genügte, um Lauras Gemüt aufzuheitern, mit offenen Armen empfing sie ein Paar, *dus jetzt* ein Recht auf ein Glück hatte, nicht erst nach zwanzig unglücklichen Jahren wie Laura und Jorge oder wie Basilio Baltazar und Pilar Méndez. Lourdes und Santiago waren so vereint, wie Jorge und Laura es sich niemals erträumen konnten, denn das Schicksal kann nicht zweimal eine Tragödie zu einem glücklichen Ausgang führen.

Der dritte Santiago und seine Freundin Lourdes hatten aus all diesen Gründen nach Lauras Ansicht alles Recht der Welt auf ihrer Seite. Der Junge, den sie wegen der ablehnenden Haltung Dantöns und seiner hochnäsigen Frau zuvor nie kennengelernt hatte, kannte dagegen sie, die Großmutter, er kannte und bewunderte sie, weil er, wie er sagte, gerade mit dem ersten Jahr seines Jurastudiums beginne und nicht das künstlerische Talent seiner Großmutter oder seines Onkels Santiago habe, der so jung gestorben sei…

»Dieses Paar, das sich ansieht, ist das Bild von ihm?«

»Ja.«

»Was für ein großes Talent, Großmutter.«

»Ja.«

Er rühmte nicht seine eigenen Vorzüge, er war kaum zwanzig, aber an einem Abend sagte Lourdes zu Laura, während sie das Abendessen zubereiteten, 'Reis mit Safran und Hühnerbeinen: »Santiago ist ein ganzer Kerl, ein richtiger Mann für sein Alter, Dona Laura, er läßt sich durch nichts einschüchtern. Ich habe früher einmal gedacht, ich könnte für ihn so etwas wie eine Last sein, für seine Karriere und vor allem für seine Beziehung zu seinen Eltern, aber wenn Sie gesehen hätten, wie entschieden er seinen Eltern entgegengetreten ist und mir das Gefühl gegeben hat, daß er mich braucht, daß ich keine Bürde, sondern eine Hilfe bin, daß er mich achtet.«

Sie hatten sich auf den Schulbällen kennengelernt. Santiago besuchte sie lieber als die Feste, die von seinen Eltern und den Freunden seiner Eltern veranstaltet wurden und die so exklusiv waren, daß nur Kinder »bekannter Familien« eingeladen wurden. Auf den Schulbällen dagegen fielen die gesellschaftlichen Schranken, dort verabredeten sich Freunde, die denselben Bildungsweg verfolgten, unabhängig von ihrem Geld oder ihren Familien, mit ihren Freundinnen, Schwestern und der einen oder anderen unverheirateten Tante, denn die Tradition der »Anstandsdame« hielt sich hartnäckig am Leben.

Danton war mit diesen Treffen einverstanden. Dauerhafte Freundschaften schloß man in der Schule, »und obwohl es deiner Mutter lieber wäre, wenn du dich nur mit Leuten unseres Standes träfest, wirst du feststellen, daß die, die uns regieren, nie aus den höheren Klassen kommen, die entwickeln sich von unten oder aus der Mittelklasse heraus,

und es ist gut, sie kennenzulernen, wenn man ihnen noch etwas geben kann, denn eines Tages, das garantiere ich dir, haben sie *dir* mehr zu geben.« Ärmere Freunde konnten nach Dantöns Ansicht eine gute Investition sein.

»Mexiko ist ein Land, das dem Talent offensteht, Santiago. Vergiß das nicht.«

Santiago lernte Lourdes im ersten Jahr seines Jurastudiums kennen. Sie hatte eine Krankenschwesternausbildung begonnen und kam aus Puerto Escondido, einem Badeort an der Küste von Oaxaca, in dem ihre Eltern ein Hotel besaßen, das bescheiden sei, aber das beste Temazcal der ganzen Gegend habe, wie sie ihm erklärte.

»Was ist denn das?«

»Ein Dampfbad mit aromatischen Krautern, das dich von allen Giftstoffen reinigt.«

»Ich glaube, so etwas brauche ich. Lädst du mich einmal ein?«

»Wann du willst.«

»Eine tolle Idee.«

Gemeinsam fuhren sie nach Puerto Escondido und verliebten sich am Pazifik, der dort an eine steil abfallende Küste brandet; diese täuscht mit ihrem sanften Sandstrand, in Wirklichkeit ist sie ein schroffer Abgrund, wo man gleich den Boden unter seinen Füßen verliert und keinen Halt mehr findet, um sich gegen die plötzlichen Strömungen zu wehren, die Santiago packten und fortrissen, was mehr Angst als wirkliche Gefahr bedeutete. Schließlich sprang Lourdes ins Wasser, umschlang den

Hals des Jungen mit einem Arm und half ihm mit dem freien Arm, zum Ufer zu schwimmen – und dort, erschöpft, aber erregt, gaben sich die beiden jungen Leute den ersten Kuß.

»Dir zittert ja die Stimme, während du mir das erzählst«, sagte Laura zu Lourdes.

»Weil ich Angst habe, Dona Laura.«

»Sag nicht immer Dona zu mir, das macht mich alt.«

»Okay, Laura.«

»Angst wovor?«

»Santiagos Vater ist ein sehr harter Mann, Laura, er akzeptiert nichts, was er nicht selber befohlen hat, er wird wild wie ein Tiger und ist grauenhaft.«

»Dieser kleine Löwe ist nicht so wild, wie man ihn sich vorstellt. Er brüllt und schüchtert dich nur so lange ein, bis du zurückbrüllst und ihm einen Dämpfer verpaßt.«

»Ich weiß nicht, wie.«

»Ich ja, meine Kleine. Ich ja. Mach dir keine Sorgen.«

Der Dreckskerl ist nach Puerto Escondido gekommen, Großmutter, sonst schickt er gewöhnlich Handlanger, um andere einzuschüchtern, aber diesmal ist er selber gekommen, mit seinem Privatflugzeug. Er hat Lourdes' Eltern aufgesucht und ihnen gesagt, sie sollen sich keine Illusionen machen, das mit seinem Sohn sei das Abenteuer eines kleinen, ungezogenen Jungen. Er hat ihnen gesagt, das ihrer Tochter zu erklären, damit Santiago sie nicht hinters Licht führe, er könne ihr zwar einen dicken Bauch machen, aber dann werde er sie im Stich lassen, ob sie nun

schwanger sei oder nicht, im Stich lassen werde er sie auf jeden Fall. »Das sagt Ihr Sohn aber anders«, widersprach Lourdes' Vater.

»Ich bin der, der bestimmt.«

»Das will ich von Ihrem Sohn hören.«

»Der hat nichts zu sagen. Er ist ein dummer Bursche.«

»Trotzdem.«

»Seien Sie nicht eigensinnig, Señor Alfaro. Seien Sie nicht eigensinnig. Ich mache keinen Spaß. Wieviel wollen Sie?«

Danton behandelte Santiago allerdings nicht als »dummen Burschen«. Er führte ihm einfach »die Realität« vor. Er sei der einzige Sohn, unglücklicherweise dürfe seine Mutter kein zweites Kind bekommen, das würde sie umbringen, Santiago sei seine ganze Hoffnung und der Liebling seiner Mutter, aber er, Danton, müsse als Vater strenger und objektiver sein, er könne sich keine Gefühlsduselei leisten.

»Du wirst mein Vermögen erben. Gut, daß du Jura studierst, allerdings empfehle ich dir noch ein Aufbaustudium in Volksund Betriebswirtschaft in den Vereinigten Staaten. Selbstverständlich möchte ein Vater seinem Sohn die Aufgabe übertragen, seine Geschäfte weiterzuführen, und ich bin sicher, daß du mich nicht enttäuschst. Mich nicht und deine Mutter nicht, die dich von ganzem Herzen liebt.«

Sie war eine Frau, deren Schönheit sich »wie Tau« verflüchtigt hatte, das sagte sie gewöhnlich selbst. Magdalena Ayub de Löpez-Dïaz hatte nur für eine gewisse

Wegstrecke die Reize bewahrt, die Danton an jenen Sonntagen im Jockey Club so sehr verführt hatten. Die scheinbaren Unvollkommenheiten, die zusammengewachsenen Brauen, die markante Nase, die eckige Kinnlade – als Kontrapunkt zu den träumerischen, samtenen Augen, den Augen einer arabischen Prinzessin unter Lidern, die ölig und erregend wie ein verborgenes Geschlecht waren. Die meisten heiratsfähigen Señoritas der damaligen Zeit waren hübsch, aber allzu »anständig«, kamen aus der Nonnenschule, als hätte man ihnen ein *nihil obstat* auf einen geheimen Körperteil geprägt. Ein Knie, ein Ellbogen, ein Knöchel mochten als Modelle für die niedlichen, langweiligen Gesichter dieser Mädchen dienen, die »edle Stuten« – *yeguas finas* – genannt wurden, eine Umbildung aus dem französischen *jeunes filles,* denn sie waren Absolventinnen des Französischen Gymnasiums vom Heiligsten Herzen Jesu.

Magdalena Ayub, Dantons »Traumfrau«, war anders gewesen. Jetzt war sie die Mutter des dritten Santiago, dessen Geburt auch die Reste des einstigen Charmes der Frau Gemahlin Don Dantons ausgelöscht hatte. Niedergeschlagen hörte sie den Urteilsspruch des Arztes: »Noch ein Kind wäre Ihr Tod, Señora.« Immerhin behielt sie ihre dichten Brauen und bekam breite Hüften.

Santiago wuchs mit diesem Stigma auf: Bei meiner Geburt hätte ich meine Mutter umbringen können, ich bin schuld, daß ich keine Geschwister mehr habe. Und Danton machte aus der Schuld eine Verpflichtung. Weil Santiago der einzige Sohn war und seine Mutter beinahe ums Leben gebracht hätte, um selbst am Leben zu bleiben, mußte er,

als er zwanzig wurde, eindeutige Pflichten erfüllen. Allerdings verlangte Danton von seinem Sohn nichts Außergewöhnliches: Er sollte studieren, das Staatsexamen ablegen, ein Mädchen seiner Klasse heiraten, Geld zusammenbringen und für Nachkommenschaft sorgen.

»Du sollst mir ein ruhiges, zufriedenes Alter bieten, Sohn. Ich glaube, daß ich das nach so vielen Arbeitsjahren verdiene.«

Das sagte er mit einer Hand in der Tasche des blauen, gestreiften Zweireihers, während er sich mit der anderen über das Revers strich. Sein Gesicht war wie sein Anzug: zugeknöpft, zweireihig, gestreift, bläulich durch den Schnurrbart und die Brauen und das noch schwarze Haar. Er war ganz und gar ein Mann von mitternächtlich blauer Farbe. Nie sah er auf seine Schuhe. Sie mußten glänzen. Eine Kontrolle war nicht nötig.

Der dritte Santiago stellte die Marschroute nicht in Frage, die sein Vater für ihn geplant hatte; bis er sich in Lourdes verliebte und Danton mit jener Brutalität und jenem mangelnden Feingefühl reagierte, die der Sohn seinem Vater fortan vorwarf, den er liebte und dem er dankbar war für alles, was er ihm gab, das Monatsgeld, den Renault, die American-Express-Karte – eine Neuheit (allerdings mit Kreditlimit) – die Erlaubnis, sich Anzüge bei Macazaga machen zu lassen (obwohl Santiago lieber Lederjacken und Jeans trug), ohne die Beweggründe, Taten und Rechtfertigungen oder das fatalistische »so ist es nun einmal« kritisch zu prüfen, das die Worte seines Vaters inspirierte, eines Mannes, der sich auf seine sichere wirtschaftliche Position und seine persönliche Moral

stützte. Darauf konnte er sich verlassen, und so sagte er zu seinem Sohn: »Du gehst meinen Weg weiter«, und zur Freundin seines Sohns: »Du bist nur ein hinderlicher Stein auf seinem Weg, verschwinde, oder ich schaffe dich mit Fußtritten weg.«

Die Haltung des Vaters empörte den jungen Santiago, und nach der anfänglichen ungeheuren Wut kam er auf Dinge, die ihm früher nie eingefallen wären. Santiago entdeckte seine eigene Moral und sah, daß auch Lourdes sie entdeckt hatte; sie würden nicht zusammen schlafen, bis sie die Lage endgültig geklärt hatten, sie würden niemanden mit einem versehentlich gezeugten Kind oder einer als Herausforderung benutzten Sexualität »erpressen«. Santiago dachte nun vielmehr darüber nach: Wer ist mein Vater eigentlich? Womit erreicht er diese absolute Macht und dieses Selbstvertrauen?

Er sagte zu Lourdes: »Wir werden klüger sein als er, Liebste, wir wollen uns nicht mehr täglich sehen, nur heimlich Freitag abends, damit der Alte nichts herausbekommt.«

Santiago antwortete Danton, in Ordnung, er werde Jura studieren, aber er wolle auch praktische Erfahrungen sammeln und in den Büros seines Vaters arbeiten. Danton ließ sich von seiner Freude verblenden. Er dachte nicht an ein Risiko, als er seinen eigenen Sohn in die Amtsräume des Gemeinsamen Büros der Vereinigten Handelsvertreter, des GBVH, einführte, eines glänzenden Gebäudes aus Glas und rostfreiem Stahl am Paseo de la Reforma, wenige Meter von der Kolumbus-Statue und dem Revolutionsdenkmal entfernt. Vorher hatte dort ein Haus gestanden,

das – mit seinen Mansarden und allem übrigen im Pariser Stil erbaut – mitten in Mexico-Stadt auf Schnee wartete, es hatte dem Dickarsch del Rosal gehört, dem alten porfiristischen Aristokraten, der sich bei Carmen Cortinas Soireen den Scherz erlaubte, sein Monokel (aus Gelatine) zu verschlingen. Doch La Reforma, jene Promenade, die Kaiserin Charlotte geplant hatte, um ihre Residenz im Schloß von Chapultepec mit dem Stadtzentrum zu verbinden, und die Maximilians Gemahlin als eine Nachbildung der *Avenue* Louise ihres heimatlichen Brüssel entworfen hatte, wurde einer Avenue in Houston oder Dallas immer ähnlicher, es wimmelte dort mittlerweile von Wolkenkratzern, Parkhäusern und Fast-food-Gaststätten.

Dort nun sollte Santiago als Praktikant arbeiten, sich in allen Etagen umsehen, damit er die Geschäfte kennenlernte, schließlich war er der Sohn des Chefs.

Er freundete sich mit dem Archivleiter an, einem Stierkampfliebhaber, dem er Eintrittskarten für die laufende Saison schenkte, die von Joselito Huerta und Manuel Capetillo beherrscht wurde. Er freundete sich mit den Telefonistinnen an, denen er Passierscheine für die Churubusco-Studios besorgte, damit sie Libertad Lamarque bei den Dreharbeiten sehen konnten, jene argentinische Tangosängerin, die Harry Jaffe in den Kinos von Cuernavaca zu sentimentalen Tränen gerührt hatte.

Wer war diese Señorita Artemisa, die Don Danton täglich anrief, warum behandelte man sie so zuvorkommend, wenn Santiago nicht in der Nähe war, und warum mit soviel Geheimnistuerei, sobald der Sohn des Chefs auftauchte? Wem gegenüber verhielt sich sein Vater

am Telefon derart respektvoll, daß es schon beinahe erniedrigend war – »Jawohl, Señor, wir sind dazu da, Ihnen zu helfen, Señor, wie Sie befehlen, Señor« –, ganz im Gegensatz zu seinem Ton all denen gegenüber, die nichts als schnelle, unerbittliche, trockene Anweisungen erhielten – »Das brauche ich auf der Stelle, Gutierritos, schlafen Sie nicht ein, hier ist kein Platz für faule Säcke, ich habe sowieso den Eindruck, daß Ihnen der Sack bis zu den Kniekehlen runterhängt, was ist los mit Ihnen, Fonseca, sind Sie nicht aus den Federn gekommen oder was, ich erwarte Sie in fünfzehn Sekunden, oder Sie denken über einen anderen Job nach« –, und es gab auch ernstere Drohungen: »wenn Sie etwas für Ihre Frau und Ihre Kinder übrighaben, dann empfehle ich Ihnen, zu tun, was ich Ihnen sage, nein, ich gebe Ihnen keine Anweisungen, ich befehle es Ihnen, Leuten wie Ihnen befiehlt man, Sie brauchen bloß dran zu denken, Reynoso, daß ich die Dokumente habe, es würde reichen, wenn ich sie dem Excélsior gebe, damit Sie zum Teufel gehen.«

»Wie Sie befehlen, Señor.«

»Bringen Sie mir die Akte hoch, aber zack, zack!«

»Mischen Sie sich nicht in Dinge ein, die Sie nichts angehen, Sie Scheißkerl, oder Sie wachen eines Tages mit abgeschnittener Zunge und den Eiern im Maul auf.«

Je tiefer Santiago in das von seinem Vater beherrschte Labyrinth aus Metall und Glas eindrang, mit desto größerer Innigkeit und zugleich Begierde – zwei Namen des Verlangens, aber auch der Liebe – bemühte er sich um Lourdes' Zuneigung. Sie faßten sich im Kino bei den Händen, blickten sich in den Cafétérias tief in die Augen,

küßten sich in Santiagos Wagen, gaben sich im Dunkeln einem Liebesspiel aus Berührungen hin – und warteten auf die Zeit, in der sie zusammenleben würden, um sich wirklich zu vereinen. Darin waren sie einer Meinung, so ungewöhnlich und manchmal sogar lächerlich es wirken mochte, wie es dem einen, dem anderen und manchmal allen beiden vorkam. Sie hatten etwas gemeinsam. Es erregte sie, den Akt hinauszuzögern. Sich einander in ihrer Phantasie vorzustellen.

Wer war Señorita Artemisa?

Sie hatte eine tiefe Stimme, die sie jedoch zu zuckersüßen Flötentönen erhob, wenn sie Danton am Telefon sagte: »Ich liehhh-be dich, mein kleiner Ton-Ton, ich liehhhbe dich, mein Süßer.« Santiago konnte sich vor Lachen kaum halten, wenn er, gänzlich unberechtigt, diesem Süßholzraspeln vom Nebenanschluß seines Vaters aus zuhörte, und noch mehr, wenn der gestrenge Don Danton zu seiner Süßen sagte: »Was sagt mein Tittchen, was fühlt meine kleine Eierräuberin, was ißt mein Miezchen, wenn ihr Schnäuzchen nach Pimmelchen schmeckt?« – »Wo ich meinen Schwanzsalat donnerstags doch nun mal so gern mag«, antwortete die heisere, professionell zärtliche Stimme.

»Lourdes«, sagte Santiago zu seiner Freundin, »die Sache entwickelt sich prächtig, bald kriegen wir heraus, wer diese Artemisa ist und wonach sie wirklich schmeckt, Ehrenwort. Mein Alter hat es faustdick hinter den Ohren!«

Er dachte nicht an die Untreue gegenüber der vernachlässigten Dona Magdalena, Santiago war kein Puritaner. »Aber ich bin neugierig, Lourdes.« – »Ich auch«, lachte

das Mädchen aus Oaxaca, während die beiden an einem Donnerstagabend darauf warteten, daß Danton aus dem Büro kam. Ganz allein, ohne Chauffeur, stieg der Papa in seinen unauffälligen Chevrolet und fuhr zur Calle Darwin in der Colonia Nueva Anzures, und Santiago und Lourdes verfolgten ihn in einem Ford, den sie gemietet hatten, um sich zu tarnen.

Danton parkte den Wagen und betrat ein Haus, dessen Eingang mit Gipsstatuen von Apollo und Venus geschmückt war. Die Tür schloß sich, und dann herrschte geheimnisvolle Stille. Nach einer Weile hörte man Musik und Gelächter. Lichter gingen in unregelmäßigen Abständen an und aus.

Sie kamen an einem Morgen wieder, als ein Gärtner die Hecken vor dem Haus beschnitt und ein Dienstmädchen die der Liebe geweihten Statuen abstaubte. Die Eingangstür stand halb offen. Lourdes und Santiago sahen etwas von einem normalen bürgerlichen Salon mit Brokatsesseln und Blumenvasen voller Callas, mit Marmorfußboden und einer Treppe wie in einem mexikanischen Film. Einen Augenblick später erschien oben auf der Treppe ein hochmütiger junger Mann mit sehr kurz geschnittenem Haar, seidenem Hausrock und Halstuch, und mit einer extravaganten Geste zog er sich weiße Handschuhe an.

»Was wollen Sie?« fragte er mit einer weit hochgereckten und stark ausgezupften Braue, die im Gegensatz zu seiner heiseren Stimme stand. »Wer sind Sie?«

»Pardon, wir haben uns in der Adresse geirrt«, sagte Lourdes.

»Proleten«, murmelte der Mann mit den Handschuhen.

»Ich nehme an, das dürfen Sie«, sagte der Archivleiter des GBVH zu Santiago. »Kommen Sie nur herein, wo Sie der Sohn des Chefs sind.«

Während sein Vater die Mahlzeiten im Focolare, Rivoli oder Ambassadeurs in die Länge zog, prüfte Santiago eingehend die Papiere der Firma, wie unter der Lupe, mit einem Gefühl, in dem sich Widerwille und trotz allem auch Liebe schmerzlich vereinten, denn der junge Rechtsreferendar konnte nicht umhin, sich zu sagen: Er ist mein Vater, von diesem Geld habe ich gelebt, mit diesem Geld wird meine Ausbildung bezahlt, diese Geschäfte sind das Dach und der Fußboden unseres Hauses, dank dieser Geschäfte fahre ich den neuesten Renault.

»Wir werden uns wie ein heimliches Liebespaar benehmen«, sagte Santiago zu Lourdes. »Denk immer daran, daß wir nicht gesehen werden.«

»Und?«

»Nichts weiter, meine Liebste! Ich meine es ernst – und *wohin* gehen wir, wenn man uns nicht sehen soll?«

»Santiago, hab dich nicht so. Willst du nicht lieber auf den Wagen deines Vaters warten?« entgegnete sie lachend.

Das Chez Soi war ein geräumiges, aber dunkles Lokal an der Avenida Insurgentes, die Tische standen weit voneinander entfernt, es gab keine zentrale Beleuchtung, jedes Tischchen hatte eine kleine, niedrige Lampe, alles lag im Halbdunkel. Die Tischtücher waren weiß mit roten Karos, um dem Ganzen eine besondere französische Note zu geben.

Lourdes und Santiago hatten Danton verfolgt, der drei Wochen hintereinander jeden Dienstag pünktlich um neun Uhr abends in dieses Lokal gegangen war. Er ging allein hinein und kam allein wieder heraus.

Heute nun kamen Santiago und Lourdes bereits um halb neun, nahmen Platz und bestellten zwei Cuba libre. Der französische Kellner sah sie geringschätzig an. An allen Tischen saßen Paare, nur an einem nicht. Eine Frau mit schamlosem Dekollete, das die Brüste halb zur Schau stellte, hob einen Arm, um sich die üppige rötliche Haarflut zu ordnen, und stellte dabei eine perfekt ausrasierte Achselhöhle zur Schau, holte eine Puderdose hervor und machte sich das mit einer dicken weißen Schicht bedeckte Gesicht rund um die ausgezupften Brauen, die hochmütigen Augen und die übermäßig wulstigen Lippen zurecht, wie eine heruntergekommene Joan Crawford. Auffällig war, daß sie das alles tat, ohne sich die weißen Handschuhe auszuziehen.

Als Danton eintrat, küßte er sie auf den Mund und setzte sich zu ihr. Lourdes und Santiago hatten längst ihre Rechnung bezahlt und sich in eine dunkle Ecke zurückgezogen. In dieser Nacht fuhren die jungen Leute zu zweiten Mal an die Küste von Oaxaca. Santiago saß die ganze Nacht am Steuer, ohne ein Wort zu sagen, hellwach bewältigte er die endlosen, schlangen-förmigen Kurven zwischen Mexico-Stadt, Oaxaca und Puerto Escondido. Lourdes schlief an seiner Schulter, und Santiago hatte nur Augen für die dunklen Formen der Landschaft, die großen Bergrücken, den rauhen, üppigen Leib des vielgestaltigen Landes, die Kiefernwälder und Agavenwüsten, die

Basaltmauern und Schneekronen, die riesigen Orgelkakteen, die plötzlich aufleuchtenden Blüten des Jacarandabaums. Eine einsame Geographie ohne Ortschaften und Einwohner. Das Land, das erst noch entstehen mußte, erlag dem hartnäckigen Drang, sich zunächst einmal in seine Bestandteile aufzulösen.

Das Meer tauchte um acht Uhr morgens vor ihnen auf. Am Strand war niemand. Lourdes erwachte mit einem Freudenschrei. »Das ist der beste Strand an der ganzen Küste«, rief sie und zog sich aus, weil sie ins Meer wollte. Auch Santiago stieg aus seinen Kleidern, und nackt liefen sie gemeinsam ins Meer. Der Pazifik wurde ihr Bettzeug, sie gaben sich Küsse, die tiefer waren als die grüne, ruhige See, sie fühlten, wie ihre Körper vom Wasser über dem Sandboden gehalten wurden, der kräftige Salzgeschmack erregte sie, und Lourdes hob die Beine an, als sie spürte, wie sich Santiagos Penis an ihrer Klitoris rieb, sie umschlang seinen Körper mit den Beinen, er umarmte sie und drang in sie ein, schlug kräftig gegen Lourdes' Muschel, damit sie außen spürte, was Frauen gefällt, während er drinnen Männerfreuden genoß, und sie verströmten sich und wuschen sich und verscheuchten die Möwen.

»Du mußt so schnell wie möglich die Spielregeln lernen«, hatte Danton zu Santiago gesagt, als sein Sohn im GBVH zur Arbeit erschienen war. »Wer aufsteigen will, tritt in die PRI ein und gibt sich mit dem zufrieden, was für ihn abfällt. So wird's gemacht. Solche Leute haben Erfolg. Was man ihnen anbietet, das nehmen sie. An einem Tag können sie Bürovorsteher, am nächsten Minister sein und übermorgen beim Tiefbauamt arbeiten. Darauf kommt es

nicht an. Man muß alles einfach so nehmen. Disziplin rentiert sich. Oder auch nicht. Aber es ist der einzige Weg. Genau da fängt der Verhaltenskodex für alle an, für die Aufsteiger und für uns, die schon oben sind. Verfeinde dich mit keinem, der Macht hat oder haben kann, Junge. Wenn es Streit gibt, dann nur, wenn es wirklich ernst wird, nicht wegen irgendeiner Kleinigkeit. Wirble keinen Staub auf. Dieses Land kommt nur auf den verschlungenen Bahnen eines Sargassomeers voran. Je vollständiger die Flaute ist, desto fester glauben wir, daß wir Fortschritte machen. Das ist ein Mysterium und ein Paradox, einverstanden. Sag nie was in der Öffentlichkeit, das Widerspruch herausfordert. Hier gibt es keine Probleme, Mexiko schreitet friedlich voran. Es herrscht nationale Eintracht, und wer sich empört und die Ruhe stört, der bezahlt das teuer. Wir erleben das mexikanische Wirtschaftswunder, wir wollen mehr als ein Huhn in jedem Kochtopf, wie die Gringos sagen. Wir wollen einen vollen Kühlschrank in jeder Familie, und wenn möglich nur mit Produkten aus den Supermärkten deines Großvaters Mister Aspirin, der in Gottes Schoß ruhen möge und den ich überzeugt habe, daß man Geschäfte im großen Stil machen muß. Ach, dieser Mister Aspirin hatte eine Krämerseele.«

Er goß sich zwei Fingerbreit Chivas Regal in ein schweres, geschliffenes Kristallglas, nahm einen Schluck und erzählte weiter.

»Ich bringe dich mit guten Leuten zusammen, Santiago, mach dir keine Sorgen. Man muß jung anfangen, das Problem ist nur, daß man durchhält. Die Politiker fangen auch immer jünger an, wie du weißt, doch von Ausnahmen

abgesehen, halten sie nicht lange durch. Wir Geschäftsleute, wir halten das ganze Leben durch. Uns wählt niemand, und solange wir keine öffentlichen Erklärungen abgeben, beachtet und kritisiert uns niemand. Nur nicht auffallen. Reklame und Eigenlob sind in unserem System Formen der Revolte. Vergiß sie. Riskiere nie, etwas zu sagen, was du bald schon bereuen wirst. Behalte für dich, was du denkst. Es darf keine Zeugen geben.«

Santiago nahm das Glas, das ihm sein Vater reichte, und trank es mit einem Schluck aus.

»So gefällt es mir«, erklärte Danton lachend. »Du hast die besten Voraussetzungen. Sei diskret. Gib dir keine Blöße. Rechne mit allen, aber schließe dich dem Besseren an, wenn der große Coup kommt, wenn der Präsidentschaftskandidat ernannt wird. Loyalität hat keinen Wert, dafür Entgegenkommen. Nutze die ersten drei Jahre von den sechs des Präsidenten, um Geschäfte zu machen. Danach kommt die Talfahrt, kommen die Verrücktheiten, die Träume, wiedergewählt zu werden oder den Nobelpreis zu erhalten. Präsidenten verlieren am Ende den Durchblick. Man muß sich mit dem Nachfolger arrangieren, der wird zwar vom amtierenden Präsidenten ausgesucht, doch sobald er selber an der Macht ist, haut er seinen Vorgänger, auch wenn er ihn ernannt hat, in die Pfanne, und mit ihm dessen Freunde und Familie. Du mußt dich in aller Stille durchlavieren, Santiago. Wir verkörpern die schweigende Kontinuität, laß die anderen die Zerreißprobe machen. Das ist oft ihr Untergang, ganz klar.«

Santiago solle die eine Kleine zum Tanz auffordern und die andere zum Abendessen einladen. Der Papa einer

dritten sei ein Partner Don Dantons und habe ein bescheidenes Vermögen von fünfzig Millionen Dollar, aber der Papa von Loli Parada komme auf runde zweihundert Millionen, und wenn er sich auch weniger leicht als der Partner beeinflussen lasse, liebe er seine Tochter doch innig und würde ihr alles geben, was…

»Alles?« fragte Santiago seinen Vater. »Was nennst du alles? Verdammt noch mal, du selbst machst es anders, mein hundsgemeiner kleiner Papa, auch wenn du all die Dokumente sehr gut versteckst, dein Archiv ist vollgestopft mit Beweisen, die du aufgehoben hast, damit du die erpressen kannst, die dir einen Gefallen getan haben, und damit du denen das Gedächtnis auffrischen kannst, denen du einen Gefallen schuldig bist, korrupt bist du, du hundsgemeiner Alter, sieh mich nicht so an, ich will mich nicht zusammennehmen, Gott verdammich, ich habe Fotokopien von allen deinen Scheißgeschäften, ich kann dir aus dem Gedächtnis sämtliche Schmiergelder aufzählen, die du von einem Minister erhalten hast, weil du eine Staatsangelegenheit für ihn so behandelt hast, als wäre sie Privatsache, ich kenne jeden Auftrag, den sie dir zugeschustert haben, damit du als Vermittler und Strohmann bei einem illegalen Immobilienkauf in Acapulco auftrittst, jeden Scheck, den sie dir ausgestellt haben, weil du dich als Aushängeschild für amerikanische Investoren bei Geschäften hergegeben hast, die Ausländern verboten sind, ich weiß von jedem Peso, den sie dir zugesteckt haben, weil du die Verantwortung für Genossenschaftsland übernommen hast, das sie geräumt haben, selbst wenn man dabei ein paar Bauern ermorden

mußte, damit ein Präsident und seine Partner dort ins Tourismusgeschäft einsteigen konnten, ich weiß Bescheid über den Tod von unabhängigen Gewerkschaftsgrößen und widerspenstigen Bauern-führern, für alles haben sie dich bezahlt und sie alle hast du bezahlt, du, mein Vater und Hurensohn, kein legales Geschäft hast du in deinem ganzen Scheißleben gemacht, du lebst vom System, und das System lebt von dir, die Beweise überführen dich, weil du sie brauchst, um die zu überführen, die dir gedient haben oder denen du gedient hast, aber jetzt ist Schluß mit dem Geheimnis, du lausiger Alter, von allem habe ich Kopien, das heißt, mach dir keine Sorgen, ich werde den Zeitungen schon nichts geben, was hätte ich davon?, ich sage kein einziges Wort, außer wenn du noch verrückter wirst, als du es schon bist, du erbärmlicher Lump, und mich umbringen läßt, für den Fall habe ich dafür vorgesorgt, dann kommt alles ans Licht – nicht hier, wo du die Journalisten bezahlst, du Scheißkerl, wo du alle korrumpierst, sondern in den Vereinigten Staaten, da, wo es dir weh tut, wo es deinen Ruin bedeutet, weil du Geld für die amerikanischen und mexikanischen Verbrecher wäschst, weil du die heiligen Gesetze der heiligen amerikanischen Demokratie verletzt, du bestichst ihre Bankangestellten, machst ihren Kongreß-abgeordneten kleine Geschenke, Gott verdammich, wo du sogar deine kleine persönliche Lobby in Washington organisiert hast, Ehrenwort, ich bewundere dich, Alter, du bist besser als Willie Mays, du erreichst alle *bases,* Ehrenwort, doch mehr als dich verachte ich das ganze Scheißsystem, zu dem du beigetragen hast, ihr seid von den Füßen bis zum Kopf und von Kopf bis Fuß verdorben, vom

Präsidenten bis zum letzten Polizisten seid ihr dreckiger als der trockene Scheißhaufen, den ihr seit vierzig Jahren unter euch aufteilt und der uns allen Essen liefert, zum Teufel mit dir, Don Danton Löpez-Dïaz, geh zum Teufel, ich will keine Scheiße fressen, ich will keinen Centavo von dir, ich will deine verdammte Visage nie wieder in meinem Leben sehen, ich will keinen einzigen von deinen Partnern wiedersehen, keinen einzigen Gewerkschaftsboß von der CTM, keinen Bauernbefreier von der CNC, keinen Banker, den die Regierung vor dem Bankrott gerettet hat, keinen einzigen, lieber gehe ich zum Teufel, ich will nur noch gegen euch alle kämpfen, und wenn mir was passiert, wirst du Schlimmes erleben, mein netter kleiner Papa.«

Santiago schleuderte seinem stummen, zitternden Vater die Kopien der Dokumente ins Gesicht. Dantons verkrampfte Finger berührten instinktiv die Alarmknöpfe, doch am Ende war er unfähig, etwas zu tun, fühlte sich in jenen hilflosen Zustand verdammt, in den ihn sein Sohn versetzen wollte.

»Denke daran. Von jedem Papier hier gibt es Kopien. In Mexiko. In den Vereinigten Staaten. An sicheren Orten. Schütze mich, Papa, weil du keinen anderen Schutz mehr hast als den deines ungehorsamen Sohns. Zum Teufel mit dir!«

Und Santiago umarmte seinen Vater, er klammerte sich an ihn und sagte ihm ins Ohr: »Ich hab dich lieb, Alter, du weißt, daß ich dich trotz allem liebhabe, du alter Dreckskerl.«

Am Weihnachtsabend 1965 hatte Laura Dïaz den Ehrenplatz am Tisch. Sie saß an der Stirnseite, die beiden

Paare neben ihr. Sie fühlte sich sicher, in gewisser Hinsicht vom harmonischen Bild der Liebe zwischen ihren Enkeln und ihren Freunden vervollkommnet. Sie war nicht mehr allein. Rechts von ihr kündigten ihr Enkel Santiago und seine Freundin Lourdes gerade an, sie wollten am letzten Tag des Jahres heiraten, sie würde im Juli ein Kind bekommen, er werde sich eine Arbeit suchen, und inzwischen…

»Nein«, unterbrach ihn Laura. »Hier ist dein Zuhause, Santiago. Du und Lourdes, ihr bleibt hier und macht eine alte Frau glücklich.«

Wenn sie den dritten Santiago bei sich hatte, war das so, als wären auch die anderen beiden da, der Altere und der Jüngere, der Bruder und der Sohn. Lourdes und Santiago sollten das Kind bekommen, und Santiago sollte seine Ausbildung abschließen. Es war eine Freude für sie, wenn sich das Haus mit Liebe und Lärm füllte.

»Dein Onkel Santiago hat nie seine Schlafzimmertür zugemacht.«

Das Haus mit einer glücklichen Liebe füllen. Laura wollte das junge, schöne Paar von Anfang an beschützen, vielleicht auch, weil bei diesem weihnachtlichen Festessen noch ein anderes Paar mit am Tisch saß, das sich erst nach dreißig Jahren vereint hatte und glücklich geworden war.

Basilio Baltazar hatte graue Haare bekommen, das zigeunerische, dunkle, scharfgeschnittene Profil aus seiner Jugend war ihm jedoch geblieben. Pilar Méndez hingegen zeigte die Verwüstungen eines an Schicksalsschlägen und Bedrängnissen reichen Lebens. Es ging nicht um

körperliche Entbehrungen, sie hatte keinen Hunger gelitten, ihr Elend war innerlich, ihr Gesicht offenbarte die Spuren der Zweifel, der zwiespältigen Freundschaftsbande, des ständigen Zwangs, sich entscheiden zu müssen und Wunden mit Liebe zu heilen, die Familienmitglieder, politische Freunde und Feinde und selbstverständlich die eigenen Wahnvorstellungen durch ihre Grausamkeit geschlagen hatten. Die Frau mit dem aschblonden Haar und den schadhaften Zähnen, deren iberisches Profil immer noch wirkte – eine Mischung aus Mohammedanern und Goten, Juden und Römern, als zeichnete sich in ihrem Gesicht die Landkarte ihres Vaterlandes ab. Und sie bewahrte die harten Worte in ihrem Gedächtnis, die man, wie in einer antiken Tragödie, vor der klassischen Szenerie des lateinischen Tors von Santa Fe gesprochen hatte.

»Die größte Treue besteht darin, ungerechten Befehlen nicht zu gehorchen.«

»Retten Sie sie im Namen der Ehre.«

»Hab Erbarmen.«

»Der Himmel ist voller Lügen.«

»Ich sterbe, damit mein Vater und meine Mutter sich für immer gegenseitig hassen.«

»Sie muß im Namen der Gerechtigkeit sterben.«

»Welcher Teil des Leids kommt nicht von Gott?«

Laura sagte zu Pilar, daß Santiago und Lourdes ein Recht darauf hätten, von dem Drama zu erfahren, das 1937 in Santa Fe geschehen sei.

»Es ist eine uralte Geschichte«, entgegnete Pilar.

»Es gibt keine Geschichte, die sich nicht in jeder Zeit wiederholt.« Laura streichelte die Hand der Spanierin. »Das sage ich dir.«

Pilar erklärte, sie habe sich damals angesichts des Todes nicht beklagt und wolle es auch jetzt nicht tun. Klagen vergrößerten nur den Schmerz. Sie seien überflüssig.

»Wir haben alle geglaubt, man hätte sie an jenem Morgen damals vor den Stadtmauern erschossen«, sagte Basilio. »Dreißig Jahre lang haben wir das geglaubt.«

»Warum?«

»Weil dein Vater es uns erzählt hat. Er war einer von uns, der kommunistische Bürgermeister von Santa Fe, natürlich haben wir es geglaubt.«

»Es gibt kein besseres Schicksal als einen unbekannten Tod«, erklärte Pilar und sah den jungen Santiago an.

»Warum, Señora?«

»Wenn man dich kennt, Santiago, mußt du die einen rechtfertigen und die anderen verdammen, und am Ende verrätst du alle.«

Basilio wollte den jungen Leuten sagen, was er Laura schon erzählt hatte, als er Urlaub erbeten hatte und in aller Eile nach Mexiko zurückgekehrt war, um seine Frau wiederzusehen, seine Pilar. Don Ălvaro Méndez, der Vater Pilars, hatte an jenem Morgen die Hinrichtung seiner Tochter nur vorgetäuscht und das Mädchen in einem verfallenen Haus in der Sierra de Gredos versteckt. Dort sollte es ihr an nichts fehlen, solange der Krieg dauerte, die Besitzer des nächsten Bauernhofs hielten sich aus dem Konflikt heraus und waren mit Don Ălvaro und Dona

Clemen-cia befreundet. Sie würden niemandem etwas verraten. Trotzdem sagte Pilars Vater seiner Frau Clemencia nichts. Die Mutter des Mädchens hielt an der Überzeugung fest, daß ihre Tochter eine Märtyrerin der nationalen Bewegung war. Das verkündete sie laut, als Franco gesiegt hatte. Don Ălvaro wurde am selben Ort standrechtlich erschossen, an dem eigentlich seine Tochter hatte sterben sollen. Die Mutter pflegte den Kult ihrer Märtyrertochter, sie weihte die Stätte, an der Pilar angeblich gestorben war. Die Leiche wurde nie gefunden, die Roten hatten sie gewiß in ein Massengrab geworfen.

Die Heldin Pilar Méndez, die von den Roten hingerichtete Märtyrerin, wurde in das Heiligenverzeichnis der Falange aufgenommen, während die wahre Pilar, die sich in den Bergen verborgen hielt, ein unsichtbares Leben führte. Zu Anfang wurde sie von zwiespältigen Gefühlen hin- und hergerissen und wußte nicht, ob sie zurückgehen und die Wahrheit sagen oder sich verstecken und den Mythos bewahren sollte, doch dann überzeugte sie der Tod ihres Vaters endgültig davon, daß die Geschichte in Spanien traurig ist und immer schlecht endet. Es war besser, unsichtbar zu bleiben und so das treue Andenken an ihren Vater und die heilige Unwahrhaftigkeit ihrer Mutter zu schützen. Sie fand sich damit ab, in der Obhut der mitleidigen Freunde ihrer Eltern zu leben, und später, als die sich vom Rachefeldzug Francos bedroht und eingekreist fühlten, suchte sie Zuflucht in einem Kloster von barmherzigen Unbeschuhten Karmeliterinnen, des von der heiligen Thérèse von Ävila gegründeten Ordens, und unterwarf sich fortan den strengen Grundsätzen, in denen

sie – der christlichen Liebe vertrauend und sehnlich danach verlangend, die Regeln der Ordensschwestern zu befolgen – eine Disziplin entdeckte, die, wenn man sich an sie gewöhnt hatte, das Heil verhieß: Armut, das wollene Karmeliterinnenkleid, grobe Sandalen, Enthaltung vom Fleischgenuß, Fegen, Spinnen, Beten, Lesen, denn die heilige Thérèse hatte ja gesagt, daß sie nichts für abscheulicher hielt als »eine dumme Nonne«.

Die Nonnen wurden bald auf Pilars Fähigkeiten aufmerksam, das Mädchen konnte lesen und schreiben, sie ließen sie die Bücher der Heiligen studieren, und im Lauf der Jahre identifizierten sie Pilar dermaßen mit dem altgewohnten Klosterleben (und billigten sogar eine gewisse persönliche Schroffheit, die sie an ihre heilige Ordensgründerin erinnerte, jene »ruhelose Frau«, wie König Philipp II. sie genannt hatte), daß die Behörden nichts einzuwenden hatten, als die Mutter Oberin um einen Passierschein für die bescheidene, kluge Klosterarbeiterin Ursula Sân-chez bat, die in Frankreich Verwandte besuchen wolle und keine Dokumente habe, weil die Kommunisten das Personenstandsregister ihres Heimatortes verbrannt hätten.

»Als ich fortging, war ich wie blind, aber ich hatte meine Vergangenheit so gründlich im Gedächtnis bewahrt, daß es mir in Paris nicht allzu schwerfiel, mich zu erinnern und zu entschließen, das nachzuholen, was mein Schicksal hätte sein können, wenn ich nicht mein ganzes Leben in Dörfern mit schmutzigem Wasser verbracht hätte, wo die Flüsse von den Bergen herabstürzen und sie mit einer weißen Kalkschicht überziehen. Die Nonnen hatten mir

eine Empfehlung an ein paar Theresianerinnen in Paris mitgegeben. Ich ging auf den Boulevards spazieren, fand meinen weiblichen Geschmack wieder und sehnte mich nach eleganter Kleidung, ich war vierunddreißig, ich wollte schön aussehen und gut gekleidet sein, suchte mir Freunde im diplomatischen Korps und bekam eine Stellung im Mexiko-Haus, lernte einen reichen Mexikaner kennen, dessen Sohn in Paris studierte, wir fingen ein Verhältnis an, und er hat mich mit nach Mexiko genommen, er war ungeheuer eifersüchtig, und dann habe ich in Acapulco gelebt, war in einem tropischen Käfig eingesperrt, Papageien über Papageien gab es da, er schenkte mir Schmuck, und ich hatte plötzlich das Gefühl, mein ganzes Leben in Käfigen verbracht zu haben, in einem Dorf, einem Kloster und schließlich diesem goldenen Käfig, immer als Gefangene, vor allem von mir selbst eingesperrt, zunächst, um meinen Vater nicht zu verraten, dann, um meiner Mutter nicht ihre selbstzufriedene Verbitterung und den Glauben zu nehmen, ich sei als Heilige gestorben, damit sie sich selbst für heilig halten konnte; allzusehr hatte ich mich daran gewöhnt, im verborgenen zu leben, eine andere zu sein, das Schweigen zu bewahren, das mir die anderen auferlegten, meine Eltern, der Krieg, Spanien, die Dörfler, die mich beschützten, die Nonnen, die mir Zuflucht gaben, der Mexikaner, der mich nach Amerika mitgenommen hatte.«

Sie hielt einen Moment inné, während alle ringsum aufmerksam schwiegen. Die Welt sah sie als ein Opfer an. Sie mußte sich für die Welt opfern. Welcher Teil unseres Leids kommt von den übrigen, welcher von uns selbst?

Sie sah Basilio an. Sie ergriff seine Hand.

»Dich habe ich immer geliebt. Ich habe geglaubt, daß mein Tod unsere Liebe bewahren würde. Mein Stolz bestand darin, zu glauben, daß es kein besseres Schicksal als einen unbekannten Tod gibt. Wie sollte ich das geringschätzen, wofür ich im Leben am dankbarsten war, deine Liebe, die Kameradschaft Jorge Mauras und Gregorio Vidais, die bereit waren, mit mir zu sterben, wenn es sein mußte?«

»Erinnerst du dich?« Basilio unterbrach sie. »Wir Spanier sind Hirtenhunde des Todes. Wir riechen und verfolgen ihn, bis man auch uns tötet.«

»Ich würde alles dafür geben, wenn ich noch einmal von vorn anfangen könnte«, bekannte Pilar traurig. »Damals war mir mein engstirniger politischer Kampfgeist wichtiger als die Zuneigung dreier wunderbarer Männer. Hoffentlich können sie es mir verzeihen.«

»Gewalt bringt gern neue Gewalt hervor«, sagte Laura lächelnd. »Zum Glück aber auch Liebe, gern neue Liebe. Meist haben wir am Ende gleich viel von beidem.« Sie nahm die Hand von Lourdes rechts von ihr und die Pilars links von ihr.

»Als ich von der Fotoausstellung über spanische Emigranten hörte, bin ich gleich aus Acapulco mit dem Flugzeug hergekommen und habe den leeren Bildrahmen Basilios gefunden.« Pilar blickte Laura an. »Aber wenn du nicht gekommen wärst, hätten Basilio und ich uns nie wiedergefunden.«

»Wann haben Sie Ihrem mexikanischen Liebhaber

gesagt, daß Sie nicht mehr zu ihm zurückkehren?« fragte Santiago.

»Sobald ich den leeren Rahmen gesehen habe.«

»Das war mutig von Ihnen, Basilio hätte ja auch tot sein können.«

»Nein.« Pilar errötete. »Alle Bilder hatten ein Geburtsdatum und ein Todesdatum, wenn es das gab. Das Todesdatum fehlte bei Basilio. Soviel wußte ich.«

Die jungen Leute sagten nicht viel. Sie konzentrierten sich ganz auf Pilars und Basilios Geschichte. Santiago wechselte jedoch einen liebevollen Blick mit seiner Großmutter, und dort, in Laura Dïaz' Augen, entdeckte er etwas Wunderbares, etwas, wovon er Lourdes später erzählen wollte, er durfte es nicht vergessen. Laura Dïaz' Blick, ihre ganze Haltung erfaßte die Anwesenden und war seinerseits offen für sie, gab ihnen eine Stimme und forderte sie auf, einander anzusehen und in den Gedanken der anderen zu lesen, sich liebevoll zu offenbaren.

Sie war das Gleichgewicht der Welt.

Laura Dïaz hatte es gelernt zu lieben, ohne Erklärungen zu verlangen, genau wie sie gelernt hatte, die anderen mit ihrer Kamera und ihren Augen so zu sehen, wie diese sich selbst vielleicht nie sehen würden.

Nach dem Essen las sie ein kurzes Glückwunsch-schreiben Jorge Mauras vor, das er aus Lanzarote geschickt hatte. Laura hatte nicht widerstehen können und ihm von der Neuigkeit der wunderbaren, unerwarteten Wiederbegegnung von Pilar Mén-dez und Basilio Baltazar geschrieben.

Jorges Brief bestand lediglich aus der Frage: »Welcher Teil des Glücks kommt nicht von Gott?«

In der Silvesternacht heirateten Lourdes Alfaro und Santiago Dîaz-Pérez. Trauzeugen waren Laura Dïaz, Pilar Méndez und Basilio Baltazar.

Laura dachte an einen vierten Zeugen. Jorge Maura. Sie würden sich nie wiedersehen.

## *XXIII. Tlatelolco: 1968*

»Niemand hat das Recht, eine Leiche zu identifizieren. Niemand hat das Recht, einen der Toten abzuholen. In der Stadt darf es morgen keine fünfhundert Trauerzüge geben. Werft sie in ein Massengrab. Niemand darf sie identifizieren.«

»Laßt sie verschwinden.«

Laura Dïaz fotografierte ihren Enkel Santiago in der Nacht des 2. Oktober 1968. Sie kam von der Calzada de la Estrella, weil sie sehen wollte, wie der Zug auf die Plaza de las Très Culturas strömte. Sie hatte alle Höhepunkte der Studentenbewegung fotografiert, von den ersten Demonstrationen bis zur immer massiveren Präsenz der Polizei und dem Bazookaschuß, der die Tür der Vorbereitungsschule auf Abitur und Studium zertrümmerte, bis zur Besetzung der Universitätsstadt durch die Armee, der blindwütigen Zerstörung von Labors und Bibliotheken, dem Protestmarsch der Universität mit Rektor Javier Barros Sierra an der Spitze, dem die übrigen Hochschulangehörigen folgten, und den Kundgebungen auf dem Zocalo, bei denen man dem Präsidenten Gustavo Dïaz Ordaz zurief: »Großmaul, komm raus auf den Balkon«, und schließlich dem Schweigemarsch mit hunderttausend geknebelten Bürgern.

Laura nahm die Diskussionsabende mit Santiago, Lourdes und dem Dutzend oder mehr junger Männern und Frauen auf, die sich leidenschaftlich an den Ereignissen

beteiligten. Das zweijährige Kind, Santiago IV., schlief in dem Zimmer, das seine Urgroßmutter für ihn in der Wohnung an der Plaza Rio de Janeiro eingerichtet hatte, indem sie alte Bildarchive wegräumte und sich von allerlei Unbrauchbarem trennte, auch wenn für sie damit in Wirklichkeit kostbare Erinnerungen verbunden waren. Doch Laura sagte zu Lourdes, mit siebzig müsse man das, was der Erinnerung würdig sei, sowieso im Gedächtnis bewahren – das und nichts anderes, sonst breche man unter der Bürde der wahllos angehäuften Vergangenheit zusammen.

Die Vergangenheit hatte viele Gestalten. Für Laura war sie ein Ozean aus Papier.

War ein Foto etwas anderes als ein in Ewigkeit verwandelter Augenblick? Der Fluß der Zeit ließ sich nicht aufhalten, und wollte man sie insgesamt bewahren, würde man unweigerlich dem Wahnsinn verfallen. Die Zeit, die unter Sonne und Sternen vergeht, verrann auch in einer unbewohnten Welt weiter, einer Mondlandschaft, mit und ohne uns. Die »menschliche« Zeit bedeutete, den Augenblick zu privilegieren, ihm das Gewicht der Ewigkeit zu geben. Das alles drückte auch das Gemälde ihres Sohns aus: Wir sind nicht gefallen, sondern steigen auf.

Wehmütig blätterte Laura die Kontaktbögen durch, warf weg, was sie für entbehrlich hielt, um das Zimmer für ihren Urenkel frei zu machen. »Streichen wir es blau oder rosa an?« fragte Lourdes lachend, und Laura stimmte in das Lachen ein; ob das Baby ein Mädchen oder ein Junge wurde, auf jeden Fall mußte es in einer Wiege schlafen, die von Fotogerüchen eingehüllt wurde, die Wände rochen

nach feuchten Filmen, Entwicklerbad und Abzügen, die wie frischgewaschene Kleidung an Holzklammern hingen, die ebensogut zu einem Wäscheständer gepaßt hätten.

Sie sah die wachsende Begeisterung ihres Enkels, und sie hätte ihn gern gewarnt, laß dich nicht von der Stimmung hinreißen, in Mexiko wird derjenige, der an etwas glaubt und seinen Glauben auf der Straße bekundet, sehr schnell mit Enttäuschung bestraft. »Was man uns in der Schule beigebracht hat«, erklärte Santiago wieder einmal seinen Kameraden, die zwischen siebzehn und fünfundzwanzig Jahren alt waren, Brünetten und Blonden, »wie Mexiko ist, ein Land in den Farben des Regenbogens«, sagte ein hübsches Mädchen mit tiefdunkler Gesichtsfarbe und leuchtendgrünen Augen, dessen Haarmähne bis zur Taille reichte, »ein Land, das auf den Knien liegt und auf die Füße gestellt werden muß«, sagte ein großer braunhäutiger Junge mit winzigen Augen, »ein demokratisches Land«, sagte ein blasser Kleiner, der muskulös und unerschütterlich wirkte, aber eine Brille trug, die ihm ständig von der Nase rutschte, »ein Land, das sich der großen Rebellion von Berkeley, Tokio und Paris anschließt, ein Land, in dem es von nun an verboten ist zu verbieten und in dem die Phantasie an die Macht kommen wird«, sagte ein blonder, typisch spanisch wirkender Kerl mit Vollbart und eindringlichem Blick, »ein Land, in dem wir einander nicht vergessen«, sagte ein anderer, indianisch aussehender, ernster Junge, der sich hinter dicken Brillengläsern versteckte, »ein Land, in dem wir uns lieben können«, sagte Lourdes, »ein Land ohne Ausbeuter«, sagte Santiago, wir demonstrieren nur für das auf der Straße, was

man uns in der Schule beigebracht hat, man hat uns im Geist von Ideen erzogen, die Demokratie, Gerechtigkeit, Freiheit, Revolution heißen.« – »Sie haben von uns verlangt, an all das zu glauben, Dona Laura.« – »Kannst du dir einen Schüler oder Lehrer vorstellen, Großmutter, der Diktatur, Unterdrückung, Ungerechtigkeit und Reaktion verteidigt?« – »Sie haben riskiert, daß wir ihnen ins Gesicht blicken«, sagte der große Braunhäutige, »und daß wir Forderungen stellen«, sagte der mit der dicken Brille, »hört zu, wo gibt es das wirklich, was sie uns in der Schule beigebracht haben?« – »Hört zu«, fiel die Dunkelhäutige mit den grünen Augen in den Chor ein, »was glauben sie denn, wen sie hinters Licht führen können?« – »Paßt auf«, sagte der Bärtige, »seht uns nur an, wir sind Millionen, dreißig Millionen Mexikaner, die jünger als fünfundzwanzig sind.« – »Glauben die denn, daß sie uns weiter betrügen können«, rief der energische Große mit den winzigen Augen und sprang auf, »wo ist die Demokratie, besteht sie in den von der PRI organisierten Wahlfarcen, wenn die Urnen schon im voraus vollgestopft werden?« – »Wo ist die Gerechtigkeit«, fuhr Santiago fort, »in einem Land, in dem sechzig Leute mehr Geld haben als sechzig Millionen?« – »Wo gibt es Freiheit?« fragte die Langhaarige. »In den Gewerkschaften, die von korrupten Bonzen geknebelt werden? In den Zeitungen, die an die Regierung verkauft sind?« setzte Laura hinzu. »Im Fernsehen, das uns die Wahrheit verheimlicht?« – »Wo ist die Revolution?« schloß der blasse Kleine. »In den vergoldeten Namen Villas und Zapatas, die im Abgeordnetenhaus eingemeißelt sind?« schloß auch

Santiago. »In den Statuen, die von Nachtvögeln und Papageien, den Rednern der PRI, vollgekackt sind?«

Es würde nichts nützen, wenn sie ihn warnte. Er hatte mit seinen Eltern gebrochen, sich mit seiner Großmutter identifiziert, die mit ihm, sie beide, Laura und Santiago, in einer Nacht mitten auf dem Zocalo gemeinsam niedergekniet war, gemeinsam hatten sie das Ohr an den Boden gedrückt und gemeinsam gehört, daß der blinde Aufruhr der Stadt und des Landes bald losbrechen würde.

»Die Hölle Mexikos«, sagte nun Santiago. »Sind Verbrechen, Gewalt, Korruption und Armut unabwendbar?«

»Rede nicht, Sohn. Höre zu. Bevor ich fotografiere, höre ich immer erst zu…«

Sie wollte für ihre Nachkommen eine helle, freie Gesellschaft. Die beiden hoben das Gesicht vom eiskalten Stein und sahen sich liebevoll an. Laura wußte, daß Santiago handeln würde, wie er es tat, sie wollte ihm nicht sagen: Du hast Frau und Kind, bringe dich nicht in Schwierigkeiten. Sie war nicht Danton, nicht Juan Francisco, sie war Jorge Maura, sie war der Gringo Jim an der Jarama-Front, ihr in Veracruz erschossener Bruder Santiago. Sie war wie all jene, die an allem zu zweifeln vermochten, sich um keinen Preis untätig mit allem abfinden würden.

Bei jedem Marsch, jeder Rede, jeder Universitäts-versammlung verkörperte Santiago den Wandel, und seine Großmutter begleitete und fotografierte ihn. Er ließ sich nicht davon beeindrucken, daß er fotografiert wurde, und

Laura betrachtete ihn mit der Liebe einer Genossin: Mit ihrer Kamera nahm sie alle Episoden des Wandels auf. Machmal lag diesem Wandel Ungewißheit zugrunde, manchmal Gewißheit, doch schließlich war jede Gewißheit, in Taten und Worten, weniger gewiß als der Zweifel. Die Gewißheit war das am wenigsten Gewisse.

Laura spürte während der Kampftage der Studentenrebellion, im Schein der Sonne und der Fackeln, daß der Wandel gewiß war, in all seiner Ungewißheit. In ihren Erinnerungen ließ sie die Heilslehren vorüberziehen, die sie in ihrem Leben gehört hatte, von der beinahe prähistorischen Frontstellung der französischen und britischen Alliierten gegen die Mittelmächte im Krieg von 1914 bis zum kommunistischen Glauben Vidais und dem anarchistischen Basilios, dem republikanischen Glauben Mauras und dem franquistischen Pilars, dem jüdisch-christlichen Glauben Raquels und auch der zwiespältigen Haltung Harrys, dem Opportunismus Juan Franciscos, dem unersättlichen Zynismus Dantôns und der Geistesfülle des toten Santiago, ihres ersten Sohnes.

Ihr Enkel, der neue Santiago, hatte sie alle über seine Großmutter Laura Dïaz beerbt, ob er es wußte oder nicht. Die Jahre mit Laura Dïaz hatten den Weg des »neuen« Santiagos, so nannte sie ihn, vorgezeichnet, als wäre er der neue Apostel Jakobus in der langen Reihe von Namensvettern des Sohnes des Zebedäus, der eines Nachts im Garten Gethsemane Zeuge der Verklärung Christi geworden war. Die Jakobusse, die »Donnersöhne«, hatten alle einen gewaltsamen Tod gefunden. Jakobus den Älteren hatten die Schwerter des Herodes durchbohrt. Jakobus der

Jüngere wurde auf Anordnung des Sanhédrins mit Stockschlägen getötet.

Die Geschichte kannte zwei Heilige mit dem Namen Jakobus, sie, Laura, hatte schon vier desselben Namens; ein Name, sagte sie sich, ist die Offenbarung unseres tiefsten Wesens. Laura, Lourdes, Santiago.

Der Glaube ihrer Freunde und Geliebten über die Jahre war heute der Glaube ihres Enkels, der mit Hunderten von jungen Mexikanern, Männern und Frauen, auf der Plaza de las Très Cul-turas ankam, dem uralten aztekischen Zeremonialzentrum von Tlatelolco, das allein vom ersterbenden Abendlicht im uralten Tal von Anâhuac erhellt wurde. Alles war hier alt, dachte Laura Dïaz, die indianische Pyramide, die Kirche, das Kloster und die Lehranstalt der Franziskaner, aber auch die modernen Gebäude, das Außenministerium, die Mehrfamilienhäuser, vielleicht war das Neueste am ältesten, weil es am wenigsten standhielt, es wurde bereits rissig und farblos, überall gab es zerbrochene Fensterscheiben, aufgehängte Wäsche, die Tränen allzu vieler Regenfälle und Schluchzer, die sich über die Mauern ergossen hatten: Die Laternen auf dem Platz und die Scheinwerfer der Prachtbauten leuchteten auf, die Innenräume wurden sichtbar, Küchen, Terrassen, Wohn- und Schlafzimmer. An einer Seite liefen Hunderte von jungen Leuten auf den Platz, die von überallher von Dutzenden Soldaten eingekreist wurden, auf den Dächern erschienen unruhige Schatten, Fäuste in weißen Handschuhen reckten sich empor, und Laura fotografierte die Gestalt ihres Enkels Santiago, sein weißes Hemd, sein albernes weißes Hemd, als verlangte er

selber danach, zur Zielscheibe der Kugeln zu werden, als sagte seine Stimme: Großmutter, wir finden keinen Platz in der Zukunft, wir Jungen wollen eine Zukunft, die uns Platz gibt, nicht die, die mein Vater für uns vorgeplant hat, und Laura nickte, an der Seite ihres Enkels hatte auch sie verstanden, daß die Mexikaner zeitlebens von einem anderen Land geträumt hatten, einem besseren Land, wie schon Großvater Felipe, der von Deutschland nach Catemaco gekommen war, wie Großvater Dïaz, der aus Teneriffa nach Veracruz ausgewandert war, sie alle träumten von einem besseren Land, einem arbeitsamen, ehrlichen Land, wie der erste Santiago von einem gerechten Land träumte, der zweite Santiago von einem kreativen, geradlinigen Land, und der dritte Santiago, der heute, in dieser Nacht des 2. Oktober 1968, inmitten einer Studentenmenge den Platz von Tlatelolco betrat, trug den Traum seiner Vorgänger weiter, und als Laura ihn auf den Platz kommen sah und ihn fotografierte, sagte sie: »Heute ist mein Enkel der Mann, den ich liebe.«

Sie schoß mit ihrer Kamera, die Kamera war ihre Waffe, und sie nahm nur ihren Enkel auf, obwohl sie wußte, wie ungerecht das war, auf den Platz strömten Hunderte junger Männer und Frauen und forderten ein neues Land, ein besseres Land, ein sich selbst treues Land, und sie, Laura Dïaz, hatte nur Augen für ihr eigen Fleisch und Blut, für den Helden aus ihrem Geschlecht, einen dreiundzwanzigj ährigen Jungen mit zerzaustem Haar, weißem Hemd, braunem Gesicht, honiggrünen Augen, sonnenhaften Zähnen und kräftigen Muskeln.

Ich bin deine Gefährtin, sagte Laura von weitem zu

Santiago. Ich bin nicht mehr die Frau, die ich einmal war, heute nacht gehöre ich dir, ich verstehe dich, wie ich Jorge Maura und den Gott verstehe, den er anbetet und um dessentwillen er den Fußboden des Klosters auf Lanzarote ableckt, ich sage ihm, mein Gott, nimm mir alles, was ich gewesen bin, gib mir Krankheit, gib mir den Tod, gib mir Fieber, Geschwüre, Krebs, Schwindsucht, gib mir Blindheit und Taubheit, reiß mir die Zunge heraus und schneide mir die Ohren ab, mein Gott, wenn es notwendig ist, damit mein Enkel, mein Land gerettet wird, töte mich, damit mein Vaterland und meine Kinder gesund bleiben, danke, Santiago, weil du uns alle gelehrt hast, daß es noch Dinge gibt, für die man in diesem verschlafenen, selbstzufriedenen, betrogenen und betrügerischen Mexiko des Jahres 1968, des Olympiajahres, kämpfen kann, danke, mein Sohn, weil du mich den Unterschied zwischen Leben und Tod gelehrt hast.

Der Aufruhr auf dem Platz glich jenem Erdbeben, das den Engel am Paseo de la Reforma von seiner Säule gestürzt hatte, Laura Dïaz' Kamera schwenkte hoch zu den Sternen und sah nichts mehr, zitternd drehte sie sich nach unten und entdeckte das Auge eines Soldaten, das sie wie eine Narbe anstarrte, die Kamera schoß, und die Gewehre schössen und erstickten die Lieder, Losungen und Rufe der Jugendlichen, und bald folgte eine entsetzliche Stille, in der man nur noch die Seufzer der Verwundeten und Sterbenden hörte, Laura suchte die Gestalt Santiagos und sah nichts als weiße Handschuhe an einem Firmament aus Fäusten, »Pflichterfüllung« und Sternen, die unfähig waren, etwas über das Geschehene zu erzählen.

Mit Kolbenschlägen verjagte man Laura vom Platz, man vertrieb sie nicht, weil sie Laura war, die Fotografin, die Großmutter Santiagos, man vertrieb die Zeugen, man wollte keine Zeugen. Laura versteckte ihre Filmrolle unter dem weiten Rock, an ihrem Geschlecht, den Geruch des Todes konnte sie nicht mehr fotografieren, er stieg von dem Platz auf, der mit dem Blut junger Menschen getränkt war. Der geblendete Himmel der Nacht von Tlatelolco, sie konnte ihn nicht mehr festhalten, konnte nicht mehr diese allumfassende Angst des großen städtischen Friedhofs abbilden, die Seufzer, die Schreie, die Echos des Todes. Die Stadt verfinsterte sich.

Hat nicht einmal Danton Pérez-Dïaz, der mächtige Don Danton, das Recht, den Leichnam seines Sohns zu holen? Nicht einmal er?

Welches Recht haben die junge Witwe und die Großmutter Santiagos, des jungen Rebellenführers? Wenn sie wollen, dürfen sie durch das Leichenschauhaus gehen und die Leiche identifizieren. Als ein Zugeständnis an den Herrn Anwalt Don Danton, einen persönlichen Freund des Herrn Präsidenten Don Gustavo Dïaz Ordaz. Sie dürfen ihn sehen, ihn aber nicht mitnehmen und beerdigen. Es wird keine Ausnahmen geben. Am dritten Oktober 1968 wird es in Mexico-Stadt keine fünfhundert Leichenzüge geben. Die würden den Verkehr blockieren. Das würde die Ordnung stören.

Laura und Lourdes betraten den eiskalten Saal, in dem ein sonderbares perlfarbenes Licht die nackten Leichen beschien. Sie lagen auf aufgebockten Holzplatten.

Laura hatte Angst, daß der Tod die Persönlichkeit der

nackten Opfer auslöschte. Das wäre der endgültige Sieg eines brutalen, von Eitelkeit, Arroganz, Angst und Grausamkeit um den Verstand gebrachten Präsidenten.

»Ich habe niemanden getötet. Wo sind die Toten? Na los, sie sollen etwas sagen. Sie sollen reden. Mir mit irgendwelchen Toten zu kommen!«

Für den Präsidenten waren sie keine Toten. Sie waren Unruhestifter, Umstürzler, Kommunisten, Ideologen des Verderbens, Feinde des Vaterlands, das sich in der Präsidentenschärpe verkörperte. Nur daß in der Nacht von Tlatelolco der Adler aus der Schärpe verschwand, er flog in weite Ferne, und die Schlange schämte sich und wechselte lieber die Haut. Der Feigenkaktus wurde von Würmern zerfressen, und das Wasser des Sees geriet wieder in Brand. Der See von Tlatelolco. Der Opferthron: Von der Pyramidenspitze wurde im Jahre 1473 der König der Tlatilcas hinabgeworfen, um die Macht der Azteken zu sichern, von der Pyramidenspitze wurden die Götzenbilder hinabgestürzt, um die Macht der Spanier zu sichern. An seinen vier Seiten wurde Tlatelolco vom Tod eingeschlossen, dem Tzompantli, der Mauer der eng zusammengedrängten, übereinanderliegenden Schädel, die sich zu einer riesigen grabesdüsteren Kette verbanden, Tausende Schädel bildeten Schutzwehr und Warnung der Macht, die in Mexiko immer wieder auf dem Fundament des Todes errichtet wurde.

Aber die Toten waren unverwechselbar, kein Gesicht glich dem anderen, jeder Körper ließ sich von den übrigen unterscheiden, jeder hatte seine eigene Haltung. Jede Kugel hatte ein anderes Blumenmuster auf Brust, Kopf oder

Schenkel gezeichnet, jedes männliche Geschlechtsteil ruhte in einer anderen Lage, jedes weibliche war eine einzigartige Wunde. Darin bestand der Triumph der jungen Ermordeten, damit überwanden sie eine straffreie Gewalt, die von vornherein wußte, daß sie mit einem Freispruch rechnen konnte. Als Präsident Gustavo Dïaz Ordaz zwei Wochen später die Olympischen Spiele eröffnete, ließ er einen Schwärm Friedenstauben aufsteigen und zeigte ein zufriedenes Lächeln, das so breit war wie seine blutbefleckte Visage. In der Präsidentenloge saßen mit einem Nationalstolz bekundenden Lächeln die Eltern Santiagos, Don Danton und Dona Magdalena. Das Land war dank der unerbittlichen Tatkraft des Herrn Präsidenten zur Ordnung zurückgekehrt.

Als sie den Körper Santiagos im improvisierten Leichenschauhaus fanden, warf sich Lourdes weinend auf den nackten Leichnam, Laura streichelte die Füße ihres Enkels und befestigte ein kleines Schild an Santiagos rechtem Fuß:

»Santiago der Dritte

1944 – 1968 eine Welt, die noch zu schaffen ist.«

Die alte und die junge Frau umarmten sich und betrachteten Santiago zum letzten Mal. Als sie hinausgingen, empfanden beide eine allgegenwärtige, unbestimmte Angst. Santiago war mit schmerzhaft verzerrtem Gesicht gestorben. Laura hatte von ganzem Herzen gewünscht, daß der Tote lächelte und dem Leichnam und ihnen den Frieden wiedergäbe.

Es ist eine Sünde zu vergessen, es ist eine Sünde, wiederholte sie immer wieder, und zu Lourdes sagte sie:

»Hab keine Angst.« Doch die junge Witwe fürchtete sich. Immer wenn es an die Tür klopfte, fragte sie sich: Ob er es ist, ob es ein Gespenst ist, ein Mörder, eine Maus, eine Kellerassel?

»Laura, wenn du die Möglichkeit hättest, jemanden wie einen Skorpion in einen Käfig zu sperren und ihn ohne Wasser und Brot an die Wand zu hängen…«

»Denk nicht daran, Tochter. Das verdient er nicht.«

»Laura, woran denkst du sonst noch, außer an ihn?«

»Ich denke, daß es Menschen gibt, die leiden und wegen ihres Leids unersetzlich sind.«

»Aber wer nimmt das Leid der anderen auf sich, und wer ist von dieser Pflicht befreit?«

»Niemand, Tochter, niemand.«

Sie hatten die Stadt dem Tod ausgeliefert.

Die Stadt war ein Barbarenlager.

Es klopfte an der Tür.

## *XXIV. Zona Rosa: 1970*

Laura, die alles mit ihrer Kamera gesehen hatte, blieb an diesem Augusttag 1970 vor dem Spiegel ihres Badezimmers stehen und fragte sich: Wie sehen mich die anderen?

Vielleicht hatte sie jene Erinnerung an eine Erinnerung bewahrt, die unser früheres Gesicht ist, nicht der einfache Rest der auf der Haut zurückbleibenden Jahre, nicht deren übereinander-liegende Schichten, sondern so etwas wie ein klares Bild: Ich bin so, wie ich mich in diesem Augenblick sehe, so bin ich immer gewesen. Der nächste Augenblick mag kommen, doch es ist immer nur ein einzelner Augenblick, selbst wenn ich in meinem Kopf alles gegenwärtig habe. Was zum Geist gehört, wird niemals aus ihm verschwinden, alles vergeht, außer dem, was für immer in meinem Gedächtnis lebt.

Ich bin das Mädchen aus Catemaco, die Debütantin von San Cayetano, die Braut aus Xalapa, die junge Ehefrau in Mexico-Stadt, die liebevolle Mutter und die untreue Gattin, die unbeirrbare Gefährtin Harry Jaffes, die Zuflucht meines Enkels Santiago, doch vor allem bin ich die Geliebte Jorge Mauras, von allen Gesichtern meines Lebens bewahre ich dieses eine in meinen Gedanken als das Gesicht aller Gesichter, das Antlitz, das alle übrigen enthält, das Abbild meines Glücks und meiner Leidenschaft, das Angesicht, das die Masken meines Lebens trägt, mein letzter Gesichtsknochen, der übrigbleibt, wenn der Tod mein

Fleisch verschlingt.

Der Spiegel zeigte ihr nicht das Gesicht der Laura Dïaz der dreißiger Jahre, das sie sich als ewig vorgestellt hatte, obwohl sie wußte, daß es vergänglich war. Sie las sehr viele Texte über Anthropologie und das alte Mexiko, um die Gegenwart, die sie fotografierte, besser zu verstehen. Die alten Mexikaner hatten das Recht, sich für den Tod eine Maske auszusuchen, ein ideales Gesicht für die Reise nach Mictlan, dem Jenseits der Indios, das zugleich Hölle und Paradies war. Wenn Laura eine India gewesen wäre, hätte sie die Maske ihrer Liebestage mit Jorge ausgesucht und sie über allen anderen getragen, denen ihrer Kindheit und Jugend, ihrer Erwachsenenjahre und ihres Alters. Nur die Agonie ihres Sohns Santiago würde mit jener leidenschaftlichen Liebe zu Maura wetteifern, aber diese Liebe gab ihr Glücksverlangen wieder. Sie bestimmte das geistige Bild, das sie sich von sich selbst machte und das sie an diesem Augustmorgen 1970 im Spiegel sehen wollte. Doch der Spiegel war an diesem Morgen der Frau treuer als die Frau selbst.

Sie hatte sich immer sehr sorgfältig um ihre äußere Erscheinung gekümmert. Ganz früh schon, als sie die lächerlichen Wandlungen beobachtete, denen die Frisuren Elizabeth Garcfa-Duponts unterlagen, begriff sie, daß sie sich ein für allemal auf einen persönlichen Stil festlegen und den nie wieder aufgeben sollte. Das bestätigte ihr Orlando: »Zuerst änderst du deine Frisur, und du fühlst dich zufrieden und wie neu, aber dann merken die Leute, daß sich in Wirklichkeit dein Gesicht verändert hat, seht euch die Krähenfüße an, seht euch die Falten auf der Stirn

an, ach, ach, ach, sie ist längst in die Jahre gekommen, sie ist eine alte Schachtel.« Laura Dïaz behielt aus Spielerei die Stirnlocke, mit der sie sich bereits als Mädchen geschmückt hatte, um die hohe, breite Stirn zu verdecken und das lange Gesicht zu verkürzen. Als sie Jorge Maura kennenlernte, beschloß sie, den Bubikopf der mexikanischen Nachahmerinnen Clara Bows abzulehnen, danach das von der seidig zarten Jean Harlow in Mode gebrachte Platinblond, und schließlich die Dauerwelle der einheimischen Irene Dünnes. Sie zog das Haar im Nacken straff und betonte so die breite Stirn und die »italienische« Nase, wie Orlando sie nannte, die aristokratisch fein hervortrat, aber auch so nervös, als wollte sie ständig alles erkunden. Sie verschmähte das wie von einem Bienenstich durchbohrte Kußmündchen Mae Murrays, der »Lustigen Witwe« von Stroheims, und den ungeheuer breiten Mund Joan Crawfords, der wie ein furchterregendes Eingangstor zur Hölle des Geschlechts bemalt war. Sie ließ ihre schmalen Lippen ungeschminkt, die das gotische Bildwerk ihres Kopfes prägten, der Erbin von Rheinländern und Kanariern, von Ahnen aus Santander und Murcia, und verließ sich ganz auf die Schönheit ihrer Augen, der braunen Augen mit einem beinahe goldenen Schimmer, der in der Abenddämmerung grünlich und in der Erregung silbern wirkte. Jorge Maura hatte gesagt: »Ich komme mit deinem Blick, Laura, meine Liebste, laß mich deine offenen Augen sehen, wenn ich den Höhepunkt erreiche, mich erregen deine Augen.« Und es stimmte. »Das Geschlecht selbst ist nicht schön, es ist grotesk«, sagte Laura Dïaz an diesem Augustmorgen 1970 zu ihrem Spiegel,

»uns erregen der Blick und die Haut, der Widerschein des Geschlechts im Blick und auf der Haut bringt uns seinem unausweichlichen Labyrinth nahe, dem Schlupfwinkel der großen Spinne der Lust und des Todes.«

Längst schon studierte sie ihren Körper im Bad nicht mehr. Sein Altern beunruhigte sie nicht. Seit Frida Kahlo nicht. Frida hatte ihre Freundin Laura dazu gebracht, sich über ihren alternden, aber unversehrten Körper zu freuen. Frida Kahlo war zudem das beste Beispiel für einen unwandelbaren Stil, zu dem sie sich ein für allemal bekannt hatte, der unnachahmlich, majestätisch und einzigartig war. Was zumindest, was die wechselnden Kleidermoden anging, für ihre Freundin und gelegentliche Sekretärin Laura Dïaz nicht galt. Laura fuhr mit der Hand über die im Wandschrank hängenden Kleider aus früheren Zeiten, die kurzen Flapper-Kleider der Zwanziger, die langen weißen Satinkleider der Dreißiger, das Kostüm der Vierziger, Christian Diors New Look, als der weite Rock zurückkehrte und den Stoffmangel der Kriegszeit überwand. Nach dem Besuch auf Lanzarote jedoch hatte sich Laura für Bequemeres entschieden, beinahe eine Tunika, ohne Knöpfe, Reißverschlüsse und Gürtel, ohne jede Behinderung, eine lange Mönchskutte, die sich ohne weitere Umstände anziehen und ablegen ließ und für sie ideal war; als verliehe der einfache, behagliche Baumwollstoff ihr Flügel, alle Stufen México-Stadts, des amerikanischen Roms, zu bewältigen, des urbanen Zentrums aus vier, fünf, sieben übereinander-liegenden Schichten, die hoch wie schlummernde Vulkane und tief wie der Abglanz eines rauchenden Spiegels waren.

An diesem Augusttag 1970, während es draußen regnet und die dicken Tropfen an das Riffelglas des Badezimmers klatschen, zeigt mir der Spiegel nicht mehr mein Lieblingsgesicht, das meines dreißigsten Lebensjahres, sondern das meines zweiundsiebzigsten Lebensjahres, wahrhaftig, ohne Beschönigung. Die hohe Stirn trug Falten, und die Augen mit ihrer dunklen Honigfarbe waren in dichten Schatten und unter Lidern verborgen, die wie verschlissene Vorhänge herabsanken, die Nase reckte sich stärker empor, als Laura es in Erinnerung gehabt hatte, die Lippen waren ungeschminkt und aufgesprungen, die Mundwinkel und Wangen ramponiert wie allzuoft benutztes Chinapapier, mit dem man allzu viele unnütze Geschenke eingewickelt hatte, und dann kam, was sich durch nichts verschleiern ließ, ihr alter Hals.

Eine Haut wie an einem Truthahnschnabel, erbärmlich! Laura beschloß, den Spiegel auszulachen und sich selbst weiter zu lieben, ihren Körper zu lieben und ihr angegrautes Haar.

Sie faltete die Hände über der Brust und spürte, daß sie eiskalt waren. Sie sah das Abbild ihrer Hände mit den von der Zeit zerschnittenen Linien und erinnerte sich an ihren jungen Frauenkörper, der heiß begehrt und gut herausgestellt oder versteckt wurde, je nachdem, wie es der große Souffleur der Eitelkeit, Lust, Schönheit und Verführungskunst entschied.

Sie liebte sich auch weiter.

»Rembrandt hat sich in allen Lebensphasen selbst gemalt, von der Jugend bis ins Alter«, sagte Orlando Ximénez, als er sie zum x-ten Mal in die Schottische Bar

des Hotel Présidente in der Zona Rosa eingeladen hatte und sie, *for old time's sake,* wie Orlando nachdrücklich betonte, endlich einmal zustimmte, ihn um sechs Uhr abends zu treffen – da war die Bar noch leer – und sich eine Weile mit ihm zu unterhalten. »Es gibt keine ergreifenderen Bilddokumente als die dieses großen Künstlers, der es sein ganzes Leben lang vermochte, sich ohne die geringste Idealisierung zu sehen, und der den Höhepunkt mit einem Selbstporträt als alter Mann erreichte, dessen Blick alle vorhergehenden Lebensepochen enthielt, alle ohne Ausnahme, als offenbarte das Alter nicht nur die Totalität eines Lebens, sondern auch *jedes einzelne* der vielfältigen Leben, die wir geführt haben.«

»Du bist immer noch ganz der Ästhet«, lachte Laura.

»Nein, hör zu. Rembrandts Augen unter den alten Lidern sind beinahe vollständig geschlossen. Sie tränen, nicht aus Rührung, sondern weil das Alter unseren Blick wäßrig macht. Schau mir in die Augen, Laura, ständig muß ich sie mir trockenwischen! Ich sehe aus wie jemand, der Stockschnupfen hat!« Nun lachte auch er, und mit zitternder Hand nahm er sein Glas schottischen Whisky mit Soda.

»Du siehst sehr gut aus, kerngesund«, kam ihm nun Laura zuvor, denn sie bewunderte die magere, schlanke Gestalt ihres früheren Liebhabers tatsächlich, Orlando wirkte rüstig und kleidete sich mit altfränkischer Eleganz, als herrschte noch die Mode des Duke of Windsor, das zweireihige graukarierte Sakko, die Krawatte mit dem breiten Knoten, die weiten Hosen mit Umschlag, die Church-Schuhe mit dicker Sohle.

Orlando sah aus wie ein gutgekleideter alter Besen, der von einem Schädel mit schütterem grauem, an den Schläfen reichlich pomadisiertem Haar gekrönt wurde, sorgfältig glattgestrichenen, wenn auch dünnen Strähnen, der Nacken war kahl. Die leicht gebeugte Gestalt sollte Höflichkeit bekunden, in Wirklichkeit verriet sie jedoch sein Alter.

»Laß mich ausreden, das Wunderbare an diesem letzten Porträt des alten Rembrandt ist, daß der Künstler angesichts der Verwüstungen der Zeit nicht mit der Wimper zuckt, vielmehr ermöglicht er uns, nicht nur an all seine Lebensalter zu denken, sondern auch an unsere, damit wir das Bild zurückbehalten, das seine Augen eines resignierten, aber schlauen Greises bewahren.«

»Was für ein Bild ist das?«

»Das Bild ewiger Jugend, Laura, weil es das Bild der künstlerischen Kraft ist, die das ganze Werk geschaffen hat, das der Jugend, der Reife und des Greisenalters. Das ist das wahre Bild, das uns das letzte Porträt Rembrandts bietet: Ich bin ewig jung, weil ich ewig schöpferisch bin.«

»Wie wenig Mühe dich alles kostet.« Laura lachte wieder, diesmal abwehrend. »Oberflächlich zu sein, grausam, charmant, unschuldig, pervers. Und manchmal sogar intelligent.«

»Laura, ich bin ein Glühwürmchen, ich leuchte und verlösche, ohne es zu wollen.« Orlando erwiderte ihr Lachen. »Das ist meine Natur. Bist du mit ihr einverstanden?«

»Ich kenne sie.« Laura reagierte mit einer brillanten

Antwort. »Erinnerst du dich, daß ich dich beim erstenmal gefragt habe: Ist dein Körper mit mir einverstanden, bestehe ich die Prüfung?«

»Deine Frage erstaunt mich.«

»Warum?«

»Du redest über die Vergangenheit, als könnte sie sich wiederholen. Um mir gerade jetzt, hier und heute, einen Antrag zu machen.« Laura streckte eine Hand aus und streichelte die Orlandos. Der alte Goldring mit dem Monogramm war für seinen abgemagerten Finger zu groß geworden.

»Für mich«, sagte der ewige Verehrer, »stehen du und ich immer noch auf der Terrasse der Hazienda San Cayetano.«

Laura trank ihren trockenen Lieblingsmartini schneller, als es sich eigentlich gehörte. »Nein, wir haben 1970 und sitzen in einer Bar der Zona Rosa, und es wirkt lächerlich, wenn du, was weiß ich, hier so an die romantische Schwärmerei unserer ersten Begegnung erinnerst, mein armer Orlando.«

»Verstehst du das nicht?« Der Greis runzelte die Stirn. »Ich wollte nie, daß unsere Beziehung zur Gewohnheit wurde und damit abkühlte.«

»Mein armer Orlando, das Alter hat alles abgekühlt.«

Orlando starrte auf den Grund des Whiskyglases. »Ich wollte nie, daß die Poesie zur Prosa wurde.«

Laura schwieg ein paar Sekunden. Sie wollte die Wahrheit sagen, ohne ihren alten Freund zu verletzen, wollte dabei aber nicht ihr eigenes Alter mißbrauchen, um

von einer ungerecht hohen Warte aus zu urteilen. Das war eine der Versuchungen des Alters, daß man ungestraft Urteile abgab. Aber Orlando kam ihr eilig zuvor.

»Laura, willst du meine Frau werden?«

Laura antwortete nicht, sondern sagte sich selbst nacheinander drei Wahrheiten und wiederholte sie mehrmals: Abwesenheit vereinfacht die Dinge, ein Nachspiel verdirbt sie, Gründlichkeit tötet sie. Bei Orlando bestand die Versuchung darin, daß sie es sich einfach machte und sich zurückzog. Wenn sie sich jetzt jedoch schnell von einem Mann und einer Situation distanzierte, die der Lächerlichkeit nahekamen, wäre das so etwas wie ein Verrat, und das wollte sie um jeden Preis vermeiden. Ich verrate mich selbst und meine Vergangenheit nicht, wenn ich in diesem Augenblick nicht fliehe, nicht vereinfache und nicht lache, wenn ich mich in diesem Augenblick auf ein Nachspiel einlasse, obwohl ich einer Katastrophe entgegengehe, wenn ich die Dinge ergründe, dem Tod…

»Orlando.« Laura rückte näher an ihn heran. »Wir haben uns in San Cayetano kennengelernt. In der Hauptstadt sind wir ein Liebespaar geworden. Als du verschwandest, hast du mir einen Brief hinterlassen, in dem du erklärtest, du wärest nicht, was du sagst, und auch nicht, was du scheinst. Du näherst dich allzusehr meinem Mysterium, hast du mir vorgeworfen.«

»Nein, ich habe dich gewarnt.«

»Du hast es mir unter die Nase gerieben, Orlando. Ich möchte mein Geheimnis lieber für mich behalten, hast du

mir damals geschrieben. Ohne Mysterium, hast du hinzugesetzt, würde unsere Liebe den Reiz verlieren.«

»Aber ich habe dir auch gesagt: Ich werde dich immer lieben…«

»Orlando, Orlando, mein armer Orlando. Jetzt sagst du mir, daß die Zeit gekommen sei, zu heiraten. Ist also Schluß mit dem Geheimnis?«

Mit wirklicher Zuneigung streichelte sie seine sehnige, kalte Hand.

»Orlando, sei dir selbst treu, bis zum Ende. Entziehe dich weiter jeder verhängnisvollen Entscheidung. Weiche jedem endgültigen Abschluß aus. Sei Orlando Ximénez, laß alles in der Schwebe, laß alles offen und unvollendet. Das ist deine Natur, hast du das nicht begriffen? Es ist das, was ich an dir immer am meisten bewundert habe, mein armer Orlando.«

Orlandos Whiskyglas verwandelte sich zunehmend in eine Glaskugel. Als wollte der alte Mann wahrsagen. »Ich hätte dir damals einen Heiratsantrag machen sollen, Laura.«

»Wann?« Sie spürte, wie ihre Kräfte schwanden.

»Willst du mir erklären, ich sei das Opfer meiner eigenen Perversität geworden? Habe ich dich für immer verloren?«

Er wußte also nicht, daß dieses »für immer« schon ein halbes Jahrhundert früher eingetreten war, beim Tanz auf der tropischen Hazienda. Orlando hatte nicht gemerkt, daß er gleich damals, als sie sich kennenlernten, zu Laura »niemals« gesagt hatte, während er »für immer« sagen

wollte und einen Aufschub mit dem verwechselte, was er soeben gesagt hatte: »Ich wollte nie, daß unsere Beziehung zur Gewohnheit wurde – ich will nicht, daß du dich meinem Mysterium allzusehr näherst.«

Laura zitterte vor Kälte. Orlando hatte ihr eine Ehe in den Tod vorgeschlagen. Die Anerkennung, daß sich jetzt kein Spiel mehr spielen, keine Ironie mehr zur Schau stellen, kein Paradox mehr ergründen ließ. War Orlando sich bewußt, daß er, wenn er so redete, sein eigenes Leben, die geheimnisvolle und unvollendete Bestimmung seines ganzen Lebens verleugnete?

»Weißt du was?« sagte Laura lächelnd. »Ich erinnere mich an unsere ganze Beziehung wie an einen Roman. Willst du sein glückliches Ende schreiben?«

»Nein«, stotterte Orlando. »Ich will, daß er nicht endet. Ich will noch einmal von vorn anfangen.«

Er führte das Glas an die Lippen, hielt es so nahe, daß es seine Augen verbarg. »Ich will nicht allein sterben.«

»Vorsicht. Du willst nicht sterben, ohne zu wissen, was hätte sein können.«

*»That's right. What could have been. «*

Laura hatte Mühe, ihre Stimme zu beherrschen. Bekam sie einen hämmernden Klang, äußerte sie sich deutlich, faßte sie zusammen oder beschränkte sie sich auf wenige Worte, das alles jedoch mit der ganzen Zärtlichkeit, derer sie fähig war?

»Was sein konnte, ist längst gewesen, Orlando. Alles ist genau so eingetreten, wie es geschehen mußte.«

»Sollen wir uns damit abfinden?«

»Nein, vielleicht nicht. Vielleicht sollten wir ein paar Geheimnisse mit ins Grab nehmen.«

»Natürlich. Aber wo begräbst du deine Dämonen?« Orlando biß sich auf den abgemagerten Finger, an dem der schwere Goldring hin und her tanzte. »Wir alle tragen einen kleinen Teufel in unserem Inneren, der uns nicht einmal in der Stunde unseres Todes verläßt. Wir sind nie zufrieden.«

Als Laura aus der Bar kam, lief sie lange durch die Zona Rosa, das Modeviertel, das die neue Jugend in Massen besuchte, die das Massaker von Tlatelolco überlebt hatte und im Gefängnis oder Café landete, beides waren Kerker, beides bedeutete Eingesperrtsein. Diese Jugend hatte im Gebiet zwischen der Avenida Chapultepec, dem Paseo de la Reforma und der Avenida Insurgentes eine Oase aus Cafés, Restaurants, Passagen und Spiegeln geschaffen, dorthin ging man, blieb stehen, sah sich an und bewunderte sich, führte die neuen Moden vor: Minirock und Maxigürtel, die schwarzen Lackstiefeletten, die Hosen, deren Beine so weit wie die von Matrosen waren, und die Beatle-Mähne. Die Hälfte der zehn Millionen Einwohner dieser nomadischen Stadt war jünger als zwanzig, und in der Zona Rosa konnten sie etwas trinken, sich produzieren, flirten, sehen und gesehen werden, wieder glauben, daß die Welt ohne Blutvergießen, ohne die schlaflosen Nächte der Vergangenheit lebenswert war und sich vereinnahmen ließ.

Hier, in genau diesen Straßen, der Galle de Génova, Londres, Hamburgo und Amberes, hatten die verarmten Aristokraten der Dïaz-Ära gewohnt, hier wurden die ersten eleganten Nachtlokale – Casanova, Minuit, Sans Souci –

während des Zweiten Weltkriegs eröffnet, der die Haupstadt in ein kosmopolitisches Zentrum verwandelte. Hier, in der La-Votiva-Kirche, hatte Danton seinen kühnen Gipfelsturm begonnen, hier, auf dem Pa-seo de la Reforma, waren die jungen Leute Richtung Tlatelolco in den Tod marschiert, hier hatte man jene Cafés aufgemacht, die Heimstatt der literarischen Jugend wurden – Kineret, Tirol und Perro Andaluz –, hier befanden sich die von den Wohlhabenden geschätzten Gaststätten – Focolare, Rivoli, Estoril und das von allen bevorzugte Restaurant, das Bellinghausen mit seinen Spezialitäten, den Schmetterlingsraupen, Nudelsuppen, Ameiseneiern *und filetés chemita,* zarten Filetsteaks mit Huitlacoche-Pil-zen, dem köstlichen Pudding mit Eierlikör und den Krügen Bier, das kühler als in jedem anderen Lokal war. Und als die Metro eingeweiht wurde, erschienen gerade hier, von den Zügen ausgespuckt, die Gammler, Lebenskünstler und Jugendcliquen der verlorenen Viertel, wurden aus den Stadtwüsten an jenen Ort befördert, wo die Kamele tranken und die Karawanen ausruhten: der Zona Rosa, wie der Maler José Luis Cuevas sie getauft hatte.

Laura, die bisher alles fotografiert hatte, fühlte, daß sie nicht mehr die Kraft hatte, auch diese neue Erscheinung in Bildern festzuhalten. Die Stadt entzog sich ihrem Blick. Der Schwerpunkt der Hauptstadt hatte sich in Lauras Leben allzuoft verlagert, vom Zöcalo, der Avenida Madero und der Avenida Juarez nach Las Lomas und Polanco, zum Paseo de la Reforma, der von einer vornehmen Pariser Allee zu einer Geschäftsstraße wie in Dallas wurde, und nun kam die Zona Rosa an die Reihe, doch auch ihre Tage

waren gezählt. Laura Dïaz roch es in der Luft, sah es in den Blicken, spürte es auf der Haut, daß sich Zeiten des Verbrechens, der Unsicherheit und des Hungers ankündigten, eine erstickende Atmosphäre, unsichtbare Berge, rasch vorüberziehende Sterne, eine trübe Sonne, das lebensbedrohliche Grubengas einer Stadt, die sich in einen bodenlosen Stollen verwandelte, der jedoch keine Schätze barg, in lichtlose Abgründe, in denen der Tod lauerte.

Ließ sich die Leidenschaft von der Gewalt trennen?

Auf die Frage des Landes, die Frage der Hauptstadt antwortete Laura Dïaz mit ja. Nach ihrem letzten Rendezvous mit Orlando Ximénez sagte sie schließlich: Ja, ich glaube, ich habe es geschafft, die Leidenschaft von der Gewalt zu trennen.

Was ich nicht geschafft habe, bekannte sie, als sie ohne alle Eile von der Galle de Niza zur Plaza Rio de Janeiro lief, dabei durch die Galle de Orizaba ging und an den altvertrauten, beinahe totemistischen Stätten ihres Alltagslebens vorbeikam – der Kirche der Heiligen Familie, der Eisdiele Chiandoni, der Gemischtwarenhandlung, dem Schreibwarengeschäft, der Apotheke, dem Zeitungsstand an der Ecke der Galle de Puebla –, ich habe nicht allzu viele Geheimnisse aufgeklärt, außer dem Orlandos, und das auch erst heute nachmittag: Er hat ständig auf etwas gewartet, das nie eingetroffen ist, sein Schicksal war es, das Unerwartbare zu gewärtigen. Heute nachmittag wollte er sich mit seinem Heiratsantrag diesem Schicksal entziehen, doch das Schicksal, die zum Verhängnis gewordene Erfahrung, hat wieder einmal triumphiert. Es war unabwendbar, murmelte Laura, die

vom plötzlichen Glanz einer langsam ersterbenden, in ihre eigene Schönheit verliebten Abenddämmerung umfangen wurde, einer narzißtischen Dämmerung im Tal von Mexiko, und sie sprach ein Lieblingsgedieht Jorge Mauras nach:

»Ach, wie glücklich der Baum, der kaum mehr etwas empfindet,

glücklicher noch der Stein, der völlig ohne Gefühl ist: Es ist kein größerer Schmerz als der aufs Leben sich

gründet und tiefere Kränkung keine als wissen, daß man noch hier ist…«

Laura fühlte sich von den Worten jenes »Gesangs von Leben und Hoffnung« des wunderbaren nicaraguanischen Dichters Rüben Dario an diesem Augustabend eingehüllt, an diesem Abend, den der späte Regen reingewaschen und geläutert hatte, und so fand Mexico-Stadt für ein paar Augenblicke die verlorene Verheißung seiner hellglänzenden Schönheit wieder.

Der kurze Wolkenbruch hatte pünktlich seine Aufgabe erfüllt, und »es hatte aufgeklart«, wie man in Mexiko sagte. Während Laura nach Hause lief, vertrieb sie sich die Zeit, indem sie die ungelösten Geheimnisse heraufbeschwor, eines nach dem anderen. Hatte Armonia Aznar wirklich gelebt, hatte jene unsichtbare Frau in der Dachkammer des Hauses in Xalapa gewohnt, oder war sie nur ein Vorwand gewesen, um die Verschwörungen der katalanischen und Veracruzaner Anarchosyndikalisten zu tarnen? War Armonia Aznar ein Trugbild, das Orlando Ximénez in seiner jugendlichen, mutwilligen, unbändigen Phantasie er-

sonnen hatte? Nie habe ich die Leiche Armonia Aznars gesehen, dachte Laura. Wenn ich es mir genau überlege, hat man mir nur davon erzählt. Sie stank nicht, haben sie mir gesagt.

Hatte sich ihre Großmutter Côsima Reiter wirklich in den schönen, brutalen Chinaco verliebt, den Protz von Papantla, der ihr die Finger abgeschlagen und sie für den Rest ihrer Tage in tiefe Grübeleien gestürzt hatte? Sehnte sich ihr Großvater Felipe Kelsen manchmal nach der entschwundenen rebellischen Tugend in Deutschland zurück, oder hatte er sich schließlich ganz mit dem Schicksal eines wohlhabenden Kaffeepflanzers in Catemaco zufriedengegeben? Hätten die Tanten Hilda und Virginia mehr sein können, als sie waren? Wenn sie ihre Ausbildung in Deutschland erhalten hätten, ihnen also der Vorwand ihrer Isolation in einem finsteren Winkel des mexikanischen Urwalds gefehlt hätte, wäre dann die eine in Düsseldorf eine anerkannte Konzertpianistin und die andere eine berühmte Schriftstellerin geworden? Das Schicksal, das Tantchen Maria de la O erwartet hätte, war kein Geheimnis, wenn Großmutter Côsima sie nicht resolut von der Mutter des Mädchens, der schwarzen Prostituierten, getrennt und in der Kelsen-Familie aufgenommen hätte. Die Gutherzigkeit und Rechtschaffenheit ihres eigenen Vaters Don Fernando Dïaz war kein Geheimnis, ebensowenig der Schmerz, den der Tod des verheißungsvollen jungen Mannes, des ersten Santiago, gebracht hatte, der von den Soldaten des Porfirio Dïaz am Golf erschossen wurde. Doch Santiago selbst war ein Geheimnis, er hatte seine politischen Taten aus Notwendigkeit und sein

Privatleben aus freiem Willen vor allen verborgen. Vielleicht war dies ein weiterer Mythos, den Orlando Ximénez erfunden hatte, um Laura Dïaz zu verführen: indem er sie beunruhigte und ihre Phantasie erregte.

Wie hatte das Leben ihres Ehemanns Juan Francisco begonnen, der sich zwanzig Jahre lang so ruhmreich auf den öffentlichen Plätzen auszeichnete, bis er allen Schwung verlor und schließlich starb, während er gerade den Darm entleerte? Gab es nichts vor und nichts nach dem Zwischenspiel des Ruhms? Wurde er aus Scheiße geboren und starb auch dort? War das Zwischenspiel vielleicht das ganze Werk und kein bloßes Intermezzo? Gab es nichts weiter? Maßlos schmerzliche Geheimnisse: Wenn ihr Sohn Santiago am Leben geblieben wäre, wenn sich sein verheißungsvolles Talent vor aller Augen entfaltet hätte, wenn Danton nicht diesen ehrgeizigen Charakter hätte, der ihn reich und korrupt hatte werden lassen, und wenn der dritte Santiago, der in Tlatelolco umgekommen war, sich mit dem von seinem Vater vorgeplanten Schicksal abgefunden hätte, würde er dann heute noch leben? Und was dachte seine Mutter Magdalena Ayub Longoria von alldem, von diesen Leben, die ihr gehörten und die sie mit Laura Dïaz teilte?

Hatte Harry seine linken Genossen vor dem Ausschuß zur Untersuchung unamerikanischer Umtriebe denunziert?

Und schließlich und vor allem: Was war aus Jorge Maura geworden, lebte er, lag er im Sterben, war er tot? Hatte er Gott gefunden? Hatte Gott ihn gefunden? Hatte Jorge Maura nur deshalb sein Heil so lange gesucht, weil es ihn schon gefunden hatte?

Bei diesem endgültigen Mysterium, dem Schicksal Jorge Mauras, hielt Laura Dïaz inné und verlieh ihrem Geliebten ein Privileg, das sie bald auch allen übrigen Hauptpersonen der Jahre mit Laura Dïaz zuteil werden lassen sollte: das Recht, ein Geheimnis mit ins Grab zu nehmen.

Als der dritte Santiago dem Massaker auf der Plaza de las Très Culturas zum Opfer fiel, hielt Laura es für selbstverständlich, daß Lourdes Alfaro, die junge Witwe, weiter mit ihrem Kind bei ihr lebte, Santiago, dem vierten Namensvetter des Apostels Jakobus des Älteren, der Zeuge der Todesstunde und Verklärung der Opfer: der Jakobusse, der »Donnersöhne« und Nachfahren des ersten, auf Weisung des Herrschers Herodes hingerichteten Jüngers Christi; der vierte der Santiagos, die von Laura Dïaz in Liebe, Schutz und Erinnerung gerettet wurden.

Lourdes Alfaro erfüllte ihre Mutterpflichten, während sie Kundgebungen organisierte, um die politischen Häftlinge von 1968 freizukämpfen, und jene jungen Frauen unterstützte, die wie sie Witwen von Tlatelolco waren und kleine Kinder hatten. Diese Kinder brauchten Tagesstätten, Medikamente und Pflege, und sie sollten, das sagte Lourdes zu Laura, mit der lebendigen Erinnerung aufwachsen, daß sich ihre Väter geopfert hatten. Allerdings gab es auch Witwer, deren Frauen, junge Studentinnen, in Tlatelolco umgekommen waren.

Auf diese Weise bildete sich eine Bruderschaft von Überlebenden des 2. Oktober, und wie zu erwarten war, entdeckte Lourdes unter ihnen einen sechsundzwanzigjährigen Mann, Jesus Anïbal Pliego, den sie sympathisch fand und in den sie sich verliebte. Er hatte erste Kenntnisse

im Filmhandwerk erworben und verstand es, knapp geschnittene Szenen aufnehmen, Felder aus Schatten und Licht, blutrote Schleier, Echos von Maschinengewehrsalven in der Nacht von Tlatelolco, in der auch seine junge Frau starb, und der Witwer – hochgewachsen, dunkelhäutig, mit lockigem Haar, klarem Lächeln und offenem Blick – blieb allein mit Enedina zurück, einem wenige Monate alten Mädchen, das in dieselbe Tagesstätte kam, in die auch Lourdes ihren Sohn brachte, den vierten Santiago aus dem Geschlecht der Laura Dïaz.

»Ich muß dir etwas sagen, Laura«, sagte Lourdes schließlich wie beiläufig, nachdem sie mehrere Wochen um die Großmutter ihres Mannes, die doch längst alles ahnte, herumgeschlichen war.

»Du brauchst mir nichts zu sagen, meine Liebe. Du bist für mich wie eine Tochter, und ich verstehe alles. Ich kann mir kein besseres Paar als dich und Jesus Anibal vorstellen. Euch vereint alles. Wenn ich eine Kirchgängerin wäre, würde ich euch meinen Segen erteilen.«

Nicht nur ihre Liebe vereinte sie. Lourdes, die bei Laura viel gelernt hatte, konnte Jesus Anibal als Kamera-Assistentin immer besser unterstützen. Allerdings mußte Lourdes ihrer Großmutter Laura auch noch mitteilen, daß sie, ihr Mann und die beiden Kinder nach Los Angeles übersiedeln würden: Jesus Anibal hatte ein ausgezeichnetes Angebot von einer amerikanischen Filmfirma bekommen, in Mexiko gab es wenig Chancen, die Regierung Dïaz Ordaz hatte Jesus Anibals Filme über Tlatelolco beschlagnahmt.

»Du mußt mir nichts erklären, meine Liebe.Tu einfach

so, als ob ich nichts von solchen Sachen verstünde.«

Die Wohnung an der Plaza Rio de Janeiro war vereinsamt.

Der vierte Santiago hinterließ kaum eine Spur im Gedächtns seiner Urgroßmutter. »Wenn ich mich selbst Urgroßmutter nenne, macht mich das stolz und zufrieden, es tröstet und bekümmert, ängstigt und betrübt mich, und es überzeugt mich mit der frohen Botschaft, daß ich endlich meine Eitelkeit überwinden konnte – ich bin Urgroßmutter! –, aber auch, daß ich es erreicht habe, meine drei ersten Santiagos im Tod zu neuem Leben zu erwecken, dem, der in Veracruz erschossen wurde, dem, der in der Hauptstadt gestorben ist, und dem, der in Tlatelolco ermordet wurde, für immer werde ich mit ihnen verbunden sein, mit ihnen und dem lebenden, der nach Los Angeles gezogen ist, mein kleiner Gastarbeiter, ich lache gleich, mein kleiner Windelträger, dich kann ich niemals mit den Handtüchern trockenreiben, die mir meine Mutter Leticia geschenkt hat, als ich geheiratet habe. Wie lange sich manche Sachen halten!«

Für Laura Dïaz bedeutete es kein Problem, allein zu leben. Sie war weiter gelenkig und fleißig, fand Vergnügen an kleinen Verrichtungen, wie etwa, daß sie das Bett machte, Wäsche wusch und aufhängte, um »kerngesund« zu bleiben, wie sie Orlando gesagt hatte. Sie erledigte ihre Einkäufe im neuen Aurrerâ-Supermarkt, wie sie früher als junge Ehefrau zum alten Pariän-Markt an der Avenida Ălvaro Obregõn gegangen war. Spät trat sie nun das Erbe ihrer Mutter Leticia an, die Freude an der Kochkunst, entdeckte alte Veracruzaner Rezepte wieder, Bohnen mit

Reis, Fleischeintopf mit Chili, Zwiebeln und Tomaten, Tamal-Mais-pasteten nach Art der Küstenregion, gefüllte Krabben, Tintenfische in ihrer Tinte, den in einem Meer aus Zwiebeln, Oliven und Tomaten schwimmenden Huachinango, starken, heißen Kaffee, wie man ihn im Café de la Parroquia serviert hatte, um die Hitze zu vertreiben, dem Rat von Dona Leticia Kelsen de Dïaz entsprechend, und als wäre es gerade aus einem anderen berühmten Café – dem am Parque Almendares in Havanna – eingetroffen, das herrlich süße Eierkonfekt zusammen mit dem mannigfaltigen mexikanischen Zuckerwerk, das Laura bei Ce-laya in der Avenida Cinco de Mayo kaufte, zweifarbiges Milchgelee, Marzipanbrote und Süßkartoffeln, kandierte Pfirsiche, Ananasstücke, Feigen, Kirschen und Aprikosen. Und zum Frühstück aß sie Chilaquiles – Tortillas mit grüner Soße –, Rühreier, gebratene Tortillas mit Hühnerfleisch, Kopfsalat und frischen Weißkäse, Spiegeleier mit Pfeffersoße, und dazu probierte sie die Vielzahl der mexikanischen Brot- und Brötchensorten, Bolillo und Telera, Cemita, Polvorön, Concha und Chilindrina.

Sie ordnete ihre Negative, erledigte Aufträge von Kunden, die ihre klassischen Fotos bestellt hatten, bereitete Bücher vor und war so mutig, Schriftsteller der neuen Generation um Vorworte zu bitten: Salvador Elizondo, Sergio Pitol, Elena Poniatowska, Margo Glantz und die jungen Autoren der mexikanischen »neuen Welle«, José Agustïn und Gustavo Sâinz. Diego Rivera war 1957 gestorben, tot waren auch Manuel Rodriguez Lozano, Maria Izquierdo und Alfonso Michel, Maler, die sie

persönlich kennengelernt hatte und die ihre Bildsprache beeinflußten (das reine, brutale Schwarz, Weiß und Grau des erstgenannten, die falsche Naivität der zweiten, die Klugheit und das Staunen, die die Farben des dritten bekundeten), überlebt hatten allein jene zwei Riesen, die sich so sehr voneinander unterschieden: Siqueiros, der »oberste Oberst«, der drohend die geballten Fäuste erhob gegen den Geschwindigkeitsrausch, den Lobpreis einer sich beschleunigenden Welt, und der schöne, verschmitzte, schweigsame Tamayo mit seinem Haupt, das ein Ebenbild des Vulkans Popocatépetl war. Es gab nicht viel, woran man sich halten konnte. Außer an Gedächtnis und Willenskraft. Nacheinander verschwanden die Hüter der gemeinsamen Erinnerungen.

An einem trockenen, regenlosen Abend des so schönen mexikanischen Herbstes klingelte jemand an Lauras Tür. Sie machte auf, und es fiel ihr schwer, die schwarzgekleidete Frau wiederzuerkennen. Als erstes fiel ihr das dunkle, geschmackvolle teure Kostüm auf, als sollte es auf eine Figur aufmerksam machen, die sonst nicht das geringste Aufsehen erregte, das Gesicht wirkte beinahe farblos, war ohne einprägsame Züge und bewahrte nicht einmal die Erinnerung an verlorene Schönheit, jene Schönheit, die allen jungen Frauen wesenseigen ist, selbst den häßlichen. Dafür gab es einen unverkennbaren, verdichteten, schmerzlichen, fatalistischen Stolz, der in den Augen der Frau leuchtete, unbequemen, unsicheren und unruhigen Augen unter dichten Brauen. Die unbekannte Besucherin ließ ein »Ach!« hören, und erschrocken blickte sie auf den Boden.

»Mir ist eine Kontaktlinse heruntergefallen«, gestand die Unbekannte.

»Na, dann müssen wir sie finden«, sagte Laura Dïaz.

Beide auf allen vieren, tasteten sie den Fußboden am Eingang ab, bis Laura mit der Zeigefingerspitze die feuchte, verlorengegangene kleine Kunststoffschale entdeckte. Mit der anderen Hand berührte sie indes fremdes und doch vertrautes Fleisch und übergab die gerettete Kontaktlinse Magdalena Ayub Longoria. »Ich bin Dantöns Frau, die Schwiegertochter von Laura Dïaz«, erklärte die, als sie sich aufrichtete. Laura lud sie zum Hereinkommen ein.

»Wenn die Luft so schmutzig ist, laufen die Kontaktlinsen sofort kaffeebraun an«, sagte die Besucherin und steckte die kleine Kunststoffschale in ihre Chanel-Tasche.

»Ist etwas mit Danton?« fragte Laura ahnungsvoll.

Magdalena deutete ein Lächeln an, dem schließlich ein sonderbares Gelächter folgte, beinahe eine unfreiwillige Bekräftigung ihrer Worte. »Ihrem Sohn… nun ja, meinem Mann… passiert nie etwas. Aber das wissen Sie ja. Er wurde als Sieger geboren.«

Laura antwortete nichts, doch mit ihrem forschenden Blick fragte sie: Was willst du? Na los, sag es endlich.

»Ich habe Angst, Señora.«

»Sag Laura zu mir. Hab dich nicht so.«

Alles an ihrer Besucherin, von der Frisur bis zu den Schuhen, verriet tastende Bemühungen, Zweifel am unnötigen, dabei vollkommen vorhersehbaren Aufwand, den Schein zu wahren. Man mußte ihr zuvorkommen und

sie fragen, wovor sie Angst hatte, vor ihrem Mann? vor Laura selbst? vor der Erinnerung an ihren rebellischen Sohn? den toten Sohn? den Enkel, der weit weg lebte, fern von dem Land, in dem die Gewalt über die Vernunft und, was schlimmer war, selbst noch über die Leidenschaft herrschte?

»Angst wovor?« wiederholte Laura laut.

Die beiden setzten sich auf das blaue Velourssofa, das Laura aus der Avenida Sonora mitgenommen hatte. Magdalena sah sich in dem unaufgeräumten Zimmer um, musterte die aufgestapelten Zeitschriften, Bücher und Papiere, die Zeitungsausschnitte und Fotos, die mit Reißzwecken an Pinnwänden befestigt waren. Laura begriff, daß die Frau zum ersten Mal den Raum betrachtete, den ihr Sohn verlassen hatte, um in den Tod zu gehen. Lange sah sie das Bild Adams und Evas an, das Santiago der Jüngere gemalt hatte.

»Das müssen Sie doch wissen, Dona Laura.«

»Sag ›Laura‹ und ›du‹ zu mir, um Himmels willen!« Laura Dïaz tat so, als wäre sie außer sich.

»In Ordnung. Du mußt wissen, daß ich nicht bin, wonach ich aussehe. Ich bin nicht, was du glaubst. Ich bewundere dich.«

»Es wäre besser gewesen, wenn du deinen Sohn etwas mehr geliebt und bewundert hättest«, sagte Laura ruhig.

»Genau das solltest du wissen.«

»Wissen?« entgegnete Laura in zweifelndem Ton.

»Du hast recht, wenn du an mir zweifelst. Aber darauf kommt es nicht an. Du bist die einzige, die ich in meine

Wahrheit einweihen kann.«

Laura sagte nichts, doch sie blickte ihre Schwiegertochter aufmerksam an.

»Kannst du dir vorstellen, was ich empfunden habe, als sie Santiago umgebracht haben?« fragte Magda.

Laura spürte, wie an ihrem Gesicht ein Blitz vorbeizuckte. »Während der Olympiade, als das Blut deines Sohns noch nicht getrocknet war, habe ich dich und Danton in der Präsidentenloge gesehen.«

Magdalenas Blick war eine flehentliche Beschwörung.

»Bitte, Laura, stell dir meinen Schmerz vor, meine Beschämung, meine Wut, wie schwer es mir fiel, sie zu beherrschen. Aber die Gewohnheit, meinem Mann zu gehorchen, war stärker als mein Schmerz und mein Mut, und am Ende habe ich ihm wie immer nachgegeben…«

Sie sah Laura direkt an.

»Das alles sollst du wissen.«

»Ich habe immer versucht, mir vorzustellen, was zwischen dir und Danton passiert ist, als Santiago starb.« Laura wollte Mag-dalenas Gedanken erraten.

»Gerade das ist ja das Schlimme. Es ist nichts passiert. Er hat sein Leben weitergeführt, als wäre nichts geschehen.«

»Dein Sohn war tot. Und du warst am Leben.«

»Ich war schon tot, bevor mein Sohn starb. Für Danton hat sich nichts geändert. Allerdings, es hat ihn enttäuscht, als sich sein Sohn gegen ihn gestellt hat. Als er dann starb, brauchte Danton nur noch zu sagen, das hat er sich selber

eingebrockt.«

Dantöns Frau fuchtelte mit den Händen, als zerrisse sie einen Schleier.

»Laura, ich bin gekommen, um mich dir anzuvertrauen. Ich habe sonst niemanden. Ich halte es nicht mehr aus. Ich muß offen mit jemandem reden, und nur du bleibst mir. Nur du kannst verstehen, wie verletzt ich mich fühle, all die Enttäuschungen und Schmerzen, die sich seit Jahren in meinem Innern angestaut haben.«

»Du hast es überstanden.«

»Glaube nicht, ich hätte keinen Stolz, so nachgiebig ich dir auch vorkommen mag, glaube mir, nie habe ich meinen persönlichen Stolz verloren, ich bin Frau, Gattin und Mutter, und ich fühle mich stolz, das zu sein, selbst wenn Danton seit Jahren nicht mehr in mein Bett kommt. Laura, du mußt verstehen, daß ich gerade deshalb so wütend und stolz bin, und das trotz meiner Nachgiebigkeit. «

Sie machte eine kurze Pause.

»Ich bin nicht das, wonach ich aussehe«, sagte sie noch einmal. »Und ich habe geglaubt, du allein könntest mich verstehen.«

»Warum, Tochter?« Laura streichelte Magdas Hand.

»Weil du dein Leben frei gelebt hast. Darum kannst du mich verstehen. Es ist ganz einfach.«

Laura hätte ihr beinahe gesagt: Was kann ich für dich tun, nun, da für mich bald der Vorhang fällt? Es ist genau wie mit Orlando. Warum erwarten alle von mir, daß ich ihnen die letzte Szene ihres Dramas schreibe?

Statt dessen faßte sie Magdalena am Kinn und fragte: »Glaubst du, es hat einen einzigen Augenblick in deinem Leben gegeben, in dem du allein, nur du und das ganz, die Verantwortung für dein Schicksal übernommen hast?«

»Ich nicht«, antwortete Magdalena überstürzt. »Du ja, Laura. Das wissen wir alle.«

Laura Dïaz lächelte. »Ich sage das nicht um deinetwillen, Magda. Ich sage es um meinetwillen. Ich bitte dich, daß du mir eine Frage stellst. Frage mich, Magdalena: Bist du selber, und das immer, deinen eigenen Ansprüchen gerecht geworden?«

»Nein, ich nicht«, stammelte Magdalena. »Natürlich nicht.«

»Du verstehst mich nicht«, widersprach Laura. »Mich sollst du danach fragen. Bitte.«

Magdalena ließ ein paar wirre Worte hören: »Du selber, Laura Dïaz, bist immer deinen eigenen Anforderungen gerecht geworden?«

»Und denen der anderen?« setzte Laura hinzu.

»Und denen der anderen?« Magdas Blick glänzte und belebte sich wie in einem selbständigen Gedankenflug.

»Hast du nie die Versuchung gespürt? Wolltest du nie, daß man dich einzig und allein als anständige Frau ansieht? Ist es dir nie in den Sinn gekommen, daß beides zusammengehören kann, daß man als Frau anständig und gerade deshalb für Korruption anfällig ist?« fragte Laura weiter.

Sie hielt einen Moment inné.

»Dein Mann, mein Sohn, verkörpert den Sieg des Betrugs.«

Laura wollte schonungslos sein. Magda verzog angewidert das Gesicht. »Immer hat er geglaubt, daß das Leben aller anderen allein von ihm abhängt. Ich schwöre dir, daß ich ihn verabscheue und verachte. Entschuldige.«

Laura drückte Magdas Kopf an ihre Brust. »Ist es dir nie eingefallen, daß das Opfer deines Sohnes sogar Danton von all seiner Schuld erlöst?«

Magdalena schob den Arm Lauras zurück und starrte sie verblüfft an.

»Das mußt du verstehen, Töchterchen. Wenn du das nicht verstehst, dann ist dein Sohn vergebens gestorben.«

Santiago, der Sohn, hatte seinen Vater Danton erlöst. Magda sah von der Straße hinauf, und ihr Blick, in dem sich Ohnmacht, Schrecken und Abwehr vereinten, traf mit dem Lauras zusammen, und die zweiundsiebzigj ährige Frau, nicht die Witwe, die Mutter oder Großmutter, einfach die Frau mit dem Namen Laura Dïaz, beobachtete vom Fenster aus, wie Magdalena Ayub auf der Straße weiterlief, ein Taxi anhielt und noch einmal zu dem Fenster emporblickte, an dem sich Laura voller Zärtlichkeit von ihr verabschiedete und sie bat: Du mußt verstehen, was ich dir gesagt habe, ich verlange nicht von dir, daß du dich mit deinem Schicksal abfindest, sondern daß du Mut und Tapferkeit beweist und einen unerwarteten Triumph über einen Mann erringst, der von seiner willfährigen Frau alles erwartet, nur keine hochherzige Verzeihung.

Magda warf Laura ein Lächeln zu, bevor sie ins Taxi

stieg. Vielleicht würde sie das nächste Mal im eigenen Wagen kommen, mit ihrem eigenen Chauffeur, ohne sich vor ihrem Mann zu verstecken.

## *XXV. Catemaco*

Sie nahm den Interoceânico, den Zug, der sie so oft nach Veracruz zurückgebracht hatte. Wie so viele andere Dinge aus der Vergangenheit wirkte der einstige Luxuszug, der Mexico-Stadt, Xalapa und den Hafen verband, wie zusammengeschrumpft und selbstverständlich auch gealtert. Verschlissene Stoffbezüge, durchgesessene Sitze, herausstechende Sprungfedern, trübe Fenster, fleckige Rückenlehnen, verstopfte Waschbecken. Laura entschied sich für das Privatabteil des Pullmans, einen Raum, der vom Rest des Schlafwagens abgetrennt war und tagsüber zu seiner Funktion als bloßes Beförderungsmittel zurückkehrte, während abends in ihm wie durch Zauberhand ein Bett herunterklappte, das schon mit weißen Kissen und frischgewaschenen Laken vorbereitet war, über denen eine grüne Bettdecke lag. Ebenso verwandelten sich die Sitze in Betten, die während der Ruhestunden von schweren Leinenvorhängen mit Kupferknöpfen verborgen wurden.

Dieses Schlafcoupe, das Laura bezog, hatte sich eine *élégance fanée* bewahrt, wie Orlando Ximénez sagen würde, mit Spiegeln, die Patina angesetzt hatten, Waschbecken mit vergoldeten Hähnen, einem gewissen *trompe-l'œil* (wieder Orlando), und –als unbezwinglicher Anachronismus – einem silbernen Spucknapf gleich jenen, die es in ihrer ehelichen Wohnung gegeben hatte, für Juan Franciscos Zusammenkünfte mit den Arbeiterführern. Die Seife war von Palmolive, die Handtücher bloße Schatten

ihres früheren Originalzustandes, und dennoch war das Privatcoupe von der nostalgischen Erinnerung an den Glanz vergangener Zeiten durchdrungen. Der Interoceânico verband die Hauptstadt des Landes mit seinem wichtigsten Hafen, und in jener Nacht gab er Laura das rührende Gefühl, mit ihm wirklich nach Hause zurückkehren zu können. Der Preis der Heimkehr war das Problem, und das hatte nichts mit der Fahrkarte der Nationalen Eisenbahngesellschaft Mexikos zu tun.

Sie schlief die ganze Nacht durch. Xalapa eilte unmerklich an ihr vorbei, der Weg zur Hazienda San Cayetano war mit Gras überwuchert. Statt dessen empfing sie der morgendliche Hafen mit jener frühen Kühle, die schon, und darum ist sie so wohltuend, die Wärme des heraufziehenden strahlenden Sonnentages enthält. Sie wollte sich jedoch nicht zu lange mit der nostalgischen Atmosphäre eines Ortes aufhalten, der sie so intensiv an ihre Jungmädchenzeit erinnerte, an ihre Spaziergänge auf der Mole, als sie ihren Bruder bei der Hand gefaßt hielt, an seinen Tod und sein Begräbnis in den Wellen.

Vielmehr genoß sie, nachdem sie im hochgelegenen Dachgeschoß des Hotels Impérial eingezogen war, die heimliche Herausforderung des Horizonts über dem Golf, wo selbst das hellste Tageslicht ein überraschendes Gewitter, den Nordwind, Regen und Sturm verbirgt. Und als sie am Abend zum Platz hinunterstieg, setzte sie sich allein an ein Tischchen unter den Arkaden, und sie fühlte sich in angenehmerer Gesellschaft als je zuvor, die Nacht auf dem Hauptplatz von Veracruz hatte sie immer große Wonne empfinden lassen, mitten im Trubel, im Menschen-

gewühl, während die Kellner mit ihren Tabletts hin und her rannten, die mit Bier, Cuba libres, Mojito-Cocktails und dem Veracruzaner Mint-Julep mit seinem in den Rum getauchten Pfefferminz-Toupet vollbeladen waren.

Die Kapellen, die alle Musikstile des Landes vertraten, große Trommeln aus dem Norden, Mariachis aus dem Westen, Bolero-Trios aus der Hauptstadt, Jarana-Gitarren aus Yucatân, Marim-bas aus Chiapas und Veracruzaner Sones mit Harfe und Laute, sie alle wetteiferten in einer aufreizenden Kakophonie, Achtung und Ruhe wurden erst von der Tanzvorstellung vor dem Rathaus durchgesetzt, als der Danzön die angesehensten Paare herbeirief, um in jener Bewegung zu tanzen, die nur die Füße beansprucht und dem übrigen Körper einen unvergleichlichen erotischen Ernst aufzwingt, als ließe der minimale, vom Knie abwärts wirkende Rhythmus der vom Knie aufwärts wirkenden sinnlichen Anziehungskraft freien Lauf.

Hier hatte Maria de la O ihre letzten Tage vertanzt, als sie mit dem berühmten Matfas Matadamas verheiratet war, vermutlich einem ebenso kümmerlichen, kalten und – mit Haut und Haar, Jacke und Krawatte, Schuhen und Socken – gänzlich bläulichen Männchen wie dem, das jetzt Laura einlud, sich dem Takt der Hymne aller Danzones, dem »Nereidas«, anzuschließen; als es sah, daß sie allein war, forderte es sie auf, ohne ein Wort zu sagen, und sprach auch nicht, während es tanzte, sie aber fragte sich insgeheim während des Danzön, was habe ich verloren, was gewonnen? Habe ich nichts mehr zu verlieren? Wie messe ich die Wegstrecken meines Lebens? Nur mit den Stimmen, die aus der Vergangenheit aufsteigen und mich

ansprechen, als wären sie hier? Muß ich dafür dankbar sein, daß niemand übrigbleibt, der mich beweinen kann? Muß es mir leid tun, daß ich niemanden mehr habe, den ich verlieren kann? Genügt allein die Tatsache, so etwas zu denken, um zu bestätigen, Laura Dîaz, du bist eine alte Frau? Was habe ich verloren? Was gewonnen?

Der kleine graublaue Alte brachte sie respektvoll zu ihrem Tisch zurück. Ihm tränte ein Auge, und er hatte nicht einmal gelächelt, doch während des Tanzes hatte er gezeigt, wie sehr er es verstand, den Körper der Frau mit seinem Blick, dem Rhythmus und der innigen Berührung ihrer Hand und ihrer Taille zu liebkosen. Mann und Frau. Der Danzön war der allersinnlichste Tanz, weil er die Ferne in Nähe verwandelte, ohne die Distanz aufzugeben.

Ob Laura den Danzön »Nereidas« noch einmal hören und tanzen würde, nach dieser Nacht, die ihrer Weiterfahrt auf der Straße nach Catemaco vorausging? Als sie das Hotel Impérial verließ, nahm sie ein Taxi, ließ es anhalten, sobald sie den See erreicht hatten, und stieg aus. Sie bat den Chauffeur, nach Veracruz zurückzukehren.

»Soll ich nicht auf Sie warten?«

»Danke. Das ist nicht nötig.«

»Und Ihre Koffer, Señora? Was soll ich den Leuten im Hotel sagen?«

»Die sollen sie für mich aufheben. Adiôs.«

Von weitem hatte sie wieder den Eindruck, als wäre das Haus in Catemaco anders, als verkleinerte die Entfernung alles, machte es aber auch länger und beengter. Abermals bedeutete die Rückkehr in die Vergangenheit, einen leeren

und endlosen Gang zu betreten, in dem man nicht mehr die gewohnten Dinge und Menschen findet, die wir eigentlich wiedersehen möchten. Die Menschen und Dinge der Vergangenheit fordern uns heraus, als spielten sie mit unserer Erinnerung wie mit unserer Phantasie, sie fordern uns heraus, ihnen einen Platz in der Gegenwart zu geben, ohne zu vergessen, daß sie eine Vergangenheit haben und auch eine Zukunft, selbst wenn die im Grunde nur in der Erinnerung besteht, die in der Gegenwart wieder feste Gestalt annimmt.

Wenn es darauf ankam, den Toten Gesellschaft zu leisten, welche Zeit würde dann für die Lebenden gelten? »Ach«, seufzte Laura Dïaz, gewiß mußte man Umschau in den Jahren seines Lebens, in jedem einzelnen von ihnen halten, sich erinnern, sich die Dinge vorstellen, vielleicht das hinzusetzen, was nie geschehen war, selbst das Unvorstellbare, während es nur einen Menschen gab, der alles verkörperte, was er nicht war, was er war oder was er sein konnte und was nie geschehen würde.

Dieser Mensch war heute sie, Laura Dïaz.

Als Doktor Teodoro Césarman ihr bestätigt hatte, daß der Krebs ihr selbst bei bester Pflege nicht mehr als ein Lebensjahr lassen würde, beschloß Laura Dïaz, so schnell wie möglich ihren Geburtsort aufzusuchen, und so kletterte sie an diesem strahlenden Maimorgen des Jahres 1972 die kleine Anhöhe zum alten Haus der Familie Kelsen hinauf, das seit vierzig Jahren verlassen dastand, seit Großvater Don Felipe gestorben war und die drei ledigen Schwestern mit den Einkünften aus dem Gut und den Ländereien ihr Auskommen sicherten; als Fernando Dïaz erkrankte,

konnte seine Familie damit in Xalapa überleben, wobei ihr die Einnahmen halfen, die Dona Leticia Kelsen, Lauras Mutter, erarbeitete, nachdem die Ländereien von »La Peregrina« enteignet waren und die *Mutti* beschlossen hatte, sich über das Schamgefühl der Familie hinwegzusetzen und ihr Haus zu einer Pension zu machen, einzelne Zimmer an Gäste zu vermieten, »unter der Bedingung, daß es uns bekannte Leute sind«.

Lächelnd erinnerte sich Laura an das eifrige Bemühen ihrer Eltern, den Anstand zu wahren. Lächelnd machte sie sich darauf gefaßt, vor der Ruine des alten, einstöckigen Landhauses mit seinen vier weißgekalkten, auf den zentralen Patio ausgerichteten Seiten zu stehen, wo sie als kleines Mädchen gespielt hatte, ringsum von Türen umgeben, die sich öffneten und schlössen und hinter denen sich das Leben der Familie vollzog: die Schlafzimmer, der Salon, das Eßzimmer. Die Außenmauern, das sah sie aus der Ferne, waren alle blind. Eine unerklärliche Scham hielt Laura auf ihrer Wanderung zu ihrem Geburtsort auf, als müßte ihr Geist, bevor sie das zerstörte Haus betreten konnte, sich wieder mit der blühenden Natur vertraut machen, die den Weg zum Haus wies, den Christpalmen und westindischen Tulpen, den roten Lilien, dem Rotholzbaum und dem runden Wipfel des Mangobaums.

Behutsam öffnete sie das Eingangstor des Hauses und schloß die Augen, tastete sich blindlings durch einen imaginären Gang und erwartete das Stöhnen des Lufthauchs auf den Korridoren, das Ächzen der windschiefen Türen, das Quietschen der angerosteten Türangeln, den überall ruhenden, vergessenen Staub…

Warum sollte sie den Verfall ihres Elternhauses offen ansehen, das würde gleichsam bedeuten, dem Verlust der eigenen Kindheit offen gegenüberzutreten, selbst wenn die nun vierundsiebzig-jährige Laura Dïaz mit geschlossenen Augen den Besen des Schwarzen Zampayita hören konnte, der den Hof fegte und dazu sang: »Der Neger Zampayita kennt einen Tanz, da bleibt dir die Luft weg, ganz, ganz, ganz.« Sie erinnerte sich, wie sie an ihrem Geburtstag frühmorgens und noch im Nachthemd auf dem Patio herumhüpfte und sang: »Am zwölften Mai schlüpfte die Jungfrau aus dem Ei, schneeweiße Windeln um den Po und im Paletot…« Sie hörte die melancholischen Noten eines Nocturnes von Chopin, die zu ihr aus dem Saal drangen, in dem Tante Hilda davon träumte, in Deutschland eine große Konzertpianistin zu werden. Und sie hörte die Stimme Tante Virginias, die Verse Rüben Darfos rezitierte und davon träumte, eine große, in der Hauptstadt veröffentlichte Dichterin zu werden. Sie roch den Duft der köstlichen Speisen, der aus der Küche herüberwehte, wo ihre Mutter Leticia das Regiment führte und darauf wartete, daß Don Felipe von der Feldarbeit heimkam, ihr Vater, der fleißig und diszipliniert war, nachdem er seine schwärmerischen Träume eines jungen deutschen Sozialisten für immer abgelegt hatte. Und Großmutter Côsima saß gedankenverloren in ihrem Schaukelstuhl und träumte womöglich von dem ungestümen Protz von Papantla.

So tastete sich Laura Dïaz blindlings durch ihr Elternhaus, und sie war sicher, daß ihr Orientierungssinn sie nicht im Stich ließ und sie zu ihrem Mädchen-

schlafzimmer gelangte, die zum Patio führende Tür öffnete, zum Bett ging, die Bettkante berührte, sich hinsetzte und die Hand ausstreckte, um inmitten der Kissen ihre Puppe zu entdecken, die glücklich ruhende orientalische Prinzessin Li Po, ihr heißgeliebtes Püppchen, dessen Kopf, Hände und Füße aus Porzellan waren, mit einem Wattekörper-chen in einer Mandarintracht aus roter Seide, und einer ebenfalls seidenen Stirnlocke, und Laura fand sie wirklich dort, als sie die Augen aufschlug, die Puppe lag zwischen den Kissen und wartete darauf, daß Laura sie in die Arme nahm, sie in den Schlaf wiegte und ihr wie früher, wie immer, half, den Porzellankopf zu bewegen, die Augen zu öffnen und zu schließen, ohne die hauchzarten Brauen hochzuziehen, die über die gleichmütigen, aber erwartungsvollen Lider gemalt waren. Li Po alterte nicht.

Laura Dïaz erstickte einen gerührten Ruf, als sie Li Po in die Arme nahm, sich in ihrem Mädchenzimmer umsah und feststellte, daß es vollkommen sauber war, das Waschbecken war wie immer, der Kleiderschrank aus ihrer Kindheit, die Tür mit den weißen Gazegardinen, die von kleinen Kupferstangen gehalten wurden. Aber Li Po war doch in Frida Kahlos Haus geblieben? Wer hatte sie nach Catemaco zurückgebracht?

Sie öffnete die Tür und trat auf den sorgfältig gefegten, über und über mit Geranien geschmückten Patio hinaus, sie lief in den Salon und sah die Korbmöbel der Großeltern, die Mahagonitische mit den Marmorplatten, die aus New Orleans hergebrachten Lampengestelle, die Vitrinen mit den kleinen Hirtinnen aus Porzellan und das Bilderpaar mit dem Lausbuben, der auf dem ersten Bild einen schlafenden

Hund mit einer Rute ärgerte und auf dem zweiten von demselben, nun erwachten Hund »in die Hinterbacke« gebissen wurde, so daß der kleine Spitzbube vor Schmerz heulte…

Schnell lief sie ins Eßzimmer und erwartete jetzt schon, was sie dort fand, den gedeckten Tisch, das große, gestärkte weiße Tischtuch, die gerade hingestellten Stühle, drei an jeder Seite, während der Lehnstuhl am Kopfende stand, auf den sich immer der alte Don Felipe setzte, und an jedem Platz befand sich ein sorgfältig ausgerichtetes Gedeck mit Tellern aus Meißener Porzellan, ordentlich hingelegten Messern, Gabeln und Löffeln, und rechts von jedem Teller ruhte eine steife Serviette, die in einen Silberring mit dem Namen des Tischgastes gerollt war: Felipe, Côsima, Hilda, Virginia, Leticia, Maria de la O, Laura.

Und auf dem Teller Großmutter Côsimas lagen vier Edelsteine, ein goldenes Band, ein Saphirring und ein Perlenkollier.

Ich träume, sagte sich Laura Dïaz. Das träume ich doch. Oder ich bin schon tot und weiß es nur noch nicht.

Sie erschrak, als die Eßzimmertür ruckartig aufging und das mürrische Gesicht eines schnauzbärtigen Mannes auftauchte, der Stiefel, Drillichhosen und ein durchgeschwitztes Hemd trug. Er hielt ein Gewehr in der Hand und hatte sich ein rotes Tuch um den Kopf gebunden, das den Schweiß aufsaugen sollte.

»Entschuldigen Sie, Señora«, sagte er mit sanfter Stimme in einem Veracruzaner Tonfall, der sich viele »S«

sparte. »Aber das hier ist ein Privathaus, da muß man um Erlaubnis bitten.«

»Ich bitte Sie um Entschuldigung«, antwortete Laura Dïaz. »Ich bin hier aufgewachsen. Ich wollte das Haus sehen, bevor…«

»Der Patron will nicht, daß jemand ohne Erlaubnis hier reinkommt, nichts für ungut, Señora.«

»Der Patron?«

»Selbstverständlich. Wenn Sie gesehen hätten, Señora, wie gewissenhaft er das Haus wieder hingekriegt hat, wo das eine Ruine war, und früher, so heißt es, soll es die größte Hazienda von Catemaco gewesen sein. Dann ist der Patron gekommen und hat alles wie neu gemacht. Er hat an die fünf Jahre gebraucht, bis er die Sachen zusammengeholt hatte, er hat gesagt, er wollte das Haus ganz genau so sehen, wie's vor etwa hundert Jahren gewesen ist, oder so ungefähr.«

»Der Patron?« fragte Laura hartnäckig nach.

»Klar, mein Chef. Don Danton, dem gehört doch das Haus und das Land von hier bis zum See.«

Laura konnte sich einen Augenblick lang nicht entscheiden, ob sie Li Po mitnehmen oder auf ihrem bequemen Platz im Bett, zwischen den Kissen, lassen sollte. Sie sah, daß sich Li Po so zufrieden, so behaglich in ihrem altgewohnten Bett fühlte. Noch einmal ließ sie die Erinnerungen an sich vorbeiziehen, den Saal, das Eßzimmer, die Silberringe.

»Ruh dich aus, Li Po, schlafe, lebe glücklich. Ich werde immer für dich sorgen.«

Im Patio musterte der junge Wächter sie mit einem langen Blick, als wäre sie ihm von jeher bekannt. Dann lief sie aufs freie Feld hinaus und sagte sich, so groß das Land auch sein mochte, am Ende waren es immer die armseligen vier Fußbreit, die jedem einzelnen von uns für immer zustehen, weil wir eine Zeit auf Erden verbracht haben. An diesem Mainachmittag freute sie sich mehr als je zuvor über die vollkommene Symmetrie der Araukarie, die an jedem Sproß jedes einzelnen Astes ein getreues Abbild ihrer selbst hervorbrachte. Werde ich mich selbst ebenso vermehren, werde ich eine andere Laura Dïaz sein, eine zweite Laura Dïaz, durch meine Nachfahren und meine Vorfahren, die Menschen, von denen ich abstamme, und die, die ich in die Welt gesetzt habe, auf die ich zugehe, die Menschen, die ich hinter mir gelassen habe, wird die ganze Welt wie eine Araukarie sein, die in jeder Blüte ein Abbild ihrer selbst hervorbringt? Möge das Gewitter sie nicht zerstören, soll doch der Liguster mit seinen gelben Blüten sie vor dem Donner schützen, jener bewundernswerte Baum, der dem Orkan ebenso trotzt wie der Dürre.

Sie lief in den Urwald. Ihre Gedanken überstürzten sich, während sich der Wald immer weiter vor ihr öffnete. Sie trug die Last des Lebens, ihres eigenen Lebens und des Lebens derer, die sie begleitet hatten; darum endete ihr Leben nicht, das Leben von Laura Dïaz. Denn mein Leben bin nicht ich allein, es sind viele Geschlechter, Nachkommen, die wahre Geschichte, das heißt die erlebte, doch vor allem die erdachte. Bin ich nur das Klageweib, die Leidtragende, die Trauernde? Nein, ich bin immer aufrecht meinen Weg gegangen, nie habe ich um

Barmherzigkeit gefleht, ich gehe weiter und versuche, die Strecke meines Lebens auszumessen, ich messe sie mit den Stimmen, die aus der Vergangenheit aufsteigen und mich ansprechen, als wären sie hier, die Namen auf den sieben silbernen Serviettenringen, die Namen der vier Santiagos und der vier Männer meines Lebens, Orlando und Juan Francisco, Jorge und Harry, nein, ich kann nicht die Leidtragende, das Klageweib sein, ich gehe aufrecht meinen Weg, selbst wenn ich mich demütig damit abfinde, daß ich nie die Natur beherrschen kann, denn die Natur überlebt uns und verlangt von uns, daß wir nicht ihre Herren, sondern ein Teil von ihr sind, daß wir zu ihr zurückkehren, die Geschichte, die Zeit und das Leid der Zeit hinter uns lassen, daß wir uns nicht mehr der Illusion hingeben, wir seien die Herren von etwas oder jemandem, nicht einmal die unserer Kinder, nicht einmal unserer Lieben, Laura Dïaz beherrscht allein die menschliche Kunst, anderen mit dem eigenen Körper etwas zu geben, mit ihrem vergänglichen und beschränkten Körper.

Sie erinnerte sich an den Wunsch ihres Bruders, des ersten Santiago, so im Urwald zu verschwinden, wie er schließlich im Meer verschwand.

Sie wollte den Wunsch Santiagos des Älteren erfüllen. Sie wollte Wald werden, wie er Meer geworden war.

Sie wollte in den Wald eindringen, wie man in einen leeren Raum eindringt, aus dem keine Botschaft zurückkehren kann.

Die unerfüllten Leben eines Bruders, eines Sohns und eines Enkels begleiteten sie.

Der Blick und die Worte ihres Großvaters Felipe Kelsen begleiteten sie. Gab es ein einziges Leben, das sich wirklich vollendet hatte, ein einziges, das keine gescheiterte Verheißung, keine verborgen gebliebene Möglichkeit war?

Laura erinnerte sich an den Tag, als ihr Großvater starb, als sie seine Hand mit den dicken Adern und den alten Sommersprossen ergriff, ihm die abgenutzte, durchsichtig gewordene Haut streichelte und das Gefühl hatte, daß jeder von uns für andere lebt: Unser Dasein hat allein den Sinn, unfertige Schicksale zu vollenden.

»Habe ich's dir nicht gesagt, Mädchen? Endlich haben mich alle Krankheiten zusammen erwischt, und du siehst ja… Aber bevor es zu Ende geht mit mir, möchte ich dir sagen, daß du recht hattest. Ja, es gibt wirklich die mit Edelsteinen geschmückte Frauengestalt im Wald. Ich habe dich absichtlich belegen. Du solltest dich nicht Aberglauben und Zauberei hingeben, Laurita. Ich habe dir einen Wollbaum gezeigt, damit du lerntest, dich auf die Vernunft und nicht auf Phantasie und Schwärmerei zu verlassen, die ich in meiner Jugend so teuer bezahlen mußte. Sei vorsichtig. Der Wollbaum ist mit dolchspitzen Dornen besetzt, erinnerst du dich?«

»Gewiß, Großvater.«

Der Wald erhebt sich wie sein eigener hochfliegender Atem, sein eigener tiefinnerer Herzschlag.

Die Wege des Waldes trennen sich.

Auf einer Seite führt er zu der Frau aus Stein, der mit Gürteln aus Schnecken und Schlangen verzierten

indianischen Statue, die eine von der mimetisch wirkenden Natur grün gefärbte Krone trägt, mit Halsketten und Reifen, Arm-, Nasen- und Ohrringen geschmückt ist.

Auf der anderen Seite gelangt man zum Wollbaum, dem König des Urwaldes, dessen Krone die scharfen, dolchgleichen Dornen sind, von denen es überall auf seinem großen, braunen, alterslosen, unbeweglichen, aber sehnsuchtsvollen Körper nur so wimmelt, und dessen Zweige sich wie Arme ausbreiten, auf die tödliche Liebkosung wartend, die der große Leib mit den spitzen Dolchen geben kann und will.

Laura Dïaz umarmte mit aller Kraft, die ihr blieb, den väterlich-mütterlich schützenden Wollbaum, den König eines leeren Raums, aus dem keine Botschaft zurückkehren konnte.

## *XXVI. Los Angeles: 2000*

Ein Jahr nach dem Überfall in Detroit erhielt ich den Auftrag zu einer Bildreportage über Los Angeles. Diesmal ließen sich meine persönliche Neigung und mein Beruf wunderbar vereinbaren: Ich sollte über die Enthüllung des restaurierten Wandbildes berichten, das David Alfaro Siqueiros 1930 in der Calle Olvera gemalt hatte.

Die Angloamerikaner hatten sich diese »typische« Straße ausgedacht, um die hispanoamerikanische Vergangenheit von La Puebla de Nuestra Señora de los Angeles de Porciüncula zu würdigen, jenem Ort, der im Jahre 1769 von einer spanischen Expedition auf der Suche nach geeigneten Plätzen für eine christliche Missionsstation gegründet wurde. Und um sich selbst (das sagte mir Enedina Pliego, während wir mit einem Tempo von zwölf Stundenkilometern auf dem Pomona-Highway dahinkrochen) eine romantische Vergangenheit und ein gutes Gewissen gegenüber den Mexikanern zu verschaffen, die nicht in der malerischen Olvera Street lebten, sondern mit Dokumenten oder ohne und in einer Masse, die die Millionengrenze überschritt, in den Vierteln von East L.A. hausten, aus denen sie in Bussen oder Chevys nach West L.A. und seinen von Mexikanern gepflegten Rasen und Rosenhecken fuhren.

»Mein Großvater hat die Ritte Zapatas in Morelos mitgemacht«, erzählte uns der alte Gärtner, den Enedina und ich aus Pomona mitgenommen hatten. »Jetzt reite ich

im Bus von Whittier nach Wilshire.«

Der Alte ließ ein gewaltiges Lachen hören und erklärte, heute sei Los Angeles in Kalifornien sein Arbeitsort und Ocotepec, Morelos, sein Urlaubsort, wohin er seine Dollars schicke und das er immer wieder besuche, um sich zu erholen und seine Leute zu sehen.

Enedina und ich sahen uns an und stimmten in das Gelächter des Alten ein. Wir drei waren *Angelenos,* aber wir sprachen, als wären wir Fremde in der Stadt, gerade erst eingetroffene Einwanderer, wie die, die in diesem Augenblick den Grenzpatrouillen an der Mauer entwischten, die man zwischen San Diego und Tijuana, zwischen den beiden *Californias,* errichtet hatte. Es hatte genügt, daß ich ein Jahr nicht in der Stadt gewesen war, damit alle dachten, sogar meine Freundin Enedina, ich sei für immer fortgegangen, denn das war hier die Regel: Du bist gerade erst angekommen, und schon gehst du wieder weg oder bist bereits vor kurzem wieder weggegangen, immer bist du nur auf einen Sprung da, dabei stimmt das nicht, sagten Enedina und ich, wir Indios, Spanier und Mexikaner waren früher als alle anderen hier, und wir verschwinden nicht, sondern werden immer mehr, ständig treffen neue mexikanische Einwandererwellen in Los Angeles ein, als kehrten sie nach Los Angeles zurück… In dem Jahrhundert, das gerade vorüber ist, kamen zuerst jene her, die vor der Diktatur des Porfirio Dïaz flohen, und später die, die vor der Revolution flohen, dann die Cristero-Kämpfer, die Feinde des »Obersten Führers« Galles, der von Cardenas vertriebene Galles selbst, die Fremdarbeiter, die die Kriegsanstrengungen des Nordens

unterstützten, dann die Pachucos, die halbassimilierten Latinos, die laut riefen: *»Hère we are!«* Und immer waren es diese Armen, die den Reichtum und die Kunst der Stadt schufen, die armen Mexikaner, die sich abrackerten und Kleinbetriebe gründeten und dann reich wurden, die Analphabeten, die hier in die Schule gingen und das zum Ausdruck bringen konnten, was sie in ihrem Inneren bewahrten, Tanz, Dichtkunst, Musik, Literatur: Wir fuhren an einem riesigen Wandbild vorbei, das aus immer wiederkehrenden, unverwechselbaren Graffiti und Symbolen bestand, der Jungfrau von Guadalupe, Emiliano Zapata, der »Calavera Catrina«, jenem berühmten Frauenskelett, Marcos, dem Maskierten von heute, und Zorro, dem Maskierten von gestern, dem Banditen Joaqum Murrieta und dem Missionar Fray Junipero Serra.

»Sie haben es nicht geschafft, Siqueiros auszulöschen«, sagte ich lachend, während ich langsam dahinrollte, denn ich war überzeugt, daß Autofahren in Los Angeles das gleiche bedeutete, wie »die Stadt im Original zu lesen«.

»Kannst du dir vorstellen, wie wütend seine Wohltäterin würde, wenn sie sehen könnte, was du und ich gleich sehen?« fragte Enedina. Sie war als dreijähriges Mädchen nach Los Angeles gekommen, zusammen mit ihrem verwitweten Vater, dem Kameramann Jesus Anîbal Pliego, der Lourdes Alfaro de Lopez geheiratet hatte. Beide hatten ihre Partner in Tlatelolco verloren und waren mit Halbwaisen allein geblieben, die Gefährten, Freunde und nun ein Liebespaar geworden sind: Enedina und ich.

Los Angeles verwandelte sich in ein riesiges mexikanisches Wandgemälde, das sich wie ein bunter

Staudamm erhob, damit dieses Kalifornien, das wir drei, das jungen Liebespaar und der alte Gärtner, von den Puente Hills aus überblickten, nicht in einer einzigen letzten Erderschütterung von den Bergen ins Meer glitt. Weggehen. Zurückkehren. Oder zum erstenmal herkommen. Von den Hügeln aus ließ sich der Pazifik erahnen, der sich hinter einem Dunstschleier verbarg, und am Fuß der Berge, unter dem Smog, erstreckte sich die mestizische, vielsprachige Stadt ohne Mittelpunkt, das nomadische Babel, das Konstantinopel am Pazifik, die Region der großen Kontinentalverschiebung ins Nichts.

Jenseits davon konnte es nichts mehr geben. Hier endete der Kontinent. Er begann in New York, der ersten Stadt, und endete mit Los Angeles, der zweiten und vielleicht letzten Stadt. Es blieb kein Raum mehr zum Erobern. Von hier aus mußte man zum Mond oder nach Nicaragua, zum Mars oder nach Vietnam. Das von den Pionieren eroberte Land war zu Ende, abgeschlossen das Epos der Landnahme, der Besitzgier, der »offenbaren Bestimmung« Nordamerikas, der Philanthropie, jenes Drangs, die Welt zu retten, den übrigen das Recht auf ein eigenes Schicksal zu verweigern und ihnen statt dessen zu ihrem eigenen Besten eine amerikanische Zukunft aufzuzwingen.

Das alles dachte ich, während ich wie eine Schildkröte auf Straßen vorankroch, die für die Hasen der modernen Welt angelegt waren. Ich sah Asphalt und Beton, aber auch Entwicklung, Aufbau, zum Verkauf angebotene Grundstücke, Tankstellen, Fast-food-Restaurants, Multiplex-Kinos, die Barock mit Rock and Roll vereinende Vielfalt der Großstadt Los Angeles, und trotzdem legten sich im

Geist des jungen Fotografen, des Urenkels von Laura Dîaz, der ich bin, andere Bilder über die Erscheinung der Stadt, Bilder, die ihr fremd waren: ein tropischer Fluß, der in einen orkanartigen Schrei mündet, blitzartige Vögel, die über die Urwälder Mexikos fliegen, Staubsterne, die sich in Jahrhunderten auflösen, die Augenblicke sind, eine vernachlässigte, arme Welt und der Tod, der sich die blutigen Hände im tiefen Temazcal von Puerto Escondido wäscht, wo ich von meinem Vater, dem dritten Santiago, und meiner noch lebenden Mutter Lourdes Alfaro gezeugt wurde… ein Wollbaum im Urwald.

Ich schüttelte den Kopf, um all diese Bilder zu verscheuchen und mich auf mein eigenes Projekt zu konzentrieren, das mich nach Los Angeles zurückgebracht hatte: Ich wollte die impressionistische Flut des kalifornischen Byzanz in einen verständlichen Zusammenhang bringen. Ich bereitete einen Fotoband über die mexikanischen Wandmaler in den Vereinigten Staaten vor und hatte schon Orozcos Wandbilder in Dartmouth und Pomona aufgenommen, in den Docks von New York hatte ich die aus dem Rockefeller Center und der New School verbannten Wandbilder Diego Riveras entdeckt, und nun war ich wieder in Los Angeles, der Stadt, in der ich aufgewachsen war, weil meine Mutter, ihr neuer Mann Jesus Ambal und seine Tochter Enedina im Jahre 1970 Mexiko verließen, als das Land aus einer neuen Wunde blutete, die Tlatelolco hieß. Jetzt, siebzig Jahre nach seiner Entstehung, wollte ich Siqueiros' Wandbild in der Galle Olvera fotografieren.

»Olvera Street«, rief Enedina mit vorgetäuschtem Ernst.

»Das Disneyland der typischen totonakischen Tropen.«

Mir war aufgefallen, wie hartnäckig die mexikanischen Wandbilder in den Vereinigten Staaten abgelehnt, verurteilt und zerstört wurden. Waren die Künstler lediglich ein paar Provokateure und die Kunstmäzene Feiglinge? Wie konnten diese Leute derart naiv sein, daß sie annahmen, Rivera, Orozco oder Siqueiros würden konventionelle, dekorative Werke nach dem Geschmack derer malen, die sie bezahlten? Die verblendeten, großzügigen und zugleich schäbigen *Mediri* der Gringos in New York, Detroit und Los Angeles glaubten vielleicht – das meinte Enedina –, wenn sie den Auftrag zu einem Kunstwerk gäben und es honorierten, genüge das, um dessen kritische Absicht aufzuheben, es unschädlich zu machen und, nachdem man es kastriert hatte, in das Kulturgut einer steuerfreien, puritanischen Wohltätigkeit aufzunehmen.

Der alte Gärtner dankte fürs Mitnehmen und stieg in Wilshire aus, wo er jemanden zu finden hoffte, der ihn nach Brentwood mitnahm. Enedina und ich wünschten ihm Glück.

»Wie ich gesagt habe«, verabschiedete sich der alte Mexikaner aus Ocotepec lächelnd von uns, »wenn Sie von einem Garten erfahren, der Pflege braucht, geben Sie mir Bescheid, ich kümmere mich gern darum. Haben Sie keinen eigenen Garten?«

Wir fuhren zur Olvera Street weiter.

Eine Zeitlang sahen wir uns das Fresko an, das Siqueiros auf die hohe Außenwand eines dreistöckigen Gebäudes

gemalt hatte. Nach siebzig Jahren der Verblendung und des Schweigens hatte man das Werk restauriert. 1930 hatte eine reiche kalifornische Dame, die von der »Mexican Renaissance« gehört hatte, den Auftrag zu diesem Wandbild erteilt, und weil Rivera in Detroit und Orozco in Dartmouth beschäftigt waren, engagierte sie Siqueiros und fragte ihn, welches Thema das Werk haben würde.

»Das tropische Amerika«, antwortete ungerührt der Wandmaler mit der schwarzgelockten zerzausten Haarflut, den blitzend-grünen Augen, den gewaltigen Nasenflügeln und einer merkwürdig abgehackten Sprechweise, die mit zögernden Flickwörtern, mit »nun ja«, »das heißt« und »nicht wahr?« geradezu gespickt war.

Als die Mäzenin das hörte, erschien vor ihren Augen eine wunderbare Vision von Palmen und Sonnenuntergängen, von sich in den Hüften wiegenden Rumbatänzerinnen und schneidigen Charros, von roten Ziegeldächern und prächtigen Feigenkakteen. Sie unterschrieb den Scheck und erklärte ihr Einverständnis.

Am Tag der Einweihung war die alte Plaza mit Behördenvertretern und Persönlichkeiten der guten Gesellschaft gefüllt, man zog den Vorhang auf, der »Das Tropische Amerika« verhüllte, und sichtbar wurde das Wandgemälde eines Lateinamerikas, das von einem braunhäutigen, versklavten, gekreuzigten Christus verkörpert wurde. Ein gekreuzigtes, nacktes, mit dem Tode ringendes Lateinamerika hing am Kreuz, und über ihm schwebte der blutgierige Adler des nordamerikanischen Wappens.

Die Mäzenin fiel in Ohnmacht, die Behördenvertreter stimmten ein großes Zetergeschrei an, Siqueiros habe Los

Angeles in die Hölle versetzt, und am Morgen des nächsten Tages war das Wandbild vollständig mit Kalk verschmiert, zugedeckt, zerstört, unsichtbar für die Welt, als wäre es nie dagewesen. *Nothing.* Nichts.

Daß wir es an diesem Nachmittag im ersten Jahr des neuen Jahrtausends restauriert an seinem Platz sahen, rührte Enedina tiefer als mich. Mein Mädchen mit den grünen Augen und der olivenfarbenen Haut hob die Arme und zog sich die langen Haare in den Nacken, rollte sie zu einem straffen Zopf zusammen, der ihre Erregung wie ein Blitzableiter entlud. Die Restaurierung des Werkes hatte auch sie, Enedina, wiederhergestellt, das hier war das Zeugnis, daß sie als *Chicana* eine vollwertige Person war, die sowohl zu Mexiko als auch zu den Vereinigten Staaten gehörte. Es gab nichts zu verbergen, nichts zu verheimlichen, dieses Land gehörte allen, allen Rassen, allen Sprachen, allen Geschichten. Das war sein Schicksal, weil es sein Ursprung war.

Ich war viel zu sehr damit beschäftigt, das Wandbild zu fotografieren, und freute mich, daß endlich einmal ein Arbeitsauftrag mit einem persönlichen Projekt zusammenpaßte. Die Arbeit an meinem Buch war unterbrochen worden, als man mich in Detroit überfallen und zusammengeschlagen hatte. Ich war gerade aus dem Institute of Arts gekommen, wo ich das Wandbild Riveras über die Industrie fotografiert und das Gesicht einer Frau entdeckt hatte, die zu mir, meinem Blut, meiner Erinnerung gehörte: Laura Dïaz, die Großmutter meines in Tlatelolco ermordeten Vaters, die Mutter eines anderen Santiago, der seine Verheißung nicht erfüllen konnte, vielleicht aber die

Berufung des bildenden Künstlers auf seinen Großneffen übertragen hatte. Und sie war die Schwester eines ersten Santiago, der in Veracruz erschossen und den Wellen des Golfs von Mexiko übergeben wurde.

Hier und jetzt, in Los Angeles, im amerikanischen Babel, im Byzanz am Pazifik, dieser Utopie des gerade beginnenden Jahrhunderts, schloß ich womöglich das Kapitel meiner künstlerischen, blutsverwandten Vorgänger ab, jene Chronik, die, wie Enedina und ich entschieden hatten, *»Die Jahre mit Laura Dïaz«* heißen sollte.

»Muß noch etwas gesagt werden?« fragte Enedina in jener Nacht, als wir beide uns umschlungen hielten, in unserem Apartment in Santa Monica, nahe am brausenden Meer.

Natürlich gab es immer noch etwas mehr – das aber zwischen uns beiden, Enedina und mir, die wir von unseren ersten Jahren an wie Geschwister und heute ein vollkommenes Liebespaar waren; der eine hatte sich dem anderen ohne jede Erklärung hingegeben, seit wir nach Kalifornien gekommen und zusammen aufgewachsen waren, zusammen besuchten wir die Schule, zusammen studierten wir an der UCLA, der Universität von Los Angeles, und begeisterten uns dort für Philosophie und Geschichte, die Mexikanische Revolution, die Geschichte des Sozialismus und des Anarchosyndikalismus, die Arbeiterbewegung in Lateinamerika, den Spanienkrieg, den Holocaust, den McCarthyismus in den Vereinigten Staaten, lasen die Texte von Ortega y Gasset, Edmund Husserl, Karl Marx und Ferdinand von Lassalle, sahen die Filme Eisensteins über Mexiko, die Leni Riefenstahls zum

Ruhm des Nazismus und Alain Resnais' »Nacht und Nebel« über Auschwitz, betrachteten die Fotos von Robert Capa, Cartier-Bresson, Weegee, André Kertész, Rodtschenko und Alvarez Bravo, und die Summe dieser Lehrjahre, die wir gemeinsam absolvierten, festigte unsere Liebe immer wieder. Enedina flog nach Detroit, sobald sie erfuhr, daß man mich überfallen hatte, und sie blieb im Krankenhaus an meinem Bett.

Wir unterhielten uns.

Ich hatte eine Hirnquetschung erlitten, mich überwältigten unkontrollierte Träume, und ich mußte Bettruhe halten, damit meine Beinfraktur heilte, doch ich vergaß die Träume nicht, obwohl es lange dauerte, bis ich mein Bein wieder bewegen konnte.

Wir unterhielten uns.

Während unserer Unterhaltungen erinnerten wir uns an alles mögliche, erfanden das Unmögliche, vermischten zwanglos Erinnerung und Phantasie, was wir wußten, mit dem, was man uns erzählt hatte, was die Nachfahren von Laura Dïaz gekannt und erträumt hatten, das Naheliegende, doch auch das Wahrscheinliche in unserem Leben, die Nachkommenschaft Felipe Kelsens und Côsima Reiters, die Schwestern Hilda, Virginia und Maria de la O, die *Mutti* Leticia und ihren Mann Fernando Dîaz, den ersten Santiago, den Sohn Fernandos, Lauras ersten Ball auf der Hazienda San Cayetano, die Ehe mit Juan Francisco, die Geburt Dantons und des zweiten Santiago, die Liebesgeschichten mit Orlando Ximénez und Jorge Maura, die aufopferungsvolle Zuneigung zu Harry Jaffe, den Tod des dritten Santiago in Tla-telolco, die Befreiung, das Leid und

den Ruhm der Laura Dïaz, der Tochter, Gattin, Geliebten, Mutter und Künstlerin, der Alten und Jungen: An das alles erinnerten sich Enedina und ich, und wenn wir uns an etwas nicht erinnerten, stellten wir es uns vor, und was wir uns nicht vorstellen konnten, verwarfen wir als eines Lebens unwürdig, das mit der unauflöslich zusammengehörenden Möglichkeit des Seins und des Nichtseins gelebt wurde, um einen Teil des Daseins zu vollenden, während es einen anderen Teil opferte und stets wußte, daß man nichts – Wahrheit oder Irrtum, Kenntnis oder Erinnerung – uneingeschränkt besitzt, weil wir aus unvollständigen, wenn auch innigen Liebesgeschichten und innigen, wenn auch unvollständigen Erinnerungen erwachsen und weil wir nur das erben können, was unsere Vorfahren uns hinterlassen haben, die Gemeinschaft der Vergangenheit und den in die Zukunft weisenden Willen, die in der Gegenwart von Gedächtnis, Verlangen und dem Wissen vereint werden, daß jeder unserer Liebesakte heute einen gestern begonnenen vollendet. Die bestehende Erinnerung bestätigt die gestrige Erinnerung, selbst wenn diese damit entstellt wird. Die heutige Phantasievorstellung ist die Wahrheit von gestern und morgen.

»Hast du deshalb auf die Karte, die am Fuß deines toten Vaters festgebunden war, nur euren gemeinsamen Vornamen geschrieben, Santiago der Dritte, 1944-1968?«

»Ja. Ich glaube, daß ich mit ihnen gestorben bin, damit sie mit mir weiterleben.«

Vom Bett aus betrachteten Enedina und Santiago das Bild Adams und Evas, die aus dem Paradies aufstiegen, anstatt zu fallen, das Bild des ersten nackten Liebespaares,

das selbst über seine Sinnlichkeit bestimmte. Der zweite Santiago, Santiago der Jüngere, hatte es kurz vor seinem Tod gemalt, und Laura Dïaz hatte es in ihrem Testament ihnen beiden, Santiago und Enedina, vermacht.

»Ich liebe dich, Santiago.«

»Und ich liebe dich, Enedina.«

»Und Laura Dïaz, auch sie liebe ich sehr.«

»Wie gut, daß wir gemeinsam ihr Leben nachgestalten konnten.«

»Ihre Jahre. Die Jahre mit Laura Dïaz.«

## *Danksagung*

Die besten Romanautoren der Welt sind unsere Großmütter, und ihnen vor allem habe ich die Erinnerungen zu verdanken, auf denen mein Roman beruht. Da ist zum einen meine Großmutter mütterlicherseits, Emilia Rivas Gil de Macfas, die Witwe von Manuel Macfas Gutiérrez. Sie wurde in Älamos, Sonora, und er in Guadalajara, Jalisco, geboren. Sie stammte von Einwanderern aus der spanischen Provinz Santander und, Gerüchten zufolge, die ich gehört habe, von Yaquis aus Sonora ab. Mein Großvater Macfas kam 1919 auf tragische Weise ums Leben und hinterließ meine Großmutter und vier junge Töchter, Maria Emilia, Sélika, Carmen und meine Mutter Berta Macfas de Fuentes.

Meine Großmutter väterlicherseits, Emilia Boettiger de Fuentes, wurde in Catemaco, Veracruz, geboren, ihre Eltern waren Philipp Boettiger Keller, ein deutscher Einwanderer aus dem rheinischen Darmstadt, und seine junge, aus Spanien stammende Ehefrau Ana Marfa Murcia de Boettiger, mit der er drei Töchter hatte, Luisa (Boettiger de Salgado), Marfa (Boettiger de Alvarez) und Emilia (Boettiger de Fuentes). Emilia heiratete Rafaël Fuentes Vêlez, den Direktor der Mexikanischen Nationalbank in Veracruz und Sohn von Carlos Fuentes Benitez und Ciotilde Vêlez, die in der Postkutsche auf dem Weg zwischen Mexico-Stadt und Veracruz überfallen und verstümmelt wurde. Eine vierte Boettiger-Schwester, Anita, war Mulattin und die Frucht einer Liebesbeziehung

meines Urgroßvaters, die er nie eingestanden hat. Man hat sie vorbehaltlos und liebevoll in die Familie Boettiger aufgenommen, zu der sie immer gehörte.

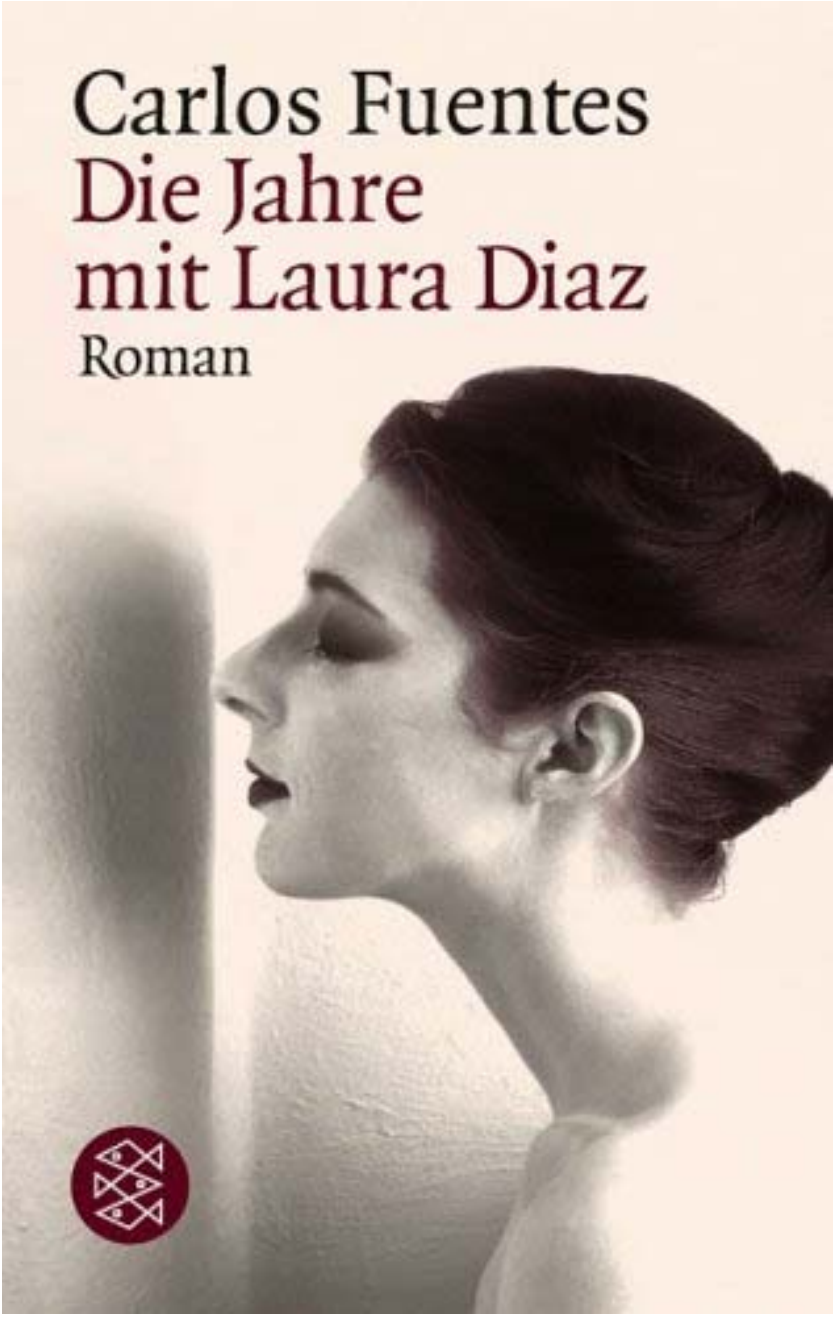
Meine Großeltern väterlicherseits hatten drei Kinder, Carlos Fuentes Boettiger, meinen jungen Onkel, einen frühvollendeten Dichter, Schüler von Salvador Dïaz Miron und Herausgeber der Xalapaer Zeitschrift »Musa Bohemia«. Mit einundzwanzig Jahren starb er an Typhus in Mexico-Stadt, wo er studierte. Meine Tante Emilia Fuentes Boettiger blieb viele Jahre unverheiratet und pflegte meinen Großvater Don Rafaël, der an progressiver Lähmung litt. Meine Eltern, Rafaël Fuentes Boettiger und Berta Macias Rivas, heirateten im Januar 1928. Ich wurde im November desselben Jahres geboren und erbte die mannigfaltigen, von meinen Voreltern überlieferten Geschichten.

Viele andere Geschichten wurden mir jedoch von zwei großartigen Überlebenden der »Jahre mit Laura Dïaz« erzählt, Dona Julieta Olivier de Fernândez Landero und Dona Ana Guido de Icaza. Die erstgenannte ist die Witwe von Manuel Fernândez Landero, einem Industriellen aus Orizaba, und die zweite die Witwe des Anwalts und Schriftstellers Xavier Icaza Lopez-Negrete, der hier als Romanperson erscheint. Ihnen widme ich einen gerührten Dankesgruß.

Schließlich habe ich »Die Jahre mit Laura Dïaz« während einer ausgedehnten Rundreise begonnen, auf der ich, gemeinsam mit meinem Freund Federico Reyes Heroles, Informationen und vor allem Gefühlseindrücke in Gegenden gesammelt habe, in denen seine und meine

Vorfahren lebten: in der Hafenstadt Veracruz, in Xalapa, Coatepec, Catemaco, Tlacotalpan und Los Tuxtlas, Santiago und San Andres. Mein ganz besonderer Dank gilt Federico und seiner Frau Beatriz Scharrer, einer profunden Kennerin des Landlebens und der Geschichte der deutschen Einwanderer im Staat Veracruz.

*London, im August 1998*


Carlos Fuentes
Die Jahre
mit Laura Diaz
Roman